

Bibliotek:

U.M. 5

T 3



Ed 738







**L** e s t e

für *N. 8*

vaterländische Interessen

oder

Preussische  
**Provinzial-Blätter.**

---

Herausgegeben

von

**D. W. L. Richter.**

---

Neue Folge. Jahrgang 1844.

---

**Königsberg, 1844.**

Gedruckt in der Hartung'schen Hof- und Universitäts-Buchdruckerei.

2

43009



~~AG448~~

91561 /



010270



U

## Besuch bei Linné im Jahre 1827.

Eine Vorlesung von U. L. in M.

---

Wenn man echt romantische Länder besucht — (und wer wird in unserm Jahrhundert auf Reisen noch etwas anderes suchen als Romantik?) —, so flechten sich in die Romantik der Wirklichkeit Episoden ein, welche oft seitab vom Hauptwege lenken und je ungewohnter, desto mächtiger die Seele und ihre Entschlüsse bestimmen. Dergleichen Episoden nennt man im Alltagsleben Zufälle, ein Name, mit welchem weder der Theologe noch der Psychologe zufrieden sein kann; wahrscheinlich haben dies Wort die heidnischen Philologen in Gang gebracht.

Ein jeder, der einmal über die Grenzen des Vaterlandes und seiner Sprache hinausgekommen, hat gewiß solche Episoden erfahren. Auch ich habe sie erlebt und muß gestehen, daß sie für mich immer einen besonderen Reiz dargeboten haben.

Auf die Aufforderung unseres würdigen Vorstandes erlaube ich mir heute Ihnen, hochgeehrte Versammlung, eine Episode jener Art, aus meiner nordischen Jugendreise so zu erzählen, wie sie die Erinnerung, an Hauptpunkte meines Reisetagebuchs geknüpft, noch nach 15 Jahren in lebhaften Farben mir vor malt. — —

Das nördlichste Ziel meiner Reise war glücklich erreicht.

Nachdem in der unvergleichlich schönen Felsenstadt am dunkelblauen Mälar meine Sehnsucht nach dem Herzen Schwedens gestillt und zuletzt noch der Geburtstag meines geliebten Königs in Preussischer Treue und Anhänglichkeit gefeiert war; nachdem ich hierauf in Sigtuna, der alten Residenz des Götterkönigs Odin, die ältesten Ueberreste der berühmten Heidenzeit, die Ruinen ihrer Tempel besucht und in ihnen von den Tagen

der Vorzeit und dem jugendlichen Walhalla geschwärmt hatte: — war ich in Gesellschaft eines sehr gebildeten und lebendigen Isländischen Doctors G. an einem schönen Sommerabende in der ehrwürdigen Universitätsstadt Upsala eingetroffen.

Diese Stadt gewährt dem Reisenden ein vielseitiges Interesse. Ich war froh, in einem sehr gemüthlichen, liebenswürdigen jungen Manne, Prof. M. aus Wärmeland, einen freundlichen und höchst gebildeten Führer zu finden, welcher unermüdtlich war, mir die Schätze der Stadt zu zeigen und mich mit einigen Einwohnern, namentlich mit Professoren bekannt zu machen, unter denen besonders der berühmte Dichter und Historiker Geyer und der bekannte Botaniker Afzelius, der letzte Schüler Linnés, einen sehr wohlthätigen Eindruck auf mich machten.

Von allen sonstigen Schätzen der Stadt hatte das älteste und berühmteste Denkmal der deutschen Literatur, das Original des Ulfilas, mich im höchsten Grade interessirt. Dies ehrwürdige Denkmal unsers Volkes wäre schon allein im Stande gewesen, so hoch nach Norden eine Reise zu lenken, zumal für Denjenigen, dem deutsche Sprache und Sprachforschung am Herzen liegt. — Es hatte also Ulfilas bereits mehr Zeit in Anspruch genommen, als ich früher gedacht; und so war, unerwartet schnell, der letzte Tag herangekommen, den ich mir für den Aufenthalt in Upsala festgesetzt. Auf den folgenden Tag war die Rückreise nach Stockholm und von da nach Danzig und Königsberg bestimmt. — Zwar hatte mein bisheriger Reisegefährte G. mich bewegen wollen, mit Upsala mich nicht zu begnügen, sondern weiter hinauf nach Norden zu reisen. Mit einer seltenen Beredtsamkeit hatte er sein geliebtes Island geschildert und hinzugefügt, wenn ich nicht dorthin wollte oder könnte, so müßte ich doch wenigstens in Schweden noch mehrere Grade nach Norden hinauf, um die Natur auch in ihrer furchtbaren Erhabenheit und in ihrem Graus kennen zu lernen. M. drang ebenfalls, wenn gleich nicht mit solchem Feuer wie der Sohn des vulkanischen Eilands, doch aber trotz aller seiner sonstigen Sanftmuth recht sehr in mich, dem Rathe zu folgen und wenigstens sein Lieblingsland Dalekarlien zu durchwandern. Allein ich wollte nun einmal meinem Reiseplan treu bleiben. Ich glaubte mich mit dem bisher Gesehenen begnügen zu können, war glücklich

genug, schon so viel Romantik zu Wasser und zu Lande, im Dampfer und zu Fuß erfahren zu haben, und bangte mich schon nach der Heimat. Kurz, es blieb dabei. Upsala sollte der nördlichste Punkt sein, und die Rückreise war für morgen festgesetzt. Auf den heutigen Tag aber hatte ich noch vieles verschoben, was nun um so schneller absolvirt werden sollte, namentlich den Ausflug in die berühmten Umgebungen der Stadt.

Der Vormittag ward zu einer Fahrt nach Gamla Upsala bestimmt, dem alten Hauptsitze des nordischen Götzendienstes. Hier stand schon vor mehr als 2000 Jahren der prachtvolle Tempel mit dem nun verschwundenen Hain; hier residirte der Oberpriester, der zugleich Oberkönig war. Ein Theil jenes Göztempels ist noch in den Mauern der heutigen Kirche vorhanden. Herum liegen die berühmten Upsala Höggar, die Grabstätten der Altvordern. Von ihnen zogen besonders drei steile Riesen Hügel meine Aufmerksamkeit auf sich, unter denen nach der Sage die drei nordischen Hauptgottheiten, Thor, Odin und Freya begraben liegen. Nach gewöhnlicher Sitte der Reisenden wurde auf den drei Hügeln antiker Meth getrunken. Der Isländer feierte mit einem Eddaischen Trinkspruch den Gott Odin; der Wärländer rief in Schwedischer Sprache dem Donnergott Thor ein kräftiges Godthor zu; und der Samländer mußte mit einem Altdeutschen Minneliede die Liebesgöttin Freya hoch leben lassen. Is-, Wärm- und Samland gingen begeisterungsvoll auf in dem Gedanken an das gemeinsame Valhalla, den Sitz ewiger Jugend und heitrer Freundschaft. — Von allen drei Götterhügeln wurden zur Erinnerung Blumen gepflückt; von Freyas Grabe nahm ich die schöne rothe Blume, welche zum Andenken an den großen Linné noch heute *Linnaea* heißt.

Der Nachmittag war zur Fahrt nach Hammersby bestimmt, dem Gute, welches Linné von seinem Könige zum Geschenk erhalten hatte.

Schon öfters brachte Freund M., der selbst ein tüchtiger Botaniker und Linnés enthusiastischer Verehrer war, diese Fahrt in Vorschlag. Allein theils das Interesse für nordische Sprache und Alterthümer, theils die lieben neuen Bekanntschaften in der Stadt hatten mich diese Fahrt bisher aufschieben lassen. Erst heute kam sie zur Ausführung. Es begünstigte uns das schönste

Sommervetter. Der Sommer im südlichen und mittleren Schweden steht unserem Sommer hier nicht im Mindesten anders nach als durch seine Kürze.

Nachdem wir drei Gasthäusern vorbeigefahren waren, welche sonderbarer Weise Freude, Noth und Pein heißen, empfing uns zunächst die berühmte Moratwiese. Eine ungeheure Ebne breitete sich vor uns aus. In der Mitte hart am Wege liegen die bekannten Morasteine, worauf vor grauen Jahren die Vornehmsten des Volkes saßen, um ihren König unter freiem Himmel zu wählen, während das Volk sich rings gelagert hatte. Der größte Stein war zum Sitz für den neu erwählten König bestimmt. Erich IX. der Heilige ward zuerst hier gewählt.

Wir kamen hierauf durch das Dorf Danmark, das von der großen Dänenschlacht im dreizehnten Jahrhundert seinen Namen empfangen hat, und sahen nun schon aus der Ferne die rothen Häuser von Hammersby, der schönen Sommerheimat Linnés. —

Ein sonderbares Gefühl und allerlei Gedanken erfaßten mich, je mehr wir uns dem Gute näherten. Mein lieber Jugendlehrer in den Naturwissenschaften — sanft ruhe seine Asche! — stand mir jetzt lebhaft vor Augen. Er hatte jeden Sommer in jeder Klasse Botanik doziert, nicht den Utilitätsmännern zu Gefallen, denn diese durften damals noch nicht mit ihren realistisch-prozentlichen Prinzipien so keck gegen die Humanisten aufstauen als in unsrer heutigen so industriellen Dampfzeit, sondern aus begeisterungsvoller Liebe für die Wissenschaft selbst. Und so hatte auch ich während der neun rollenden Jahre meines Schullebens neunmal Botanik studiren und auch späterhin noch das Gelernte wieder auffrischen müssen. Denn die eben so nothwendige als ennyente Landplage der Examina (— mit Recht ordnet man sie vielfältig an, da Prüfungen den Muth des Menschen stählen —) hatten auch mich in der Naturwissenschaft, wie sehr sie auch seitab vom Hauptwege meiner Studien lag, Rekapitulationen beginnen lassen, die mir recht klar vor Augen stellten, wie man sich gratuliren könne, bei jenen Prüfungen nicht sein eigener Examinator zu sein. Seit der letzten Prüfung, nach deren glücklichem Bestehn gewöhnlich erst die wahre Freiheit und die wahre Lust zu Selbststudien ihre fördernden Fittige hebt, hatten nun die

botanischen Episoden für mich gänzlich aufgehört. Ich mochte im Buche der Natur lieber obenhin lesen als gründlich buchstabiren, lieber mich an der Natur als einer Summa denn an ihren einzelnen Summanden erfreuen, und folgte dem großen Dichter, der da fragt:

Die ird'schen Puthen, die am Himmelsheer  
 Gevattern gleich jedweden Stern benennen,  
 Erfreun sie sich der schönen Nächte mehr,  
 Als die umhergehn und nicht Einen kennen? —

Heute aber, in der Nähe der Manen des größten Botanikers, war mein botanisches Gewissen wieder erwacht. Die Vorbereitungen zu dieser Reise hatten sich um die Sprache und die Alterthümer des Nordens gedreht; zur Naturwissenschaft war weder Muße noch Lust dagewesen. Das that mir nun sehr Leid. Allein non omnia possumus omnes. Unwillkürlich folgen meine Gedanken in die schöne botanische Schulzeit zurück. Phanerogamien und Kryptogamien, Dekandria und Monadelphica, solche und ähnliche Töne säufelten in meinen Ohren; und in Opposition traten hiegegen die Akotyledonen und Monokotyledonen. Dann hörte ich in meinem Geiste noch einmal, wie mein geliebter Lehrer so begeisterungsvoll von Linné sprach, dem er fast eine göttliche Verehrung zollte, und wie er von seinem großen Geiste und noch größeren Herzen uns Knaben und Jünglingen vieles erzählte, und wie wir ihm zu Liebe die Umrisse des Linnéischen Systems zu Hause auf feinstes Papier niederschrieben und unter schöne Rahmen stellten, wie wir, besonders wenn das Bewußtsein von dem schwachen Gedächtniß des häuslichen Fleißes in unserm Gewissen auftauchte, ihn dann dadurch hoch erfreuten, daß wir ihn baten, statt der Repetition uns lieber noch mehr von dem großen Schweden zu erzählen, und wie er uns dann gestand, es wäre seine größte Seligkeit gewesen, den edeln Mann persönlich kennen zu lernen oder wenigstens den geweihten Boden zu betreten, da er gewandelt und gelehrt; und wenn uns das Schicksal einmal dort eben nach Norden hinführte, dann sollten wir die heilige Wanderung nach Upsala und Hammersby für eine Herzenspflicht halten, die wir dem großen Manne, die wir uns selber, die wir ihm, unserm Lehrer, schuldig seien. —

Und so war keine botanische Stunde vergangen, an deren Stirne nicht Linné geprangt hätte.

Nun fügte es sich, daß von allen Schülern, welche mein lieber Lehrer gehabt hatte und aus deren Zahl sehr viele tüchtige Botaniker hervorgegangen sind, gerade ich, ein Nichtbotaniker, der erste und einzige sein sollte, der jener Herzenspflicht genügte. Je rührender dieser glückliche Zufall für mich war, desto mehr fühlte ich, wie höchst angenehm es sei, von jener Sokratischen Wahrheit: „wir wissen nichts, außer daß wir nichts wissen“ so ganz allein für sich im Stillen ohne Mitwissen Anderer überzeugt zu sein. Und hiemit verband sich zugleich ein zweites angenehmes Gefühl, nämlich dies, jetzt keinen Examinator mehr weder von Staats; noch von Rechtswegen fürchten zu dürfen, sondern mit allgemeinen, rechts und links erkursirenden, philosophisch verbrämten Lebensarten von natürlichen und künstlichen Systemen und Uehnlichem herumplänkern zu können. Ist doch unser Göthe von so manchem Manne besucht worden, welcher von der Poesie so weit entfernt war als der Tartarus vom Olymp, oder (um weniger humanistisch, mehr realistisch zu sprechen) als Berliner Blau vom Blau des Himmels. Warum sollte ein Philolog nicht Linnés Familie und Haus besuchen? —

Und so verwandelte sich das botanisch bängliche Gefühl in ein allgemein freudig erwartungsvolles, je näher wir dem Gute kamen.

Jetzt stiegen wir aus und eilten zunächst dahin, wo Linnés Tochter im Sommer zum Andenken an ihren Vater noch immer einen einfachen, ländlich schönen Hof bewohnt. Wir traten ein, wurden gemeldet und mit einer höchst wohlthuernden Freundlichkeit empfangen, wie man sie nur bei den einfachen, gemüthlichern Völkern des Nordens zu finden gewohnt ist. Die Dame freute sich, daß ihr Vater bei uns Deutschen noch in solchem liebevollen Andenken stehe, und daß man seine Stätte so gern besuche.

Ich hatte Zeit genug, ihre Physiognomie genauer zu studiren. Ihr Gesicht war ehrwürdig und noch sehr interessant, obwohl es bereits von 85 Sommern angelächelt worden war. Mein Lehrer besaß ein sehr gutes Gemälde von Linné, das über seinem Bette hing, und hatte uns Schüler, wenn wir ihm

Freude gemacht, im fertigen Hersagen der 24 Klassen, zur Belohnung dann und wann mit nach Hause genommen und in sein Abyton geführt, um uns das Gemälde zu zeigen. Daher hatte ich mir Linnés Gesichtszüge sehr genau eingepägt und fand nun bestätigt, was ich schon in Upsala gehört, daß Fräulein Linné ihrem Vater frappant gleiche. Vorzüglich bezeugten die Aehnlichkeit ihre freundlich lebhaften Augen und der liebliche Zug am Munde. Nur die stark sich kräuselnden Haarlocken und die niedliche Haube machten das Gesicht etwas breiter und höher.

Sie erkundigte sich nach Königsberg und Danzig; beide Städte kannte sie genauer durch die Korrespondenz ihres Vaters. Doch bald wußte ich das Gespräch wieder auf ihren Vater hinzulenken und war ganz Ohr, da sie uns von ihm erzählte. Sie hob einige interessante Momente seines Lebens hervor. Er sei von seinem Vater, einem Landprediger in Smaland, anfangs für den Priesterstand bestimmt gewesen, da die Mutter das Gelübde gethan, ihn nichts anderes als Priester werden zu lassen. Die Verlegenheit sei groß gewesen, als nun der junge Linné gar keine Neigung zum Prediger gezeigt und sich mit entschiedener Energie auf die Naturwissenschaften gelegt. Die Frauen aber wissen überall und immer Rath. Die Mutter habe auch Rath gewußt, ihr Gelübde mit der Neigung des Sohnes in Einklang zu bringen, und zum Vatten gesagt: Ja, Karl soll Priester werden, aber ein Priester der Natur! — Späterhin habe er eine Reise nach Grönland unter den größten Mühen und Gefahren gemacht und auf derselben nur 50 Thlr. gebraucht, die er vom Staat als Reisegeld für 800 Meilen erhalten. Ganz allein sei er gereist; eine lederne Kapsel mit Papier und Feder und ein kleiner Mantelsack mit Wäsche war alles, was er mitnahm. Dann sprach sie von seinen Reisen in Holland, von seiner Freundschaft mit dem berühmten Philologen Gronov, und ging hienach auf seine glückliche Häuslichkeit und auf die letzten Augenblicke seines Lebens über.

Eine sanfte Thräne kindlicher Pietät rollte ihre Wangen herab. — Wen könnte das Andenken an große Männer, zumal wenn es von der Kindesliebe so treu und lebhaft vor die Seele geführt wird, ungerührt lassen? — —

Fräulein Linné hatte gerade nahe Verwandte bei sich zum Besuch, drei junge, blühende Mädchen, wenn auch nicht blendend schön, so doch sehr liebenswürdig im Wesen und Benehmen, wie man denn überhaupt bei den Schwedinnen weniger prangende, imposante Schönheit, als vielmehr ein höchst anziehendes, zartes Aeußere und ungewöhliche Liebenswürdigkeit findet. Wir fühlten uns sehr wohl bei der ungeschminkten Freundlichkeit und naiven Gemüthlichkeit dieser Damen. Ihre kindlich heitern Gesichter bewiesen deutlich genug, daß sie zur Familie des liebenswürdigen Linné gehörten.

Einige Tassen schwarzen Kaffees wurden uns präsentirt mit mehreren Smörgas. Dann schickten wir uns an, Linnés Haus und Garten zu besuchen. Das alte Fräulein entschuldigte sich, nicht mitkommen zu können, gab uns aber die jungen Damen zu Führerinnen mit: sie gehe, sagte sie, am liebsten allein herum in Heiligthum ihres seligen Vaters, um ihm in Einsamkeit die Thräne dankbarer Kindesliebe zu weihen.

Ich nahm von ihr Abschied, und sie beschenkte mich noch mit einem schönen Bilde ihres Vaters. Ein traulicher Händedruck wäre die in Schweden gewöhnliche Abschiedszeremonie gewesen. Allein bei dem hohen Grade ihrer Ehrwürdigkeit und in meiner Rührung erinnerte ich mich zu lebhaft der begeisterten Worte meines guten Lehrers. Es war mir so, als wenn sein freundlich belehrender, ernst mahnender Geist neben mir stünde und mir zuflüsterte: Wie! bloß einen Händedruck der ehrwürdigen Tochter des weltberühmten Schweden? Nein, einen zärtlichen Handkuß in deinem und meinem Namen! — Und flugs gehorchte ich dem raunenden Geiste, trat nochmals näher, bückte mich abermals und vollführte mit Pietät die Ehrenbezeugung, die ich sonst nur gegen meine Eltern gewohnt war. — Hättest du, mein geliebter Lehrer, diese Scene selbst erlebt, hättest du selbst auch nur die Hand der Tochter deines Halbgottes küssen können: deine Wonne wäre groß gewesen! Aber dein Schüler that es in deiner Seele voll aufrichtiger Pietät und hat dir, da du noch hienieden wandeltest, treulichen Bericht darüber erstattet und deine tiefe Rührung dabei mit eigener Rührung wahrgenommen! — —

Unsere Begleiterinnen führten uns nun zunächst in Linnés Haus, vor welchem ein von ihm selber noch gepflanzter Kastanienbaum steht. Es ist rings von hohen Steinen umgeben. —

Man muß die idealische Begeisterung einer seelenfrohen Jugend selbst erlebt haben, um zu ermessen, mit welcher Ehrfurcht, mit welcher heiligen Scheu man da wandelt, wo große Männer gewandelt sind, und alles das anschaut und erforscht, was sie uns wenigstens äußerlich hinterlassen haben. Je älter man wird, desto mehr entfernt man sich von dem Feuer einer solchen Begeisterung. Aber auch ferne davon erfreut sich das höhere Alter noch in dem Rückblick auf dies jugendliche Feuer und erwärmt sich noch in der Erinnerung hieran.

Auch wir traten mit heiliger Scheu in das Haus hinein.

Alle Zimmer unseres Naturheros wurden fast schweigend in erhebendem Andenken durchwandert. Sämmtliche sind mit Tapeten geschmückt und diese in den mannigfaltigsten Gruppierungen mit Blumen bemalt, unter denen jeder Name nebst Erklärungen aufs Genaueste systematisch verzeichnet steht.

Im zweiten Stock links ist ein Eintrittszimmer. Hier hängt sein wohlgetroffenes Bildniß. Der herzliche und denkende Natur- und Menschenfreund spricht aus seinem Auge. Ein Zug der Feinheit und der Heiterkeit zieht sich um seinen Mund. Der Hals ist frei, die Brust gelüftet. Der Orden prangt auf seinem Gewande. Schöner prangt das rothe Blümchen *Linnaea*, das er zart in der Linken mit zwei Fingern hält, während er die rechte Hand auf ein Buch stützt.

Wir traten in sein Schlafzimmer, das die Ueberschrift führt: *innocue vivite, numen adest.*

(Lebet reines Herzens, die Gottheit ist nahe!)

Vieles Handschriftliche von ihm fand sich hier noch vor. Dieses sowie überhaupt alles im ganzen Hause ist bis zur Stunde in derselben Ordnung und Lage geblieben, in welcher es sich bei seinem Tode (er starb 1778) befand; und somit steigert sich das Interesse hiefür nicht allein bei seiner Familie sondern auch bei jedem besuchenden Verehrer. Dort in der Ecke steht noch das Bett mit den zierlichen Linnen, in welche Blumen eingewebt sind. Dabei auf einem Stuhle liegt sein Gesangbuch, then Srenska sangboken, an derselben Seite steht sein Spazirstock, eine tüch-

tige Weinrebe. Auf einem Tische daneben ruht sein Doktorhut, grün mit rother Schleife.

So wie alles natürlich berührt werden mußte, so setzte ich mir denn auch diesen Doktorhut aufs Haupt, und es war mir dabei, als durchriesele jugendlich frisch ein botanisches Blut meine Adern und als wandle ein hochgelehrter Doktor in meinem winzigen Gehirn herum.

In einem andern Zimmer befanden sich seine Tassen und Töpfchen; jedes von ihnen enthielt ebenfalls schön gemalte Blumen. Tausend andere Kleinigkeiten, dem Enthusiasten werth und theuer, wurden beschaut.

Als wir das Haus aufs Genauste durchforscht hatten, begaben wir uns in den Garten und zwar den Berg hinauf, wo Linnés Auditorium ist, ein einfacher, großer Gartensaal, von hohen Tannen umkränzt. Auch hier steht noch jetzt alles so wie zu seinen Lebzeiten, das Ratheder und die Zuhörererbänke; im Sommer las er bei vorgerückterem Alter hier seine Kollegia, und Upsaläs natureifrige Jugend strömte aus der Stadt Eine Meile weit täglich hieher.

Der Saal liegt hoch und gewährt ringsum eine prachtvolle Aussicht. Um so weniger mochte ich mich schnell von ihm trennen und lehnte daher einen weitem Spaziergang in das angrenzende Tannentwäldchen höflichst ab, zumal da die Sonne noch heiß brannte. Aber meine Gefährten ließen sich vom Spaziergange nicht abbringen und schlugen mit den Damen den Weg nach dem Wäldchen ein, indem sie versprachen, bald wieder zurück zu kehren. —

Da befand ich mich nun ganz allein in dem großen Auditorium, betrat Linnés Ratheder und setzte mich auf seinen hohen Lehrstuhl. Es eröffnete sich vor meinen Blicken die schöne Aussicht nach den riesenhaften Grabhügeln der drei alten Götter des Nordens, die ich Vormittag besucht hatte, neben welchen rechts hin der Kirchthurm von Alt-Upsala sein ehrwürdiges Haupt gen Himmel erhob. Ich zog die schöne Linnäa noch einmal hervor, die ich auf Freyas Grab gepflückt hatte, um sie zu vergleichen mit der Linnäa, welche ich vor mir auf dem an der Wend hängenden Bilde Linnés erblickte.

„*Linnaea borealis*, du jedem Naturfreunde heilig! — In einer schönen Symbolik stellt sie das ganze reiche, der Naturbeachtung geweihte Leben Linnés dar! — Still und mühevoll windet sich der Stengel, reich an kleinen herzförmigen Blättchen durch das grünende Kräutervolk der Wälder; sie verweilt oft, gleichsam sinnend, bei denen, welchen sie auf dem Wege begegnet; endlich erhebt sie fröhlich ihr zartes Blüthenglöckchen, womit sie Alle zu Einer Gemeinde ruft. — So errang Linné unter tausendfachen Mühen die Würde eines Oberpriesters der Natur und öffnete Tausenden die reichen Hallen des Naturtempels.“ —

Von der Blume gingen meine Gedanken noch zu Linné selbst wieder über. Hier also saß der große Mann! (sprach ich zu mir) der in stiller Einsamkeit mehr gewirkt und geschaffen als Könige, von denen die Geschichte erzählt, daß sie Länder und Welten eroberten und doch weder der Menschheit überhaupt noch ihrer Nation Heil brachten, daß sie von ihrem Volke, aber nicht für ihr Volk, kaum mit demselben gelebt haben. Hier saß er, und alle seine Schlachten und alle seine Siege gingen auf in seiner Weisheit, die von seinem Munde herabströmte. Hier lehrte er die Liebe zur Natur und zu ihrem Vater, und seine Zuhörer hingen begeisterungsvoll und beseligt an seinen Worten und Lehren. In ihre Seele ging seine Weisheit über, und sie verpflanzten sie weiter fort und verbreiteten über die Grenzen ihres edlen Vaterlandes hinaus die Geistesherrschaft, mit welcher ihr Meister das Reich der Natur überschaute. —

In solcherlei Gedanken vertiefte ich mich. — —

Da sah ich plötzlich auf dem Pfade, der von dem Hause in den Garten führt, eine ehrwürdige Gestalt wandeln. — Sie verschwand zwar ein Paar Mal hinter dem Buchengebüsch, zeigte sich dann aber wieder und schien dem Auditorium zu nahen. — Nun sah ich das Gesicht — ich traute kaum meinen Augen — es schien Linné selber zu sein —, die Gesichtszüge ganz ähnlich, ähnlich die Mongenperücke — die Linnäa in der linken Hand. —

Das ist nicht möglich! Ich träume! rief ich und rieb mir die Augen, als wenn sie nicht recht sehen könnten. Aber immer stärker trat die Aehnlichkeit hervor, jemebr sich die Gestalt nahte. — Ich träume! dachte ich; und doch wieder, ich träumte nicht, ich sah ja mit klaren Augen ihn selbst, den großen

Meister! Ja, er selbst war es! Ich konnte nun nicht mehr zweifeln; mein klares Auge täuschte mich nicht!

Ich hatte nur noch so viel Zeit, schnell den Lehrstuhl zu verlassen und mich auf die nächste Zuhörerbank hinzusetzen.

Da trat Linné herein, grüßte freundlich mit dem Haupte nickend und bestieg das Katheder.

Tres faciunt collegium! so begann er: du, ich und der liebe Gott! — —

Sonderbare Gefühle durchzuckten mich, aber vorherrschend war das Gefühl einer gewissen Bangigkeit; ich befürchtete, daß er heute ein Repetitorium über Botanik halten wolle, und dann Wehe mir armen Priester der Sprache! — Ich wollte ihn bitten nicht zu repitiren und ihm vorstellen, daß ich schon alle meine Examina gemacht, daß auch schon die naturhistorischen Prüfungen hinter mir lägen, daß ich Gott danke, nie mehr geprüft werden zu dürfen, daß ich bereits Doktor der Weltweisheit und Magister der liberalen Künste sei; ich wollte ihm die Zeugnisse auch meines lieben botanischen Lehrers vorlegen — — ja, was wollte ich nicht alles in diesem Augenblick der Bangniß —, allein mein Mund war fest verschlossen, und ich verstummte.

Er sah auf seine Linnäa hin. Da vermuthete ich, daß er mich zunächst über sie examiniren würde. Ich recapitulirte schneller, als jemals bei meinem lieben Lehrer, die Eigenschaften dieser Blume: *caulis procumbens repens ramosus, folia subrotunda serrata brevipetiolata paucipilosa, ramus erectus paucifoliosus bipartitus, corolla campanulata etc. etc.* Laufend anderes durchkreuzte meinen Kopf blißeschnell auf eine verwirrende Weise. Ich wollte sprechen, aber die Bangigkeit verschloß mir den Mund, und ich konnte nichts hervorbringen.

Nun erhob er den Blick und sah auf mich herab. Er mochte meine Bangigkeit, meine Verwirrung bemerken, denn ein sanftes Lächeln zog sich über seine Lippe, aber zugleich sprach sein liebevoll freundliches Auge mir wieder Muth ein. — Fällst du durchs Examen durch, dachte ich, nun, so soll's schon einmal so sein; wenn nur dein Ministerium im Heimatlande und dein lieber Lehrer nichts davon hören. Und dann dachte ich wieder: bei solch einem großen Manne muß jeder durchfallen; auch bei

ihm durchzufallen ist schon eine Ehre, da er nicht jeden einer Prüfung würdigt.

Mein Gedankenstrom ward gehemmt: Linné fing sein Kollegium an.

Freilich war es ein Examinatorium, aber nicht über die *Triandria Monogynia*, nicht über die *foliola lanceolata*. Sondern nach einer Einleitung über die Natur im Großen und als ein Großes und über die Art und Weise, wie man sie aufzufassen habe als Objekt des Forschens und als Uebergangspunkt zur höchsten Einheit, kam er in die speziellere Anwendung und leitete, ehe ich's mir versah, das Gespräch auf mich selber und meine Studien. Er verglich auf eine eminent klare Weise, das Studium der Sprache mit dem Studium der Natur ebensowohl als Mittel zur Gotterkenntniß wie als Zweck zur Selbsterkenntniß. Er sprach von der großen Summa dieser Studien und von ihren einzelnen Summanden. Er wies einerseits auf die Thorheit der Kurzsichtigen hin, die da wähnen, die Summa ohne die Summanden zu erfassen, die da in ihrer Befangenheit hier über die Beschreibung und Zerlegung der kleinsten Blume und dort über die Erklärung und Analyse des kleinsten Wortes zu spotten sich unterfangen und so anmaßend sind zu glauben, daß sie im großen Buche der Natur lesen können, ohne jemals buchstabirt zu haben. Andererseits aber wies er auch auf die Engherzigkeit derjenigen hin, die da kleben bleiben bei dem einzelnen Wort und der einzelnen Blume und nicht Willens sind, vom Buchstabiren zum Lesen überzugehen, von dem Einzelnen sich loszureißen und das Ganze in seiner Einheit zu erfassen und so sich auf die wahre Höhe des freien Geistes emporzuschwingen. —

Linnés Beredtsamkeit war hinreißend; sein Feuer entflammend, sein leuchtender, liebevoller Blick im hohen Grade wohlthuend. Ich war ein anderer Mensch geworden. Von meiner Bangigkeit keine Spur mehr. Ich hätte gern immer mitreden, gern in seine Begeisterung laut einstimmen mögen. Aber Ehrfurcht und Bescheidenheit hießen mich schweigen. Ich war ganz Ohr. —

Nun wandte er seine Rede von dem Allgemeinen ab, kam auf die Bekanntschaft mit der Natur durch Reisen und so auch auf meine Reise zu sprechen. Er erkannte meine Begeisterung

für das Schwedische Volk und seine Sprache und Alterthümer mit Lob an; es ist ja ein Brudervolk des Deutschen, mit ihm aus Einem Stamm entsprossen; es ist ein edles Volk; rein und heiter wie seine Luft so ist sein Herz, fest wie sein Urgranit so ist sein Charakter, und wie seine Berge hoch in den Himmel hineinragen, so strebt sein wahrhaft frommer Sinn zum Allvater hinauf. Er billigte ferner, daß ich gerade in meiner Jugend erst den kräftig reinen Norden zu sehen gewünscht und ihn dem weichlichen und verführerischen Süden mit seiner Azurbläue und seinen Zitronenwäldern vorgezogen. Selbst meine Schwärmerei an Gustav Adolfs Sarge in Stockholm und bei den drei Götterhügelin gradüber uns fand er erklärlich. Aber für Anschauung und Kenntniß der nordischen Natur hätte ich noch nicht genug gethan, meinte er. Bis jetzt hätte ich nur die liebliche Schönheit des Nordens kennen gelernt. Ich müßte auch die Erhabenheit, die Furchtbarkeit, den Graus, die Einöde und den allmächtigen Schlummer der schaffenden Natur sehen, auf daß ich erkenne, wie Mutter Natur überall bewunderungswerth sei und auch noch beim leisesten Pulsschlag athme und lebe durch die Liebe Gottes. — Du trägst zwar, fügte er mit sanfter Stimme hinzu, Sehnsucht nach der Heimkehr zu Mutter und Geschwistern, auch eine andre Sehnsucht zieht sich zart und still durch deine Seele. Aber folge mir, mein Sohn! Du siehst dies herrliche Land niemals wieder. Deine Sehnsucht nach der Heimat wird sich stillen. — Hier sei noch nicht die Grenze deiner Wanderung! Höher hinauf nach Norden! So weit dein Fuß wandern kann! Siehe, diese Blume mit der schönen Blüthe, die auch dein Vaterland kennt, verdorret höher im Norden. Aber der Hauch der Natur, der in ihr lebt, zieht sich auch durch die eisigen Gefilde und öden Wüsten. Und wo keine Blume mehr blühen kann, da athmet und lebt noch der Mensch und fühlt sich dort ebenso glücklich und betet dort Gottes unendliche Liebe ebenso innig an als im warmen Hauche des Südens! — —

So sprach er und blickte liebevoll zu mir herab, und ich lauschte gespannt den ferneren Worten seiner Weisheit. — Daraschelten Blätter; verworrene Stimmen vernahm ich, sie schienen vernehmlicher zu werden — — — — ich erwachte! —

Fort war der liebliche Traum. Ich saß noch auf dem Katheder an die Wand gelehnt, die *Linæa* in der Hand; bald traten meine Gefährten mit ihren Begleiterinnen herein. —

Ich kehre noch nicht nach Hause zurück! rief ich ihnen hurtig und lebendig entgegen.

Wie! riefen Beide wie aus einem Munde — —

Ich bin fest entschlossen, weiter hinauf nach Norden zu wandern, so weit es irgend Wege und Witterung gestatten.

Was? rief G. Sie sind fest entschlossen? Und so auf einmal unvermuthet?

Ja! antwortete ich, mein Entschluß steht fest. Die nach Stockholm bestellten Postpferde bestelle ich ab und eile zunächst nach Dannemora. Morgen früh sehn Sie, meine Freunde, mich zum Nordthor herausfahren.

Das ist herrlich! rief M. Ich freue mich so sehr über ihren neuen Plan, daß ich Sie bis Dannemora hin begleite.

Ich auch! fiel der Isländer ein. Aber, um des Himmels Willen, sagen Sie, wie sind Sie so schnell umgestimmt? Noch vor ein Paar Stunden stand Ihr Entschluß, nicht weiter nach Norden zu fahren, sondern heimzukehren, so unerschütterlich fest, daß all unsre Beredsamkeit vergeblich war. Und nun, seit wir hier unsern Besuch machen, oder vielleicht gar seit wir Sie hier im Auditorium allein zurückließen, haben Sie plötzlich Ihren Plan umgeändert? — Das ist mir etwas räthselhaft. —

Ja, erklären Sie sich darüber! fiel der Upsaler Professor ein. —

Oft üben, antwortete ich, unvorhergesehene Momente — im Alltagsleben nennt man sie Zufall — auf unsre Pläne und Entschlüsse bald in bedeutenderen bald in unbedeutenderen Angelegenheiten einen Einfluß aus, den wir ihnen an und für sich nicht gern eingeräumt hätten, und dessen Macht dem Psychologen so manche Schwierigkeiten darbietet. —

Ei! fiel G. ein: es artet der Glaube an die Macht solcher Momente leicht in Aberglauben aus und führt uns in die Versuchung, der guten oder üblen Laune des Augenblicks mehr zu folgen, als einer längeren und besonnenern Ueberlegung. —

Da muß ich Ihnen ganz beistimmen, erwiederte ich. Aber erstlich, warum sollen wir in unbedeutenderen, total gleichgültigen



Fällen nicht auch einmal das sogenannte blinde Ungefähr der Laune walten lassen? *Dulce est desipere in loco*, sagt Horaz. Und andererseits werden Sie auch nicht abläugnen wollen, daß solche mächtige Momente, falls man sie gehörig trennen mag von augenblicklicher Laune oder mystischem Aberglauben, doch in Bezug auf ihren Erfolg zu den glücklichen und günstigen gehören und bisweilen eine weit tiefere Begründung in unsrer Seele haben, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte. Wie dem Künstler und dem Gelehrten unwillkürlich Ein günstiger Augenblick seine Produktivität hierhin und dorthin lenkt, wohin sie bei gezwungener Wendung, nach langer Ueberlegung, als Sklavin keinen Weg finden wollte; und wie Ein Augenblick dies auffinden, jenes so und nicht anders darstellen läßt; und doch weiß man nicht, von wannen der glückliche Einfall gekommen, wodurch der Moment des Schaffens, des Schauens ins Leben getreten; — so ist es auch oft in unserm alltäglichen Handeln. Ein günstiger Moment giebt den Gedanken, der nächste die That. — Halten sie etwas auf Träume?

Aberglaube, nichts als Aberglaube! erwiderte Freund G. Wir Nordländer lieben mehr den klaren Verstand, als die dunkeln Gebilde nächtlicher Phantasie. Ihr im Süden habts nur immer mit Euern Träumen und erzählt Euch gerne Eure Träumereien!

Ei, fiel M. mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit ein, wenn man auch mit Recht den Aberglauben verwerfen muß, der sich mit dem dunkeln Spiel der Träume gerne beschäftigt: so muß doch der besonnene Mann, welcher sich wohl bewußt ist, wie weit er sicher vor- und rückwärts gehen könne, ohne Zweifel auf den Traum und seine Gestaltungen wenigstens aufmerksam sein. Glaubt doch auch Sokrates in seinem Gefängniß kurz vor seinem Tode an die Worte der schönen Frau, welche ihm im Traume erschienen war und den Homerischen Vers zugerufen hatte:

*ἤματι κεν τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἴκοιο.*

Und gesetzt den Fall, daß der Traum uns durchaus Unwahres vorgaukle: muß ich nicht eben so gut auf das Unwahre als auf das Wahre meine besonnene Aufmerksamkeit richten? Der Traum ist ja ebenso gut ein Seelenleben als das Wachen,

ist ja oft nichts Anderes als die Fortsetzung des wachenden Denkens und Sinnens, mag er noch so sonderbare Gestalten und Hüllen annehmen. Und wie oft nehmen wir nicht den Faden wahr, der beides mit einander verbindet, das Wachen und das Träumen! Wie oft wird das, was wir beim Wachen nicht klar und gründlich gedacht, weil unsre äußern Sinne die Thätigkeit des abstrahirenden Gedankens durch ihre Anschauungen und äußere Wahrnehmungen hemmen, wie oft, sage ich, wird dieses im Traume von unserm Geiste klarer und weiter erfaßt, weil er, wann wir träumen, in seiner Meditation nicht gestört wird durch das Körperliche, sondern sich los sagt von den materiellen Banden und sich freier bewegt! Beispiele der Art finden wir genug in dem Leben berühmter Männer, — ich brauche nur an Newton und seine mathematischen Probleme zu erinnern —, und finden wir gewiß auch in unserm eigenen Leben. — Mein! fuhr er weiter fort, und sprach mir aus der Seele; ich verwerfe den Traum nicht so. Ich lasse die Vernunft über ihn walten; so kann er mich recht oft zum Guten hinleiten, vom Bösen ablenken, oder wenigstens einen ersten Anstoß geben. Aber, wie gesagt, unter der Herrschaft der Vernunft muß er stehn, sonst reißt seine augenblickliche Gewalt zur Thorheit und zum Unglauben. — Doch (und hiemit wandte er sich wieder speziell an mich) wie kommen Sie gerade jetzt auf Träume? —

Ich erzählte nun meinen Traum, den auch die Damen mit Aufmerksamkeit anhörten, und überließ es dann den Freunden, seinen Zusammenhang mit den Umgebungen, mit den sonstigen Eindrücken der Seele und mit unsern frühern Gesprächen sich selber klar zu machen und so die Bedeutsamkeit dieses Traums und seinen Einfluß auf mich psychologisch zu erklären.

Darauf fügte ich nochmals hinzu, daß meine früheren Zweifel nunmehr völlig gewichen und der Sehnsucht nach dem höhern Norden Platz gemacht, und daß ich jetzt entschlossen sei, dem Winke Linnes zu folgen. — — —

Ich habe diesen Entschluß auch wirklich ausgeführt, und er hat mich niemals gereut.

Ohne jenen schönen Traum hätte ich nie die Wunder der unterirdischen Welt bei Dannemora und Falun und Elfdalen durchmustert, nie die hochherzigen Dalekarlier und Gustav Vasas

heilige Fluchtstätten, nie die glückselige Einfachheit der Finnischen Kolonisten und ihr Birkenrindenvrot kennen gelernt, hätte nie in den düstern Waldungen der Desterdalelf und bei den Eisgipfeln der Kjölen den Tanz wildbrummender Bären angeschaut, und nie den zitternden Ball der Mitternachtssonne die Meereswellen küssen gesehen.

Ohne jenen schönen Traum hätte ich niemals die herrliche Christiania erblickt und ihre wackern, edeln Söhne kennen gelernt, hätte nie vor Fridrichshall an Karls Grabe geweint und bei den mächtigen Wasserfällen von Elskarleby und Trolhätta staunend meine Seele erhoben gefühlt.

Und ohne den Traum — — — hätte ich heute nicht das Vergnügen haben können, Ihnen, hochgeehrte Versammlung, diese Linnéische Reise:Episode mitzutheilen! —

---

## Noch einige Bemerkungen über den Drausensee, die sich in denselben ergießenden Wasserläufe und deren Umgegend.

(Aus dem Nachlasse des Geh.-Rath W u k e.)

Der Drausensee, in welchen sich die Wasserläufe der Weeske, Elste, Kleppin, Sorge, Udune, Thien und Fischau ergießen, war im Jahre 1231, als die deutschen Ritter bei Thorn über den Weichselstrom zur Eroberung Preußens vordrangen, von solchem Umfange, daß auf ihm durch den Markgraf Heinrich aus Meissen, zwei Schiffsfahrzeuge, von welchen das eine Friedland, das andere Pilgrim benannt wurde, gebaut wurden, welche zur Ueberwältigung der Burgen am Drausen und Haf, dienen sollten.

Die dem Drausensee (früher Drusser genannt) durch die vorgenannten Wasserläufe zugeführte Wassermenge strömt durch den Elbingfluß in das Haf. Sie wurde mit den beiden Fahrzeugen beschrift und dadurch, unter Hermann Balck, nachdem die von den alten Preußen, gegen das Vordringen der Ritter, am Drausensee angelegte hölzerne Festung zerstört war, der freie Schifffahrtsweg eröffnet.

Die vorgenannten Wasserläufe sind in geschichtlicher und hydraulischer Hinsicht nicht unwichtig, weshalb ich zuerst zu ihrer näheren Beschreibung und dann zu der ihrer Umgegend übergehe.

Der Weeskefluß entspringt aus dem See bei Klein Herme-  
nau, und schlängelt sich in dem breiten Thal, dessen Rand auf der rechten Seite das Höckerland und auf der linken Seite das 80 Fuß hohe Ufer, worauf Schloß und Stadt Preuß. Holland liegen, einfaßt, 5 Meilen weit bis zu seinem Einfall in den Drausensee hinunter. Der Weeskefluß soll nach dem Privilegium der Stadt Preuß. Holland, vom Landmeister Meinhard von Duerfurt, vom Jahre 1297 schiffbar gewesen sein. Daß der Fluß bis Preuß. Holland hinauf schiffbar gewesen, dürfte auch dadurch begründet werden, daß man vor einigen Jahren aus dem

trocknen Wasserbette ein Schiffsanker ausgegraben hat. \*) Diesen Wasserweg beschifften schon die deutschen Ritter mit ihren Schiffsfahrzeugen, von dem Drausen ausgehend, und legten das Schloß Naglock, jetzt Preuß. Holland, im J. 1290 zur Beherrschung des schiffbaren Wasserweges und der Umgegend an. Die Stadt wurde von einigen aus Holland ausgewanderten Edelleuten, welche dort den tyrannisirenden Grafen Florentin oder Floris V. ermordeten und hier nun einen Zufluchtsort im J. 1290 fanden, angelegt.

Den zweiten schiffbaren zu dem Drausensee führenden Wasserweg bildet der aus der hügelichen Gegend oberhalb Christburg in dem breiten, zum Theil durch hohe Ufer eingeschlossenen Thal bis nach dem Drausensee, 3 Meilen weit hinunter strömende Sorgesfluß. Dieser wurde von den deutschen Rittern schon im J. 1271 mit Fahrzeugen bis in die Gegend von Christburg beschifft, nachdem sie zuvor im J. 1233 mit den alten Preußen, bei ihrem Vordringen bis in die obere Gegend des Sorgesflusses, eine bedeutende Schlacht bestanden hatten. Nachdem die Ritter in Besiz der Gegend gekommen waren, legten sie zu deren Behauptung und zur Beherrschung des Wasserweges, welchen der Sorgesfluß bildet, die Burg oder die damalige Festung Christburg im J. 1234 an. Zu deren Behauptung war aber auch eine sichere Verpflegung nöthig, und diese war nur auf dem Wasserwege vom Drausensee aus, möglich, weil die alten Preußen alle Landwege besetzt hatten und alle erschlugen, deren sie vom deutschen Ordensheer nur habhaft werden konnten. Selbst die mit Proviant beladenen Schiffsfahrzeuge wurden auf der Fahrt vom Drausensee nach dem Schlosse oder der Festung Christburg von den alten Preußen, unter Dywan, drei Mal genommen und zerstört, so daß die Besatzung Christburg oft in die größte Noth gerieth. Der Drausensee war daher als Hafen für die deutschen Ritter von der größten Wichtigkeit, weil sie in ihm ihre Schiffsfahrzeuge, die auf den übrigen Wasserläufen vor Fluthen und Eisgängen, und vorzüglich vor den alten Preußen, nicht sicher waren, vor Zerstörungen sichern konnten. Zur Eroberung der nördlichen Gegend diente der Elbingfluß als schiff-

---

\*) Siehe die Beiträge zur Kunde Preußens 2ter Bd. 3tes Heft.

barer Wasserweg nach dem Haff u. s. w. Um diesen zu beherrschen, befrachteten die Ritter die beiden Schiffsfahrzeuge Fridland und Pilgrim, welche so groß gebaut waren, daß sie über das Haff gehen konnten, mit Baumaterialien, und gründeten die Burg Elbing, wozu sie schon im J. 1237 den Anfang gemacht. Dann schifften sie über das Haff um die Burg der alten Preußen, Honeda, zu erobern.

Daß der Drausensee, da die deutschen Ritter in Preußen vordrangen, im Wasserspiegel weit größer war als jetzt, wo er nur noch, von der Ausmündung des Sorgeflusses bis Hansdorff am Fuß des Höhenzuges, eine Meile lang und durchschnittlich  $\frac{1}{4}$  Meile breit ist, liegt klar vor. Das Wasser hat der durch Niederschlag und üppig wuchernde Vegetation der Wasserpflanzen entstehenden Verlandung weichen müssen, so wie bei großen Gewässern, wo Sturmfluthen und Wellen kräftig wirken, das Land weichen muß.

Der Ausnahme, daß der horizontale Wasserspiegel des Drausensees bis nach Preuß. Holland hinauf gereicht hat, widerstreiten die hydrostatischen Gesetze. Das Gefälle des Weeskeflusses von der Brücke bei Preuß. Holland bis auf den Wasserspiegel des Drausensees ist jetzt beim gewöhnlichen Wasserstande 5 Fuß, mithin müßte damals der Wasserspiegel 5 Fuß höher gewesen sein wie jetzt, und die angränzende Niederung unter Wasser gestanden haben, welches aber nicht der Fall gewesen ist, sie war vielmehr schon im trockenen Zustande, als der Landmeister Meinhard von Querfurt die Deiche oder Dämme am Weichsel und Rogatstrom gegen das Fluthwasser anlegen ließ. Ferner hat der Elbingfluß, welcher sich jetzt bei gewöhnlichem Wasser im Beharrungsstand befindet, von den Mündungen der beiden Arme des Flusses, vom Drausensee bis zum Haff, welche Strecke zwei Meilen beträgt, 4 Fuß Gefälle; würde aber hiernach früher 9 Fuß gehabt haben müssen, welches nicht der Fall gewesen ist.

Zur Schiffahrt bis Preuß. Holland hinauf war es auch gar nicht nöthig daß der Drausensee bis dahin reichte, sondern der Weeskefluß war im wasserreichen Zustande, bei gehöriger Tiefe, zum Wasserwege, zur Beschiffung mit kleinen passenden Fahrzeugen, welche im Allgemeinen den strömenden Wasserwegen angemessen sein mußten, hinreichend. Daß dieser es jetzt

nicht mehr ist, liegt wohl daran, daß das Bette durch die Abschwemmungen von Erde, welches Schnee- und Regenwasser bewirkt, von den Höhen aus verflacht wird, daß Fluthwasser die Ufer abbricht, deren Erdtheile dann auf dem Grunde im Bette lagern bleiben, da das niedrige Wasser nicht Kraft genug hat, sie fortführen und so das Bette wieder vertiefen zu können; endlich auch daran, daß die Wälder im Allgemeinen mehr wie früher gelichtet werden, so daß der Schnee sich darin um so schneller auflöst und das Fluthwasser nicht mehr nach und nach, sondern plötzlich abströmt.

Daß der Drausensee bis nach Preuß. Holland hinauf gereicht habe, ist eine bloße durch nichts begründete und eben so wenig zu begründende alte Sage.

Wie groß die Wasserfläche des Drausensees früher gewesen, läßt sich nach bestimmten Zeichen nicht ausmitteln; wir können nur, nach den in demselben entstandenen Verlandungen, auf seine frühere Größe schließen. Die älteste Karte, auf welcher der Drausensee einigermaßen richtig angegeben ist, ist von Henneberger im J. 1595 aufgenommen; nach derselben war er damals  $1\frac{1}{2}$  Meilen lang, und 1 Meile breit. Jetzt ist er nur noch, wie schon früher bemerkt, 1 Meile lang und durchschnittlich  $\frac{1}{4}$  Meile breit. Früher befuhren Segelschiffe den Drausensee, jetzt werden die Fahrzeuge gewöhnlich durch Ruder in Gang gesetzt und die Schifffahrtsbahn muß durch Krautung, von der Ausmündung des Sorgeflusses bis zur Einmündung des Elbingflusses, rein erhalten werden.

Aus spätern Vermessungen der an den Drausensee grenzenden Ländereien haben sich folgende Resultate ergeben. Im J. 1634 im Monat Oktober erhielt der Churfürstliche Landmesser Lucas Schwarz von den Herrn Visitatoren, welche die Staatsgüter verwalteten, den Auftrag, die Gegend an der östlichen Seite des Drausensees, 930 Ruthen Magdeburgisch Maaß lang und 3 bis 400 Ruthen breit, aufzunehmen, und hierdurch ergab sich ein Zuwachs des Landes, im Zeitraum von 44 Jahren, von 63 Hufen 25 Morgen Magdeburgisch Maaß, wonach also jährlich beinahe  $43\frac{1}{4}$  Morgen verlandet waren. Im J. 1780 ward der Conducteur Barthutt, von der damaligen Königl. Krieges- und Domainen-Kammer beauftragt von der Umgegend des

Drausensees, soweit das ostpreuß. Departement auf der östlichen Seite daran grenzte, einen speziellen Situationsplan aufzunehmen, welcher auch noch vorhanden ist; allein auf dem Plan ist der seit der frühern Vermessung vom Jahre 1634 entstandene Anwuchs nicht angegeben und in dem Vermessungs-Register auch nicht berechnet worden, wahrscheinlich weil man nur den schon festen und zugänglichen Boden vermessen hat, indem es hier nur auf die Benutzung und Verpachtung des Domainen-Grundes ankam. Im Monat Februar 1823 ertheilte die Königl. Regierung zu Königsberg dem Conducteur Guttzeit, mit Zufertigung der schon vorhandenen Pläne, den Auftrag die in Rede stehende Gegend, wegen Verpachtung des Domainen-Amtes Westkenhoff, speziell zu vermessen, und das Vermessungs-Register anzufertigen und einzureichen. Hieraus ergibt sich nun, daß seit dem J. 1780 bis 1823 ein Anwuchs oder Verlandung an diesem Ufer, von 240 Morgen und 9 □ Ruthen entstanden ist. In diesem Verhältniß schreitet die Verlandung des Drausensees immer fort, so daß nur durch Anwendung mechanischer Kräfte, die Schiffahrtsbahn vom Elbingfluß nach dem Sorgefluß, so wie auch die Betten der Wasserläufe, welche sich in dieselben ergießen, erhalten werden können.

Es ist jetzt schon wieder durch den Pflanzenwuchs und die Verwurzelung eine Insel, welche noch schwimmend ist, entstanden (die Spitze-Grust genannt). Sie hat sich an dem östlichen Ufer, zwischen dem Neuen Graben und der Ausmündung des Weeskeflusses festgesetzt, und ihr Flächeninhalt beträgt schon mehrere Morgen Magdeburgisch oder Preuß. Maas. Sie würde sich schon völlig mit dem festen Lande verbunden haben, wenn nicht durch die Fischer und Entenjäger, ihres Nutzens wegen, durch Auskrautung eine Fahrbahn erhalten würde.

Die Pächter der Fischerei müssen jährlich die gepachtete Wasserfläche auf dem Drausensee, welche in Reviere getheilt ist, um mit dem großen Garn oder Netze fischen zu können, krauten, wobei die Entenjäger Hilfe leisten, weil sich sonst nach und nach, durch die Vegetation eine schwimmende Rinde von verwurzelten Wasserpflanzen über die ganze Oberfläche des Sees bilden würden, so wie sie sich zum Theil schon gebildet hat, und zwar auf folgende Art:

Der Boden des Sees hat sich im langen Zeitraum durch eine von zerlegten Vegetabilien erzeugte Moorerde so erhöht, daß ich dessen Tiefe durch Peilen nicht habe ausmitteln können. Auf der Oberfläche dieser Erdmasse erzeugen sich, etwa 2 bis 3 Fuß unter dem Wasserspiegel, verschiedenartige Wasserpflanzen, und bilden durch ihre Verwurzelung eine Rinde, die man beim ruhigen Wasser deutlich sehen kann, welche sich dann, wenn die Wurzeln ihrer Natur gemäß sich an Größe ausdehnen und spezifisch leichter wie das Wasser werden, vermöge des hydrostatischen Drucks, bis auf den Wasserspiegel, oft in großen Flächen in die Höhe heben, und dann schwimmende Inseln bilden, die vom Winde hin und her getrieben, wenn sie an das Ufer kommen, von den angrenzenden Grundbesitzern, besonders in früherer Zeit, zur Vergrößerung ihrer Grundstücke, durch lange Grundpfähle befestigt wurden. Es hat dies nicht selten einen kleinen Eroberungskrieg zwischen den Uferbesitzern veranlaßt; besonders da die Grenzlinie von der Ausmündung des Sorgeflusses, in der Richtung auf Heinsdorf den Drausensee überzieht, so wie sie auch noch jetzt die Grenze zwischen Ostpreußen und Westpreußen bildet. Da die Anlandung der Inseln von den herrschenden West- und Südwest- Winden abhing, so ist dieser der Ostpreuß. Seite günstig so daß hier schon jetzt ein großer Anwuchs entstanden ist, auf dem sich undurchdringliches Weidenstrauch, mit Rohr, Kalmus u. s. w. vermischt, befindet, in welchem Gebüsch, nach dem Zeugniß der Anwohner, wilde Thiere, selbst Wölfe hausen, besonders im Sommer, in welchem diese Gegend nicht zugänglich ist. \*)

Der Drausensee war für den deutschen Orden, nicht allein der Schiffahrt sondern auch der Fischerei wegen, höchst wichtig. Er war früher sehr fischreich.

Nach einer, der Stadt Elbing im J. 1246 erteilten Handfeste wird bestimmt, daß im Elbingfluß und Drausensee keine

---

\*) Die Erscheinung der schwimmenden Inseln war hier in Preußen so unbekannt, daß die alten vaterländischen Geschichtschreiber die Entstehung des Schwimmbruchs, oder der schwimmenden Insel in dem See Bantion bei Gerbauen, als ein besonderes Wunder ansahen, obgleich ihre Entstehung nur eine gewöhnliche Naturwirkung war.

Verschleißungen und Wehre, (zum Fangen der Fische) gemacht werden durften.

Die gedachten Entenjäger auf dem Drausen kommen schon nach Henneberger, im J. 1523 vor; es ist interessant die Jagd und die Anstalten zu sehen. Es sind etwa 50 Entenschützen oder Jäger auf dem Drausensee, wovon ein jeder  $\frac{1}{2}$  bis 2 Hufen der Wasserfläche gepachtet hat, und dafür jährlich 2 Thlr. bis 2 Thlr. 20 Sgr. an die Domainen:Amtskaffe bezahlt. Die Pächter haben ihre Grenzen genau abgetheilt; es ist merkwürdig, welche genaue Ortskenntniß diese Menschen besitzen. Die Buden zum Schießen wählen sie auf einer oft noch schwimmenden Insel, welche mit Rohr, Calmus und Werst oder Weidengesträuch bestanden, und vor welcher noch eine bedeutende Wasserfläche vorhanden ist. Der Schütze oder Entenjäger fährt auf einem Rahne, der vorne mit einer Abtheilung für die Lockenten und deren Futter, — hinten mit einer Abtheilung für den Schützen, mit einem Dach von Rohr oder Strauch eingerichtet ist. In der Insel wird eine Einfahrt oder ein kleiner Hafen gebildet, um mit dem Rahn hineinfahren zu können; das hohe Rohr und Gesträuch wird oben zusammengebunden und dadurch eine Hütte gebildet, um vor dem Regen geschützt zu sein. Vor dieser Hütte werden nach der Wasserfläche, auf welche die Jugenten gelockt werden sollen, durch das Rohr und Gesträuch, fächerartige Linien 2 bis 3 Fuß breit geschnitten, welche als Schießscharten dienen, und vor diesen, neben der Schußlinie, Pfähle oder Stangen, welche oben mit einer hölzernen Scheibe etwa 4 bis 5 Zoll im Durchmesser groß versehen, in den Modergrund gesteckt.

Auf diese Scheiben werden die Lockenten, die Zeit der Jagd hindurch, täglich gegen Abend mit einer kurzen Schnur befestigt, und dann die Stangen so tief in den Grund gedrückt, daß die Scheiben 3 Zoll unter dem Wasserspiegel stehn.

Die zahmen oder Lockenten, deren jeder Schütze 15 bis 20 besitzt, schwimmen den Tag über in ihres Herrn Revier umher, suchen ihre Nahrung und finden sich des Abends auf den Ruf des Schützen, indem sie solchen mit vielem Geschrei beantworten, auf ihrem Posten vor der Bude und dem Rahn ein, wo sie dann gefüttert und ordnungsmäßig auf ihren Posten ausgestellt werden. So wie diese wohlgesättigten Thiere auf ihrem Posten laut

schreien, fallen die in ganzen Zügen vorüberziehenden wilden Enten, ohne die Gefahr zu ahnen, welche ihnen drohet, zwischen den postirten Enten nieder, um durch die Gewehre des Jägers ihren Tod zu finden. Oft werden in einer Nacht, durch einen Schützen, 10 bis 15 wilde Enten erlegt, oft aber auch in mehreren Nächten keine einzige, weil die sich auf dem Drausensee oder in der Nähe aufhaltenden, in hohem Grade scheu werden, da sie fortwährend verfolgt und der Täuschung der Lockenten ausgesetzt sind.

Die Entenjäger haben auch oft an ihren abgerichteten Lockenten, einen für sie empfindlichen Verlust, denn diese werden durch die Fischottern, die sich im Drausensee häufig aufhalten und dort schwer zu fangen sind, nicht allein an den Füßen auf ihrem Posten verwundet, sondern auch so gar erwürgt. Der Erwerb scheint überhaupt nicht sehr belohnend, allein die Gewohnheit und die Neigung zur Jagd, macht die Sache so annehmlich, daß sich noch immer Theilnehmer zur Nacht zu dem Erwerb finden.

Es ist merkwürdig, daß sich in diesen Rohrkämpfen oder Inseln die wilden Bienen, Gehäuse von Moos in den Hügeln oder Bützen bauen; auf einer Fläche von einem Morgen findet man oft 2 bis 3 Nester oder Gehäuse, und jedes enthält  $\frac{1}{2}$  bis 1 Quart recht wohlschmeckenden Honig. Treten Ueberschwemmungen ein, so werden sie zwar aus ihren Wohnungen vertrieben oder im Winter gar getödtet, allein im Frühjahr finden sich immer wieder neue Ansiedler ein; der viele Blumenduft lockt sie an. \*) Außer den Enten giebt es auf dem Drausensee und den schon verlandeten Brüchern, Wasser- und Sumpfvögel verschiedener Art, so wie auch in dem Gesträuch Singvögel, die diese Wildniß, in welcher nur Fischer und Entenjäger sich zurecht finden können, beleben. Auch haben auf dem mit Gemüse bewachsenen Boden, jetzt schon verschiedene Thiere ihre Wohnung genommen, und der Liebhaber der Jagd so wie der Naturfor-

---

\*) Im östlichen Sibirien findet man, nach Pallas, in den Steppen viele Feldbienen, die die Kaschkiren auffuchen, die Gebäude der Bienen und die darin mit Honig gefüllten Zellen aussaugen, und solche den sorgsamten und fleißigen Bienen zum Wiederfüllen aufstellen.

scher können hier sowohl bei der Fahrt auf offenem Wasser, als auch im Winter auf der Eisdecke, gute Beute eben so zum gewöhnlichen Nutzen, als in naturwissenschaftlicher Hinsicht machen.

Nachdem die natürliche Wirkung zur Ausfüllung oder Verlandung des Drausensees durch Sumpfpflanzen geschildert worden \*), bleibt nun noch die Ausfüllung des Bettes durch den Sinkstoff oder Niederschlag, welchen die darin sich ergießenden Wasserläufe mit sich führen und absetzen, zu erörtern, und diese nebst ihrer Umgegend zu beschreiben.

Wie der Weeskefluß früher beschaffen gewesen, ist vorhin schon gesagt; jetzt ist er bei anhaltender trockener Witterung nur unbedeutend, dagegen schwillt er bei anhaltendem Regen sehr hoch an. Im J. 1820 den 26. Juli stieg das Wasser durch einen anhaltenden, einem Wolkenbruch ähnlichen Regen, am Pegel der Brücke bei Preuß. Holland, in einem Zeitraum von 6 Stunden, 16 Fuß hoch, zerstörte die Brücken, durchbrach die Dämme oder Deiche, mit welchen der Fluß unterhalb eingefast ist, und vernichtete die Ernte. Nicht allein hier sondern auch in der Gegend von Osterode wurden viele Wassermühlen beschädigt, Dämme und Brücken zerstört; der Schaden war im Ganzen sehr bedeutend. Dieser Wechsel des Wasserstandes, durch welchen die Geschwindigkeit bald vermehrt bald vermindert wird, ist die Ursache des Abbrechens der Ufer in dem Fluththal, das aus angeschwemmten Erdschichten und Geschieben verschiedener Steinarten besteht. Es leuchtet ein, daß dadurch Verlandungen im Wasser entstehen müssen, welche nur durch künstliche Mittel z. B. Baggerungen u. s. w. entgegen gearbeitet werden kann.

Bei der fortwährenden Erhöhung des Flußbettes, wurde solches schon in früherer Zeit zum Schutz der angrenzenden Ländereien vor Uberschwemmungen, mit Deichen oder Dämmen, von Weskenhoff ab bis nach dem Drausensee hin, welches beinahe eine Meile beträgt, dem damaligen Wasserstande gemäß versehen. Allein das im Monat Juli 1820 eingetretene hohe Fluthwasser zeigte ihre Unvollkommenheit, durchbrach sie und richtete auf den angrenzenden Ländereien vielen Schaden an.

\*) Siehe Mai-Heft 1844 Seite 345. dieser Blätter.

Um diesem Uebel möglichst vorzubeugen, wurden die Dämme erhöht, wozu die Erde aus dem Flußbett genommen wurde, um dasselbe zu vertiefen, auch wurden an den abbrüchigen Ufern Deckwerke von Faschinen angelegt, durch die man vorläufig Sicherheit erzielt zu haben glaubte. Allein die Naturwirkung wiederholt sich in mehr und minderm Grade, je nach den örtlichen Verhältnissen, und so stieg das Fluthwasser den 17. Juli 1831 im Weeskefluß über den niedrigsten Wasserstand, durch anhaltenden starken Regen, 17 Fuß hoch, trat über die Dämme, durchbrach sie auf mehreren Strecken und versandete bedeutende Flächen von Wiesen und Kornfeldern auf dem angrenzenden Terrain. Nicht allein hier, sondern auch an mehren Wasserläufen dieser Gegend verursachte das Fluthwasser bedeutenden Schaden. Nach dem Ablaufen desselben entstanden hier, so wie in andern Gegenden, unter gleichen Verhältnissen, auf dem überschwemmten Boden für die Gesundheit höchst nachtheilige Ausdünstungen, auch erzeugten sich in einigen Gegenden so viele Mücken und andere Insekten, daß sie beim Aufsteigen gleichsam kleine Wolken bildeten.

Die schädliche Ueberschwemmung machte es nothwendig die Dämme abermals zu erhöhen und zu verstärken, wozu die Erde aus dem Flußbett, welches Dämme oder Deiche einschließen, genommen wurde, um solches zugleich zu vertiefen; auch wurden an den Dämmen, wo sie durch das Serpentiniren des strömenden Wassers abbrüchig geworden, Deckwerke von Faschinen geformt angelegt.

Der Weeskefluß ist beim mittlern Wasserstande 30 Fuß breit,  $2\frac{1}{2}$  Fuß tief, hat oberhalb eine Geschwindigkeit von  $1\frac{1}{2}$  und unten 1 Fuß, die Sohle des Flusses hat sich jetzt schon durch den Niederschlag auf verschiedenen Strecken mehrere Fuß hoch gehoben, und wird bei der fortwirkenden Natur immer mehr gehoben werden, in welchem Falle die Deiche in gleichem Verhältniß so lange erhöht werden müssen, bis es die Kraft der Menschen übersteigt und alles wieder in den vorigen Zustand zurücktritt. \*)

---

\*) So liegen die Ströme und Flüsse bei Venedig und im bawarischen Lande, zum Theil 6 bis 10 Fuß hoch über dem angrenzenden natürlichen Boden. Ihr jetziger Zustand flößt dem Beobachter

Die Wasserläufe zu bedeichen oder mit Dämmen einzufassen, lehrt uns eigentlich die Natur; denn strömendes Wasser räumt vermöge der Geschwindigkeit, wenn solche hinreichend ist, sein Bett auf, und wenn es wächst und über die Ufer tritt, läßt es, besonders wenn solche mit Gebüsch bestanden, darauf den Sinkstoff fallen, so daß dadurch nach und nach natürliche Dämme entstehen. Der angrenzende Boden bleibt niedrig, das Wasser ergießt sich darüber und formt nicht selten neue Bette oder schafft die alten neu, wie solches die Spuren in vielen Strom- und Flußthälern, durch die alten verlassenen und zerrissenen Wasserbette deutlich zeigen. Diese Naturdeiche werden aber auch so, wie unsere künstlichen Deiche durch Fluthen durchbrochen. Die Formirung des neuen Bettes erfolgt sogleich dabei, während Sand und Erdtheile durch das Fluthwasser auf dem flachen Boden verbreitet wird. In unsern Niederungen werden beim Durchbrechen der künstlichen Deiche nur zu oft die schönsten Wiesen und Ländereien mit Sand überschüttet.

Der Weesekfluß ist nach der Copernicanischen Weise wie bei Frauenburg der Wandefluß, beinahe eine halbe Meile weit oberhalb Preuß. Holland, durch eine hölzerne Schleuse 12 Fuß hoch aufgestauet, und von da ab ein Kanal am Fuße der Anhöhe gezogen, um nicht allein eine Mahlmühle und weiter unterhalb eine Walkmühle mit der Kraft von 9 Fuß Gefälle anzulegen, sondern auch der Vorstadt zum Gewerbebetrieb fließendes Wasser zuführen zu können. Der Kanal ist beim mittlern Wasserstande 12 Fuß breit 3 Fuß tief, das Wasser hat beim gleichförmigen Abfluß eine Geschwindigkeit von  $1\frac{3}{4}$  Fuß. Das früher schon genannte, im J. 1290 auf dem 80 Fuß hohen Thaluser des Weesekflusses angelegte, Schloß Preuß. Holland, ward mit dem Wasserbedarf, durch einen auf dem Schloßplatz gefertigten Brunnen von bedeutender Tiefe (welcher aber vor einigen Jahren zum größten Theil eingestürzt ist) versehen. Dagegen

der Naturwirkung für die Zukunft jetzt schon Besorgniß und Furcht ein. Die Römer lehrten den Niederländern die Wasserläufe zu bedeichen, die deutschen Ritter aber brachten diese Kunst zuerst in Preußen in Ausübung, aber nicht der Deichbaukunde gemäß und nach wohl geprüften Plänen, so daß oft solche Anlagen entstanden, die mehr schaden als nützen.

wurde der Stadt, welche im J. 1297 ihr Privilegium erhielt, das Wasser über  $\frac{1}{4}$  Meile weit bis in die in der Stadt vorhandenen Sammelbrunnen durch Röhrlösungen zugeführt, weil andernwärts in der Nähe kein Wasser aufzufinden war und man die großen Kosten zur Anlage von Brunnen nicht aufbringen konnte. Merkwürdig war es bei der Reparatur dieser Röhrlösung zu finden, daß einige hölzerne Röhren, zu welchen man kein Kiehnernkerholz genommen hatte, ganz verfault waren, dagegen hatte sich inwendig eine Röhre von Eisenoxyd gebildet, durch welche das Wasser ruhig durchfloß.

Der Weeskefluß könnte, wenn es die Verhältnisse des innern Verkehrs erforderten, von der Ausmündung des Mühlenkanals bei Preuß. Holland bis zum Drausensee, für kleine Fahrzeuge durch Vertiefung und Einschränkung des Bettes, durch Wasserbauwerke, schiffbar gemacht werden; allein nicht bloß die erste Einrichtung, sondern auch die Unterhaltung der Anlagen würde so bedeutende Kosten verursachen, daß sie dem Nutzen gar nicht entsprechen würden. Ueberdies hat der innere Verkehr jetzt in der Gegend, durch die Anlage der Kunststraße von Preuß. Holland nach Elbing, als dem nächsten Handels- und Marktplatze, wo der Boden auf einigen Stellen bei anhaltender nasser Witterung fast grundlos wurde, sehr gewonnen, besonders weil auch von Preuß. Holland bis Grünhagen, in der Richtung nach Osterode eine Kunststraße über den Lehmboden, der im Herbst und Frühjahr schwer zu passiren war, angelegt ist.

Auf diesem Straßenzuge, der die Land- und Poststraße bildet, war das 80 Fuß hohe Thalufer, auf dem Preuß. Holland liegt, schwer zu ersteigen. Die Straße war in der eingeschnittenen Anhöhe auf einigen Stellen sehr steil und wenn sie bei Frostwetter mit Glätteis überzogen war, nur mit Lebensgefahr zu passiren.

Um auch hier von der Brücke des Weeskeflusses, die Anhöhe hinauf bis in die Stadt, eine bessere Straße zu schaffen, ward solche im J. 1825 nach einem möglichst gleichförmigen Gefälle so tief gesenkt, daß sie nun bei Beobachtung der nöthigen Vorsicht sicher zu passiren ist. Auch wurde im J. 1818 ein Fußsteig von der Stadt bis in das Thal des Weeskeflusses, durch Eingrabung in den Abhang des hohen Thalufers, nach einem

zuvor ausgeführten Nivellement, angelegt und zu einer angenehmen Promenade, auf Veranlassen des Landbaumeister Le Juge, bepflanzt, wodurch die Bürger, welche hierbei mitgewirkt, so wie Le Juge selbst, sich ein nicht so bald vergängliches Denkmal gestiftet haben.

Der vorhin gedachte Elstfluß entspringt  $2\frac{1}{2}$  Meilen weit oberhalb dem Drausensee, bei den Dörfern Biensdorf, Luyeten, Siebitten und dem adlichen Gute Agnitten, treibt bei Mariensfelde die oberschlächtige Mahl- und Schneidemühle und verbindet sich bei dem Etablissement Kreuz mit dem Weeskefluß, von wo er aufwärts, auf der einen Seite  $\frac{3}{4}$  und auf der andern  $\frac{1}{4}$  Meile lang, verwallt oder bedeckt ist. Sein Wasserspiegel ist beim mittlern Wasserstande 10 Fuß breit, durchschnittlich  $1\frac{1}{2}$  Fuß tief, und hat  $\frac{3}{4}$  Fuß Geschwindigkeit.

Der Fluß führt viel Sand mit sich und schafft sich dadurch auf einigen Strecken eine natürliche Bedeckung. Das Bett erhöht sich immer mehr, die Sohle liegt auf einigen Stellen schon 6 bis 8 Fuß höher, als das Terrain. Nach der im J. 1634 von Lukas Schwarz aufgenommenen Karte, war der Weeske- und Elstfluß zum Theil schon eingedeicht. Zwischen diesen Deichen hebt sich der Boden des Fluthbettes, welches die Deiche bilden, durch die Vegetation der Wasserpflanzen und den Sinkstoff so sehr, daß es auf mehreren Stellen mit der Krone der Deiche fast gleich hoch ist, so daß man auch hier die Ueberzeugung gewinnt, daß es möglich ist bei kleinen Wasserläufen, wenn sie wenig Geschwindigkeit haben, durch die Anhäufung des Sinkstoffs und der Wasserpflanzen, ganze Wälle oder Dämme zu formen.

Der Bartkamsche Mühlenfluß entspringt am Fuße des Höhenzuges oder sogenannten Höckerlandes, treibt bei Bartkam eine Mühle und zieht sich  $\frac{1}{2}$  Meile weit nebst der sogenannten Bauer-Elste und dem Grenzgraben nach Kreuz und dem Drausensee hinunter. Bei dem Etablissement Kreuz verbinden sich mit dem Elstfluß (die Königl. Elst genannt): 1) der Bartkamsche Mühlenfluß, 2) der Grenzgraben und 3) die Bauer-Elst, welche die Grundbesitzer gegraben und unterhalb mit einer Schleufe versehen haben. Der Bartkamsche Fluß so wie auch der Grenzgraben sind durch die beim Aufräumen der Betten ausgeworfene

Erde und den durch das Fluthwasser mitgeführten Sand verwallt worden, wodurch nach und nach förmliche Bedeichungen entstehen werden. Es ist für den Hydrotechniker und jeden Beobachter der Natur merkwürdig, wie sich auch Wasserläufe nicht allein im Flußbette, sondern auch zwischen den Bedeichungen nach und nach so erhöht haben, daß jetzt schon ein durch die Aufschwemmung 4 bis 8 Fuß hoher und 15 Ruthen breiter Wall entstanden ist, worin sich die 4 Wasserläufe in verschiedener Tiefe durcharbeiten. Diese Erhöhung der Bette, mithin auch des ganzen Walls, gehet im Verhältniß der Geschwindigkeit der Wasserläufe und des mitgeführten Sandes oder Sinkstoffs, ununterbrochen fort, und hebt sich immermehr über den Boden. Wo wird künftig das Fluthwasser seinen Abfluß haben? wird es dann nicht Uberschwemmungen des angrenzenden niedrigeren Bodens weiter bewirken? Was hier im Kleinen erfolgen muß wird auch unter gleichen Umständen im Großen erfolgen, und ganze schöne Gegenden werden dann wieder in Sumpf übergehen.

Bei dem Etablissement Kreuz, wo sich die vorgenannten vier Wasserläufe verbinden und dann in den Drausensee abströmen, ist im J. 1592 eine Grenzsäule von grauem Sandstein errichtet. Sie bezeichnet die Grenze zwischen Preußen und Polen. Der Weesekfluß bildete früher die Grenze zwischen dem Lande Pomesan und Pogesan. Die Grenzsäule besteht in einem Postament, in der Grundfläche auf jeder Seite 3 Fuß breit 6 Fuß hoch, mit Fuß- und Bandgesimse und mit dem Preussischen und Polnischen Wappen versehen; es wäre zu wünschen, daß dies Denkmal gehörig unter polizeilicher Aufsicht genommen und erhalten würde, während es jetzt zum Wezen oder Schärfen landwirthschaftlicher Werkzeuge benützt wird.

Der Kleppinfluß entspringt auf dem hohen Thaluser in dem Walde bei dem Gute Draulitten, und ziehet sich von da ab 2 Meilen weit nach dem Drausensee. Er treibt auf seinem Lauf die Kleppinsche; und zum Theil Neu-Rußfeldsche Mühle; ist beim Zufluß des Schnee- und Regenwassers oft reißend, steigt dann 4 Fuß hoch, ist aber bei anhaltend trockener Witterung sehr flach und unbedeutend, besonders weil sich der vom Fluthwasser mitgeführte Sand in seinem Bette lagert und solches verflacht.

Vom Drausensee aufwärts ist der Fluß mit Dämmen oder kleinen Deichen, so weit er am Ufer bewohnt ist, versehen, etwa über  $\frac{1}{4}$  Meile, bis wohin er auch mit kleinen Fahrzeugen sogenannten Lodschen, beschifft wird. Es ist früher schon in Betracht gezogen, diesen kleinen Fluß zum Wasserwege von Elbing nach Osterode zu benutzen.

Die große Ebene, welche man von den Höhen bei Preuß. Holland und dem Hörterlande aus übersehen kann, durch die die vorgenannten Wasserläufe strömen, stehet mit der großen Rogat- und Weichselniederung beim Drausensee im Zusammenhange; sie ist durch Aufschwemmungen von den Höhen so wie durch den Pflanzenwuchs und deren Zerlegung zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgeschichtet. Die darauf angelegten Ortschaften und Dörfer gleichen denen der großen Niederung, und selbst die Bewohner kommen in Sitten und Gebräuchen jener Bevölkerung nahe. Hier sind mehre Abzugsgräben angelegt und kleine Dämme geschüttet, um den Boden möglichst benutzen zu können, ebenso wie in der großen Elbinger und Danziger Niederung. Es sind 3 Wind- und 3 Rossmühlen zum Ausschöpfen des Wassers angelegt und im J. 1833 eine kleine Handmühle, die ganz dem Zweck entsprach.

Bei der Colonie, die lange Reihe genannt, ist schon früher ein Deich oder Schußdamm gegen den Rückstau aus dem Drausensee angelegt; denn bei anhaltenden Stürmen aus West und Nordwest wird das Haff bei Pillau durch das Seegatt aufgestaut, wodurch besonders der Abfluß gehemmt wird. Aus dem Haff geht der Rückstau den Elbingfluß hinauf, bis in den Drausensee fort, in welchem dann bei anhaltendem starken Winde der Wasserspiegel mehrere Fuß hoch gehoben wird. Durch diesen Damm wird aber auch die oberhalb liegende Gegend zum Polder gebildet, von dem das Wasser beim niedrigen Stande nicht abfließen kann, weshalb die Wasserausschöpfmühlen haben angelegt werden müssen.

Es ist schon in früherer Zeit in Betracht gezogen, den Drausensee, so viel wie es die Erhaltung des schiffbaren Wasserweges von Elbing den Sorgenfluß bis Dollstädt u. s. w. erlaubt zu entwässern. Diese Idee ist auch in neuer Zeit wieder zur Sprache gekommen. Allein hierzu fehlt es an der Hauptbedin-

gung, nämlich: an Gefälle, wovon sich jeder Hydrotechniker beim Ueberblick der Situation überzeugen wird. Der Elbingfluß, der den schiffbaren Wasserweg bildet, hat vom Drausensee bis zum Frischen Haff auf 2 Meilen nur 4 Fuß Gefälle. Die Wassermenge im Beharrungsstande fließt ruhig ab, wogegen sich der Rückstau, nach den Beobachtungen der Wasserstände an den Pegeln, aus dem Haff bis in den Drausensee im kurzen Zeitraum, wie schon vorhin bemerkt, fortpflanzt. Hierbei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die vorgenannten Wasserläufe dem Drausen ihre Wassermengen zuführen und solchen bespeisen, welches für die Schifffahrt auf dem Sorgefluß nach Elbing u. s. w. nothwendig ist, abgesehen davon, daß die Entwässerung für die Anwohnenden sehr nachtheilige Ausdünstungen herbeiführen würde. Schon jetzt empfindet man in der Gegend am Drausensee, wenn man zu Wasser darauf fährt, besonders beim Untergange der Sonne, einen betäubenden Geruch, der sich aus dem sumpfigen Grunde und den blühenden giftigen Sumpfpflanzen entwickelt und als verdickter Nebel aufsteigt. Es werden zwar dergleichen Wasserbecken, die dem Drausensee ähnlich, durch Anwendung der Mechanik entwässert, wie z. B. jetzt der Harlemmersee in Holland; allein dort sind die örtlichen Verhältnisse von den hiesigen ganz verschieden. Beim Drausensee die Ausführung einer solchen kühnen Idee auch nur vorzuschlagen, würde Unsachkunde ver-rathen. Bei der Beschiffung des Drausensees gewinnt man die Ueberzeugung, daß die anscheinende Verlandung oder die Rasenrinde, mit dem schon darauf gewachsenen Gesträuch und Rohr, welches in der Gegend zum Decken der Gebäude angewandt wird, noch auf dem Wasser schwimmend ist und größtentheils noch nicht die Tragfähigkeit hat, daß ein Mensch ohne Lebensgefahr darauf bei offenem Wasser gehen kann; nur im Winter auf den Eisdecken sind diese Stellen zugänglich. Durch starke anhaltende Stürme wird die auf dem Wasser schwimmende Rasendecke oder Rinde aus ihrer Lage verschoben. Den 3. September 1818 fuhr ich mit dem Landbaumeister Le Juge aus Preuß. Holland von der Langenreihe auf einem Rahn den Mühlengraben hinunter, über den Drausensee, um die in der Ausmündung des Sorgeflusses entstandene die Schifffahrt behindernde Verflachung, welche sich zum Theil durch den sich gelagerten Sand und die Verwur-

zelung der Sumpfpflanzen erzeugt hatte, zu untersuchen. Bei der Rückkehr fanden wir durch den anhaltenden Nordwind den, durch die noch schwimmende Rinde gezogenen Mühlgraben, so enge, daß das Fahrzeug nur mit der größten Kraftanstrengung durchgeschoben werden konnte und mußte, weil wir sonst nirgends in dieser Wildniß einen Ausweg zum Festenlande hatten. Aehnliche Erfahrungen habe ich mit Le Juge auf dem Drausensee im J. 1819 und 1833 auf der Geschäftsreise, behufs der Untersuchung der Wasserwege, gemacht. Um diese fahrbar zu erhalten, ist eine oftmalige Kräutung höchst nothwendig; die Pflanzenwelt ist hier mannigfaltig und in ihrer Wirkung sehr bedeutend. Nicht allein auf stehenden sumpfigen Gewässern, sondern auch an den Ufern der Wasserläufe und der durch Verlandung entstandenen Wiesen, findet man über dem Quellgrunde die schwimmende Rasenrinde. So fand ich im J. 1826 in dieser Gegend in dem breiten Thal, durch das sich die vorgenannten Wasserläufe nach dem Drausensee hinunter ziehen, nach der Seite des Höckerlandes hin, mehrere, vermöge des hydrostatischen Druckes in der Rasenrinde durchbrochene und über dieselbe sich erhebende, Quellen von reinem klarem Wasser. Sie warfen reinen Quellsand aus, von welchem sich zuletzt ein mehrere Fuß hoher Keil bildet, aus dem das Wasser so lange ausströmt bis der hydrostatische Druck nicht mehr Kraft genug hat das Wasser zu heben, in welchem Fall sie versiegen, neue Quellen zum Vorschein kommen und neue Keile sich bilden. Die Quellen machen sich auf großen Flächen, besonders bei nebeliger oder sonstiger feuchter Witterung, durch das Aufsteigen des Nebels kenntlich, sie geben einen Wink, wo man Stellen zur Anlage von Brunnen finden kann. Die Druckhöhen dieser Quellen liegen oft weit entfernt und setzen dann voraus, daß sich hier in der Erdrinde wasserhaltige Kies- oder Sandschichten befinden, durch die sich das Wasser nach den Quellen hin durchseigert, welches im gemischten und lehmigen Boden nicht möglich ist. \*)

\*) Auf den großen Steppen in Rußland finden sich ähnliche Erdkegel, woraus das Wasser ausströmt und wo die Druckhöhen oft viele Meilen weit entfernt sind, und werden dergleichen Quellen mit Holz- oder wasserdichtem Mauerwerk eingefast, so zeigt sich auch einigermaßen wie hoch die Druckhöhen liegen.

Die Niederung, welche hier den Drausensee einschließt, hat sich auf der Rinde unseres Erdkörpers, durch Niederschlag und vegetabilische Theile eben so schichtenweise gebildet, wie die Niederungen an allen Gewässern, besonders an den Strömen und Flüssen. Hievon gewann ich im J. 1818 bei Fertigung eines Brunnens, in einem etwa  $\frac{1}{2}$  Meile von Preuß. Holland entlegenen Dorfe (Langereihe genannt), die völlige Ueberzeugung. Hier zeigten sich die gelagerten Schichten von Schlick; — selbst die jährlichen Lagerungen, waren durch die zerlegten vegetabilischen Theile kenntlich, welche die Lagen schichtenweise trennten, bis endlich in einer Tiefe von 12 Fuß unter der Oberfläche des Bodens sich die Stobben vom Gesträuch eines Waldes, so wie die Stengel von Schilf und Rohr nebst deren Wurzeln deutlich zeigten, von welcher ersteren die Holztheile schon zur torfartigen Masse übergegangen waren. Es sind gewiß Jahrtausende erforderlich gewesen, um die Erhöhung des Bodens über dem Wasserspiegel des Drausensees durch Aufschwemmung zu formen. So geschiehet es in ähnlichen Verhältnissen in allen Niederungen durch die Wirkung der strömenden Gewässer und Absatz des Schlicks. \*)

Daß die deutschen Ritter durch ihre auf dem Drausensee gebauten großen Schiffsfahrzeuge, die Schifffahrt über den Elbingfluß auf das Haff und tiefer in die Provinz eröffneten, und zu deren Beherrschung die Feste oder das Schloß Elbing anlegten, ist früher schon gesagt.

---

\*) Selbst im Nithal hat sich der Boden im Zeitraum von hundert Jahren 19 Zoll, und wo Theben stand 12 bis 15 Fuß erhöht (siehe Wiebeking 1ste Abhandlung). Mithin gestaltet auch die Natur in ihrer nie ruhenden Wirkung, durch die Kraft der Schwere auf manchen Stellen unsere Erdoberfläche ganz um; wo früher unzugängliche Sümpfe waren (so wie sie auch die deutschen Ritter, bei ihrem Vordringen in Preußen fanden) sind jetzt schon schöne bebauete und kultivirte Bodenflächen entstanden, wovon die gutangebauten und fruchtbaren Niederungen auch den Beweis geben.

---

## G e w e r b l i c h e s.

Woher kommt es, daß der Platinschwamm im **Döbereiner'schen** Feuerzeuge seinen Dienst so oft versagt, und wie läßt sich diesem vorbeugen.

Von Dr. Rud. Wöttger.

Ich habe neulich die Beobachtung gemacht, daß es zur Füllung und Instandsetzung der so sehr beliebten **Döbereiner'schen** Platina-Zündmaschinen keinesweges einerlei ist, ob man sich dazu der englischen nicht rauchenden oder der Nordhäuser rauchenden Schwefelsäure bedient. Bekanntlich wurde von mir schon vor 10 Jahren zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß verschiedene Gasarten, namentlich Ammoniakgas u. s. w. die merkwürdige Eigenschaft haben, die Zündkraft des Platinschwammes gänzlich zu vernichten. Da ich nun gefunden, daß die im Handel vorkommende gewöhnliche rauchende Schwefelsäure fast ohne Ausnahme, wenn sie mit Wasser verdünnt wird, schweflige Säure entwickelt, die englische nicht rauchende Säure aber nicht oder doch nur höchst selten, so giebt dies einen Fingerzeig, sich für die Folge zur Füllung der **Döbereiner'schen** Zündmaschinen niemals der rauchenden, sondern der englischen nicht rauchenden Schwefelsäure zu bedienen. Es ist bekannt, daß die schweflige Säure durch Wasserstoffgas im *status nascens* größtentheils in Schwefelwasserstoff übergeführt wird; mithin muß auch bei Anwendung von rauchender Schwefelsäure behufs der Darstellung von verdünnter Säure die Zündkraft des Platinschwammes in jenem Feuerzeuge so außerordentlich geschwächt werden, daß er in kurzer Zeit völlig unbrauchbar erscheint.

(Frankf. Gewerbebefr.)

Ueber eine einfache Methode, Baumwollenfäden in Leinengewebe nachzuweisen.

Da die Leinengewebe jetzt so häufig durch Baumwollfäden verfälscht werden, ist es von Wichtigkeit, ein einfaches Mittel

kennen zu lernen, diese Verfälschung zu entdecken. Dem Dr. Rud. Böttger in Frankfurt ist es gelungen, ein solches aufzufinden. Er entdeckte nämlich, nachdem sich ihm alle früher vorgeschlagenen Methoden als unzureichend ergeben hatten, daß eine aus gleichen Gewichtstheilen Kalihydrat \*) und Wasser bestehende Lösung in der Siedhitze die Leinenfaser ziemlich stark gelb färbt, während die Baumwolle fast ungefärbt, oder doch nur so wenig gelb gefärbt wird, daß man ohne die mindeste Täuschung, schon mit unbewaffnetem Auge beide recht wohl zu unterscheiden im Stande ist, so zwar, daß man von jedem einzelnen Faden in dem zu prüfenden Gewebe genaue Rechenschaft geben kann.

Um diese Operation auszuführen bringt man ein, etwa einen Quadrat Zoll großes, Stück von der zu prüfenden Leinwand in eine bereits im heftigen Sieden befindliche Mischung von gleichen Gewichtstheilen Kalihydrat und Wasser, läßt es hier zwei Minuten lang liegen, nimmt es hierauf mit einem Glasstäbchen heraus, drückt es oberflächlich, ohne es zuvor mit Wasser auszuwaschen, leicht zwischen doppelt zusammengelegtem weißem Fließpapiere aus, und zupft nun auf der Ketten- und Einschusseite ungefähr sechs bis zehn Fäden heraus. Hier erkennt man dann auf der Stelle, welche Fäden aus Baumwolle und welche aus Leinen bestehen; die dunkelgelben sind nämlich die Leinen-, die weißen oder hellgelben die Baumwollfäden.

In einer der letzten Versammlungen der Berliner polytechnischen Gesellschaft wurden Proben vorgezeigt, die nach dieser Methode behandelt waren, und die es vollkommen bestätigen, daß diese Methode durchaus praktisch, leicht ausführbar und für alle Fälle genügend sei.

Doch ist dieselbe Probe nur bei weißen, nicht auch bei gefärbten Geweben ausführbar.

(Berl. Gew. Indust. u. Hand. Blatt.)

### Schwarzfärben des Handschuhleders.

Das gemeinnützige Wochenblatt des Gewerbevereins zu Köln beschreibt ein, von R. Deninger angegebenes Verfahren, mit Thyran bereitete Lederarten, sogenanntes sämisches oder Wasch-

\*) Man erhält diese Substanz in jeder Apotheke.

leder, schwarz zu färben, nach welchem weder ein späteres Abfärben, noch ein Matt- oder Unansehnlichwerden der Waare zu besorgen ist.

Zur Färbung bedarf man einer gesättigten Abkochung von  $\frac{1}{2}$  Pfd. Blauholz und  $\frac{1}{4}$  Pfd. gestoßenen Galläpfeln in 2 Pfd. Brunnenwasser. Diese Ingredienzien werden eine halbe Stunde gekocht, die Brühe durch einen leinenen Lappen geseiht und so weit abgekühlt, bis man die Hand darin halten kann.

Das Leder wird nun, die zu färbende Seite nach oben, auf einem glatten Tische ausgebreitet, und mittelst eines verhältnißmäßig dicken, aus leinenen Lappen bestehenden Ballens die Farbe aufgetragen und eingerieben. Sobald diese vollkommen und gleichförmig eingedrungen ist, wird auf dieselbe Farbe Eisenbeize in der Weise gebracht, daß man einen leinenen Lappen in dieselbe taucht und das Leder leicht und gleichförmig damit überfährt.

Die Eisenbeize bereitet man sich am schnellsten dadurch, daß man in einem eisernen Topfe kleine gerostete Eisenstücke, Nägel, Feile- oder Drehspäne mit Essig übergießt und dieses bei schwachem Feuer während sechs Stunden gelinde kochen läßt. Diese Eisenbeize zeigt sich dann als gut, wenn sie eine recht dunkle, weingelbe Farbe angenommen hat.

Nachdem das Leder mit dieser Eisenbeize, die man hat erkalteten lassen, gleichförmig überstrichen worden ist, trocknet man dasselbe, erwärmt die Farbenbrühe und wiederholt den Färbungsprozeß wie früher. Das getrocknete Leder wird nun mit einem in kaltes Wasser getauchten und etwas ausgebrückten Schwamme wiederholt so lange abgewaschen, als noch Farbe abgeht, dann wieder getrocknet, nochmals gefärbt und abgewaschen und zwar so oft bis die erwünschte Schwärze erreicht ist, bei welcher zur Verhütung des Abfärbens immer die aufliegende, nicht eingedrungene Farbe auf erwähnte Weise abgewaschen werden muß.

Um nun dem, durch diese Prozedur etwas hart gewordenen, Leder die nöthige Geschmeidigkeit wieder zu geben, wird eine ziemliche weiche Bürste mit Baumöl befeuchtet und mit derselben das gefärbte Leder überfahren. Die Farbe geht dadurch aus dem Grauschwarz in Kohlschwarz über; das Leder erhält

Glanz und nach einigem Ausrecken durch Hin- und Herziehen seine frühere Geschmeidigkeit wieder.

Mittel die schmutzigen Kragen an Männerkleidern zu reinigen.

Ein solches, sehr zu empfehlendes Mittel theilt Dr. Winterfeld in dem Berliner Gewerbe-, Industrie- und Handelsblatte mit. — Man benezt nämlich die zu reinigende Stelle und ein reines Läppchen wollenes Tuch mit Schwefel-Äther, den man in jeder Apotheke für einige Groschen in hinreichender Quantität erhält. Hierauf reibt man die befeuchteten Stücke gegen einander. Die Reinigung erfolgt sogleich vollständig und die Flüchtigkeit des Äthers läßt die Stelle alsbald trocken und auch geruchlos erscheinen.

Ueber die Reinigung des Terpenthinöls zur Kautschucklösung.

Außer einigen anderen flüchtigen Oelen, z. B. Steinkohlentheeröl, wird in England so wie in Deutschland Terpenthinöl zur Auflösung des Kautschucks verwendet. Das Terpenthinöl aus dem südlichen Frankreich wird dem Amerikanischen vorgezogen, weil es sich weniger schnell verharzt.

Die Fabriken, welche Kautschuck auflösen und weiter verarbeiten zu Zeugen für Kleidungsstücke, Gespinnste u. s. w., sehen sehr darauf, ein möglichst frisch bereitetes Terpenthinöl zu erlangen. Einige Fabriken haben sich deshalb für diesen Zweck einen Destillir-Apparat eingerichtet. — Einen solchen besitzt auch der Berliner Fabrikant C. F. Rannow, welcher, wie er in dem vorhin genannten Berliner Blatte angiebt, das zu rektifizirende Del mit zwei Theilen Wasser mischt und auf den Zentner Del 1 Pfd. Pottasche und 1 Pfd. frisch gebrannten Kalk zusetzt.

Der Kalk wird vorher zu einer Milch gelöscht, die Pottasche darin aufgelöst und dem Wasser hinzugefügt, bevor es mit dem Terpenthinöl gemengt wird.

Die Destillirblase wird zu  $\frac{7}{8}$  ihres Inhalts aufgefüllt und die Destillation bei möglichst niedriger Temperatur durchgeführt.

Das mit etwas Wasser übergehende Del wird nach einiger Ruhe von Ersterem abgefüllt und ist nun zur Auflösung des Kautschucks ganz vorzüglich brauchbar.

### Kartoffelmehl.

Die Erfindung des Lehrers und Chemikers Hassenstein am Gymnasium zu Gotha, die Scheidung des Mehls aus den Kartoffeln durch Schwefelsäure zu bewirken, ist äußerst wichtig. Die Sachsen-Meiningsche Regierung hat solche durch ihr Amtsblatt veröffentlicht. Die gewöhnliche Methode ist bekanntlich, daß man die Kartoffel zerreibt, wässert und das Mehl herauswäscht, wodurch man im Durchschnitte 10 bis 15 % zwar sehr feines, aber auch sehr theures Mehl erhält.

Nach Hassensteins Methode werden aber die Kartoffeln, um die eben so unangenehm riechenden, als der Gesundheit des Menschen weniger zusagenden narkotischen Bestandtheile, welche bei dem Branntweinbrennen das Fuselöl veranlassen, wegzuschaffen und durch mehr Gewinn an Mehl eine größere Wohlfeilheit desselben zu bezwecken, wenn sie gehörig gewaschen sind \*), in vier bis neun Scheiben zerschnitten. Auf hundert Pfunde reines Wasser wird nur ein Pfund englische Schwefelsäure zugesetzt, und in dieses gesäuerte Wasser werden die geschnittenen Kartoffeln in ein verhältnißmäßig großes Gefäß eingeschüttet, wo sie 24—28 Stunden, oder so lange stehen bleiben, bis sie statt des glasigen Ansehens und der gelblich-braunen Farbe eine weiße angenommen haben, das heißt, das narkotische Fuselwasser ausgezogen ist. Alle 6—8 Stunden muß man die Masse gehörig umrühren. Sind die Kartoffelstücke weiß, so hat das saure Wasser eine braungelbe Farbe und einen übeln Geruch angenommen. Diese Flüssigkeit wird nun abgegossen und die Kartoffelscheiben werden so lange abgewässert, bis das Wasser keinen saueren Geschmack mehr hat. Man kann dies auch durch Lakmus-Papier untersuchen. Färbt sich dasselbe nur noch wenig roth, so sind die Kartoffeln genug ausgewässert.

Um die Kartoffelscheiben nun zu trocknen, breitet man sie frei auf Leinwand oder Horben aus und bringt sie in die Luft:

---

\*) Das nächste Heft dieser Blätter wird einen Artikel über das Waschen der Kartoffeln bringen.

oder an die Ofenwärme. An Gewicht erhält man 25 % von den ungesäuerten Kartoffelstücken von schönem weißen freideartigem Ansehen, die auf der Getreidemühle gemahlen, ein feines sehr weißes Mehl und nur wenig Kleie geben. Grob gestoßen und durch ein Sieb geschlagen, bekommt man einen, dem Sago ähnlichen, Gries.

Das gewonnene Mehl ist wenigstens zu dem Durchschnittspreis von Weizen- und Roggenmehl anzunehmen, und der Berliner Scheffel Kartoffeln läßt sich hierdurch bis auf 12 Silbergroschen verwerthen. Die besten Kartoffeln zur Mehلبereitung sind die Lerchenkartoffeln. Das Mehl läßt sich sehr gut zu Semmel und Brot backen, und zwar nimmt man zu Semmeln die Hälfte oder dreiviertel Weizenmehl, zu Brot zweidrittel Roggenmehl und in beiden Fällen das Uebrige von Kartoffelmehl. Dieses Gebäck hat ein besseres Ansehen und einen besseren Geschmack, als das aus reinem Weizen- und Roggenmehle dargestellte.

Die Vortheile des Backens des Kartoffelmehls mit Roggen-Weizenmehl bestehen aber hauptsächlich darin, daß ersteres fast doppelt so viel Wasser annimmt, als letztere beide Sorten, mithin im Gewichte mehr Brot liefert und dies besonders sehr sättigend und nachhaltend ist. Man kann dieses Mehl auch zu Kuchen und allerhand Speisen, zu Bier, Stärke, Syrup und Zucker verwenden, zu welchem letzteren Zwecke man die Kartoffelstücke nach dem Auswaschen sogleich zu Brei verarbeitet und mit Wasser von 70° R. Wärme mittelst Gersten-Malz-Schroot in Stärke-Syrup umwandelt.

Nach der angegebenen Methode hat man schon an vielen Orten, selbst aus erfrorenen Kartoffeln, vortreffliches Mehl bereitet. Es hat, zumal da es frei von Kleber ist, die Eigenschaft, daß es den schädlichen Einwirkungen der großen Hitze und Feuchtigkeit vollkommen widersteht, und bietet hiernach behufs Versendung denselben Vortheil dar, den man für Getreidemehl erlangt, wenn es auf Walzenmühlen — ohne das Korn naß zu machen — gemahlen ist.

Uebrigens werden seit langer Zeit aus dem nördlichen und westlichen Deutschland, auf der Elbe und dem Rheine, bedeu-

tende Partien Kartoffelmehl nach London versendet, von wo dieser Artikel nach den beiden Indien und Australien geht.

Weiläufig bemerkt geben die, auf vorhin beschriebene Art behandelten, Kartoffeln, wenn sie nach dem Auslaugen gedämpft, eingemaischt und, wie sonst üblich in Gährung gesetzt werden, nach der Destillation einen ganz fuselfreien Branntwein.

Die Schwefelsäure dürfte in größeren Quantitäten zu  $1\frac{2}{3}$  Silbergroschen das Pfund beschafft werden können.

In dem Centralblatte für die Gewerbe-Vereine der Provinz Schlesien pro 1842 und 1843 empfiehlt ein Herr A. G. Scholz dieses Kartoffelmehl eigener Fabrikation mit dem Bemerkten, daß es in den Haushaltungen vorzüglich brauchbar sei, und aus demselben z. B. vortreffliche Klöße bereitet werden könnten. Doch müßte der Teig zu denselben nicht in kochendes, sondern in solches Wasser gebracht werden, welches keine Wellen mehr wirft oder bereits abgeschreckt ist. Nur zu Hefenklößen solle der, in die Höhe gegangene Teig in kochendes Wasser gelegt werden.

Derselbe Breslauer Fabrikant will auch ein höchst ökonomisches Futtermehl für Schaaf und Rindvieh aus Kartoffeln hergestellt haben, welches zugleich bei den Schaafen auf die Veredelung der Wolle wirkt und durch gewisse Zusätze im Preise sich billiger stellt, als die bisher übliche Kartoffel-Fütterung. — Dies sind indessen Behauptungen, deren Richtigkeit die Praxis erst bestätigen muß. Jedenfalls sollen die gewonnenen Resultate später mitgetheilt werden.

Eine einfache, den Pumpenkolben vortheilhaft ersetzende Vorrichtung. \*)

In einer, unweit Königsberg auf einem Gute befindlichen, Brennerei bestand — wie fast in allen dergleichen Anstalten auf dem Lande — sowohl die Pumpe zum Heben der Maische, als auch die zur Förderung des Wassers auf das Kühlfaß aus einer hölzernen Kolbenröhre, in der sich ein hölzerner Kolben mit Ventil bewegte. Beide Pumpen gingen sehr schwer, und dabei förderte die Letztere das Wasser nicht reichlich genug. Man wünschte

\*) Diese Notiz ist auch dem Berliner Gewerbe-, Industrie- und Handelsblatte mitgetheilt worden. M. G.

ohne Veränderung der Kolbenröhre das Spiel der Pumpen leichter und ausgiebiger zu machen. Dies gelang auf folgende einfache Weise.

Man befestigte zwischen zwei runden Metallplatten, die an Größe einander gleich waren, aber einen etwas kleineren Durchmesser hatten, als das Innere des Pumpenstiefels, concentrisch eine starke gleichfalls runde Lederscheibe, deren Durchmesser das Innere des Pumpenstiefels um etwas übertraf. Diese Vorrichtung verband man nach Beseitigung des Kolbens statt dieses mit der Kolbenstange.

Die so vorgerichtete Pumpe entsprach den Forderungen durchaus; denn trotz ihres leichten Spiels förderte sie so reichlich Wasser, daß dasselbe bald aus dem oberen Theile der Kolbenröhre überzufießen drohete.

Diese Resultate erklären sich aber leicht, wenn man das Spiel der Pumpe mit Rücksicht auf die beschriebene Vorrichtung betrachtet. — Befindet sich nämlich dieselbe in der Kolbenröhre an der tiefsten Stelle und wird nun schnell gehoben, so drückt sich das Leder, dessen Ränder nach oben gebogen sind, vermöge seiner Steifheit an die Wandungen des Stiefels an, und die Folge ist, daß nach unten zu ein luftverdünnter Raum entsteht. Die äußere Luft, die nach diesem Raume hinstrebt, trifft hierbei auf das Leder und hilft dasselbe an die Wände andrücken. Je besser aber dieser Schluß ist, desto verdünnter wird die Luft und desto höher steigt das Wasser. Trifft alsdann bei einem folgenden Niedergange das Leder auf das Wasser, so wird jenes nach innen gebogen und läßt das Wasser vorbei; bei dem Aufsteigen der Kolbenstange schließt das Leder wiederum, einmal wegen seiner Steifheit und dann, weil das über demselben stehende Wasser jetzt die Rolle der atmosphärischen Luft spielt, an den Wänden der Kolbenröhre dicht an, läßt daher wenig Wasser zurückfließen und bewirkt hierdurch die reichliche Förderung.

Die Nützlichkeit und Einfachheit dieser Vorrichtung hat mich veranlaßt, dieselbe auf die Gefahr hin, Vielen etwas Bekanntes zu geben, zu veröffentlichen; und indem ich derselben eine erweiterte Anwendung wünsche, versäume ich nicht zu bemerken, daß dieselbe an einigen Orten unter dem Namen „der

Ragenkopf" bekannt ist, — weil ein Name im Verkehre die Beschreibung oft vortheilhaft vertritt. M. S.

### Verbesserung in der Fabrikation der Talglichter.

Nach den Jahrbüchern für praktische Pharmacie ist die einzige Verbesserung, welche man bei den Dochten der Lichter benutzen kann, die Anwendung von Borax; (Bor-) Säure. Man löst einen Theil Borsäure in vierundzwanzig Theilen stärksten Spiritus und tränkt damit die Dochte. Obwohl dieselben dadurch nicht ganz selbstverbrennlich werden, so wird das lästige Ablaufen dadurch doch sehr beschränkt.

(Fortsetzung folgt.)

## Geschichte des norwegischen Grundgesetzes.

(S c h l u ß.)

Ungeachtet dieser fast allen Ständen gemeinsamen Mißstimmung und Beklommenheit und trotz der mehr und mehr, deutlicher und deutlicher hervortretenden Spaltung in den Ansichten der Volksvertreter und ihrer Absonderung in durch fest bestimmte politische Grundsätze streng geschiedene Parteien, setzte der Ausschuß für die Ausarbeitung des Grundgesetzes seine Arbeiten mit einem Eifer und einer Sorgfalt fort, die würdig sind der Bewunderung aller Zeiten. — Bereits am 30. April waren die Arbeiten beendet und der aus 115 Paragraphen bestehende Entwurf in den Händen des Präsidenten. — Obwohl späterhin Christian Friedrich, nach der Niederlegung der norwegischen Krone und der Besteigung des dänischen Thrones, in seiner ersten öffentlichen Erklärung die Ehre ablehnte, der Urheber dieses — „Werkß der Eile“ (Hastwärtsprodukt), wie er Norwegens Magna Charta nannte, gewesen zu sein: so wird sich dennoch Niemand durch diesen seinen Ausspruch, zu einem nachtheiligen Urtheile über eine Erscheinung bestimmen lassen, die einzig und groß dasteht in der Geschichte der Völker. Allerdings sind auch in anderen Staaten von dem Volke zur Erringung der Freiheit und Selbstständigkeit Unternehmungen ausgegangen, die denen, welche sie in das Leben gerufen, den Ruhm und die Dankbarkeit der Nachgeborenen sichern, aber meistens unter anderen Umständen, bei einer bedeutend günstigeren Gestaltung der Verhältnisse. Freilich war das norwegische Volk nicht das erste, welches sich der lästigen Vormundschaft seiner schlechtberathenen oder übelwollenden Machthaber zu entziehen strebte: aber die Art, wie es sich derselben entäußerte, die Mittel, deren es sich zu seinen Zwecken bediente und vor Allem die ernste, würdige Haltung seiner Vertreter, die bei dem regsten Pflichtgefühl und wahrhaft heiliger Vaterlandliebe keinen Augenblick über zeitlichen oder persönlichen Interessen die vertrauensvoll in ihre Hände

gelegte Arbeit vergaßen, — dies Alles bezeugt deutlich die Gediegenheit des Charakters, die hohe Bildung des Geistes und das vollkommenste Bewußtsein politischer Mündigkeit aller derjenigen, die das erhabene Werk der freien Verfassung fördern und vollenden halfen. — Die Namen der einzelnen Ausschußglieder haben wir bereits oben (Seite 391) genannt, hier genüge es hinzuzufügen, daß sie auf das vollständigste das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigten. <sup>59)</sup>

Am 4. April begannen die Berathungen über den so wichtigen Gegenstand der Thätigkeit der Reichsversammlung. Der größte Theil der Paragraphen erfreute sich der Beistimmung der Abgeordneten, über den Rest entspannen sich stets lebhaft, mitunter heftige Debatten. Vor Allem erlitt der Paragraph eine Abänderung, der über die öffentliche Staatsreligion handelte und den Grundsatz aussprach, daß allen Religionssekten außer den Juden freie Ausübung ihres Glaubens gestattet sei, daß aber die evangelisch-lutherische Religion die öffentliche Staatsreligion bleiben solle. In der neuen Fassung lautete er: die evangelisch-lutherische Religion bleibt die Staatsreligion und alle sich zu ihr bekennenden Landeseinwohner sind verpflichtet ihre Kinder in derselben zu erziehen; allen „christlichen“ Glaubenssekten wird Religionsfreiheit gewährt <sup>60)</sup>, doch dürfen Jesuiten nicht in das Reich kommen und Mönchsorden werden nicht geduldet. Juden ist der Eintritt in das Reich auch künftig verwehrt.

---

59) Zu Vorbildern bei der Bearbeitung des Grundgesetzes hatte man sich theils nach von einzelnen Abgeordneten gebotenen Entwürfen gerichtet — Falsen, Weidemann und selbst der Bauer Lysgaard hatten schriftliche Vorschläge eingereicht —, theils hatte man dabei das spanische Grundgesetz von 1822 und das schwedische, natürlich, abgesehen von der auf Ständen ruhenden Grundlage, benutzt.

60) Merkwürdiger Weise ist dieser so höchst wichtige Zusatz in der Urkunde des Grundgesetzes ausgelassen. Die Anfertigung derselben war nämlich dreien Mitgliedern der Reichsversammlung übertragen, die aus dem Entwurfe alles gegen die äußere Form, die Sprache u. s. w. Verstößende entfernen sollten. Sie überfahen bei der Eile, mit der die Arbeit gefertigt wurde, diesen so außerordentlich bedeutsamen Zusatz, den bei der am 10. Mai erfolgten Vorlesung der Urkunde auch keiner der Abgeordneten vermifste.

Einen lebhafteren Streit aber veranlaßte die Frage über die Religion des Regenten, die auf Betrieb des Prediger Klein — um Karl Johann von Schweden auszuschließen — im Entwurf dahin beantwortet war, „daß derselbe evangelisch-lutherischen Glaubens sein und sich auch stets zu demselben bekannt haben müsse.“ Der Paragraph blieb ungeachtet der heftigsten Opposition der Gemäßigten unverändert.

Eine ähnliche Bestimmung zu Ungunsten des schwedischen Fürsten enthielt der Paragraph, welcher verfügte, daß der König von Norwegen keine andere Krone tragen dürfe als die seines Landes. Auch die Bestimmung, daß der König sich stets innerhalb der Grenzen seines Reiches aufhalten müsse, wolle er nicht für seine Person das Thronrecht verlieren, war mit ein Ergebnis der Bestrebungen der Patrioten, ein neues Hinderniß der Vereinigung der Nachbarreiche zu den bereits vorhandenen hinzuzufügen. — In Bezug auf die Person und die Rechte des Königs wurde außerdem festgesetzt, daß der König seine Staatsräthe selber wählen und daß er hinsichtlich der Beschlüsse des Storching nur ein aufschiebendes nicht aber ein aufhebendes Veto geltend machen könne. Im Gegensatz einer Verordnung des Entwurfes, die dem Könige die Befugniß zugestand, Verdienste durch Orden, Titel oder Rang zu belohnen, wurde ferner festgesetzt: der König kann zur Belohnung ausgezeichneten Verdienste, die jedoch öffentlich bekannt gemacht werden müssen, nach Belieben Orden verleihen, aber keinen Rang oder Titel als den, der mit dem Amte verbunden ist. In Gnaden entlassenen Beamten bleibt der Rang und Titel des früher verwalteten Amtes. Orden befreien Niemand von gemeinsamen staatsbürgerlichen Pflichten und Lasten und geben keinen besonderen Anspruch auf Staatsämter.

In Bezug auf die Wahl der Abgeordneten zum Storching wurde die ursprüngliche Bestimmung, welche die Zahl der Vertreter von der Zahl der Stimmberechtigten in den einzelnen Stadt- und Landbezirken abhängig machte, dahin beschränkt, daß kein Bezirk, ungeachtet der Vermehrung seiner stimmfähigen Bewohner, den Reichstag mit mehr als vier Abgeordneten beschicken sollte.

Der Grundsatz: „das Haus jedes Bürgers ist heilig und kann ohne dessen Einwilligung nicht anders als Kraft eines

schriftlichen Befehls der Obrigkeit betreten werden“ erhielt die Fassung: „Hausfuchungen können nur in strafrechtlichen Fällen stattfinden.“

Vorzüglich lebhaftc Verhandlungen führte die Erörterung zweier Vorschläge des Entwurfes herbei. Der eine bezog sich auf das Verbot der Verleihung persönlicher und gemischter erblicher Vorrechte und sollte die Aufhebung des Erbadeis, wie aller, nicht auf Verdienst, sondern auf Geburt beruhenden Vorzüge vorbereiten; der andere handelte vom Staatsbürgerrecht, d. h. von dem Wahlrechte, der Befähigung Aemter zu bekleiden und anderen nur norwegischen Eingeborenen zustehenden Rechten und Vergünstigungen. — Ueber die ersten der genannten Propositionen entspann sich ein lebhafter Streit, der ungeachtet aller Bemühungen der Stimmführer zu keinem Resultate führte. Dennoch wurde mit einer Mehrheit von sechzehn Stimmen beschloffen, dem nächsten ordentlichen Storting die Entscheidung der Frage zu überlassen. <sup>61)</sup>

Ebenso vertagte man die Beschlüsse über die augenblickliche Abschaffung der Monopole und die näheren Bestimmungen über die allgemeine Wehrpflicht bis zur nächsten Reichsversammlung.

Was die Verhandlungen über das Staatsbürgerrecht anlangt, so führten sie, unter dem Einflusse einer mächtigen Partei, die alle fremdartigen, vorzüglichcn aber die dänischen Elemente ausgeschlossen wissen wollte, — da man, und mit Recht, fürchtete, daß der Regent in althergebrachter Weise die Dänen bei Aemterverleihungen begünstigen würde — zu einem Resultate, das Ausländer, den geborenen Norwegern gegenüber, von Staatsdienste so gut wie ausschloß oder ihre Annahme nur unter Bedingungen gestattete, die sie zu Landeskindern machten.

---

61) Erst im Jahre 1821 wurde der Beschluß, welcher die Abschaffung des Erbadeis verfügte, trotz der heftigsten Opposition des schwedischen Kabinetts — das bereits zweimal 1815 und 1818 dem Beschlusse seine Genehmigung versagt hatte —, in Gemäßheit der Verfassungsurkunde zu Gesetze. Siehe den zweiten Anhang. Als bemerkenswerth heben wir hervor, daß Falten am Schluß der Verhandlung über die Abschaffung des Erbadeis, eine Erklärung zu Protokoll gab, in der er für sich und seine Deszendenten auf den ererbten Adel verzichtete.

Als unerläßliches Erforderniß wurde stets genaueste Kenntniß der norwegischen Sprache, Aufenthalt im Reiche seit der neuen Verfassung und Ableistung des Eides zur Vertheidigung der Selbstständigkeit Norwegens verlangt.

Was die im Entwurf bestimmte Theilung des Storting in zwei Kammern betrifft, die nur durch eine Mehrheit von zwei Stimmen Anerkennung fand, so verweisen wir auf den Anhang II., der hierüber die nöthige Auskunft giebt. <sup>62)</sup>

Am 16. Mai hatte die zur Prüfung und Regulirung der Geldangelegenheiten niedergesezte Kommission der Reichsversammlung das Resultat ihrer Forschungen vorgelegt. Ihr Bericht enthielt die Angabe, daß in den Jahren 1797 bis 1807 wie 1811 und 1812 die Einnahme die Ausgaben bedeutend überstiegen hätte und bemühte sich alle Bedenklichkeiten in Hinsicht auf die Unfähigkeit Norwegens, sich als Staat selbstständig und aus eigenen Mitteln zu erhalten, aus dem Wege zu räumen. Gegen diese so günstigen Angaben erhoben die bedeutendsten Stimmführer der Opposition, vor allen aber der Graf von Wedel-Jarlsberg den heftigsten Widerspruch, theils gestützt auf Erfahrungskenntnisse, die sie belehrten, daß das von dem Finanzausschusse gelieferte Gutachten unzuverlässig und unsicher sei, theils getrieben von dem Wunsche durch neue Bedenklichkeiten das Vertrauen auf ein selbstständiges, freies vaterländisches Reich mehr und mehr zu erschüttern. Da es ihren Bemühungen gelang eine große Anzahl der Abgeordneten für ihre Ansichten zu gewinnen, so entschied sich die Reichsversammlung mit großer Stimmenmehrheit dahin: drei Ausschüsse zu wählen, die nach der Auflösung des Reichstages ihre Arbeiten beginnen sollten, nämlich den finanziellen Zustand Norwegens auf das sorgfältigste prüfen, die bestehenden Geseze revidiren, einen Entwurf zur Realisirung des Grundsazes der allgemeinen Wehrpflicht verfassen und das Ergebnis ihrer Untersuchung dem nächsten Reichstage vorlegen.

In derselben Sitzung ward die Erledigung der Königs- wahl beschlossen, die, weniger um Christian Friedrich die

62) Das Grundgesez vom 17. Mai ist in Pölis's Sammlung der europäischen Konstitutionen und in dem Gemälde von Norwegen von einem geborenen Normann abgedruckt.

Krone zu bestätigen, denn um des Volkes Befugniß zu bekunden und als maßgebend für die Zukunft, am 17. Mai vorgenommen wurde. Natürlich fiel das Scepter Christian Friedrich zu, doch auch hier nicht ohne heftigen Widerstand der Opposition, die erst dann von einer Königswahl etwas wissen wollte, wenn sich des Reiches Schicksal entschieden und Norwegen in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten sei.

Am 17. Mai ward außerdem dem Regenten eine Zuschrift über das Ergebnis der Wahl und eine Abschrift des Grundgesetzes zugefertigt, über deren Annahme er sich am 19. Mai vor der Reichsversammlung zu erklären versprach. An diesem Tage, Christi Himmelfahrt, erschien der Regent im Kreise seiner „Mitbürger“ und sprach: „Normänner! der hohe Beruf, zu welchem das Vertrauen eurer Mitbürger euch erwählt hat, ist vollendet. Norwegens Staatsverfassung ist gegründet; das Volk hat durch euch, seine auserwählten Männer, seine Rechte geschützt, für die Zukunft sie befestigt und durch weise Machtvertheilung die bürgerliche Freiheit und die Ordnung im Staate gesichert, deren Erhaltung der vollziehenden Gewalt obliegt, der dazu die Kraft gewährt ist. Die Vertreter des norwegischen Volkes haben aus der, von anderen Staaten theuer erkauften Erfahrung gelernt, wie die Form der Verfassung ebensowohl vor den Merkmalen des Despotismus, als vor den Mißbräuchen der Demokratie zu bewahren sei. Dieses alte Reich verlangt einen König, aber er sollte ebensowenig der Form als dem Namen nach Despot sein, sondern der beste Freund, der Vater seines Volkes. Das Volk glaubt und erwartet, dieß in mir zu finden, und sein Zutrauen ist für mich ein heiliger Beruf, mich trotz den Beschwerden und Gefahren, denen ich entgegensetze, ganz dem Wohl und der Ehre Norwegens zu weihen. Mit diesen redlichen Absichten und durch den Glauben an den Bestand des Allmächtigen gestärkt, hoffe ich die Erwartungen des Volkes zu erfüllen. Ich nehme die Krone Norwegens als die Gabe eines biederen und redlichen Volkes an, als ein Pfand seiner Liebe zu mir und meinem königlichen Geschlechte. Ich gelobe und schwöre, das Königreich Norwegen in Uebereinstimmung mit der Verfassung und den Gesetzen desselben zu regieren, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort! Der Geist

meines großen Vorfahren, Christian II., — der Prinz wies hierbei auf das im Saale befindliche Portrait desselben — begleite mich in all meinen Handlungen. Sein Muster soll frühzeitig der Seele meines geliebten Sohnes — der Prinz deutete auf das von Mund gefertigte, erst am Tage vorher aufgehängte Bild des Genannten — vorgehalten werden, und die Liebe des Volkes wird sein Erbtheil sein; denn er wird dies Erbtheil höher schätzen lernen als den Glanz der Krone.“<sup>63)</sup>

Hierauf forderte Christian Friedrich die Versammelten auf, das Grundgesetz zu beschwören, und erklärte nach Ableistung des Eides die Versammlung für aufgelöst.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise sich die auswärtigen Verhältnisse gestalteten und welche Maßregeln die verbündeten Mächte ergriffen um Schweden die Erfüllung ihrer Versprechungen zu sichern.

Der mächtige Bau des französischen Kaiserreiches war in Trümmern darnieder gesunken und mit seinem Sturze schwand für Dänemark die letzte Aussicht auf die Wiedervereinigung mit Norwegen. Unbeschützt durch Frankreichs Legionen und, bei dem vielfältigen Eindringen der mislichsten Ereignisse, auf sich selbst beschränkt, hielt es erst jetzt das Kabinet in Kopenhagen für angemessen und ersprießlich, allen Hoffnungen in Betreff Norwegens zu entsagen und offen wie geheim seinen Entschluß durch entsprechende Maßregeln zu bekunden. — Bereits im April hatte die dänische Regierung den in norwegischen Häfen befindlichen Kriegsschiffen Befehle zur Rückkehr zugestellt; im Anfange des Mai schickte sie, zu ernsteren Schritten durch die Besetzung ihrer deutschen Provinzen getrieben, zwei Abgeordnete nach dem schwedischen Hauptquartiere, die von dort aus mit Christian Friedrich der Auslieferung der Festen, öffentlichen Kassen und Kron Güter wegen unterhandeln sollten und ihn auffordern der Erfüllung des von Dänemark eingegangenen Vertrages weiter

---

63) Christian Friedrich hatte auf das ausdrückliche Verlangen der Reichsversammlung die fremden Höfe mit dem Ergebniß der Wahl bekannt gemacht und gleichzeitig erklärt, daß Norwegen bereit sei für seine Freiheit und Selbstständigkeit jedes Opfer zu bringen und Alle darin übereinstimmten, daß man lieber umkommen wolle als Sklavensfesseln tragen.

keine Hindernisse in den Weg zu legen. Allein keiner dieser Auforderungen wurde ein Genüge geleistet. Die meistentheils aus Norwegern bestehende Besatzung der Kriegsschiffe erklärte sich für den Regenten und bezeugte den dänischen Oberen offen ihren Willen, an den heimischen Küsten verweilen zu wollen, und des Vaterlandes Geschick entscheiden zu helfen. Was den Regenten betrifft, so antwortete er den Abgeordneten, daß ihn seine für Norwegen übernommenen Verbindlichkeiten abhielten, ihren Wünschen zu willfahren. Demnach erfolgte gegen das Ende des Mai: monates das Verbot der Getreidezufuhr, die Beschlagnahme der norwegischen Schiffe, die Abrufung der dänischen Beamten und an den Prinzen die ernste Aufforderung sich, bei Verlust seiner Ansprüche auf den dänischen Thron, aller Verbindungen mit Norwegen zu entschlagen und ungesäumt in die Heimath zurück: zuzufehren. — Was die Schweden anlangte, so fehlten ihnen vorläufig die Mittel ihren Drohungen den nöthigen Nachdruck zu geben, da der Kronprinz sich mit der bewaffneten Macht in den Niederlanden befand und wohl hätten sich die Verhältnisse anders gestaltet, hätte der Regent mit kluger Benutzung der so günstigen Umstände, der Forderung des begeisterten Heeres ein Genüge geleistet und einen Einfall in das feindliche Nachbarreich gewagt. Aber seine Unentschlossenheit hemmte auch hier jedes Unternehmen, sei es, weil er zu wenig Selbstvertrauen besaß oder weil er über die Unausführbarkeit seiner Entwürfe bereits zur Einsicht gekommen. So konnte es denn geschehen, daß die schwedische Regierung ungestört Norwegens Küsten in Blokade: zustand versetzte, Kaperbriefe austheilte und sich auf jede Weise anschickte sich des — bei der gänzlichen Willenlosigkeit des Füh: rers kaum widerstrebenden — Feindes zu bemächtigen. — Auch England — anfangs wenn nicht friedlich, so wenigstens für N.'s Unternehmungen nicht ganz ungünstig gestimmt — wendete sich zu offener Feindschaft.

Aber noch einmal versuchten die Verbündeten den Weg fried: licher Uebereinkunft. In den ersten Tagen des Juni erschien in Christiania der britische Gesandte Morier, um der Reichs: versammlung zu erklären, England sei bereit, einen Vergleich zwischen Norwegen und Schweden zu vermitteln. Man antwor: tete ihm mit den Worten des Regenten (Siehe S. 54.), man

wollte lieber umkommen als Sklavenketten tragen, und brach so die Verhandlungen ab. Aber nach wenigen Tagen erschien ein neuer Bevollmächtigter von England, an welchen sich die Abgeordneten von Oestreich, Preußen und Rußland schlossen. Sie wendeten sich an den Regenten, dem sie erklärten, daß man, falls er Krieg wolle, Schweden durch bereitstehende Truppenabtheilungen in der Wahrnehmung seiner Rechte unterstützen werde, daß man es aber weit lieber sehen würde, wenn er sich die Vermittlung einer Uebereinkunft auf gütlichem Wege gefallen lasse. Sei er zu dem Letzteren geneigt, so habe er die ihm übertragenen Rechte in die Hände einer zu berufenden Nationalversammlung zu legen, mit der Schweden über die Vereinigung beider Länder unterhandeln wolle. Außerdem forderten die Abgeordneten die Herausgabe der drei wichtigsten Festungen Frederikshald, Kongsvinger und Frederiksstad. Dem letzteren Verlangen vor den Unterhandlungen zu willfahren war zu mißlich, und Christian Friedrich konnte unmöglich darauf eingehen. Darum erklärte er, daß er sich dieser Forderung aus vielen Gründen, vorzüglich aber darum nicht fügen könne, weil sie unvereinbar mit der von ihm beschwornen Verfassung sei. Demzufolge zerschlugen sich auch diese Unterhandlungen und nach wiederholten Vorstellungen der Abgeordneten — zu Moss, im Hauptquartiere des Regenten — beschloßen die Verbündeten: Norwegens Schicksal mit den Waffen zu entscheiden.

Zur Einleitung der Feindseligkeiten erließ der König von Schweden eine Bekanntmachung, in der er das norwegische Volk zur Nachgiebigkeit aufforderte, die Beschlüsse der Versammlung zu Eidsvold für null und nichtig erklärte und den Dänen das Land zu verlassen befohl. Außerdem aber enthielt die Proklamation das Versprechen, Volksvertreter zu berufen, die sich über die Grundlage einer Vereinigung beider Reiche berathen sollten, — falls die Norweger sich ihrem rechtmäßigen Könige unterwerfen wollten. Hieran schloß sich ein Aufruf des Kronprinzen, in welchem derselbe sagte: die Natur habe die beiden Nachbarstaaten zu einer Vereinigung bestimmt, und diese Bestimmung sei durch die Verzichtleistung des Königs von Dänemark erfüllt worden. Die Vereinigung habe die Gewährleistung der angesehensten Mächte erlangt, und die Norweger würden

sich nachtheiligen Folgen aussetzen, wenn sie sich den Rechten Schwedens und dem Willen der verbündeten Mächte widersetzten, und sich von einem Manne, der Norwegen einst wieder mit Dänemark zu vereinen hoffte, irre leiten ließen. — Natürlich machten beide Bekanntmachungen bei der allgemeinen Erbitterung und Kriegslust der Norweger auch nicht den geringsten Eindruck, dienten vielmehr dazu die Aufregung zu vermehren und gegen den verhassten Nachbarn noch mehr einzunehmen. Alles rüstete sich; mit Kampflust und Zuversicht erwartete Jeder den Feind; ein Ausruf des Regenten, fest zu den Fahnen zu stehen und stets des für Norwegens Selbstständigkeit geleisteten Schwures eingedenk zu sein, erweckte allgemeine Begeisterung. Das Land war voll Siegeshoffnung und mehr denn je schwoll jedem die Brust vor lebendigem Freiheitsgefühl, mehr denn je fühlte sich jeder begeistert zu hochherzigen Thaten und standhafter Vertheidigung des Vaterlandes. — Aber wie groß war die Ueberraschung, das Erstaunen und die Entrüstung, wie demüthigend und niederdrückend das Gefühl der Schwäche, wie entmuthigend wirkten die Erfolge der feindlichen Armee und die Niederlagen der vaterländischen Heere, als die schwedische Flotte sich der Hval-Inseln bemächtigte und die Festung Kragerö (an der Mündung des Glommen) sich, ehe eine Kanone vor ihren Wällen gelöst, auf Bedingungen ergab, als der Kronprinz, an der Spitze einer Armee von 10,000 Mann fast ungehindert bei Svinesund die Grenze überschritt, — als man vernahm, in wie schlechtem Einflange die Leistungen der Vaterlandvertheidiger — die von erkaufteu oder unfähigen Führern schlecht angeführt, überall zurücksich wichen und nie ein Haupttreffen wagten — mit ihren Verkündigungen ständen, als man einsah, wie sehr die kriegsgeübten, an die strengste Mannszucht gewöhnten Schweden die schlechtgeführten und darum mißmuthigen Norweger übertrafen. Aber dennoch hatte, bei dem Mangel aller günstigen Erfolge, dieser Feldzug für Norwegen das Gute, daß er das schwedische Cabinet davon überzeugte, daß die von Norwegen gethanen Schritte nicht auf Antrieb einiger Wenigen, sondern in Folge gemeinsamer Entschliesung des ganzen Volkes geschehen. Die Folge dieser so unerwarteten Wahrnehmung war der plötzliche Entschluß des Kronprinzen, inmitten seiner siegreichen Fortschritte, am

7. August, einen Waffenstillstand anzubieten, der am 14ten zu Moss von den Staatsrätthen des Königs und den schwedischen Bevollmächtigten unterzeichnet wurde. Nach den in den vorhergegangenen Unterhandlungen festgestellten Bestimmungen sollten alle Feindseligkeiten bis vierzehn Tage nach der Eröffnung der einzuberufenden Reichsversammlung eingestellt, die Blokade der Küsten aufgehoben, die Zufuhr freigegeben werden. Die Festung Frederiksstene, deren Besatzung sich, ungeachtet der Uebergabe des nahegelegenen Frederikshald, tapfer vertheidigt hatte, wurde den Schweden augenblicklich übergeben. Christian Friedrich verpflichtete sich eine Versammlung von Abgeordneten des Volkes nach Christiania zusammenzuberufen, mit welcher der König von Schweden — der sich die Verfassung von Eidsvold mit Ausnahme einiger Bestimmungen, die bei der Vereinigung beider Reiche eine Veränderung erleiden mußten, anzuerkennen verpflichtete — unterhandeln wollte. In einem geheimen Artikel versprach der Regent außerdem, zunächst die vollziehende Gewalt in die Hände der Staatsrätthe, dann aber die ihm übertragene Macht in die Hände des Storthings zurückzugeben, Norwegen zu verlassen und sich aller Theilnahme an dem weiteren Verlaufe der Ereignisse zu enthalten. — In Folge dieser Uebereinkunft kehrte Christian Friedrich am 19. August aus dem Feldlager nach Christiania zurück, meldete dem Staatsrathe, daß Krankheit ihn abhielte, die Regierung zu führen, und übertrug ihm in der gesetzlichen Form die gesammte Verwaltung. Bereits am 16. August hatte er eine Reichsversammlung berufen, was nach den Bestimmungen des Grundgesetzes sechs Wochen vor der Eröffnung des Storthings geschehen mußte. Ueberall wurden die Wahlen mit Eifer betrieben und in den letzten Tagen des September war die, diesmal aus achtzig Mitgliedern bestehende Versammlung vollzählig.<sup>64)</sup> Die Abgeordneten, unter denen man viele der ausgezeichnetesten Persönlichkeiten des ersten Reichstages — wie Sverdrup, Rein, Löwenstjöld, Bergeland, Wall, Anker, Grögaard — vermiste, begannen ihre Sitzungen am

---

64) Es waren gewählt: achtzehn Geistliche, darunter der Bischof Borch, ebensoviele Rechtsgelehrte, sechzehn eigentliche Landleute, sieben Kaufleute, fünf Offiziere und ein Handwerker.

4. Oktober, mit weniger Begeisterung, aber mit desto größerer Ruhe und kühlerer Ueberlegung als die Vertreter vom 11. April. Was die Stimmung der Menge anlangte, so war sie so friedlich, als sie es unter den vorhandenen Umständen sein konnte, da die weise Mäßigung der schwedischen Regierung, eine reichliche, ungestört eingebrachte Kornernte und die nach den Kriegesdrangsalen doppelt angenehmen Segnungen des Friedens die Gemüther beruhigten und allmählig günstiger für die bevorstehende Veränderung der öffentlichen Verhältnisse stimmten. Die Eröffnung der Versammlung, die vom Könige ausgehen mußte, erlitt eine kleine Verzögerung, da Christian Friedrich in einem an den Präsidenten Diriks gerichteten Schreiben nur gesagt hatte, daß er am 20ten einige der Abgeordneten in seiner Wohnung zu sehen wünschte, da ihn Kränklichkeit abhielte die Versammlung persönlich zu eröffnen, keinesweges aber demselben den Auftrag erteilt, dies in seinem Namen zu thun, eine Befugniß, die von Diriks als sich von selbst verstehend in Anspruch genommen, lebhaft angefochten wurde. Die hierüber entstandene Verwirrung endete das Erscheinen der Staatsräthe, die im Namen des Königs die Versammlung durch eine vorgelesene Rede eröffneten. In derselben bezeugte Christian Friedrich seine lebhafteste Betrübniß über den so unerwartet ungünstigen Ausgang der Unternehmungen des norwegischen Volkes und erklärte, daß er, dem Drängen der Umstände folgend, zu dem Entschlusse gekommen sei, die ihm anvertraute Gewalt dem Volke zurückzugeben, damit dies in so verhängnißvollen Zeitläufen selber und uneingeschränkt über seine Zukunft die erforderlichen Verfügungen treffen möge. „Lasset mein Andenken“, heißt es zum Schlusse, „unter euch fortdauern, Normänner, als das Andenken eines Freundes, der euer Wohl wünschte und das Land seither vor den Schrecknissen der Gesetzlosigkeit geschützt hat, der ohne allen Beistand anderer Mächte sich der Mittel beraubt sah, das große Werk für Norwegens Unabhängigkeit auszuführen, und der seine persönliche glückliche Lage unter euch aufopferte, um Norwegen nicht verwüestet zu sehen, sondern die Verfassung zu sichern, und dadurch so viel als möglich die Selbstständigkeit des Landes zu bewahren. Ich hatte meinen Ruhm und meine Ehre darin gesucht, das norwegische Volk zu beglücken, und ich werde nun meinen Trost

in dem Bewußtsein finden, daß ich gethan habe, was ich vermochte, um die Drangsale zu erleichtern, die schwer auf dem geliebten Vaterlande lasten.“ Am 10. Oktober erfolgte dann in Gemäßheit dieser Erklärung die feierliche Uebergabe der betreffenden Entsagungsurkunde in die Hände der Abgeordneten, in welcher es heißt: Christian Friedrich entsage, nach dem bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes geleisteten Versprechen, der Krone Norwegens nebst der vollziehenden Gewalt, ohne allen Vorbehalt, für sich und seine Nachkommen<sup>65)</sup>, lege dieselbe in die Hände des Volkes nieder und entbinde das norwegische Volk seines Treueides. Noch an demselben Tage rüstete der Prinz die Abreise nach Dänemark, woselbst er, durch widrige Winde im Christiania-Busen aufgehalten, erst nach einiger Zeit krankes Herzens und zerrissen im Innern ankam, da alle seine weitstichtigen Entwürfe, insofern sie seine Person betrafen, gescheitert waren.

Nachdem diesergestalt der Thron erledigt worden, eilte das Storting zwei Männer zu erwählen, die, in Gemeinschaft mit dem Staatsrathe, die Funktionen des ausgeschiedenen Staatshauptes übernehmen sollten. Am 31. Oktober begannen dann, unter Christies Präsidio und Weidemanns Sekretariate, die Verhandlungen mit den sechs schwedischen Abgeordneten. Zur Einleitung diente eine von ihrem Wortführer, dem Staatsrathe Rosenblad, gehaltene Rede, in welcher derselbe die versammelten Stammgenossen, die Vertreter eines freien Volkes, aufforderte, die von dem Könige von Schweden in Vorschlag gebrachten Veränderungen des Grundgesetzes in Berathung zu nehmen und bei einem günstigen Resultate derselben die Vereinigung der Nachbarreiche zu beschließen. Hieran schloß sich die Uebergabe eines Entwurfes des an den betreffenden Stellen veränderten Grundgesetzes. — Die Berathungen über den für die Zukunft Norwegens so wichtigen Gegenstand begannen den 14. Oktober. Man ernannte einen Ausschuß zur Vermittlung der in den vorliegenden Grundgesetzen enthaltenen Widersprüche

---

65) Der Nachkommen ward erst nach einer nachdrücklichen Vorstellung des Professor Treschow, des Wortführers der Abgeordneten, Erwähnung gethan.

und zur Unterhandlung mit den schwedischen Abgeordneten, einen anderen zur Prüfung des Zustandes des Reiches. Die Mittheilung der Ergebnisse ihrer Arbeiten erfolgte am 19ten und 20sten in, aus begreiflichen Gründen ausnahmsweise geheimen Sitzungen. Nach denselben war die Lage des Landes nichts weniger als erfreulich: die Anzahl der mobilen Truppen überstieg nicht 8000, da bereits ein Theil des Heeres in die Heimath entlassen war; die Aufstellung neuer Milizen erforderte nicht nur längere Zeit als der Waffenstillstand bewilligte, sondern war auch mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, da es an der nöthigen Bekleidung und den Mitteln zur Unterhaltung und Verpflegung mangelte; das Geldwesen war, was sich schon aus dem Bericht des ersten Reichstages ergab, gänzlich zerrüttet und die Uebnahme einer neuen Staatsschuld bei der Erschöpfung des Landes weder annehmbar noch für den Augenblick hülfsgewährend, da man das Geld in kürzester Frist bedurfte. An eine Fortsetzung des Krieges war unter den vorliegenden Umständen kaum zu denken; der Erfolg konnte unzweifelhaft für Norwegen nur ungünstig, wenn nicht verderblich sein, und dennoch fand die Meinung, Norwegens Selbstständigkeit auch jetzt noch mit den Waffen behaupten zu wollen, bei der Erhizung der Gemüther in der Reichsversammlung nicht nur Anklang, sondern selbst lebhaften Beifall und in der Person des ziemlich bejahrten Geistlichen Niels Herzberg aus Hardanger im Stifte Bergen einen lebendigen Vertreter. <sup>66)</sup> — Die Beseitigung der Verfassungsfrage anlangend, erklärte der Vorstand des ersten Ausschusses, Professor Treschow, daß er ein befriedigendes Resultat der Verhandlungen zu erwarten hoffte, wenn man sich zuvor dar:

---

66) In seinem Antrage hieß es: Unbefestigte Städte dürfen nur als Aschenhaufen in die Gewalt des Feindes kommen, jeder Bürger soll sein Haus anzünden, ehe er es verläßt, und ein Bürger, der sich in einer vom Feinde besetzten, nicht niedergebrannten Stadt finden läßt, wird als ein ehrloser Feigling gehängt, und gleiche Strafe soll den Bauer treffen, der seinen Hof anders als in einem Aschenhaufen verläßt, wenn der Feind anrückt. Jeder Krieger, der die Flucht ergreift, wird erschossen und jeder, der sich, ohne schwer verwundet zu sein gefangen nehmen läßt, verliert sein Eigenthum. Jeder wehrhafte Mann ergreife die Waffen und wer sie nicht führen will, werde an dem nächsten Baume gehängt u. s. w.

über einigte, ob Norwegen mit Schweden als selbstständiges Reich vereinigt werden sollte oder nicht. Diesem Vorschlage ward Genüge geleistet und am 20. Oktober die für Norwegens Geschick entscheidende Frage in Berathung genommen, um nach lebhaften Verhandlungen — mit Ausnahme von fünf Stimmen, die auf ausdrückliches Verlangen ihrer Wähler sich jeder Vereinigung widersetzen sollten — dahin entschieden zu werden, daß man darin willige, Norwegen als selbstständiges Reich unter einem konstitutionellen Könige unter bestimmten Bedingungen mit Schweden zu vereinigen. Am 21sten erklärten sich die schwedischen Bevollmächtigten bereit, mit dem ernannten Ausschusse in eine Erörterung des vom Könige vorgelegten Vorschlages einzugehen, worauf die Berathungen am 24ten begannen. Das norwegische Volk ward gleichzeitig von den Beschlüssen seiner Stellvertreter benachrichtigt und erklärt, daß man darin übereingekommen sei, den König von Schweden zum konstitutionellen Könige Norwegens zu erwählen, falls die mit dem Grund-Gesetze vorzunehmenden Veränderungen das Wohl und Glück des Vaterlandes nicht gefährdeten.

Neben manchen geringfügigeren Gegenständen der Berathung waren es vorzüglich zwei Punkte, die Veranlassung zu ausgedehnteren Verhandlungen gaben, die Bestimmung, ob die Naturalisation der Fremden von dem Storthing oder dem Könige ausgehen sollte, und die Verfügung über die norwegische Kriegsmacht. Den ersten Punkt anlangend, verfochten die Abgeordneten die durchaus richtige und durch die Erfahrung vielfach bestätigte Ansicht, daß sich, falls man dem Schwedenkönige die Einbürgerung der Fremden überlasse, stets die Besorgniß regen würde, daß künftig die Schweden, wie ehemals die Dänen, vorzugsweise zu den bedeutendsten Staatsämtern gelangen möchten, — eine Behauptung, welche die schwedischen Bevollmächtigten vergeblich zu entkräften sich bemühten: die betreffende Verfügung des Grundgesetzes blieb bei der Beharrlichkeit des Storthing und der Nachgiebigkeit der schwedischen Bevollmächtigten ungeändert. Zu lebhafteren Debatten, ja! fast zu einem gänzlichen Zwiespalt gab die Bestimmung des zweiten Punktes Anlaß. Doch war auch hier das endlich sich ergebende Resultat für Norwegen nur günstig. In Friedenszeiten, ward

festgesetzt, sollten im norwegischen Reiche nur vaterländische Truppen stehen; der König sollte nur eine aus freiwilligen Norwegern bestehende Leibwache in Stockholm halten, außerdem aber keine Soldaten des Nachbarlandes nach Schweden ziehn, ausgenommen zu den alljährlich vorzunehmenden sechswochentlichen Uebungen, die auch von Schweden auf norwegischem Boden gehalten werden durften; doch sollte die Zahl der die Grenze überschreitenden fremden Truppen nie 3000 übersteigen. Die Landmacht und die Schiffe Norwegens durften zu Angriffskriegen nur mit der Einwilligung des Storthings verwendet werden; die Kriegsfahrzeuge des einen Reiches sollten nicht mit Seeleuten aus dem anderen, ausgenommen bei freiwilliger Anwerbung, bemannt werden, und die norwegischen Schiffe ihre Werfte oder in Friedenszeiten ihre Stationen in Norwegen haben. Der König sollte vor Beginn eines Krieges erst ein Gutachten der norwegischen Regierung über den Zustand der Finanzen und Wehrmittel einholen und mit dem Staatsrathe eine Berathung über die vorzunehmenden Schritte halten. <sup>67)</sup>

Hieran schlossen sich die Erörterungen über geringfügigere Gegenstände, wie das Alter der Volljährigkeit, die Religion und den beständigen Aufenthalt des Königs im norwegischen Reiche. Es ward bestimmt, daß der König einen Vicekönig oder Statthalter für Norwegen ernennen dürfe, der nie länger als drei Monate jährlich außerhalb des Reiches verweilen sollte, — daß die Repräsentanten beider Völker sich zu gemeinsamer Wirksamkeit besonders in dem Falle vereinen sollten, wenn es sich beim Mangel eines erbberechtigten Prinzen um die Wahl eines neuen Thronfolgers handele, daß ein Ausschuss aus der Mitte beider die Wahl vollziehen, und daß endlich von einem gleichen Ausschusse die Wahl der Vormünder für den minderjährigen König besorgt werden sollte. <sup>68)</sup>

Alle diese Verhandlungen fanden zunächst zwischen dem unter Treschows Präsidio bestehenden Ausschusse und den sechs schwedischen Bevollmächtigten Statt; die Ergebnisse derselben

67) Siehe Lindau S. 445.

68) Siehe die hierauf bezügliche Uebereinkunft in Martens Recueil, Supplement. B. 6.

wurden alsdann in der Reichsversammlung nochmals erörtert, angenommen oder verworfen.

Am 4. November, an welchem Tage die Bearbeitung des neuen Grundgesetzes vollendet war, wurde Karl XIII. zum Könige von Norwegen gewählt und seinen Deszendenten, in Gemäßheit der schwedischen Erbfolgeordnung vom 26. September 1810, die Krone gesichert. Eine vom Storting gewählte Kommission begab sich hierauf in das Lager des Kronprinzen um ihn von dem Verlaufe der Ereignisse zu benachrichtigen. Am 9. November endlich kam der Kronprinz nach Christiania und erschien in dem festlich geschmückten Stortingssaale, woselbst er in französischer Sprache eine Rede hielt, die sein Sohn Oskar in schwedischer Sprache vorlas und dann in einer norwegischen Uebersetzung dem Präsidenten überreichte. <sup>69)</sup> In derselben heißt es: „der König hat das Ziel seiner, stets auf das Glück der skandinavischen Halbinsel gerichteten Wünsche erreicht. Es war ihm die doppelte Ehre vorbehalten, daß ihm von zwei freien Völkern freiwillig und einstimmig die Krone angeboten wurde. In Schweden hat er sein Erbrecht nicht geltend gemacht, und bei euch die Forderungen, die seinem Herzen theuer waren, nämlich diejenigen, die in eurer Liebe ihre Quelle hatten, den Rechten vorgezogen, die er durch feierliche Verträge erworben hatte.“

Hierauf übergab der Kronprinz dem Präsidenten Christien den schriftlichen Eid des Königs und die Mitglieder des Storthings beschworen die neue Verfassung, dann sprach der Präsident: „Der Eid ist geschworen. Ein heiliges und unauflösliches Band hat Norwegen und Schweden vereint. Beide Reiche stehen nun neben einander, jedes auf sein eigenes Grundgesetz sich stützend, dessen genaue Befolgung ihre Unabhängigkeit verbürgen wird. Wenn der gemeinschaftliche König des Zwillingreiches mit Weisheit seine Räte wählt und aufmerksam sie anhört, wenn er nie die gegenseitigen Interessen beider Reiche trennt und nie vergißt, daß beide Geschwister sind und auf seine Sorgfalt gleichen Anspruch haben, wenn die Söhne beider Länder zu Lande und auf der See als Brüder sich behandeln, wenn

69) Siehe Lindau a. a. D. S. 450.

Norweger und Schweden stets bedenken, daß die Ehre des einen Reiches die Ehre des andern ist und nur gemeinsame Bestrebungen und Aufopferungen gemeinsamen Vortheil bringen, dann wird die Vereinigung bis zu den spätesten Geschlechtern fort dauern, und der Tag, der das Band knüpfte, ein Fest für die Nachkommen sein, dann werden andere Völker die glückliche Halbinsel beneiden. Dies erwartet und hofft das norwegische Volk von der Weisheit des erwählten Königs und seiner Nachfolger und von dem Bruderfinne des schwedischen Volkes, wie die Norweger redlich dazu beitragen werden!“

Es bleibt uns nun nur noch übrig zu erwähnen, daß die Reichsversammlung bis zum Schlusse ihre selbstständige und würdige Haltung behauptete, wofür wir namentlich den Umstand als einen Beweis anführen, daß sie darauf bestand, daß das Grundgesetz nicht von dem Könige, sondern von den Vertretern des Volkes bekannt gemacht werden müsse, weil es seiner Natur nach zu den Gesetzen gehöre, die verfassungsmäßig der Genehmigung des Königs nicht bedürften.

Demnach begann die dem Grundgesetze vom 4. November 1814 <sup>70)</sup> vorgesezte Verkündigung mit den Worten: „Wir Repräsentanten des norwegischen Reiches auf dem am 7. Oktober 1814, zufolge der Bekanntmachung vom 16. August desselben Jahres, zu Christiania versammelten Storthing thun kund und zu wissen u. s. w.

St . . . . n. B . . . . . t.

---

70) Einen Abdruck desselben liefert H. Steffens in seiner Schrift: das norwegische Storthing im Jahre 1824. Berlin 1825. 8.

(Die Anhänge folgen im Augustheft.)

**Zur Versöhnung der Confessionen, oder Judenthum und Christenthum in ihrem Streit und Einklang.** Von Jos. Lev. Saalschütz. Dr. der Philosophie, Prediger an der Israelitischen Gemeinde zu Königsberg, ordentl. Mitgliede der histor. u. theologischen Gesellschaft in Leipzig. Königsberg, 1844. Bei Gräfe und Unzer.

(Von einem Laien.)

Und weil du aus dem Gesetz unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu thun sei. Prüfet aber alles, und das Gute behaltet. Röm. 2, 18. 1 Thess. 5, 21.

Wir halten es für Pflicht, die so eben gedachte Schrift in diesen Blättern anzuzeigen, da sie eine Folge des vor mehrern Jahren in diesen Blättern zwischen dem Herrn Verfasser und dem Herrn Konsistorialrath Kähler öffentlich geführten Streits ist, um die Israeliten von dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß sie bisher so wenig gethan, um ihren christlichen Brüdern ausreichende Erkenntnisse über das Judenthum darzubieten. Dieselbe ist ein sprechender Beweis der versöhnlichen milden Gesinnung des Herrn Verfassers, dessen liebenswürdige Persönlichkeit uns Allen hier am Orte bekannt ist, der lebhaft von dem Wunsche durchdrungen ist, daß Judenthum und Christenthum, nach dem ganzen Umfange ihrer Prinzipien und Lehren, einander gegenüber gestellt werde, um sich des Unterschiedes zwischen ihnen bewußt zu werden, die wirklichen Grenzen des beiderseitigen Gebiets aufzufinden. Wir danken dem Herrn Verfasser für seine freundliche Gabe, allein, so weit wir auch entfernt sind von jenem scheußlichen Judenhaß, der in früheren Jahrhunderten nur zu oft in den blutigsten Gräueln auftrat und mitunter auch gegenwärtig noch in den Köpfen wahnwitziger Menschen hie und da spukt; so wahrhaft beseligend für uns der Gedanke wäre, die schroffe Scheidewand niedergerissen zu sehen, die sich bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert selbst zwischen solchen Ju-

den und Christen, die sich gegenseitig achten und lieben gelernt haben, erhalten hat; — eben so sehr bezweifeln wir, daß durch die gedachte Schrift der vorgesezte Zweck des Herrn Verfassers erreicht sein dürfte. Am wenigsten dürfte sie auf die Anerkennung Anspruch machen können, daß sie den Christen ausreichende Erkenntniß des Judenthums darbiere.

Ueber den Titel der Schrift: „Zur Versöhnung der Confessionen“ wollen wir mit dem Herrn Verfasser nicht rechten, obgleich er sich schwerlich rechtfertigen lassen dürfte. Judenthum und Christenthum sind keine Confessionen neben einander, sondern, ihrem Wesen nach, ganz verschiedene Religionen, wenn gleich sie in der Lehre von einem einigen persönlichen Gotte übereinstimmen, die christliche Religion auf die Gotteslehre des alten Testaments basirt ist. Mit gleichem Rechte, wie der Herr Verfasser eine jüdische Confession annimmt, kann man von einer mohamedanischen, konfuziuschen, lamaischen und buddhaisischen Confession sprechen. Doch bei einer so hochwichtigen Sache, wie die vorliegende, kann der Umstand, ob die Wahl des Titels der Schrift eine richtige sei oder nicht, füglich dahin gestellt bleiben.

Sie zerfällt in vier Abschnitte. Der erste handelt „**die Gotteslehre des Judenthums und Christenthums**“ ab. Dabei werden die Fragen aufgestellt:

Hat Mose bloß einen Nationalgott gelehrt?

Ist Jehova im Pentateuch bloß fürchterlich?

Der Beantwortung derselben wird die Bemerkung angegeschlossen, daß Judenthum und Christenthum bei der Lehre von dem göttlichen Wesen, bis auf einen Punkt, in welchem die Ansicht des Christenthums von der des Judenthums sich wesentlich unterscheidet, **die Dreieinigkeit**, übereinkomme. Dann geht der Herr Verfasser zu den Lehren von der Dreieinigkeit, dem Sohne Gottes, der Himmelfahrt Christi und dem heiligen Geiste über. Im zweiten Abschnitte wird die Lehre vom Messias, im dritten das Ceremonialgesetz, im vierten die israelitische und christliche Moral abgehandelt und demnächst das Ganze mit einer Zusammenstellung der Resultate der vorangegangenen Betrachtungen geschlossen.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen des Herrn Verfassers ist, daß der Einklang zwischen Judenthum und Christenthum viel größer, die Verschiedenheit viel geringer sei, als man dies von Seiten beider Konfessionen (Religionen) gewöhnlich glaube. Das Christenthum erkenne, nach Maaßgabe seiner eigentlichen Basis, der Lehren Christi selbst, Alles an, was dem Judenthum Gegenstand gläubiger Ueberzeugung, religiöser und sittlicher Pflicht sei. Die ganze Lehre von Gott, wie sie das alte Testament aufstelle, die Lehre von Gottesebenbilde im Menschen und die daraus folgende seiner Unsterblichkeit u. s. w. so gar die Aussprüche der Pharisäer, (?) wären durch die Aussprüche und das faktische Beispiel Christi gleichsam von Neuem sanktionirt worden. Der Unterschied beider Konfessionen bestehe nur in der Lehre vom Messias und der Dreieinigkeit. Nur in Hinsicht der Messianität Christi walte Widerspruch ob; die Lehre von der Dreieinigkeit sei aber ein gläubiger Selbstoffenbarung empfohlenes Mysterium, als ein vom Christenthum aufgestelltes göttliches Geheimniß, nicht zu begreifen.

Mit so vieler Aufmerksamkeit wir auch die Schrift des Herrn Verfassers gelesen haben, so weit wir auch davon entfernt sind, irgend eine Kränkung (auch nur absichtslos, am wenigsten absichtlich) aussprechen zu wollen, so viel wir uns auch nach Kräften bemüht haben, als wahrer Christ in lauterer Liebe zu Gott und seinem Nächsten, nach diesen Ergebnissen zu forschen, so haben wir solche — wir bekennen es offen — dennoch vergebens zu finden uns bemüht; vielmehr sind wir der Ueberzeugung, daß nicht nur in Beziehung auf die Messianität des Heilandes und die Dreieinigkeit, sondern auch in Beziehung auf die Gotteslehre und Moral zwischen beiden Religionen nach den Schriften alten und neuen Bundes und insbesondere nach den Lehren des Talmuds sehr wesentliche Verschiedenheiten und so gar Widersprüche, bestehen, die schlechterdings zuörderst weggeräumt werden müssen, wenn das Werk der Versöhnung vollendet werden solle. Wir glauben aber auch ferner gefunden zu haben, daß der Herr Verfasser unmöglich mehr zu den streng rechtgläubigen talnudistischen Juden gehören könne;

daß er den Pfad des talmudistischen Judenthums verlassen habe und daß seinem Geiste und Herzen nach, welche beide sich in seiner Schrift abspiegeln, der Zeitpunkt nicht mehr fern sein dürfte, in welchem er sich selbst mit wahrer Ueberzeugung zu den Heilswahrheiten **dessen** völlig bekennen werde, über den sein Volk das Urtheil gesprochen: „sein Blut komme über uns und unsre Kinder.“ Die Schrift führt uns den Beweis einer sehr lehrreichen Thatsache, nämlich der des mächtigen göttlichen Einflusses des Christenthums auf das Judenthum, — der durch dasselbe hervorgerufenen allgemeinen Menschenliebe und Milde in Beurtheilung verschiedener religiöser Ansichten, — der Hoffnung des Herrn Verfassers auf die Erfüllung der Worte der Schrift: „Und wird eine Heerde (Ephes. 2, 15. 16.) und ein Hirte werden (Joh. 10, 16.)“, des Ringens nach Erkenntniß in Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, und seines Strebens: „Erforsche uns selbst Gott, wie wir es meinen, und siehe, ob wir auf bösen Wegen sind, und leite uns aus Gnaden auf ewigem Wege. Ps. 139, 23. 24.“

Wir unterschreiben aus voller Ueberzeugung, was Zahn in seiner biblischen Archäologie Theil III. S. 77 ff. und 83 ff. sagt, daß es befremdend sei, zu behaupten, Mose habe gelehrt, Jehova sei bloß ein mächtiger Nationalgott der Hebräer; er sei nur ein fürchterlicher Gott. Wer wollte die Ungereimtheit einer solchen Behauptung, bei den klar vorliegenden Beweisen der Lehre des Mose in Schutz nehmen? — Allein der Herr Verfasser zürne nicht, wenn wir, ohnerachtet wir zugeben, daß Mose von Jehova gelehrt: „Er habe Himmel und Erde geschaffen und Alles, was nur vorhanden sei; daß Er oben im Himmel und unten auf der Erde und sonst außer Ihm keiner sei; daß Er der Gott der Götter (der allerhöchste Gott) und Herr der Herren (der höchste Herr); der große, starke, fürchterliche Gott sei, — dennoch erklären müssen, den Beweis führen zu können, daß Jehova, wenn gleich Aller Gott, **dennoch, nach eben dieser Lehre des alten Testaments, ganz vorzüglich der Gott der Israeliten, des ausgewählten Volkes Jehovas sei und von denselben als Nationalgott betrachtet und verehrt wird, und daß die christ-**

liche Moral eine vorzüglichere sei, als die mosaische, — einen Beweis, den wir sofort zu führen kein Bedenken tragen würden, gestattete solches der für diese Anzeige bestimmte beschränkte Raum. Nicht nur Mose Lehre, sondern auch **das mündliche Gesetz**, das leider bis zur Stunde fortgepflanzt wird, und sich als treuer Begleiter der ersteren, an das schriftliche Gesetz, anschließt, insbesondere aber die ganz verschiedenen Wirkungen der christlichen und mosaisch talmudistischen Lehre, beweisen das Gesagte untrüglich. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ sprach Christus. „Kann man auch Trauben lesen von Dornen, oder Feigen von Disteln? Also ein jeglicher Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Welche Früchte hat aber die Religion Mose mit ihren Zeremonien, Opfern u. s. w. getragen? Keine anderen als die, daß das Volk der Juden sich als das einzige auserwählte Volk Gottes betrachtete; daß jedes andere Volk der göttlichen Liebe weniger theuer war und daß eben darum sich das jüdische Volk als ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes betrachtete, alle andern Nationen als geringer von sich ausschließend, ihnen wie allem Fremdartigen feindselig. Eben daher blieben die Juden bis in die neueste Zeit, in den Fortschritten des menschlichen Geistes, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, hinter andern Nationen zurück und wurden als ein selbstfüchtiges und eigensinniges Volk verachtet. Haben sie in dieser neusten Zeit sich emporgeschwungen zu einer freisinnigeren Denkweise, so verdanken sie dies dem Christenthum, der Religion Jesu, die unverkennbar auch auf sie ihren göttlichen Einfluß geübt hat und, alles Widerstrebens ungeachtet, fortrüben wird, der Religion, die die Menschen aller Länder und Religionsarten in Brüder verwandelt, die nicht für einzelne Völker oder Weltgegenden — wie der Mosaismus — berechnet ist, sondern die Religion aller Welttheile und aller vernünftigen Wesen sein kann; — sie verdanken es **Christo, dem Weltheiland**, der den heiligen Urkeim aller Religionen in herrlicher Vollendung und Uebereinstimmung mit dem Weltganzen entwickelte, daß sie die alte auf ihnen lastende, selbstverschuldete Schmach von sich haben ab-

waschen können. **Nur durch das Christenthum, durch die christlichen Obrigkeiten**, erhielten sie Anlaß und Gelegenheit, zur freisinnigern geistigen Erhebung, während ihre Glaubensgenossen in den Ländern der andern Welttheile, (vielleicht mit Ausnahme von Amerika) nach wie vor, in Irrthum, Erniedrigung und Elend schmachten. **Nur durch das Christenthum**, welches durch das Gebot der Liebe die allgemeinste Freundschaft und Glückseligkeit befördert, haben sie sich erheben können. Hiernach ist der Unterschied zwischen beiden Religionen sowohl in Beziehung auf die Gotteslehre als Moral nicht so gering, wie der Herr Verfasser es darstellt, sondern so groß, daß dem Christenthum nur allein Gültigkeit und wahrhaft göttlicher Ursprung zugeschrieben werden kann; denn nur in ihm spiegelt sich das Urlicht Gottes in reinsten Klarheit ab! —

Hiemit wäre aber auch die Verschiedenheit des Judenthums und Christenthums in der Gotteslehre und Moral freilich nur in flüchtigen Umrissen gegeben, wobei wir es den Gottesgelehrten überlassen, dieselbe, von ihrem Standpunkte aus, gründlicher zu würdigen und nachzuweisen. Wir können jedoch nicht umhin, unsre Leser auf eine Abhandlung Anton Theodor Hartmann's im Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten von Alexander Müller. Band 5. erstes Heft S. 207 ff. und zweites Heft S. 1 ff. und, Band 6. erstes Heft S. 170 ff. umsomehr aufmerksam zu machen, als der Herr Verfasser uns die aus düsterm Chaos hervorschimmernden Lichtpartien des Talmuds in dem reizenden Schmucke des Sittenspiegels gegeben hat. Die gedachte Abhandlung wird sie auf den Standpunkt stellen, von welchem aus die Christen den versöhnenden Inhalt der Schrift des Herrn Verfassers zu beurtheilen haben. In der erwähnten Abhandlung werden

- I. Der Mosaismus;
- II. Das mündliche Gesetz (der Talmud, das ungeschriebene Gesetz, die mündliche Ueberlieferung);
- III. 1. Die Lehre von der Einheit Gottes;
2. Die Verabscheuung des Götzendienstes;
3. Christus als Abgott, das Christenthum als Abgöt:

- terei, die Christen als Abgötterer in den ältesten und späteren jüdischen Denkmälern aufgeführt;
4. der Eid der Juden;
  5. die Frage, ob sich die Verlegung des Sabbath's auf den Sonntag der Christen mit den Grundsätzen der jüdischen Rechtgläubigkeit vertrage?
  6. die staatsbürgerlichen Rechte der Juden;
  7. deren Abneigung gegen den Kriegsdienst;
- IV.** 1. die Israeliten, als das ausgewählte Volk Jehovas, des einzigen unsichtbaren Königs;
2. Beschneidung; Thorah;
- V.** Hochmuth der Juden; Verachtung der Heiden; feindselige Gesinnungen gegen die Christen;
- VI.** Absonderungssucht der Juden; Haß gegen Fremde; Verbotene Speisen; Abscheu vor eheliche Verbindungen mit Nichtjuden; und endlich
- VII.** Der Glaube an den Messias,
- mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit beleuchtet.

Juden, wie unser gedachter geehrter und von uns geliebter Mitbürger, der Verfasser der angezeigten Schrift, mit ihm viele Tausende seiner Glaubensgenossen, sind frei von dem Wahne an die Unfehlbarkeit des mündlichen Gesetzes; sie sind eben so weit davon entfernt, diese Unfehlbarkeit glauben zu wollen, wie wir von dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes; aber sie sind nur die geringere Anzahl, über welche die rechtgläubige talmudistische Judenschaft, der Starrsinn der Rabbiner, den Stab bricht, die den Talmud, für ein *corpus juris civilis et canonici* eben so hoch hält, als den Pentateuch, — für ein heiliges Archiv, worin alle Erläuterungen der Mosaischen Gesetzgebung unverfälscht niedergelegt sind. — So lange dies nicht anders wird, so lange läßt sich wenig hoffen! —

Um so erfreulicher ist die Schrift des Herrn Verfassers, als ein Beweis, daß unter den Juden selbst sich Elemente regen, um den den Verstand abmarternden, den Geist einengenden, den Nationalstolz nährenden Bestrebungen des Talmud, dessen aberwitzigen Auslegungen und feindseligen Grundsätzen entgegen zu

treten, als ein Beweis, daß aus dem Innern des Judenthums selbst nach Verbesserung gerungen wird, um so endlich die schroffe Scheidewand niederzureißen, die sich zwischen Menschen, die Gott zu seinem Ebenbilde schuf, zu gleicher Glückseligkeit befähigte, leider noch immer in ihrer abschreckenden Gestalt vorfindet.

Möge die Schrift daher recht viele Leser finden; — um des Christenthums willen wünschen wir aber auch, daß sie ihre vollständige Widerlegung durch evangelisch christliche Geistliche, jedoch in demselben Geiste der Duldung und mit derselben Liebe finde, in welcher der Herr Verfasser sich ausgesprochen hat.

ch .

---

## Ueber die Einzelhaft.

Von S. Jablonowski.

Wie weit praktischer der Franzose zuweilen einen Gegenstand erfaßt, geht auch aus der Berathung der zur Prüfung des Gesetzesentwurfs über die Gefängnisse \*) ernannten Kommission hervor. Unter andern begründet sie die Nothwendigkeit der gänzlichen Trennung der Gefangenen unter sich dadurch, daß sie erweist, zu den vielen Ursachen der Zunahme der Verbrecher, gehört auch die gegenwärtige Beschaffenheit der Strafanstalten und Gefängnisse. In den Untersuchungsgefängnissen, wiewgleich in Frankreich die Untersuchungen nur sehr kurz dauern, und später in den Strafanstalten werden die meisten Verbrecher gebildet, da beide im gegenwärtigen Zustande wahre Lasterschulen sind. Es ist Pflicht des Staates diese Quelle, aus welcher so viele Verbrecher hervorkommen, zu stopfen. Dies zu erreichen aber giebt es kein anderes Mittel, als die Verbrecher unter sich gänzlich zu trennen. Denn so lange sie so oder so zusammensitzen werden sie schlechter. In den neuern Gefängnissen selbst, ist es erwiesen und durch Thatsachen von den Gefängnisinspektoren vielfach begründet, daß viel Unheil getrieben wird, Branntwein wird getrunken, Ausschweifungen aller Art, Verfälschungen von Büchern u. m. a. kommen vor, und daß dergleichen nicht zur

---

\*) Die Kommission bestand aus den Herren de Lafarelle, d'Haussonville, Herbert, Peyramont, Chegaray, Parès, de Berthols, Saint Marc Girardin, und dem um die Sache der Gefängnisse verdienten de Tocqueville, welcher auch den Bericht abgefaßt hat. de Tocqueville ist durch seine Reise in Amerika und Irland und durch seine Schriften darüber rühmlichst bekannt. Der ganze Bericht aber ist ein Muster von Gründlichkeit, Kürze und Klarheit (Siehe Jahrbücher der Gefängniswissenschaft Band 4. pag. 277.), und jedem der sich über diesen Gegenstand unterrichten will zu empfehlen.

Sprache gebracht wird, kommt nur daher, daß man es mit Fleiß vertuscht. Allem solchen Unfug kann nur gänzliche Trennung der Gefangenen unter sich vorbeugen. So die Franzosen.

Die Deutschen bringen in die Sache, indem sie von Besserung und religiöser Zucht zunächst sprechen, von Vorne herein viel Fremdartiges hinein und werden unklar; dadurch wird auch die Einzelhaft vielfach in ein falsches Licht gestellt. Daß aber zu den vielen Ursachen der Zunahme der Verbrecher, auch bei uns die Gefängnisse und Strafanstalten mit gehören, wer wollte das in Abrede stellen?

Die Schilderung der Liederlichkeiten unter Sträflingen, wird auch auf deutsche Strafanstalten Anwendung finden; besonders ist es der Branntwein, welcher durch Schloß und Riegel bis in die Kerker dringt, der in Gefängnissen und Strafanstalten nach gegenwärtiger Gestalt häufig vorkommt und noch häufiger nicht entdeckt wird. Oft mag wohl solches mit Wissen der Aufseher geschehn; denn solche pflichtvergessene Beamte giebt es in der Welt, aber diese haben bei dem Durcheinandersitzen der Gefangenen unter sich immer Mittel genug, die Schuld solcher Liederlichkeiten auf Andere zu schieben, was bei der Einzelhaft wegfällt.

Es giebt aber auch in Deutschland kein anderes Mittel diese Quelle der größten Verderbniß in unsern Gefängnissen zu stopfen, als dadurch, daß die Verbrecher, absolut unter sich getrennt leben. Ob die Einzelhaft außerdem noch mehr bessert, als die jetzige Einrichtung der Strafanstalten, ist Sache für sich.

Aber schlechter macht sie die Menschen nicht, das ist gewiß. Der Grundsatz aber, daß der einsamitzende Gefangene Besuche von Beamten, Lehrern, Geistlichen, Menschenfreunden, Eltern und Brüdern empfangen kann, ja von den erstern empfangen soll, daß ihm in seine Zelle Lese-, Belehrungs- und Erbauungsbücher gegeben werden, und eine angemessene, von ihm selbst gewählte Beschäftigung gewährt wird, steht fest. Der Sträfling ist nur von Verbrechern und Seinesgleichen ge-

trennt, sonst aber wird er human und menschlich, so weit solches nämlich ein Zustand der Strafe überhaupt gestattet, behandelt. Sind aber solche Strafanstalten überall im Lande erst da, so ist die einsame Zelle Regel und jedem bekannt, daß für seine Verbrechen seiner solche Strafe harret. Begeht er dennoch ein Verbrechen, so geschieht ihm vollkommen recht, wenn er in eine einsame Haft kommt, und Niemand hat sich darüber, als über Härte zu beklagen, eben so wenig als sich Jemand darüber beklagen kann, daß er nach wiederholten gewaltsamen Diebstählen und Straßenraub auf 15 bis 20 Jahren seiner Freiheit beraubt wird, und in ein Zuchthaus kommt.

---

## Verzeichniß der für Studirende in Ostpreußen gestifteten Stipendien.

(Fortsetzung.)

### XXXVIII. Gert Jansenianum.

Dies Stipendium ist 1645 von dem ehemaligen Memelschen Bürgermeister, später Königsbergischen Kauf- und Handelsmann in der Altstadt Gerhard Johansen und seiner Ehegattin Barbara Rickerlingen fundirt.

Vors dritte einem Ehrnfesten Hochweisen Altstädtchen Rath 3000 Floren polnisch abzugeben, damit derselbe solche ebenfalls entweder selbst und auf dem Rathhause behalten oder bei andern gewissen guten Leuten und auf Interessen 6 pro Centum bestätigen und weil dieselben 3000 Floren das Jahr 180 Floren polnisch tragen davon jährlich zu ewige Zeiten dem Herrn **Magnifico Rectori** und sämmtlichen Herren **Professoribus** darunter auch der **Inspector Alumnorum secundarius** zu verstehen bei der löblichen Universität allhier zu Königsberg einem jeden besonders, allewege am Neujahrs Abend zu einer Kanne Wein einen Reichsthaler zu schicken, dann den überbleibenden Rest von obbemeldten 180 Floren Interessen allewege mit ausdrücklichem **Consens** des altstädtchen Herrn Pfarrers zweien nothdürftigen doch zum Studiren tüchtigen Knaben jedem zur Hälfte etwan auf drei nach einanderfolgende Jahre zu ihrem Aufwachs zuzueignen und zu verwenden.

Dies Stipendium wird jetzt von dem akademischen Senate zu Königsberg verwaltet. Das gegenwärtige Kapital desselben beträgt 2100 Thaler, die Zinsen davon 89 Thaler und zwei Stipendien sind jedes zu 21 Thaler jährlich vergeben.

### XXXIX. Gröbensches Stipendienhaus.

Die Urkunde dieser bedeutenden Stiftung ist zu Marienwerder am 10. December 1706 von Friedrich von der Gröben (polnischer Generallieutenant und Preussischer Amtshauptmann der Aemter Osterode und Hohenstein) unterzeichnet.

Es soll ein Haus in Königsberg für 18 bis 20,000 Floren gekauft, und darin fünf adeliche Personen, wann dieselben so weit gekommen, daß sie in der Latinität ein gutes **Exercitium** machen können, und ein **Studiosus** bürgerlichen Standes zum Studiren gehalten, die Adlichen 6 Jahr und die Bürgerlichen 3 Jahr lang ein **Stipendium** genießen, und ein jeder **Stipendiat** jährlich zu Fortsetzung seiner Studien 500 Floren polnisch bekommen. Die übrigen Gelder haben die Herrn **Inspetoren** einzufassiren, wovon ein jeder Herr **Inspetor** zur Königsbergischen Reise dem **Exami** der **Stipendiaten** jährlich ein oder zweimal beizuwohnen 100 Floren **pro discretione** zu empfangen hat. Und weil nicht genug, daß **Stipendiengelder** aus guter **Intention** zum Studiren verordnet, sondern vor allen Dingen, dahin zu sehn, daß sie auch recht wohl angewendet werden mögen, welches ohne Hülfe solcher Leute die es verstehen, nicht geschehn kann, also verordne hiemit, daß den **Stipendiaten** in Königsberg zu gewisser Zeit nemlich 14 Tage vor **Ostern** und **Michael** 2 **Examina** in **Praesentia** der beiden verordneten Herrn **Inspetoren**, wosern eine nothwendige **Verrichtung** nicht behindern möchte, angestellt werden solle. Zu diesen **Examinibus** destinire von den obgedachten **Stipendiengeldern** 210 Floren, davon ein jeder **Magnificus Rector** der Königsb. Universität alle halbe Jahr 20 Floren, die Herrn **Decani Juridicae et Philosophicae Facultatis** zusammen 60 Floren und Herr **Professor eloquentiae** 110 Floren für ihre Bemühungen jährlich bekommen sollen. Wobei sie hiemit freundlich ersuchet werden mit allem Fleiß dahin zu sehn, daß solche **Examina**, maßen daraus einzig und allein gründlich geurtheilt werden kann, ob die **Stipendiaten** im Studiren zunehmen oder das Geld unnützlich anwenden, nimmer unterlassen, sondern unausbleiblich zu Werke gerichtet, auch alle Mal, wie man einen jeden **Stipendiaten** und dessen **Specimen**, so deshalben aufzuheben befunden, verschrieben und **annotirt** werden mögen, damit man von Zeit zu Zeit wissen könne, ob der **Stipendiat** in den **Wissenschaften** zu oder abgenommen. Das **Examen** ist aller Wege in dem Hause des Herrn **Magnifici**, im Fall es einer der Herrn **Inspetoren** nach seiner **Bequemlichkeit** nicht bei sich haben wollte, so ihm freistehet, anzustellen, woselbst die beiden Herrn **Decani** zu erscheinen gleich:

falls belieben werden. Wofern aber Jemand ausbleiben würde, soll die Discretion dem Erscheinenden zufallen. Es werden aber auch die Herrn **Magnifici Rectores** und **Decani** die Gutheit haben und nicht allein auf die Studia der Stipendiaten, sondern auch auf ihr Leben und Wandel, wenn sie auf der Universität sich befinden, genau Acht haben, damit sie sowohl in literis als in moribus und anständigen Sitten der Familie zu Ruhm und Ehren proficiren und aufwachsen mögen. Sollte sich aber wieder alles Verhoffen ein Stipendiat übel anlassen, so ersuche hiermit den Herrn **Magnificum** und beide Herrn **Decani** solchen zu sich fordern zu lassen, ihnen gebührende Weisung zu geben oder auch nöthigenfalls denen beiden Herrn Inspektoren zu denunziiren, damit solchem Unwesen bei Zeiten gesteuert, der junge Mensch, wo immer möglich, wieder auf den rechten Weg gebracht, oder bedroht werden möge, daß widrigenfalls dieses beneficium ihm abgenommen und einem würdigern conferirt werden solle. Im Uebrigen trage zu dem Herrn **Magnifico** und beiden **Decanis** auch dieß gute Vertrauen, daß sie bei den Stipendiaten allemahl fleißige Nachfrage thun werden, ob die Stipendiengelder auch jährlich einem Jeden richtig abgetragen. Im Fall dabei ein Mangel erschienen, und selbiger durch die Herrn **Inspectores** nicht bei Zeiten redressirt werden möchte, so soll die Universität berechtigt sein solches entweder bei der hohen Regierung, oder nach erheischender Nothwendigkeit **immediate** bei seiner Königlichcn Majestät allerunterthänigst zu denunziiren, und es dahin richten zu helfen, daß diese wohlgemeinte Stiftung eines so ansehnlichen Stipendii, die ich aus recht guter Intention gethan, zu ewigen Zeiten in ihrem richtizcn Gange erhalten bleiben möge. Was den Herrn **Professoren eloquentiae** concerriret derselbe soll für die obbercgte 110 Floren die er jährlich empfängt **ad exemplum legati Tettaviani** mit einem oder andern Stipendiaten alle Jahr an dem Tage, da mich Gott von dieser Welt abgefordert haben wird, eine lateinische Oration bei einer zierlichen Musik zu halten, dann ein gedrucktes **Programma** austheilen zu lassen, und alle dazu benöthigten Unkosten anzuwenden verbunden sein.

Diese Stiftung steht unter der Oberaufsicht der Regierung.  
(Fortsetzung folgt.)

## Händel's Israel in Egypten in Königsberg.

Die Aufführung von Händel's Oratorium: Israel in Egypten in K. ist eine bedeutende Erscheinung für unsere Stadt und keinesweges mit der Aufführung einer neuerschienenen Oper von Ueber oder Halevy zu vergleichen. Diese sind auf die vorübergehende Unterhaltung eines höchst gemischten, theils müßigen, theils sich von ernstern Geschäften erholenden Publikums berechnet. Sie wollen den Hörer weder veredeln noch erbauen, sie wollen ihn bloß amüsiren, und wenn dies dem Komponisten gelingt, so ist die Oper gut, wie gering auch Künstler und Kunstkenner ihren Werth anschlagen mögen. Nach den Mitteln, den Beifall zu erringen, wird garnicht gefragt. Daher will man bald durch Neues, wo möglich, Unerhörtes, Staunen oder Schrecken erregen, bald durch unermesslichen Lärm die Ohren betäuben, bald sie durch artiges aber nichts bedeutendes Getändel figeln. Was noch zum vollkommenen Genusse fehlt, bieten Späße für die Gallerie, Fribolität in Anspielungen oder gar in Handgreiflichkeiten, Tänze, Feuerwerke, Mondscheinlandschaften, Wasserfälle und andere Dekorationen, Händeklatschen, Auszischen, Hervorrufen, endlich — da das alles doch noch nicht Jedem genügt — die Kunstleistungen der Konditorei. Dürften die Frauen noch den Kaffeetisch und die Männer die Cigarre mitbringen — so wäre die Seeligkeit complet. Sei sie aller Welt gegönnt, Niemand verkümmert. Nur dem Wahne gebe man sich nicht hin, daß dort Bildung zu gewinnen sei und daß die liebe Jugend hübsch fleißig in's Theater gehen müsse. Selbst das Fortepianospiel, das allerdings in pädagogischem Betracht den Vorzug verdient, ist von zehn Lernenden doch für neun kein Gegenstand der Bildung, und sollte überall abgebrochen werden, wo sich Neigung und Fortschritt nicht bald einfinden.

Mit dem Gesagten soll natürlich die Oper an sich nicht getadelt werden. Wer könnte Mozarts, Glucks, Beethovens, Cherubinis und Mehúls Opern seine Bewunderung

versagen? Diese haben nur einen Fehler — den, daß sie Kunstwerke sind, und daß der Hörer selber ein wenig Bildung mitbringen muß, um sich ihrer zu erfreuen. Gluck ist vor dreißig und einigen Jahren auf der Königsberger Bühne ein- oder zweimal gegeben worden, ob außerdem, sei dahingestellt. Die übrigen, noch vor zehn bis zwanzig Jahren Lieblinge des Publikums, werden mehr und mehr von den französischen Unterhaltungsoperen verdrängt.

Ganz anders als um die Oper ist es um Kirchenmusik und Oratorien bewandt. In diesen Musikgattungen will der Komponist nur sich, den Kunstgenossen, den Kunstfreunden und überhaupt den wahrhaft Gebildeten gefallen, will das Höchste erreichen und will es mithin nur durch die geeigneten Kunstmittel erreichen. Die Werke eines Händel und Sebastian Bach sind dem verdorbenen Geschmack, was reine Landluft und erfrischendes Seebad der in verpesteter Stadt- und Stubenluft erschlafften Gesundheit ist; doch mit dem Unterschiede, daß jeder Sommer Landluft und Seebad gewährt, während viele Städte Ostpreußens noch nie ein Händelsches Oratorium gehört haben.

Von unsern Musikdirektoren hat Hr. Kiel, wie er der älteste unter ihnen ist, so auch zuerst Händel's Messias hier aufgeführt. Ihm folgte Hr. M.:D. Sämann, der schon zur Todtenfeier der im Freiheitskriege Gefallenen Jomelli's Requiem aufführte, (das 1843 Hr. M.:D. Neubert in leider! leeren Räumen wiederholte), und ungefähr um dieselbe Zeit Allegri's Miserere, von Händel wiederholentlich das Alexandersfest, den Judas Makkabäus und den Samson zur Aufführung gebracht hat; von Seb. B. das Evangelium nach dem Matthäus, die Bearbeitung des Chorals „Eine feste Burg ist unser Gott“ und die achtstimmige Motette: „Ich lasse dich nicht“; ferner von Rosenmüller eine achtstimmige Motette, von Lotti ein achtstimmiges Crucifixus und von Perti ein Adoramus, die beiden letztern ohne alle Begleitung und dennoch mit einer Sicherheit und Vollkommenheit, welche ihm und seinem Chore zur Ehre gereichen.

Diesen schönen Beispielen ist nun auch Herr M.:D. Sobolewski gefolgt, der mit der von ihm und dem Herrn Dr. Zander geleiteten Akademie am 13. Juni im hiesigen Dome

Händel's hier bisher noch nicht gehörten Israel in Egypten aufgeführt hat, und so gut aufgeführt hat, als es unter unsern Umständen zu fordern oder zu erwarten war.

Israel in Egypten besteht aus 38 Nummern, nämlich einigen Recitativen, vier Arien, drei Duetten und zwei und zwanzig theils 4:, theils 8stimmigen Chören. Zwar ist Händel in allen den genannten Gesangarten vortrefflich, aber sein Triumph sind doch überall die Chöre, und die Chöre dieses Oratoriums stehn seinen übrigen nicht nach, zumal die kunstreichen vollklingenden achtstimmigen.

Auf eine Charakterisirung dieses Oratoriums kann sich der Unterzeichnete nicht einlassen, da er es nur aus der Aufführung, zwei Proben und einer flüchtigen Durchblätterung des Klavierauszuges kennt, was dem Meister vom Fache zwar genügen würde, aber nicht dem bloßen Kunstfreund. Nur Folgendes sei gesagt! Der Gegenstand ist die Mißhandlung der Israeliten in Egypten, Moses Wunder vor Pharao, der Zug durch das rothe Meer und die Ertränkung der Egypter, und zwar Alles der Bibel gemäß auf Jehova's Macht, Zorn und Schutz seines Volkes bezogen, so daß Händel hier überall sein Element fand, das Große, das Erhabene, das Schreckliche, das Heilige. Ob Händel selber oder ein Anderer den Text zusammengestellt hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Aber zu bedauern ist, daß man der Bibel zu wörtlich folgte. Der erste Chor, ein achtstimmiger, erzählt z. B. bloß: „Und die Kinder Israel klagten und seufzten über ihre Arbeit. Und die Klage drang auf zu Gott. Und sie drückten mit Lasten und Arbeit sie, und zwangen sie zum Dienst mit „Strenge.“ Diese Worte mußten ihrer Natur nach Recitativ sein, wie die vorhergehenden und nachfolgenden Recitativ sind. Das hätte dann freilich ein funfzehnzeiliges Recitativ gegeben. Auch der nächste Chor erzählt: „Sie konnten nicht trinken das „Wasser, verwandelt war das Wasser in Blut.“ Die nächste Arie lautet: „Ihr Land wimmelte Frösche und Kröten heraus“ u. s. w. Dazu kommt daß die Zeilen bald lang, bald kurz, und ohne musikalischen Rhythmus sind, so daß der Komponist hier zusammenziehen, dort recken mußte. Wie leicht war es die Erzählung dramatisch in Worte der Israeliten, der Egypter, des König's und so in wirkliche Chöre und Arie zu verwandeln,

während jetzt vier- und achtstimmig im höchsten Pathos erzählt wird! Es ist ein wahres Glück, daß Händel die Form der Worte garnicht beachtete und nur den Sinn ausdrückte. Hundert Andere hätten aus diesem Texte garnichts gemacht; und auch die sind nicht zu tabeln. Wie viel natürlicher wäre also die dramatisch-lyrische Form gewesen! etwa so:

Chor der Israeliten.

Gott Israëls, hör' unser Schrein!  
 Sieh untre Thränen, untre Noth.  
 Sie treten deinen Knecht im Staub!  
 Sie drücken ihn mit schwerer Last!  
 Herr, nimm vom Nacken uns das Joch!  
 Gott Israëls, erhö'r' uns!

Chor der Egypter.

Weh uns! weh, weh Egyptenland!  
 Das Wasser ist in Blut verkehrt!  
 Der Durst brennt uns! wir sterben!

P h a r a o.

B a s a r i e.

Hah! Frösche rings! hah! Kröten rings!  
 Die Erde wimmelt sie heraus!  
 Und Seuche rafft die Heerden hin!  
 Und Pestilenz rafft hin mein Volk!

So geht es nun den ganzen ersten Theil des Oratoriums erzählend fort. Besser steht es um den zweiten Theil, wo Mose's und Mirjam's Danklied (2 Mose, 15) zu Grunde gelegt ist.

Die Aufführung erfolgte nach einer aus Berlin gesandten Partitur, in welcher man fünf Chöre übersprungen hatte. Die Menge hat allerdings schon an den gegebenen zuviel, wir Andern aber hätten auch diese fünf noch mit Dank aufgenommen. Zu Händels Saiten- und wenigen Blasinstrumenten bietet diese Partitur noch neuhinzugefügte Blasinstrumente. Das wird sich vermuthlich rechtfertigen lassen, und gewiß, wenn man dabei das musikalische Publikum, wie es nun einmal ist, in's Auge faßt. Indessen ist doch zu fürchten, daß hiedurch der Gang der Singstimmen, zumal wo ihrer acht sind, etwas verdunkelt und ihre Auffassung erschwert ist. Daß Hr. Sobolewski unter solchen Umständen die von Händel hin und wieder angeedeutete Orgelbe-

gleitung ganz weggelassen hat, kann nur gebilligt werden, juma! da auch die neue Baßtuba sie ersetzen half.

Die zahlreiche Besetzung der Stimmen entsprach ganz der großartigen Komposition. Es waren der Angabe nach 54 Soprane, 22 Altstimmen, 26 Tenore, 24 Bässe, 22 Violinen, 8 Bratschen und 11 Cello's und Contrabässe. Die Chöre waren mit Sorgfalt einstudirt und brachten eine große Wirkung hervor. Piano und Forte wurden gut beobachtet, und nur in dem verhältnißmäßig starken Diskant respektirten einige Stimmen das Piano zu wenig; was den beabsichtigten Effekt behinderte. Möchten doch Anfänger dergleichen nicht für gering achten, theils aus Gründen der Kunst, theils um nicht Böswillige Mangel an Gefühl voraussetzen zu lassen.

Chören den nüancirten Ausdruck der Solostimme zu geben, ist unmöglich, wiewohl auch der Chor außer dem Forte und Piano noch gar manches Ausdrucks fähig ist, den man an singenden Knaben fast niemals, aber auch an vielen Erwachsenen nur in geringem Grade antrifft. Gleichwohl ist der Ausdruck eigentlich die Seele, wie alles Gesanges, so auch des Chorgesanges. Abgesehen von der Melodie kann schon der bloße Ton des Singenden Freude, Schmerz, Bitte, Zorn, Demuth, Stolz, Wohlwollen und Anderes der Art ausdrücken. In diesem Punkte nun wird auch ein sonst tüchtiger Chor selten genügen, am wenigsten ein sehr zahlreicher. Hiermit soll aber kein Tadel ausgesprochen sein, sondern nur auf das höchste Ziel hingedeutet werden. Denn wer nicht nach diesem wenigstens strebt, wird auch nicht einmal das Mittelmäßige erreichen.

Die Solopartien wurden gut vorgetragen und wenigstens keine schlecht. Namentliches Lob dürfte hier nicht an seiner Stelle sein, wohl aber eine Bemerkung, deren Beherzigung sehr wünschenswerth ist. Es hat sich nämlich seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren eine Vortragsart gebildet, die überaus geschmacklos ist, wenn sie allenthalben angewendet wird, nämlich ein heulendes Hinüberziehen eines Tons in den nächstfolgenden. Der gebildete Vortrag fordert, daß man bei einem Sprunge, etwa von c nach f hinauf, c rein einsetze, singe und abschließe und dann ohne alle Zwischentöne ebenso das f einsetze und singe, und auf gleiche Weise bei allen übrigen Intervallen verfare, man mag nun steigen oder fallen. Daß der Violine abgehörte Hin-

überziehen, so daß man im obigen Falle von c durch cis, d, dis und e, ja durch alle Viertel- und Achteltöne, nach f hinaufgleitet, stürzt oder heult, ist für jedes unverwöhnte Ohr überaus widerwärtig. Nur beim Ausdruck des innigsten Gefühles kann diese Singweise von guter Wirkung sein; in Kirchencompositionen und Oratorien findet sie keinen, und selbst in ernstern Opern, wie die Gluckischen, nur selten Platz.

Die Instrumentalbegleitung anlangend konnte man mit dem Geleisteten zufrieden sein, wenn man Mäßiges fordert, und auf kein Ensemble einer eingespielten Kapelle rechnet. Dabei ist nicht zu übersehn, daß auch der gewöhnliche kurze Strich des Violinbogens, wie er in heutigen Opern herrscht, für ältere Oratorien nicht ausreicht, welche in den ernstern und würdigsten Stellen einen langgehaltenen Strich fordern. Was dieser zu bedeuten habe, ließ sich jüngst auch an dem Spiel der Brüder Müller abnehmen. Wie wohlgethan wär' es, wenn bei dem Mangel an Violinspielern Eltern ihre Söhne häufiger Violine spielen ließen! Mit Fortepiano- oder Guitarrgeklimper ist Niemand gebient, aber wer es auf der Violine auch nur zum Rispienspiel gebracht hat, wird bei vielen Gelegenheiten eine fühlbare Lücke ausfüllen und sich den Dank des Publikums verdienen.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich die Bedeutung der Aufführung des Händelschen Oratoriums *Israel in Egypten*; doch hindert ja nichts noch ausdrücklich ein Wort über dieselbe hinzuzufügen. Sie ist die erste Leistung der jüngst zusammgetretenen Akademie, d. h. von Sängern und Sängerinnen der verschiedensten Kräfte, die es also noch zu keinem vollkommenen Ensemble gebracht haben, wie es sich in Vereinen findet, die jahrelang mit einander gesungen haben und völlig in die Ideen ihres Dirigenten eingegangen sind. Aber auch diese erste Aufführung ist schon eine erfreuliche Leistung und eine versprechende Vorbedeutung für die Zukunft. Sodann ist hoffentlich durch die Wahl eines so großartigen Händelschen Oratoriums der Geist und die Richtung des neuen Institutes ausgesprochen, daß sich nämlich dasselbe nie der bloßen Unterhaltung mit leichter Modewaare hingeben, sondern nur mit den Meisterwerken des Kirchen- und Oratorienstiles befassen werde. Dies sollte Grundgesetz der Akademie sein. Jede Ausnahme führt zur zweiten und dritten und hundertsten, bis die Ausnahme Regel, und die Regel Aus-

nahme wird, und die Versammlungen zu bloßer musikalischer Unterhaltung herabsinken.

Darf noch ein Wunsch geäußert werden, so ist es der, daß man nicht bei Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven und andern neuern Meistern stehn bleibe, sondern auch die großen Tonsetzer aus dem siebzehnten Jahrhundert und der zweiten Hälfte des sechzehnten ihrer unverdienten Vergessenheit entreiße. Auch diese leisten das Herrlichste und Würdigste, und zwar durch die bloße Menschenstimme ohne Unterstützung irgend eines Instrumentes. Und sie bieten nicht bloß vierstimmige, sondern zwei- und vierchörige Kompositionen, zu deren Ausführung die Chöre nicht neben einander, sondern nach den vier Himmelsgegenden vertheilt einander gegenüber standen. So ist Raum für Hunderte vorhanden. Welch ein Genuß müßte das sein, wenn jährlich einmal die verschiedenen Gesangvereine Königsbergs freundschaftlich, ohne alle Scheelsucht und Streit um den Vorrang, zur Aufführung einer jener großartigen Tonschöpfungen zusammenträten! Vier Chöre verhalten sich zu Einem vierstimmigen Chore, wie vier Völker zu vier Familien. Der Abstand ist unendlich. Kenner alter Musik werden vielleicht einwenden, die harmonischen Mittel jener Jahrhunderte seien zu beschränkt, und ihre Härten ertrage unser Ohr nicht. Die Beschränktheit muß zugestanden werden. Aber das Einfache bedarf überall nicht des Ueberflusses an Mitteln, der uns jetzt in der That erdrückt hat. Was aber die Härten anlangt, so sind unsere verweichlichten Ohren kaum kompetente Richter darüber, und das muß doch z. B. zugegeben werden, daß unsere Choräle in ihrer früheren zum theil harten Harmonisirung doch bei weitem frommer, erhabener und würdiger klingen, als die jetzigen, die von Quartsextenakkorden und anderen weichlichen Akkorden wimmeln und sich jede Harmonie der weltlichen Musik erlauben. Also auch von dieser Seite würde uns nur eine heilsame Läuterung zu Theil werden. Doch genug der Bemerkungen, Vorschläge und Wünsche, die allerdings leichter niedergeschrieben als verwirklicht werden.

Die Welt wird alt und wird wieder jung,

Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Königsberg, den 15. Juni 1844.

Gotthold.

## Quartett-Unterhaltungen der Gebrüder Müller.

Es ist ein schöner, ein gar wohlthuernder Glaube, der Glaube an das Große, wie er das kleine enge Menschenherz erfüllt, hebt und erweitert, damit es eine ganze höhere Welt und die ganze Fülle des Göttlichen ächt menschlicher Empfindung in sich hineinnehme, und zur heiligen Stätte, zum Tempel des Reinen, Hohen und Ewigen geweiht sei. Wer uns diesen Glauben mit der Macht des Wortes oder der That verkündet, wer für diesen Glauben schafft, kämpft und seiner Ausbreitung und Verherrlichung ein Menschenleben heiligt, der ist des Preises der Besten und Edelsten werth, und jubelnder Dank, mehr noch der Herzen als des Mundes, zählt ihn denen bei, die zum Trost und zur freudigen Erhebung ihrer Genossen eine gütige Vorsehung auf die Erde gesendet.

Als würdige Sendboten dieses Glaubens haben sich denn auch die Gebrüder Müller bewährt, die vor Kurzem einige Tage in unserer Mitte weilten. Wohl entfaltet auch das Leben, seinen reichen Inhalt an großen Thaten und Menschen für die Anschauung aufrichtend und kräftigend. Aber erst die Kunst weiß das Große frei von den Schlacken des Zufälligen, der trübenden, unschönen Wirklichkeit zu bieten; die Kunst, die so in ihrer hohen Bestimmung das Leben zu ergänzen, \*) dem Schönen und Großen neue Bahnen und Kreise eröffnet, eigene Gebiete erobert, und auf dem Gipfelpunkte ihrer Leistung in jeder Richtung, das kaum geahnte und noch weniger in der unkünstlerischen Wirklichkeit gegebene und erkannte wahrhaft Große und Größte in den Kreis menschlicher Erfahrung einführt, als Himmlsboten mit beseligender Kunde aus einer höhern, reichern Welt in das des Lichtes und der Erhebung bedürftige Gemüth niedersteigen läßt.

Diesmal, auf dem Gebiete der Musik sind es die durch die Obengenannten ausgeführten Quartette, welche uns das

\*) Vergl. im Juni-Hefte den Aufsatz: „Christus in der Vorhölle“, ein Delgemälde von P. v. Cornelius S. 417 und 418.

Größte und Vollendeteste einer Kunstrichtung vergegenwärtigen. Kann irgend etwas den bewältigenden Eindruck des Großen verstärken, so ist es die Verbindung mit dem Einfachen mit dem Schmucklosen. Und das Instrumental-Quartett ist im Besiz dieses Vortheils. Es sind hier die einfachsten Mittel für eine mächtige Wirkung thätig, und mit dem glänzendsten Erfolge. Wenn man vielleicht, mit einem Blick auf die wundervollen Schöpfungen altgriechischer Kunst, insbesondere auf dem Gebiete der Architektur, (die man ja auch wohl eine erstarrte Musik genannt hat) in der Oper den Ionischen Luxus, in der Symphonie die Corinthische Pracht, in dem Oratorium die Römische Großheit wieder finden darf, so entspricht dies Quartett der Dorischen Strenge und würdevollen Einfachheit verbunden mit der hohen Anmuth, Milde und Reinheit, wie die unsterblichen Monumente griechischer Kunstblüthe noch heute davon zeugen. Dann wird man um so eher, in Bezug auf den Vortrag der Herrn Gebrüder Müller, an den „hohen Styl“ der Perikleischen Kunstperiode erinnern dürfen. Der durchweg edle Ausdruck, die kräftigste und zarteste Nuancirung, das Maaßvolle, wie es nur der höchsten künstlerischen Besonnenheit eignet, die vom Anhauch der Begeisterung geschwellte Tonfülle, gaben sich schon bei jedem Einzelnen von ihnen als Eigenschaften eines vollendeten Spiels zu erkennen. Die genaue Einstimmung aber in Bezug auf das Zusammenwirken und auf die gemeinsame Aufgabe, die Discretion und Selbstbeherrschung, die jedes anmaßliche Hervortreten völlig ausschloß, boten hier einen kaum geahnten künstlerischen Erfolg, einen Eindruck wie ihn viele der erfreuten Zuhörer gewiß noch nie erfahren hatten. Hier in diesem Spiel empfand man die ganze Macht der riesigen Tongewalten die im Quartett ihre einfachste, aber darum nicht minder tief ergreifende und erschütternde Sprache reden. Und wenn man es hörte dieses Spiel, wie darin ein zuerst kräftig erregtes, mit dem Schmerz kämpfendes, doch endlich bewältigtes, nieder gebeugtes und wundes Herz seine Klagen aushaucht, wie es dann in Dunkelheit und nächtliche Grabesstille gehüllt doch wieder einem Lichtstrahl voll Leben und Hoffnung sich öffnet, noch mit der Thräne im Blicke lächelt und scherzt, sodann immer belebter, froher und freudiger die Sittige hebt, endlich im seligen Gefühle

neu gewonnenen Friedens sich aufschwingt und mit siegreichem, schmetterndem Jubel die Lüfte erfüllt, — wer es hörte dieses Spiel, der mochte wohl davon Aehnliches sagen, wie die alten Griechen von dem Olympischen Zeus des Phidias sagten: daß sein Anblick die Menschen von Kummer und Schmerzen erlöse. Die so sichtbare liebevolle Hingebung in der freiwilligen Unterordnung des Einzelnen, bei der stillen Gluth des begeisterten Spiels, das so wohlthuend Harmonische in der ganzen Erscheinung dieses brüderlichen Virtuosenvereines, den man eine Incarnation des Instrumentalquartetts nennen möchte, gewährte hier zumal in Bezug auf die hohe Weihe des Kunstzwecks, ein Lebensbild von einer sittlichen Erhabenheit, wie sie den bedeutsamsten socialen Gestaltungen eignet. Der dramatische Charakter des Quartetts erhielt hier in dieser Aufführung, in dem blühenden, höchst belebten, energievollen Dialog, das entschiedenste Gepräge; Ethos und Pathos der Composition, Charakteristik und Leidenschaft wurden mit jenem Kunstsinne und mit jener Mäßigung und auch hier von einem „Ensemble“ vertreten, wie sie auf der Bühne die classischen Leistungen den denkwürdigsten Erlebnissen des Zuschauers anreihen.

In Bezug auf die Wahl der ausgeführten Quartette möchte es bemerkenswerth sein, daß sie mit Ausnahme zweier (E-moll von Onslow und D-moll von Spohr) den Kreis der Dur-Tonarten nicht überschritt. Nicht minder bezeichnend zeigte sie sich in Bezug auf die gefeierten Urheber der Compositionen und in der Anordnung der Reihenfolge. Die Quartette G-dur von Haydn, E-moll von Onslow und C-dur von Beethoven waren die erfreulichen Gaben des ersten Abends; D-dur von Haydn, D-moll von Spohr und B-dur von Beethoven die des zweiten; der dritte der so genußreichen Abende brachte C-dur von Haydn, B-dur von Onslow, D-dur von Beethoven und die vierte der Quartett-Unterhaltungen Es-dur von Mozart, B-dur von Haydn und F-dur von Beethoven. Durch das Helle und Lebendige, durch die lichtvolle Klarheit, Festigkeit und Heiterkeit, durch die kräftige schwingvolle Energie, überall mehr oder weniger im Charakter der Dur-Tonarten vorherrschend, sind die Compositionen in diesen Tonarten dem Verstande bedeutend näher gelegt, und weit weniger dem Mißverstände ausgesetzt, als die Compositionen in moll-Tonarten. Das

schwache und zugleich von Trauer umfangene Gemüth ist noch zum Deftern sich und Andern unklar; Klarheit des Geistes bedingt in gewissem Grade immer auch eine, wenn nicht heitere, doch kräftige Stimmung. So neigen denn auch die Compositionen in Tonarten von nicht heiterem und zugleich weniger kräftigem Charakter der Tonart zur Unklarheit und Verworrenheit. Wohl wird dieß zumeist sorgfältig vermieden, jedoch ohne daß deshalb immer alle aus solchem Charakter der Tondichtung entspringende Schwierigkeiten der Auffassung beseitigt würden. Die Schwierigkeit der Auffassung ist bei solchen Tondichtungen auch dadurch erhöht, daß eine weit geringere Verwandtschaft zwischen der Grundstimmung des Tonstücks und der normalen des Zuhörers besteht. Sind nun noch dazu solche Tondichtungen etwa aus der leidenschaftlich bewegten, dabei getrübt, und von der künstlerischen Ruhe und Klarheit nicht vollkommen beherrschten Stimmung eines durch hohe Genialität ausgezeichneten Componisten hervorgegangen, so ist in ihnen oft, wenn auch eigentliche Unklarheit vermieden, doch jedenfalls der Fassungskraft des Zuhörers mehr als das Höchste zugemuthet. Es darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß das Verständniß der musikalischen Composition eigentlich ein fortschreitendes ist, daß Vieles von dem was vor einer Reihe von Jahren noch für unverständlich galt, heute bereits vollkommen begriffen ist. Auch aus diesem Grunde kann namentlich in oben bezeichnetem Falle die Pietät und hohe Verehrung für den Componisten dem vortragenden Künstler gebieten, eine Tondichtung welche auf der gegenwärtigen Stufe der allgemeinen musikalischen Entwicklung nach unbegriffen bleiben würde, dem größeren Kreise der Zuhörer zur Zeit noch vorzuenthalten. Daß die Herrn Gebrüder Müller der Aufforderung einiger Kunstfreunde das Quartett **E-moll** (**Op. 59. № 2.**) von Beethoven öffentlich vorzutragen nicht Gehör gaben, kann daher weiter nicht befremden. — Sind die Compositionen in moll-Tonarten bei hoher Genialität des leidenschaftlich erregten Componisten von Unklarheit und Verworrenheit bedroht, so sind sie bei mehr ruhiger und sanfter Gemüthsverfassung des Componisten leicht der Flachheit und einer schlaffen, hohlen Sentimentalität ausgesetzt; sie gewähren dann auch oft zu geringe Erregung und machen schon deshalb die

Wahl schwieriger. Namentlich in Bezug auf den letztern Umstand, möchte bei der in Rede stehenden Wahl die gebiegene Männlichkeit der vortragenden Künstler nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Die Reihenfolge der Quartette begann, das letzte Mal ausgenommen, stets mit einem Quartett von Haydn und schloß mit einem von Beethoven. Sowohl die chronologische Folge der verehrten Tonsetzer, als die Reihe der Entwicklungsmomente des Quartetts, seine innere Geschichte, und der organische Zusammenhang der hier zu einem Ganzen vereinigten einzelnen Quartette, fanden in dieser Anordnung ihre geeignete Vertretung. Als Schöpfer unseres Quartetts (das erste für Bogeninstrumente fällt in das Jahr 1751) wird Haydn begrüßt, wenn auch schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Sinfonie a quattro in nicht geringer Zahl, namentlich in Italien erschienen, wobei die Mannigfaltigkeit der angewendeten Instrumente um so mehr die Kunst sie zu beherrschen vermiffen ließ. Nach Telemann, der die vorzüglichsten Werke dieser Art fertigte, gab später Boccherini durch die Claviercompositionen Emanuel Bachs angeregt und gebildet, in seinen 1768 erschienenen Sinfonien Quartette mit obligatem Violoncello (das Instrument des Verfassers), denen er eine Reihe von sogenannten Quartetten und Quintetten folgen ließ. Die freiere Behandlung die im Ganzen herrschte war es, die hier der musikalischen Kunst damaliger Zeit einen neuen Weg eröffnete und das Quartett, das zunächst aus der strengen fugenartigen Behandlung des vierstimmigen Satzes hervorging, die Bahn betreten ließ, auf welcher es zur Vollendung seiner gegenwärtigen Kunstform gelangen sollte. „Der Aufbau dieser Gattung der Composition war“, wie sich ein Musikkenner ausdrückt, „gleichsam aus dem Herzen Haydns erwachsen. Eine so reine, harmonische Natur konnte im Schaffen dieser Art sich zu voller Genüge ergehen. In ihr konnte er gefellig froh sein, in ihr seine innere Harmonie niederlegen. Ihm war die ernste Auffassung des Lebens nicht fremd, doch herrschte in seinem unbefangenen, frommen Gemüthe Heiterkeit, die sich künstlerisch mit Grazie verband, und natürliche Unbefangtheit, die sich bald als humoristische Laune, bald als naive Innigkeit kund that, vor. So erscheint bei ihm alles belebt, aber in dem Maße der Schick-

lichkeit, der Besonnenheit, der Anmuth, wozu das Verdienst einer meisterhaften Kunstkenntniß und eines nachdenklichen Fleißes kam. ... Höher schwang sich Mozarts Phantasie, unterstützt von einer reichen Kraftfülle des Gemüths, welche auch das Große und Erhabene in diese engere Kunstform aufzunehmen vermochte und damit edlen Schmuck und zarte Eleganz verband. Die durchsichtige Klarheit bei Haydn gewann Energie ohne dadurch in Düsternheit gezogen zu werden... Uebervogen wurde er von Beethoven, dessen Genialität sich in den Quartetten auf das Sicherste und Erfreulichste aussprach. Bekanntlich muß man die Werke der frühern Jahre von den spätern unterscheiden, in denen sogar die enthusiastischen Verehrer doch den Einfluß einer Seelenstimmung, deren Ursache nicht allein in der Außenwelt lag, nicht hinwegläugnen können. Für die Bezeichnung der Art, in welcher Beethoven die ästhetische Behandlung des Quartetts betrieb, reicht hin zu bemerken, daß er dieser Kunstform vorzüglich seinen Ideenreichtum und seine ganze Kraft widmete, daß bis dahin, wo die tiefe Einker in sich zur Vertiefung, die klare Lebensanschauung zur düstern Sehnsucht ward, Meisterwerke der charakteristischen Darstellung und unnachahmlichen Schönheit aus einer idealen Begeisterung hervorgingen, daß in denselben ein ganzes Leben, ja eine Welt, zu welcher der Mensch sonst nur in geheimen Ahnungen gelangt, offenbar geworden ist.“ Bekannt ist das Bild, das Reichard von dem Verhältnisse giebt, in welchem Haydn, Mozart und Beethoven auf einander folgten. Auf Haydns liebliches Gartenhaus, sagt Reichard, baute Mozart einen Pallast. Beethoven hatte sich früh in diesem Pallast eingewohnt; doch seine eigne Natur in eigenen Formen ausdrückend fügte er den kühnen, trohigen Thurmbau hinzu. — Uebrigens bildeten in den oben bezeichneten Quartettcyclen zwar nicht Compositionen von Mozart das Mittelglied, aber doch ward solchem Zwecke mit den Quartetten von Dnslow und Spohr in geeigneter Weise entsprochen. Beide in ruhig gediegener Klarheit und Innigkeit, so wie in lebendiger Bewegung und in kräftigem Aufschwung bei größerem Reichthum und höherer Entfaltung von Kunstmitteln bald Haydn bald Beethoven näher stehend gewährten hier eine treffende Vermittelung.

Es ist oben in Ansehung des Quartetts die Hindeutung auf dorische Architectur und dorischen Kunststyl gewagt worden. Was das Quartett aber vor den Werken dorischen Styls so wie überhaupt vor den Werken altgriechischer Kunst voraus hat, ist der Ausdruck tiefer Innigkeit des Gefühls, die inhaltsvolle Innerlichkeit eines reichen Gemüths, die dem antiken Charakter, der ganzen antiken Welt; und Lebensanschauung fern blieb. Es ist von uns an einem andern Orte (Königsberger Literaturblatt 1843 *N* 8. in dem Aufsage: Wort; und Tondichtung) bemerkt worden, wie die Musik mit dem Grundcharakter des Innerlichen und mit ihrem lebendigen Urquell in den Tiefen der Empfindung, deshalb im classischen Alterthum immer nur wesentlich auf Begleitung des Liedes beschränkt blieb, immer nur an der Hand der Dichtung einherschritt und überhaupt in der alten Zeit eigentlich damals nur bei den Hebräern, dem einzigen Volke, das mehr einem innerlichen Leben zugewendet war, und mit dieser Geistes- und Gemüthsrichtung der neuen christlichen Cultur die Grundlage bot, zu einiger Selbstständigkeit gelangen konnte. Der Deutlichkeit wegen mag es erlaubt sein, nachstehende Worte dem benannten Aufsage zu entlehnen.

„Vor den Völkern des Orients zeichneten sich die Hebräer durch einen überwiegenden, wenn man will, etwas einseitigen religiösen Spiritualismus aus, und eben so auch in der Cultur der Musik, die hier in ihrer mehr unmittelbaren Beziehung zur Innerlichkeit, zur Tiefe und zu dem begeisterten Aufschwung der Empfindung, der ganzen vorherrschenden Gemüthsrichtung vorzüglich entsprach. . . . Das Saitenspiel, so häufig gepriesen als Verherrlichung Gottes, erscheint auch selbst bei Einzelnen als eine selbstständige Macht, wie bei David vor Saul und bei dem Spielmann, den der Prophet Elisha fordert, um den vor ihm versammelten Königen von Israhel, Juda und Edom weisagen zu können. Damit übereinstimmend blühte bei den Hebräern auch nur vorzugsweise diejenige Dichtung, die zunächst nur der Innerlichkeit des Gemüths angehörig, allein einen musikalischen Charakter hat; Epos und Drama, die mehr objectiven plastischen Dichtungen, blieben ihnen fern. — Bei dem glücklichen Gleichgewicht des Außern und des Innern, bei der fast vorherrschenden Sinnlichkeit und der entschieden plastischen Rich-

tung im griechisch;antiken Charakter, konnte die Musik kaum zu einer besondern Höhe und noch weniger zu einer Vertiefung ihres Wesens gelangen. Sie erscheint hier nur in Begleitung des Liedes, und die griechische Lyrik besitzen wir nur in Worten. — Nach gewaltigem Umschwunge der Zeiten der Culturzustände und der Religionen folgte auf die griechisch;antike Kunst die christlich;romantische, mit ihrem wesentlichsten Grundzuge der Innerlichkeit und Innigkeit, zunächst an den in der Bibel erhaltenen hebräischen Kunstmomenten, an der Gluth der sie durchströmenden Empfindung und der orientalischen Phantasie sich entzündend. Hier kam denn auch die Musik . . . zu einer Unabhängigkeit wie sie sie noch nicht besessen hatte.“ Immer mehr gelangte dann die Musik zur vollen Selbstständigkeit, die in Werken der ausschließlichen Instrumental;Musik, in Symphonien, Sonaten &c. &c. den entschiedensten Ausdruck gewann.

Sehen wir auf das Quartett, so ist es, nach den oben gegebenen Andeutungen, diejenige Kunstschöpfung, welche in einer von der Musik gewährten Kunstform die reinste Vermittelung des antiken und modernen Geistes darstellt, und die Fülle der Empfindung, die phantasie reichste, lebensvollste Gestaltung und den idealsten Aufschwung christlich;romantischer Kunst mit antiker Ruhe und Würde, mit der Mäßigung, mit der Strenge, Keuschheit, mit der ernstern Hoheit und Einfachheit classischer Gebilde in sich vereinigt. Dieser Charakter eines Kunstwerks ist aber keineswegs ohne nähere Beziehung zur allgemeinen Stimmung der Gegenwart, zur heutigen Anschauung und Gestattung, zu dem gegenwärtigen die Empfindungsweise betreffenden Culturzustände mit seinen dringendsten Bedürfnissen und Forderungen. Man bedarf kaum des flüchtigsten Blickes auf die mannigfaltigsten Bestrebungen im Schoße der Gesellschaft, um zur Ueberzeugung zur gelangen, daß es zum Desteren gerade an dem gebriecht, was den oben bezeichneten Charakter der Schöpfungen griechischer Kunstblüthe ausmacht. Die leidenschaftliche Aufgeregtheit, welche das sociale Leben in den wichtigsten Verhältnissen durchzuckt, welche das Unbedeutendste, Gleichgültigste wie das Größte und Würdigste sofort zum Fangball der Partheiwuth macht, der blinde, maapßlose, eben so heftige als rücksichtslose Eifer, welcher über alles irgend Widersprechende, oder auch nur durch den pas-

siven Widerspruch in seiner bloßen Existenz Unbequeme mit Verderben und Vertilgung hereinbricht, und dafür jede unbefangene Erwägung und Prüfung, alle würdige Haltung und Besonnenheit vermissen läßt, die Unruhe, das Unstäte, die Seichtigkeit und Verflachung der tiefern Beziehungen in öffentlichen und häuslichen Kreisen, — Alles dies und noch Anderes dem ähnlich, erregen den lebhaftesten sehnlichsten Wunsch nach einem durchgreifenden Einfluß der Kunst auf das Leben, der, auf den oben angedeuteten Eigenschaften des Kunstwerks gegründet, den heilsamsten, wohlthätigsten Erfolg haben müßte. Unter allen Künsten übt wohl die Musik zunächst die unmittelbarste und tiefste Wirkung, zumal wo sie die Cultur und Läuterung der Empfindung fördern soll. Das Quartett aber zeigt sich dann nach seinem angedeuteten Kunstcharakter in der bedeutsamsten, inhaltsvollsten künstlerischen Beziehung zu unseren Culturzuständen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sich somit die Pflege des Quartetts in weitem Kreise als eine wichtige Bildungsangelegenheit empfiehlt, auch wenn nicht zugleich die Klagen über den Verfall der Musik die Richtung auf das Bediegenere zum Gegenstande sehr ernster Aufmerksamkeit machten. Man frage sich doch: welchen bildenden Einfluß hat wohl die Musik der gewöhnlichen Familienkreise, in welchen natürlich zunächst das Piano-forte dominirt? Die Antwort ist wahrlich verständlich genug, wenn man sich sie nur aus den „brillanten“ Variationen über Donizettische und Bellinische Motive, aus den Walzern und allem Aehnlichen, was fast ausschließlich allein noch gespielt und gehört wird, zusammenschauen mag. Ueberall ist das Mittelmäßige ein gefährlicher Feind des Guten, und auch hier gehört es mit zu den erheblichsten Nachtheilen dieser musikalischen Ländeleien, daß man doch dabei glaubt, man cultivire Musik. Wir kennen die Musik der alten Griechen nicht genug, um die Lobpreisungen, mit welchen die weisesten und besten unter den Griechen ihre Musik ehrten, gerecht zu finden. Aber dieß leuchtet aus Allem hervor, daß im vollen Einklange mit der harmonischen Vollendung des griechischen Lebens, die Musik den Griechen in seinen geselligen Kreisen das war, was sie sein sollte, und wie sie es auf der Stufe ihrer damaligen Entwicklung sein konnte: Läuterung und Erhebung der Seelenstimmung. Aber unsere Musik

hat es auf dem langen Wege einer beinahe zweitausendjährigen Entwicklung, vielleicht aus Altersschwäche, nachgerade vergessen, daß sie immer doch für Geist und Herz etwas bedeuten müsse, wenn sie nicht ein sinnlos müßiges Spiel sein soll.

Es ist die Bestimmung des Edlen und Großen stärkend und erhebend, nicht entmuthigend und niederdrückend zu wirken. Nicht das Mißtrauen, vielmehr das Vertrauen in die eigene Kraft soll es wecken und erhöhen. So mögen denn auch die so überragenden Leistungen der Gebrüder Müller zunächst den wohlthätigen Einfluß haben, die Liebe zum Schönen und Erhabenen in dieser Kunstrichtung mit dem Eifer für dieselbe zu erhöhen, durch das Ideal des Quartettspiels, das sie in ihren Produktionen vorgeführt, dafür von neuem zu begeistern, und insbesondere in weiteren Kreisen die Werthschätzung solcher Compositionen zu fördern, die, wie die ausgeführten Quartette, von einem tiefen Seelenleben, von der Hoheit und Würde ächt menschlicher Empfindung und von den dunkeln, unerfaßlichen und kaum der Ahnung erreichbaren Gewalten des menschlichen Gemüthes Zeugniß geben. Und wenn dann Andere in rühmlichem Eifer für die hohen, das Reinste, Edelste und Beste in sich schließenden Kunstzwecke, mit bescheideneren Kräften und in engerem Kreise, aber mit nicht gringerer liebevoller Hingebung dasselbe erstreben, so wird es auch ihnen vergönnt sein, zum großen Theil jener schönen, ruhmwürdigen Erfolge sich zu erfreuen und sie zu verbreiten; die wunderbaren Mächte des beseelten Tones, dem Winke jener Meister so gehorsam, sie werden auch ihrem Rufe folgen, und getrost können sie dann jedem Fühlenden und Kunstsinigen die einladenden Worte zurufen: *Introite, et hic Dii sunt.*

£—o—j.

#### Druckfehler im Mai-Heft:

Seite 381. Note 41. Zeile 2. v. o. lies Anker für Ankar

Ebenda Note 43. Zeile 1. v. o. lies bewaffneten für bewaffntten

Seite 387. Note 49. Zeile 4. fehlt hinter S. 4—5, ein Komma.

## **Aufruf und Bitte an die Christen aller Bekenntnisse, aller Länder und Stände.**

---

**W**er ein menschlich fühlendes Herz in sich trägt für fremdes Elend und in wessen Brust noch ein Funke der mitleidigen Liebe glimmt, die da weinet mit den Weinenden, der muß sich im tiefsten Inneren ergriffen und erschüttert fühlen durch die Kunde von den Gräueltthaten, deren blutiger Schauplatz neuerdings wieder das Morgenland geworden ist. Und wer sind die unter diesen Gräueltthaten Seufzenden? Es sind Christen, durch das große heilige Band des Glaubens an denselben Herrn und Heiland mit uns verbundene Brüder! — Kein Christenherz kann und darf gleichgültig und gefühllos bleiben bei solchem Christenelende, jedes muß den Drang in sich fühlen zum Versuche der Hülfe!

Schon vor Jahren ist daher von Darmstadt aus an alle Regierungen und einflußreiche Männer unserer Zeit ein Aufruf und eine Bitte ergangen, die aber leider ohne den gewünschten Erfolg blieb.

Ein neuer Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung der unglücklichen Christen im Morgenlande dringt zu unseren Ohren und Herzen. Gräßlich und herzerreißend sind die Nachrichten von den Verfolgungen und Ausschweifungen, welchen nach Tagesblättern und Briefen die muselmännische Bevölkerung und Soldateska gegen die Christen in Adrianopel, Kataliah, Jerusalem, Aleppo, Diarbekir und an anderen Orten sich hingegeben hat, schauerhaft sind die namenlosen Gräueltthaten des Mordes, des Brandes, der Frauen- und Mädchenschändung, welche diese Unmenschen gegen unsere Christenbrüder verüben, deren einzige Schuld der heilige Christenname ist, den sie gemeinschaftlich mit

uns tragen. Böllig schutz- und hilflos sind sie bei der Ohnmacht der türkischen Regierung ihren grausamen Peinigern preisgegeben und können — ein ganzes christliches Dorf in Albanien soll nur dadurch seine Rettung erkaufte haben — nur durch Verläugnung ihres Christennamens, nur durch Abfall vom Christenthume gegen solche Gräueltathen sich schützen.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die ganze christliche Welt gegen diese Unglücklichen eine heilige Pflicht hat, fühlen sich die Unterzeichneten in ihrem Glauben, in ihrem Herzen und Gewissen genöthigt, jenen Hülferuf zu erneuern und alle Christen zu thätiger Theilnahme, zu möglichster Hülfe für unsere unglücklichen Brüder laut und dringend aufzufordern.

Menschenfreunde, Christen aller Bekenntnisse und Kirchen, aller Länder und Stände, tretet zusammen zu einem großen Hilfsvereine und laßt nicht ab, auf alle gesetzliche und vor Gott und den Menschen erlaubte Weise zu reden und zu handeln, bis es gelungen ist, jenen Gräueltathen und Schandthaten ein Ziel zu setzen und unseren Christenbrüdern im Morgenlande Ruhe und Friede und dadurch ein erträglicheres Loos zu bereiten. Sagt nicht, daß die beschränkten Mittel der Einzelnen dazu nicht ausreichen. Sie werden ausreichen, wenn ihr selbst nur ernstlich wollt, unsere erleuchteten Regierungen werden uns unterstützen und wir sie, und der Allmächtige wird seinen Segen geben.

Der beabsichtigte Verein will sich — was ihm auch gar nicht zukommen könnte — keineswegs einmischen in Staatsverhältnisse. Sein Zweck sei nur: die Theilnahme für die Unglücklichen immer allgemeiner zu erregen und durch die Macht der Rede und der Bitte, überhaupt durch Auffuchung und Anwendung aller erlaubten Mittel darauf hinzuwirken, daß dem grenzenlosen Elende der Christen im Morgenlande ein bleibendes Ziel gesetzt und ihnen dazu geholfen werde, ihren Glauben frei und ungehindert bekennen und ausüben zu dürfen. Der Hülferuf der Unglücklichen ergeht an uns! Ueberhören wir ihn, überlassen wir sie ihrem Elende, ohne auf Hülfe gedacht zu haben, unser innerer Richter würde uns vor uns selbst, und sie würden uns vor dem ewigen Richter verklagen!

Diesem allgemeinen Aufrufe fügen die Unterzeichneten zur näheren Bezeichnung der Vereinszwecke einen kurzen Entwurf von Statuten bei, deren Verathung und Annahme von den Beschlüssen der Gesellschaft und von der Genehmigung der Staatsregierung abhängt. Allgemein freudiger Theilnahme und baldiger Beitrittserklärung von Hohen und Niederen sehen sie zuversichtlich entgegen.

Die öffentlichen Blätter aber werden gebeten, den vorstehenden Aufruf zu verbreiten und der heiligen Angelegenheit auf alle mögliche Weise förderlich zu sein.

## S t a t u t e n e n t w u r f .

### §. 1.

#### Vereinszweck.

Der Zweck des Vereins ist die Erweckung der Theilnahme an dem namenlosen Elende der Christen jedes Bekenntnisses im Morgenlande. Der Verein will unter dem Schutze und mit Hülfe der christlichen Regierungen alle die gesetzlichen Mittel und Wege aussuchen und anwenden, durch welche und auf welchen diesem Elende für die Dauer gesteuert werden kann.

### §. 2.

#### Vertrauen des Vereins.

Der Verein vertraut für seine christliche Absicht der Allmacht und Gnade dessen, der auch geringe Kräfte zu segnen weiß; er vertraut dem Mitgeföhle der ganzen Christenwelt; er vertraut den erleuchteten Christlichen Regierungen, die in seinem Streben nur einen Ausdruck der Menschlichkeit und der christlichen Bruderliebe erkennen und die Vereinszwecke gern und freudig fördern werden.

### §. 3.

#### Vereinswirksamkeit.

Der Verein wirkt für seinen Zweck

1) durch allgemeine Anregung des Mitgeföhls für das Elend der Christen im Morgenlande auf dem Wege öfterer öffentlicher Mittheilungen;

2) durch Vorstellungen und Bitten bei den christlichen Regierungen;

3) durch Anknüpfung von Verbindungen mit den einflußreichsten Männern unserer Zeit; und endlich

4) soweit dieß jemals möglich und nöthig werden sollte, durch etwaige Geldunterstützungen.

#### §. 4.

##### Umfang des Vereins.

Der Verein will seine Mitglieder sich sammeln unter den Bekennern aller christlichen Kirchen, unter den Bewohnern aller christlichen Länder, unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

#### §. 5.

##### Dauer des Vereins.

Der Verein dauert so lange, bis der Grund des Uebels gehoben und den Christen im Oriente ein beruhigter Zustand und ein genügender Schutz gegen die Wiederkehr unmenschlicher Gräucl auf die Dauer gesichert ist.

#### §. 6.

##### Leitung des Vereins.

Den Verein leitet und seine Geschäfte besorgt ein Ausschus von 25 Männern, die sich der Regel nach einmal monatlich versammeln. Aus diesen 25 wird Einem der Vorsitz, einem Andern das Secretariat übertragen. Der Präsident hat die Versammlungen zu leiten, der Secretär die Correspondenz ꝛ. zu führen, unter Controle des Vorsitzenden. Der Verein ernennt unter jenen 25 Einen zum Cassier und einen Andern zum Controleur und einen Dritten zum Herausgeber eines Monatsberichtes.

#### §. 7.

##### Öeffentliche Berichte.

Wo möglich jeden Monat, oder doch so oft, als Stoff vorliegt, veröffentlicht der Verein einen Bericht, der unentgeltlich verbreitet wird und Nachrichten über den Zustand der Christen im Morgenlande und über den Stand und die Wirksamkeit des Vereins enthält.

#### §. 8.

##### Jahresversammlungen.

Alle Jahre findet eine Vereinsversammlung statt, in welcher Rechnung abgelegt und die Vereinsangelegenheit öffentlich besprochen wird. Jedes Vereinsmitglied hat Zutritt.

## §. 9.

## Mittelpunkt des Vereins.

Der Vereinsmittelpunkt ist vor der Hand Darmstadt. Sobald sich anderwärts auch Vereine bilden, wird eine Verständigung mit denselben zur Anerkennung des besonders geeigneten Mittelpunktes des ganzen Vereines führen.

## §. 10.

## Mitgliederschaft.

Mitglied ist Jeder, der seinen Beitritt bestimmt erklärt und sich zu einer jährlichen Gabe verpflichtet.

## §. 11.

## Geldbeiträge.

Zur Bestreitung der nöthigen Kosten bestimmt jedes Mitglied eine, wenn auch noch so geringe jährliche Liebesgabe, deren Betrag jedoch einen Gulden nicht übersteigen darf. Höhere Gaben werden mit Dank angenommen und als Geschenke betrachtet.

## §. 12.

## Stellung des Vereins zu den Regierungen.

Die Genehmigung des Vereins durch die Gr. Hessische Staatsregierung, sowie die Genehmigung der Regierungen anderer Länder, in denen sich Vereine bilden, bleibt ausdrücklich vorbehalten und der Verein tritt erst durch diese Genehmigung in's Leben.

Darmstadt im April 1844.

Beck, Geheimer Regierungsrath.

F. Bender, Hofdiakonus.

Dr. Eduard Duller.

M. Ammerling I., Hofgerichtsadvokat.

Fresenius, Obristlieutenant.

Görz, Oberfinanzrath.

Hähnle, Kammerfänger.

E. E. Hoffmann, Gemeinderath.

W. Hoffmann, Auditeur und Hofgerichtsadvokat.

Jonghaus, Hofbuchhändler.

Kahlert, Kaufmann und erster Beigeordneter.

Reim, Oberconsistorialrath und Stadtpfarrer.

Dr. Köhler, Prälat.

- Dr. Künzel**, Lehrer der Gewerbeschule.  
**Dr. Leidhecker**, Medicinalrath.  
**Dr. Ludwig**, Oberconsistorialrath und Stadtpfarrer.  
**Reidhardt**, Oberconsistorialrath.  
**Petsch**, Polizeiinspektor.  
**Pfnor**, Hofkammersekretär.  
**Reuling**, Regierungsrath.  
**Rink**, Garnisonsprediger.  
**Fr. Ritsert**, Freiprediger.  
**Seederer**, Kassier der Staatsschuldentilgungskasse.  
**Städel**, Regierungsrath.  
**Stegmayer**, Geheimer Medicinalrath und Leibarzt  
    **Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen.**  
**Stücker**, Stadtpfarrer.  
**Wenk**, Kaufmann und Gemeinderath.  
**Dr. R. Zimmermann**, Hofprediger.
-

## Einiges aus dem constitutionellen Leben Ungarns.

Ungarn mit seinen Dependenzien gehört zu denjenigen europäischen Ländern, welche in mehr als einer Beziehung die Aufmerksamkeit des Beobachters der Gegenwart in gerechten Anspruch nehmen. Es ist größtentheils ein ungemein fruchtbares Land, und obgleich auch viele andere Bestandtheile der österreichischen Monarchie z. B. Ober- und Niederösterreich, Mähren u. s. w. ebenfalls ausgezeichnet fruchtbare und herrliche Länder sind, so bildet dennoch Ungarn den durch natürliche Reichthümer am meisten gesegneten Theil der kaiserlichen Erbstaaten.

Alle drei Reiche der Natur bieten ihm die größten Reichthümer dar, und bekanntlich ist kein europäisches Land so goldreich wie Ungarn. Was seine Bevölkerung anbetrifft, so ist der Hauptstamm seiner Bewohner, die Magyaren, ein ausgezeichnet kräftiger Menschenschlag, kühn, man könnte sagen, tollkühn, thätig, unternehmend, kriegerisch, tapfer, und hat seinen kriegerischen Muth nicht nur bereits in der Vorzeit bewährt, sondern er hat auch, seitdem er dem Scepter Oesterreichs gehorcht, in vielen europäischen Kriegen, die Oesterreich führte, zum Ruhme der kaiserlichen Waffen kräftig mitgewirkt. Unvergesslich in der Geschichte wird immer bleiben jener Charakterzug von aufopfernder Treue, welche die Ungarn einst gegen ihre Herrscherin Maria Theresia bethätigten, und so oft jener wichtigen Begebenheit gedacht wird, so oft wird auch Ungarn immer mit Achtung genannt werden in den Annalen der Weltgeschichte. Dennoch aber gehört dieses Land, seiner ausgezeichneten Fruchtbarkeit und seiner kräftigen Bewohner ungeachtet, zu denjenigen Bestandtheilen des Kaiserreichs, die in Industrie, Handel, Wohlstand und geistiger Bildung, den übrigen Bestandtheilen der kaiserlichen Erbstaaten sehr weit nachstehen. Wollte man diese auffallende Wahrnehmung vielleicht dadurch erklären, daß während der 16ten und 17ten Jahrhunderte hindurch, ein bedeutender Theil Ungarns der Kriegsschauplatz zwischen Oesterreich und der Pforte gewesen, so lehrt uns dennoch die spätere Geschichte, daß seit Beginn des 18ten Jahr:

hundertz kein europäisches Land den kriegerischen Einflüssen unmittelbar weniger ausgesetzt gewesen, als Ungarn mit seinen Dependenzien. Viele Personen haben den mehr vernachlässigten Zustand des Landes der Parteilichkeit zuschreiben wollen, mit welcher Oesterreich das Land seit einer 300jährigen Dauer immer stiefmütterlich behandelt habe. Wenn aber auch Manches von diesen Beschuldigungen sicher nicht in Abrede zu stellen ist, so möchte doch wohl die eigentliche Ursache davon tiefer liegen, und ein aufmerksamer Blick auf Ungarns Vergangenheit uns zeigen: daß sein unvollkommener socialer Zustand, nicht sowohl den Maaßregeln des Wiener Hofes, als vielmehr seiner Verfassung und den daraus hervorgehenden constitutionellen Erscheinungen zuzuschreiben sein dürfte. Werfen wir deshalb einen Blick auf Ungarns Vergangenheit, so wird uns diese auch den Standpunkt geben, aus welchem wir die Erscheinungen in der Gegenwart beleuchten können.

Die Magyaren, auch Ungarn (Hungarn) genannt, welche früher an den sinesischen Grenzen, und später im jetzigen Gouvernement Orenburg wohnten, drangen im 10ten Jahrhunderte nach Pannonien vor. Hier bezwangen sie die Jazygen, vereinigten sich mit mächtigen Avaren, und durch Vereinigung mit diesen Avaren, die in Charakter und Lebensart mit den Einzöglingen sehr harmonirten, legten sie den Grund zum ungarischen Reiche. Sieht man auf die ungemeine Wildheit der Sitten hin, welche diese Ungarn gleich bei ihrem ersten Auftreten in Europa, ja, noch einige Jahrhunderte später hindurch charakterisirte, so könnte man der Behauptung einiger Geschichtsforscher leicht beipflichten, welche die Ungarn sowohl für Zweigverwandte jener Hunnen, die im 5ten Jahrhunderte Europa schrecklich verheerten, als auch jener spätern Mungeln oder Mongolen halten, die im 13ten Jahrhunderte zahlloses Elend über das östliche Europa brachten. Arpad wird als einer ihrer ersten Oberhäupter genannt, dessen Geschlecht dem Lande bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts ununterbrochen seine Beherrscher gab. Doch war die Regierungsgewalt der Könige sehr beschränkt; denn die großen Vasallen besaßen ansehnliche Herrschaften und Distrikte, und übten mächtigen Einfluß bei den Angelegenheiten des Landes. Deshalb bietet uns auch die ganze Zeitepoche, außer unaufhör-

lichen Kämpfen mit den benachbarten Völkern, nur die Erscheinung steter Konflikte mit den mächtigen Vasallen, vorzüglich von Seiten jener Herrscher dar, welche die Nothwendigkeit der Erweiterung ihrer Regierungsgewalt, im allgemeinen Interesse, deutlich erkannten. Scheiterten auch ihre Bestrebungen größtentheils an der Hartnäckigkeit des Volks, so waren sie doch wenigstens bemüht, durch Einzöglinge, besonders aus Deutschland, einige Civilisation über das Land, namentlich über die Städte zu verbreiten, und diese dadurch zu größerer Bedeutung zu erheben. In dieser Beziehung wirkte wohl Niemand mit größern Erfolgen, als Geyza der 2te im 12ten Jahrhunderte. Zahlreiche Deutsche siedelte er in allen Gegenden an, von denen die Sachsen nach Siebenbürgen zogen, und Herrmannstadt erbauten. Ohne die geehrten Leser mit einer breiten Aufzählung der vielen Könige aus der ersten Dynastie ermüden zu wollen, kann der Verfasser doch nicht umhin, einer merkwürdigen Erscheinung aus demselben Jahrhunderte zu erwähnen, welche uns die Geschichte in Bela dem zweiten aufbehalten hat. Dieser König war blind, doch eine desto größere Circumspektive hatte sein Geist; denn außer der Erwerbung von Bulgarien, welche unter seiner Regierung stattfand, befand sich das Volk unter ihm sehr zufrieden und glücklich, und einige gleichzeitige Schriftsteller bezeichnen ihn als einen der weisesten Fürsten seiner Zeit. Nach Aussterben der alten Dynastie mit Andreas dem zweiten im Jahre 1307, stellt uns die Geschichte in Carl Robert von Unjou und dessen Sohn Ludwig dem Großen, zwei merkwürdige Herrscher auf. Beide Fürsten, mit ausgezeichneten Herrschergaben ausgestattet, regierten mit einem Ansehen und einer erhöhtern Königsgewalt, die man früher hier nicht gekannt hatte; beide Herrscher genossen der innigen Liebe ihrer Völker, und beider Herrscher Ableben ward als ein allgemeines Unglück beklagt. König Ludwig war auch gleichzeitig König von Polen, und bei seinem Ableben im Jahre 1382 beherrschte er alle Länder zwischen der Ostsee, dem schwarzen und adriatischen Meere, so daß er wirklich auch der mächtigste Fürst seiner Zeit genannt werden konnte. Das wahre Gegentheil von benannten Herrschern stellt uns Siegismond von Luxemburg auf, der auch später zum römisch-deutschen Kaiser erwählt wurde, und dessen 50jährige Regierung Ungarn eben kein

Heil brachte. Dieser Fürst machte sich bald bei den Ungarn allgemein verhaßt, denn er war jähzornig, grausam und ausschweifend, obgleich es ihm an kriegerischem Muth nicht fehlte. Denen damals nach den Grenzen Ungarns vordringenden Türken, ging er mit einer Streitmacht von 100,000 Mann entgegen, ward aber im Jahre 1396 von Sultan Amurath bei Warna dergestalt geschlagen, daß sein ganzes Heer vernichtet wurde, und er nur von Wenigen begleitet, zum Kaiser Jmmmanuel von Constantinopel, seinem Bundesgenossen, fliehen mußte. In Ungarn hatte sich fast allgemein die Nachricht seines Todes verbreitet, die aber dort so wenigen Kummer verursachte, daß der größte Theil seiner Vasallen und Unterthanen sich sogleich für den König Ladislaus von Neapel erklärte. Bei seiner Rückkehr nach Ungarn war er so wenig willkommen, daß man ihn auf ein festes Schloß gefangen führte, aus welchem er aber nach 18 Wochen wieder zur Regierung gelangte. Die ihrer Folgen wegen beste und vernünftigste seiner Handlungen, während seines ganzen Lebens, war ohnfreitig der Verkauf der Mark Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich den 6ten, wodurch die künftige Regierung des Hauses Hohenzollern auf den preussisch-brandenburgischen Thron vorbereitet wurde. Zu den erfreulichen Erscheinungen auf dem ungarischen Throne, gehörte später die mehrere 30 Jahre währende Regierung des Matthias Hunnyad. Wohl war dieser Fürst nicht immer gerecht gegen seine Nachbarn und sehr undankbar gegen seinen einstigen Wohlthäter, den König Georg Podiebrad von Böhmen. Uebrigens jedoch war er ein treuer Vater seines Volks, regierte das Reich mit kräftiger Hand, und wußte als wackerer Krieger und Feldherr die vordringenden Türken fern zu halten von seinen Grenzen. Mit Ludwig dem 2ten, der 1526 in der Schlacht bei Mohacz den Sieg und das Leben verlor, erlöschte die Reihe inländischer Könige, und bevor wir zu einer neuen Zeitepoche, welche mit der Herrschaft Oesterreichs anfängt, übergehen, wollen wir noch einen kurzen Rückblick auf die bisherige Zeit werfen, und deren politischen und socialen Zustand mit wenigen Worten beleuchten.

Ungarn, zu dessen Staatsgebiete, außer dem eigentlichen Ungarn, auch Croatien, Slavonien, Siebenbürgen, Bosnien und Dalmatien bisher gehört hatten, war eine eingeschränkte Monarchie

mit Wahlverfassung, obwohl die Stände bei dem Regentenhause gern blieben. Diese Reichsstände bestanden und bestehen noch: 1) aus den Prälaten oder dem höhern römischen Clerus; 2) den Magnaten oder den Reichsbaronen, an deren Spitze der Großgraf, oder Reichs-Palatin; 3) den Rittern, oder geringern Edelleuten, die auf den Reichstagen den Kern des Volkes bilden; 4) den königlichen Freistädten. Durch diese Reichsstände und ihre wichtigen constitutionellen Rechte, war die königliche Gewalt sehr beschränkt. Wenn auch einige Könige mit größerer Machtvollkommenheit regierten, so verdankten sie dieses mehr ihrer geistigen Ueberlegenheit, und günstigen Umständen; versuchten sie es aber, die sie beengenden Schranken zu übersteigen, und ihre Souveränitätsrechte zu erweitern, so fanden sie, besonders im 2ten und 3ten Stande, einen beharrlichen Widerstand; übrigens sind die königl. Freistädte auf den Reichstagen immer ohne allen Einfluß gewesen. Daher erblicken wir denn auch Jahrhunderte hindurch, die ewig wiederkehrenden Erscheinungen von Konflikten zwischen den Landesherren und einer sehr mächtigen Aristokratie, und der sociale Zustand war, einige deutsche Civilisation in einigen Städten abgerechnet, gegen andere europäische Länder noch sehr zurück. Wenn von Aristokratie überhaupt die Rede ist, so wird wohl ein Jeder, welcher mit der Vergangenheit der Völker auf dem Wege der Geschichte sich befreundet hat, und auch die politischen Erscheinungen in der Gegenwart beobachtet, schwerlich in Abrede stellen können, daß ein jeder Staat, dessen Bestehen einer langen Dauer sich erfreuen soll, des aristokratischen Elements nicht entbehren kann, und daß ein jeder Staat, der seine Institutionen nicht auf den Meereswogen gleichsam aufführen will, einer Aristokratie bedarf, sie bestche nun mit oder ohne Pergament. Dieses hier Gesagte bethätigt deutlich genug die alte und neue Geschichte, sowohl in Monarchieen, wie auch in Republiken. So sehr nun aber auch eine jede republikanische Verfassung, in Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, gegen eine monarchische Regierung sehr zurücktritt, so sehr dieses auch die überwiegende Hinneigung der Völker zur monarchischen Verfassung, die Weltgeschichte deutlich genug beglaubigt hat; — so kann doch selbst eine auch nur republikanische Verfassung einer gewissen Dauer sich erfreuen, wenn ihr aristokratische Elemente innewohnen.

Wieviel mehr ist dieses aber der Fall in einer Monarchie, und diejenigen, welche eine Monarchie auf dem Fundamente einer reinen Demokratie basiren möchten, verkennen das Wesen einer reinen Demokratie wirklich, oder sie wünschen vielleicht einer Monarchie nicht lange Bestand. Auch Ungarn hat seit seinem Auftreten in Europa, einen zahlreichen und wichtigen Adel gehabt, und darunter oft Männer gezählt, welche den Landesherrn und ihrem Throne treu und kräftig zur Seite standen, und durch ihre Verdienste sich unvergesslich gemacht haben in der Geschichte ihres Vaterlandes. Dieser zuweilen vorkommenden Erscheinungen ohngeachtet, steht es aber dennoch thatsächlich fest: daß die Aristokratie sich im Ganzen, allen Versuchen der Fürsten, die ihr Interesse nur im Geringsten berührten, feindselig entgegen stellte, und dagegen jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen suchte, die Fürsten noch mehr zu beschränken, und ihre Vorzüge und Privilegien auf allgemeine Kosten zu erweitern. Diese beharrliche Tendenz der Stände ist eines der Hauptmotive von jenen traurigen Erscheinungen, welche, seit Ungarns Vereinigung mit Oesterreich, sich im Staatsleben kundgaben. Mit dieser wichtigen Veränderung beginnt ein neuer Zeitraum für das Land, der zwar reich an merkwürdigen, nicht aber an stets erfreulichen Erscheinungen gewesen ist.

Nachdem durch Besteigung des ungarischen Thrones mit Kaiser Ferdinand dem 1sten, das Königreich Ungarn ein Bestandtheil der kaiserlichen Erbstaaten, mit seinen besondern Privilegien und Rechten geworden war, erkannten die Kaiser die dringende Nothwendigkeit, ihrer Herrschergewalt in Ungarn mehr Ausdehnung und Stärke geben zu müssen, um so mehr an, da durch die damals der ganzen Christenheit drohende Türkenmacht, diesen Barbaren nur durch Anwendung einer möglichst concentrirten Staatsgewalt, kräftiger Widerstand geleistet werden konnte. Obgleich nun Kaiser Ferdinand der 1ste, so wie auch sein Nachfolger Maximilian der 2te, als Menschen betrachtet, wahre deutsche Ehren- und Niedermänner waren, deren Absterben von ihren gesammten Unterthanen herzlich betrauert wurde; — so wurden dennoch alle Vorschläge und Regierungsmaaßregeln dieser Fürsten von den Ungarn mit finstern Mißtrauen aufgenommen. Dieses Mißtrauen aber konnte hier wohl um so weniger am

rechten Orte sein, wenn die Ungarn auf die österröichisch; deutschen Staaten hinsahen, in denen es gleichfalls einen sehr mächtigen Adel gab, dessen Vorrechte auch nur im Geringsten zu schmälern, jeder Gedanke den Kaisern fern war. Daß, durch solche störrigen und mißtrauischen Gesinnungen veranlaßt, die Kaiser sich bewogen fanden, Ungarn mit deutschen Truppen möglichst stark zu besetzen, und viele Aemter im Lande an Deutsche zu vertheilen, — dieses — obgleich von den Ungarn sehr bitter aufgenommen, — lag nur im Interesse ihrer eigenen Erhaltung, daß aber diese deutschen Truppen nicht selten gewalthätig im Lande handelten, und viele deutsche Beamten die Unterthanen drückten; — dieses war wohl gewiß der Wille der Kaiser nicht, gab aber zu bitteren und gerechten Beschwerden auf den Reichstagen, Veranlassung. Diese Beschwerden wurden noch mehr gesteigert, durch die ungleiche Behandlung, mit welcher man gegen die verschiedenen Religionsgenossen verfuhr. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts hatten sich die hellern Ansichten der evangelischen Kirche auch nach Ungarn und Siebenbürgen verbreitet, und bei einem bedeutenden Theile der Bevölkerung in allen Klassen und Ständen, eine günstige Aufnahme gefunden. Die evangelische Kirche wurde auch bald so bedeutend, daß aller Widersprüche des römischen Clerus ohngeachtet, die christlichen Bekenntnisse der Protestanten, sowohl Augsburgischer als Helvetischer Confession, als recipirte Religionen in Ungarn anerkannt wurden. Diese den Protestanten zuerkannten Rechte fanden beinahe gar keine Beeinträchtigung unter Ferdinand dem 1sten und Maximilian dem 2ten, unter deren Regierungen sich vielmehr die evangelische Kirche in Ungarn recht freudig entwickelte. Doch unter dem zwar wissenschaftlich sehr gebildeten, dennoch aber schwachen und willenslosen Rudolph den 2ten, erhielten die Jesuiten auch Einfluß in Ungarn, und, von der Zeit an, begannen die religiösen Bedrückungen der Protestanten, die auch bis zu Kaiser Joseph dem 2ten, beinahe ununterbrochen fortgedauert haben. Denn die Herrscher Oesterreichs haben sich zu allen Zeiten immer offen und unumwunden zu den Grundsätzen der römischen Kirche bekannt. Wenn nun aber auch das offene und freimüthige Bekenntniß seiner religiösen Ueberzeugungen, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, gewiß das Kennzeichen

ehrenwerther Gesinnung ist, so würden dennoch die Herrscher Oesterreichs, ihrer religiösen Ueberzeugungen ohnbeschadet, dennoch viel weiser gehandelt haben, wenn sie oft weniger den Eingebungen der Jesuiten und Mönche, als denen einer gesunden Staatspolitik gegen die Ungarn gefolgt wären. Bietet uns aber das 19te Jahrhundert nicht noch ähnliche Erscheinungen dar, und zwar in Frankreich, einem der gebildetsten Länder Europas? Wenn wir aber noch im Jahre 1843 vernehmen, daß in diesem Frankreich, dessen überwiegende Einwohnerzahl wohl der römischen Kirche angehört, woselbst aber die Charte von 1830 allen Religionen gleiche Rechte bewilligt hat, dieser gesetzlichen Bestimmung dennoch ohngeachtet, dortige evangelische Gemeinden in ihren Rechten nicht nur durch Communalbehörden gekränkt werden, sondern daß diese Verkennung ihrer Rechte von Seiten königlicher Staatsbehörden sogar gut geheißt wird, — dürfen uns dann wohl die religiösen Bedrückungen in Ungarn so sehr befremden? Dieser Bedrückungen ohngeachtet, welche die evangelischen Ungarn durch die österreichische Regierung erfuhren, war dennoch ihr Loos in vieler Hinsicht viel günstiger gestaltet, als dasjenige ihrer evangelischen Brüder in den österreichisch-deutschen Ländern. Hierzu wirkten, außer den constitutionellen Verhältnissen des Landes, noch andere Ursachen mit. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts besaßen die Türken außer der alten Hauptstadt Ofen, auch noch einen beträchtlichen Theil des Landes, und derjenige Theil Ungarns, welcher Oesterreich gehorchte, war in jedem Augenblicke den Einfällen dieser Barbaren ausgesetzt. Diese Lage der Dinge brachte in den Augenblicken der Gefahr, Regierer und Regierte im gegenseitigen Wohlwollen näher zusammen, so daß man der einheimischen Zwistigkeiten vergaß, und nur an das dachte, was Allen Gefahr und Untergang drohte. Dazu kam auch noch der Beistand, der den Protestanten Ungarns zuweilen von Siebenbürgen aus zu Theil wurde. Siebenbürgen, welches seit früher Zeit bereits zu Ungarn gehört hatte, wurde von Wojwoden regiert, die aber den Befehlen der ungarischen Könige durchaus untergeben waren.

Seit der Zeit aber, daß die Herrscher Oesterreichs auch Könige von Ungarn geworden, und auch gleichzeitig der türkische Einfluß in diesen Gegenden das Uebergewicht erhalten hatte; —

seit dem hatten sich die Verhältnisse der Fürsten Siebenbürgens dahin geändert, daß sie beiden Herrschern, sowohl dem Kaiser, als auch dem Sultan der Osmanen, gleichzeitig huldigten. Dieses doppelten Lehnsnerus ohngeachtet, regierten dennoch diese Fürsten, unter denen es auch wirklich einige ausgezeichnete Männer gab, viel selbstständiger in ihrem Lande, wie früher. Einige derselben waren auch eifrige Protestanten, und sie benutzten, wie damals Bethlen Gabor die damaligen Verlegenheiten der Kaiser im 30jährigen Kriege dahin, daß sie den evangelischen Ungarn günstigere Verhältnisse erwirkten. Endlich verleiteten die fortwährenden Bedrückungen der Ungarn zu einem verzweifelten Schritte, der durch eine besondere Begebenheit mit herbeigeführt wurde.

Der kaiserliche Feldherr Montecuculi hatte die wiederum in Ungarn eingedrungenen Türken, in der wichtigen Schlacht bei St. Gotthard im Jahre 1664 dermaßen geschlagen, daß allein 26,000 derselben auf dem Plage blieben, und der damals regierende Kaiser Leopold der 1ste schloß nun einen 20jährigen Stillstand mit den Osmanen, um seine meisten Streitkräfte dem Westen Deutschlands zuzuwenden, welches von den Angriffen Ludwig des 14ten sich bedroht sah. Die Ungarn aber waren mit diesem geschlossenen Stillstande völlig unzufrieden, weil dadurch alle Resultate des Sieges von St. Gotthard verloren gingen, und das Verhältniß gegen die Türken dasselbe geblieben war. Da das Land fortwährend mit deutschen Truppen besetzt blieb, so beschloßen einige vornehme Familienhäupter: dem Kaiser ihre Beschwerden nochmals vorzutragen, und wären diese fruchtlos, alsdann dem Kaiser den Gehorsam aufzukündigen und sich selbst Recht zu verschaffen. Dieses Vorhaben ward jedoch zeitig entdeckt, und die Urheber empfingen ihre Strafe. Graf Emmerich Tököly, ein naher Verwandter und Freund der Befrahten, vom Gefühl der Rache gegen den Kaiser ergriffen, schürte nun in seinem Vaterlande die Funken des Mißvergnügens zur hellen Flamme an. Er wandte sich um Beistand und Schutz an den damaligen Sultan Muhammed den 4ten, welcher ihm kräftigen Beistand versprach, und ihn zugleich zum Könige von Ober-Ungarn ernannte.

Wenn es gleich, wie wir bisher ersehen, den Ungarn an Ursachen zum Mißvergnügen nicht fehlte, so war dennoch ihr verzweifelter Schritt durchaus nicht zu entschuldigen, und charakterisirte ihn, wegen des gefährlichen Beistandes, den er herauf forderte als einen Schritt der höchsten Unbesonnenheit. Denn die Türken, die bei ihren ersten Eroberungen in Kleinasien und Europa als wilde Fanatiker für den Islam auftraten, theilen diesen Fanatismus wohl in dem Grade nicht, wie einst; dennoch aber haben sie alle die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten beibehalten, welche ihre Verschmelzung mit den von ihnen unterjochten gebildeteren Völkern, bis auf diesen Tag verhindert haben. Der Türke hat eine gewaltige Eingenommenheit von seinen Nationalvorzügen, und sieht die andern Völker, die sein Reich bewohnen, für Slaven und Knechte an, welchen er aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit dafür das Leben gestattet. Die fremden Völker Europa's aber betrachtet er als eine sichere Beute, deren künftige Unterwerfung ihm das Schicksal vorbehalten hat. Wohl hat die Zeit diesen Stolz sehr gedemüthigt, und die frühern Irrthümer berichtigt. Der gebildete Türke weiß es sehr gut, daß er den fortwährenden Besitzstand seines Reiches in Europa nur der Weisheit der europäischen Mächte, oder vielmehr der Nothwendigkeit im Interesse des allgemeinen Friedens verdankt. Und dennoch lehrt es die neueste Geschichte, wie wenig die Türken ihren Uebermuth, ihre tyrannische Behandlung der ihnen gehorchenden Völker, auch jetzt noch abzulegen geneigt sind, wie wenig sie auch jetzt noch, die Pflichten der Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen kennen.

Und nun denke man sich in die damalige Zeit zurück! Die Pforte befand sich damals noch im vollen Gefühle ihrer Macht. Sie übte im östlichen Europa, im westlichen Asien, und im nördlichen Afrika eine allgemein anerkannte Präponderanz aus; ihr gehörten nicht nur Bessarabien, ein Theil Ungarns und Slavonien, auch die jetzigen südrussischen Gouvernements bildeten einen mächtigen Staat unter dem Tartarchan, der dem Willen der Pforte blindlings gehorchte. Noch vor wenigen Jahren hatten sie sich in den Besitz der wichtigen Insel Candia gesetzt, und ihre überwiegende Macht drohte noch immer der Christenheit.

Diesen gefährlichen Beistand erfluchten sich nun die Ungarn, oder vielmehr die Großen des Landes, aus Haß gegen den Kaiser. Wie sehr aber Leidenschaften den Geist verfinstern, und ihn gegen sein wahres Wohl verblenden, werden wir leicht gewahr, wenn wir an das Verhältniß denken, in welchem die Großen zum Kaiser, ihrem Souverain, standen, und an dasjenige, das ihnen als türkischen Rajas drohte. Als Magnaten des Reichs standen sie in dem Verhältnisse der Vasallen zu ihrem Kaiser und Könige, und genossen, mancher Bedrückungen ohngeachtet, doch immer einer gesicherten, achtungswerthen Stellung und großer Vorzüge; zum osmannischen Reiche aber gehörend, wurden sie bloße Knechte und Sklaven, nicht nur des Sultans, sondern auch seiner Vasallen und Beamten, und der gemeinste Spahi und Janitschar dünkte sich größer und vornehmer, als ein Graf Radast, wenn dieser ein türkischer Rajah geworden wäre. Sultan Muhamed der 4te ließ in Folge jener Bitten der rebellischen Ungarn, eine große Streitmacht zusammenziehen bei Adrianopel, welche außer einem erlesenen Heere von 200,000 Combattanten, auch noch einen Troß von 100,000 Personen zählte, und diese Streitmacht übergab er dem damaligen Großvezier Kara Mustapha. Mit dieser Macht sollte er den Kaiser in seinen Staaten angreifen.

Unaufgehalten zog dieses Heer durch Ungarn nach Oesterreich, und begann am 16. Juli 1683 die Belagerung Wiens. Es läßt sich nicht verkennen, wie kritisch der damalige Zeitpunkt für Europa war; hätten die Türken Wien, den festen Punkt an der Donau, erobert, so war nicht nur die österreichische Monarchie vielleicht auf immer dahin, sondern auch das ganze Deutschland nebst andern Ländern stand in Gefahr, dem türkischen Halbmonde zu erliegen.

Der Kaiser hatte nur über ein Heer von 30,000 Mann zu gebieten, seine Finanzen waren erschöpft, und die Hülfskräfte seiner Freunde und Verbündeten, sowohl des Königs Johann Sobieski von Polen, als auch der Reichsfürsten waren noch fern. Doch zwei Umstände kamen dem Kaiser in seiner verzweifelten Lage zu Hülfe, und retteten sein Reich, nämlich der wackre Heldensinn des neuen Gouverneurs von Wien, und die Unentschlossenheit des Großveziers. Graf v. Stahremberg, so hieß dieser

Gouverneur, war ein Mann, recht geeignet für diesen wichtigen Posten. Wohl durch Dienstjahre und Alter längst ergraut, war er jedoch eine sehr kräftige Natur, muthig, besonnen, voll uner-schütterlicher Willenskraft, und höchst einfach und anspruchslos in seiner Lebensweise. Er zählte nur 8000 Mann kampffähiger Truppen unter seinem Befehle, denn die andere Hälfte lag krank, und mit dieser kleinen Streitmacht sollte er die wichtige Residenz gegen das mächtige Belagerungsheer vertheidigen. Aber schon in den ersten Tagen seines Commando's wußte er über die Bür-gerschaft und die studirenden Jünglinge, einen solchen guten Geist, und ein solches Selbstvertrauen zu verbreiten, daß er bald Aller Herzen gewann, und Alles seinen Befehlen freudig gehorchte. Wetteifernd an Muth und Hingebung mit den Soldaten, kämpf-ten Bürger und Studenten einmüthig und brüderlich von den Wällen und Mauern herab gegen die Türken, und ein besonderes Studentenkorps, von einem Mediciner befehligt, verrichtete Wun-der der Tapferkeit. Erkrankten Soldaten, Bürger und Studen-ten, so sorgte Stahremberg für seine Erkrankten und Verwun-deten mit väterlicher Treue; er selbst mit sehr einfacher Nah-rung zufrieden sah unablässig darauf, daß es den Kranken an kräftiger Nahrung und sorgfältiger Pflege nicht gebreche. Durch den dadurch allgemein verbreiteten guten Geist veranlaßt, der auch den Einzelnen zum Helden machte, hielt Stahremberg die mächtigen Bela-gerer mehre Wochen lang auf, erhielt seinem Kaiser die Hauptstadt, und gab der, vorzüglich unter dem Könige von Polen und dem Her-zoge Carl von Lothringen, heranrückenden Hülfsmacht Gelegenheit, zu rechter Zeit zu erscheinen. So wesentlich aber auch die Ver-dienste sind, welche sich dieser wackere Krieger um die Vertheidigung der kaiserlicher Residenz erwarb, so ruhmvoll auch dadurch seines Namens Gedächtniß immer glänzen wird in den Annalen Oesterreichs, so würde er dennoch seinen großen Zweck wohl schwer erreicht haben, hätte ihm hierin nicht die Unentschlossen-heit des Großvezirs Kara Mustapha, einen wesentlichen Dienst geleistet. Sobald dieser den ernstern Widerstand gewahr wurde, welchen die Belagerten seinen ersten Angriffen entgegenstellten, so hätte er nur, wie Sachkenner behaupten, sich entschließen sol-len, den Ort mit Sturm anzugreifen, und die geringen Verthei-digungskräfte in der Stadt, wären diesem mächtigen Angriffe erlegen.

Dieses war auch der allgemeine Wunsch seiner Krieger, welchen sie laut und deutlich genug aussprachen; dieses war aber nicht die Absicht des Kara Mustapha. Er hatte, wie versichert wird, die Absicht, in der österreichischen Monarchie ein neues Reich für sich zu erobern, dieses ganz unabhängig vom Sultan zu beherrschen, und Wien zu seiner künftigen Hauptstadt bestimmt. Diese seine künftige Residenz wünschte er möglichst vor einer Eroberung mit Sturm zu bewahren, und zwar vorzüglich aus dem Grunde, damit nicht von den eindringenden Türken die kaiserliche Hofburg ausgeplündert würde. Denn so wie es die uralte Gewohnheit morgenländischer Herrscher ist, daß diese in ihren Residenzschlössern große Reichthümer zusammenhäufen, um sich derselben bei irgend einer bevorstehenden Gefahr zu bedienen, so glaubte er auch in der österreichischen Residenz unermessliche Reichthümer vorzufinden. Weßhalb dieser Kara aber dem Kaiser so geringen Verstand zutraute; daß er sich überreden konnte, jener Fürst werde die vermeinten Schätze, deren er doch in seiner Lage so dringend bedurfte, in seiner Hofburg bona fide zurückgelassen haben; — läßt sich schwer begreifen. Dieses Zögern des Großvezirs mit einem entscheidenden Angriffe, gab einerseits dem Könige von Polen, diesem ruhmgekrönten Erretter seines Vaterlandes von dem entehrenden türkischen Joche, sowie dem Herzoge von Lothringen und den andern Reichsfürsten, hinreichende Zeit, ihre Truppenmassen zu sammeln, und Wiens Entsetzung zu bewirken. Andererseits aber vermehrte dieses Schwanken des türkischen Chefs, die Unzufriedenheit und Entmuthigung seines Belagerungsheeres, und die Janitschaaren riefen laut aus: „Kommt nur heran ihr Ungläubigen, der bloße Anblick eurer Hüte wird uns in die Flucht treiben.“ Kaum hatten sich auch die Hülfstruppen vom Kalenberge aus der Stadt genähert, als die Türken nach einigem Widerstande die Flucht ergriffen. Der Großvezir, welcher darauf gerechnet hatte, große Schätze in Wien zu finden, mußte, bei der wilden Flucht der Türken, seine bedeutenden Reichthümer vor Wien zurücklassen, die König Johann Sobieski als eine wohlverdiente und willkommene Feldherrenbeute in Besitz nahm. Kara Mustapha erhielt bald darauf seine Strafe, durch die seidene Schnur, und Johann Tököly, welcher die Türken begleitete, wurde auf Befehl des

neuen Großbezirk festgenommen, und an Händen und Füßen gefesselt, nach Constantinopel gebracht.

Jetzt fingen auch die Verhältnisse in Ungarn an, sich besser zu gestalten. In wilder Flucht durchheilten die Türken Ungarn, von den siegreichen kaiserlichen auch polnischen Truppen verfolgt. Eine Stadt und Festung nach der andern, wurden erobert, darunter auch im J. 1686 die alte Hauptstadt Ofen, nach 160jährigem türkischem Besiz, und auf derselben Ebene bei Mohacz, auf welcher Ludwig der 2te Schlacht und Leben verloren hatte, erlitten im J. 1687 die Türken eine solche Niederlage, daß sie ganz Ungarn verlassen mußten. In demselben Jahre war auch Ungarn in ein Erbkönigreich für das Haus Oesterreich verwandelt worden, sowie auch seit dem Tode des Michael Apaffi, des letzten siebenbürgischen Fürsten, dieses Großfürstenthum von dem Kaiser, als Könige von Ungarn, unmittelbar regiert wird.

Ein Krieg also, welcher Ungarn und der österreichischen Monarchie Verderben und Untergang gedroht hatte, nahm für beide eine sehr glückliche Wendung, und hat, was insonderheit den Besitzstand anbetrifft, das Königreich in seiner frühern Integrität beinahe wieder hergestellt. Seit der Zeit aber genießt Ungarn einer äußern und innern Sicherheit, welche es Jahrhunderte lang nicht gekannt hatte, und dieses bisher unglückliche Land gehört nunmehr zu denjenigen europäischen Ländern, von welchen — kleine Grenzstriche abgerechnet — der Kriegsschauplatz immer fern gewesen ist. Dieser Zustand tiefen Friedens ist aber auch der innern Entwicklung sehr günstig gewesen, und Population, Ackerbau, Industrie, Handel und höhere Civilisation haben erfreuliche Fortschritte gemacht. Auch die innern Verhältnisse haben sich dadurch besser gestaltet, daß die Beziehungen des Standes der Magnaten, oder des höhern Adels gegen den Kaiser und König, viel freundlicher geworden sind, als dieses im 16ten und 17ten Jahrhunderte stattfand. Seitdem aber haben sie ihr wahres Interesse viel besser würdigen gelernt, auch sind viele derselben durch innige Verbindungen mit hohen und angesehenen Häusern in Oesterreich, der Steyermark u. s. w. dem kaiserlichen Interesse näher gebracht worden. Die Prälaten oder der höhere römische Clerus sind zu allen Zeiten dem Kaiserhause immer er-

geben gewesen. Ob nun aber gleich die römische Kirche die herrschende im Lande ist, so ist dennoch der moralische Einfluß ihres Clerus nicht von großer Wichtigkeit, da kaum ein Drittel der Einwohner der römischen Kirche angehört, die überwiegende Mehrheit aber den Grundsätzen theils der evangelischen, theils der morgenländischen Kirche folgt. Dennoch bilden diese beiden ersten Stände, der Prälaten- und Magnatenstand nämlich, wenn beide vereinigt sind, ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Tendenzen des dritten Standes auf den Reichstagen. Dieser dritte oder Ritterstand, welcher ohne Zweifel auch sehr wackere und achtungswerthe Männer zu seinen Mitgliedern zählt, bildet den zahlreichen geringern Adel des Landes, oder diejenige constitutionelle Behörde, aus welcher fast zu allen Zeiten die feindseligste Opposition gegen die Regierung hervorgegangen.

Auch nach glorreich wiederhergestelltem Frieden, war es dennoch besonders dieser Stand, der den innern Frieden so oft störte, und auch in späterer Zeit dem menschenfreundlichen Kaiser Joseph den 2ten das Regentenleben erschwerte. Doch gelang es diesem Fürsten auf dem letzten Reichstage noch, ein sehr wichtiges Gesetz durchzuführen. Die Bauern in ganz Ungarn waren bis auf diesen Tag noch Hörige und Leibeigene gewesen. Auf bemerktem Reichstage aber setzte er das wichtige Gesetz durch, vermöge dessen diese Leibeignen, dieser wichtige Theil der Bevölkerung, sowohl auf den Fiskalgütern, als auch auf allen privatlichen Herrschaften und Besizungen, mit Aufhebung der Leibeigenschaft, zu freien Leuten erklärt wurden. Wäre dieses nur die einzige seiner Regierungshandlungen gewesen, so würde sie dennoch genügen, den Namen des menschenfreundlichen Kaisers Joseph im unvergeßlichen Segen zu erhalten in der Geschichte der Menschheit.

Die neueste Zeit hat die Aufmerksamkeit Europas ganz besonders nach Ungarn hingelenkt, veranlaßt durch die neuen und eigenthümlichen Erscheinungen, welche sich auf dem dortigen Reichstage kund geben. Dem verewigten Kaiser Franz den 2ten, welcher während seiner 43jährigen Regierung sich der innigen Verehrung und Liebe seiner Unterthanen und Völker erfreute, einer Liebe und Verehrung, die auch unter den gefährlichen Kämpfen mit Frankreich, und den Erschütterungen seiner Zeit, sich

niemals verleugnet hat; — diesem Kaiser gelang es auch, die Herzen seiner ungarischen Unterthanen in gleicher Liebe an sich zu fesseln, wovon diese auch mit Darbringung vieler und großer Opfer während der vielen harten Kämpfe, und mit unerschütterlicher Treue gegen das Erzhaus, Zeugniß gaben. Doch während der letzten Regierungsjahre dieses Monarchen, machte sich auf den dortigen Reichstagen eine eigenthümliche Richtung und eine Sprache lautbar, die man nicht erwartet hatte. Es war, und ist dieses seinem Wesen nach, derselbe Geist der Opposition, welcher oft die weisesten Regierungsmaaßregeln vereitelt, die Sessionen in einen Tummelplatz bitterer Polemik verwandelt, und unter dem Vorwande der allgemeinen Wohlfahrt, nicht selten eigennützige Zwecke verfolgt. Diese Opposition geht besonders aus der Mitte des dritten Standes hervor, in welchem viele Mitglieder sich mit den sogenannten liberalen Principien befreundet haben, durch welche berühmte Oppositionsredner in England und Frankreich sich namhaft gemacht haben. Dadurch aber, daß diese ungarischen Repräsentanten den liberalen Principien huldigen, sprechen sie sich freimüthig für den Fortschritt aus. Manche Personen haben es dem österreichischen Gouvernement längst zum Vorwurfe gemacht, daß dieses durch beharrliches Festhalten am Hergebrachten und Alten, sowie durch Zurückweisung jedes Neuen und Zeitgemäßen, sich eigenthümlich auszeichne, und gegen jeden Fortschritt eine durchaus feindselige Richtung verfolge. Diese aufgestellte Behauptung aber findet, sowohl in der Natur der Sache selbst, als auch in den neuesten Zeiterscheinungen, ihre vollkommenste Widerlegung. Diese Behauptung wird bereits durch die Natur der Sache widerlegt. Denn wollte Oesterreich nach diesem Grundsatz handeln, so müßte es etwas durchsetzen, was bei den vielfachen gegenseitigen Beziehungen, besonders aller europäischen Länder, eine wahre Unmöglichkeit wäre; es müßte sich von allen Ländern der Erde isoliren, es müßte seine achtungswerthe, wichtige Stellung in Deutschland aufgeben, es müßte auf seinen wohlthätigen Einfluß in Italien verzichten, und zu Lande und zur See, alle seine commerciellen Verbindungen mit andern Völkern vernichten. Aber auch die Erfahrung widerlegt jene Behauptung; man denke doch nur an die enormen Summen, welche Oesterreich für die Eisenbahnen bereits verausgabte, und an den großartigen Plan, nach welchem es den Weiterbau

dieser Bahnen beabsichtigt. Schon diese eine Erscheinung beweiset es deutlich genug, von welcher hohen Wichtigkeit dem österreichischen Gouvernement seine vielseitigen Verbindungen mit der übrigen civilisirten Welt sind. Auch Oesterreich weist die Fortschritte durchaus nicht zurück, welches ja auch für sie, als eine europäische Macht, eine wahre Unmöglichkeit wäre. Aber mit entschiedenem Ernste weist es alle jene Tendenzen zurück, die unter dem Deckmantel und Namen von höherer Aufklärung und Humanität gegen die Throne und Altäre eine feindliche Richtung verfolgen; es weist jene geistigen Giftpflanzen zurück, die am Untergange aller gesellschaftlichen Ordnung und Wohlfahrt fortwährend arbeiten. Alle diese Tendenzen weist es mit entschiedenem Ernste kräftig zurück, macht auch kein Hehl daraus, und thut gewiß sehr wohl daran. Ja Oesterreich will den Fortschritt, aber nur auf demjenigen Wege, welchen auch unser hohes Gouvernement einschlägt, den Fortschritt nämlich, welcher in dem Bleibenden und Bestehenden und geschichtlich Gegebenen, seine Grundlage findet. Wenn auch die ungarischen Reichsstände für den Fortschritt sich aussprachen, so durften sie gewiß hoffen, daß der Kaiser und König allen denjenigen Vorschlägen, die das wahre Landeswohl betreffen, seinen Beifall, seine Genehmigung nicht versagen werde. Von den neuen Gesetzworschlägen, die auf dem letzten Reichstage von den Ständen ausgingen, verdienen 3 derselben besonders hervorgehoben zu werden, nämlich die Gesetzworschläge: 1) wegen des künftigen allgemeinen Gebrauches der magyarischen Sprache; 2) wegen der Emancipation der Juden; 3) wegen der gemischten Ehen. Was die magyarische Sprache betrifft, so sollte nach dem Gesetzworschlage, diese Sprache sowohl auf dem Reichstage, als auch bei allen officiellen Verhandlungen, künftig anstatt der bisher üblichen lateinischen Sprache, zum allgemeinen Gebrauche dienen. So zweckmäßig und vernünftig es auf den ersten Blick erscheinen muß, daß die Landessprache zum allgemeinen Gebrauche diene, so unbillig ist dennoch auf der andern Seite diese Forderung, wenn man auf die vielen Völkerstämme hinsieht, die in Ungarn wohnen. Ungarn mit seinen Dependenzien zählt, nach den neuesten Angaben, gegen 15 Millionen Einwohner, von denen noch nicht ein Drittel ungarisch redet, die große Mehrheit aber den slavonischen Völkern angehört, ohne noch der zahlreichen Deutschen in den meisten Städten zu gedenken. Da es

indessen auch in der Absicht des Herrscherhauses zu liegen scheint, daß die ungarische Sprache immermehr Verbreitung und Geltung finde, so dürften wohl alle gegen das neue Gesetz erhobenen Einwendungen, namentlich von Seiten Croatiens ohne allen Erfolg bleiben.

Die Juden: Emancipation betreffend, so liegt es im Charakter unserer toleranten Zeit, daß man den Juden, diesem historisch merkwürdigen Volke, mit viel humanern und wohlwollendern Gesinnungen, viel mehr als früher, entgegenkommt. Sowie aber die Juden sich in unserm Vaterlande einer sehr gesicherten achtungswerthen Stellung, seit einigen 30 Jahren insonderheit, erfreuen: so geht auch die österreichische Regierung, in Behandlung ihrer Juden, seit langer Zeit bereits, von sehr humanen Grundsätzen aus. Ob aber eine völlige Gleichstellung der Juden in bürgerlicher und politischer Hinsicht, einem christlichen Lande und seinen christlichen Bewohnern wirklich zum Heile gereichen würde? — Dieses dürfte wohl noch immer eine sehr wichtige und schwierige Frage bleiben. Viele Stimmen haben sich für die Emancipation mit vieler Wärme ausgesprochen; andere Stimmen hingegen, die denn auch wohl Berücksichtigung verdienen dürften, sind diesem Schritte durchaus entgegen; giebt es bis auf diesen Tag doch noch namhafte und sehr bedeutende Städte und ganze Länder und Provinzen, in welchen die Juden als bloße Schutzgenossen wohnen. Was Ungarn betrifft, so hat, im vollen Widerspruche gegen das im Jahre 1843 proponirte Gesetz für die Emancipation, der Reichstag sich im laufenden Jahre gegen diese Emancipation, einmüthig und förmlich ausgesprochen. Was die sogenannten gemischten Ehen, oder die eheliche Verbindung unter christlichen Personen verschiedener Confessionen an betrifft, so ist dieser Gegenstand in neuester Zeit vielfach beleuchtet und besprochen worden. Gemischte Ehen hat es ohne Zweifel immer in solchen Ländern gegeben, in welchen Christen verschiedener Bekenntnisse leben. Gemischte Ehen werden nicht gefunden, und können auch nicht gefunden werden, in allen solchen Ländern, deren gesammte Bewohner nur einem christlichen Bekenntnisse folgen, wie z. B. in Spanien, Portugal und den italienischen Ländern, in welchen die sämmtlichen Bewohner, mit unbedeutenden Ausnahmen, der römischen Kirche huldigen. Diese

Ehen finden fast eben so wenig statt in Schweden und Norwegen, deren sämtliche Bewohner — mit kleinen Ausnahmen in Stockholm, Gothenburg und Bergen in Norwegen — sich zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen. Es giebt dagegen andere Länder, in welchen die überwiegende und herrschende Mehrheit der römischen Kirche folgt, in deren Mitte aber auch protestantische Gemeinden leben, die dort bloß der Toleranz genießen, wie z. B. in Ober- und Niederösterreich, der Steyermark u. s. w. Werden nun hier gemischte Ehen geschlossen, so sind selbige gewöhnlich nur im Interesse der römischen Kirche, indem der protestantische Theil sich anheischig macht, nicht nur die Kinder aus dieser Ehe in der römischen Kirche erziehen zu lassen, sondern wohl auch mancher protestantische Ausländer, der sich z. B. in Wien etablirt, seiner katholischen Braut zur Liebe, zu deren Kirche übergeht. Ja noch andere Länder, in denen der Romanismus gleichfalls die überwiegende und eigentlich herrschende Landesreligion ist, sind die kirchlichen Rechte der dortigen Protestanten durch Staatsgesetze geschützt, dennoch werden sie von den Regierungen dieser Länder nicht selten als Stieffinder behandelt z. B. in Baiern u. s. w. In Frankreich haben die Genossen aller Religionsbekenntnisse, vermöge der Constitution von 1830, völlig gleiche Rechte; dennoch bekennt sich die überwiegende Mehrheit der Bewohner, über 33 Millionen derselben, zur römischen Kirche, deren staatsrechtliches Verhältniß sich auf das im Jahre 1801 zwischen Frankreich und dem römischen Hofe geschlossene Concordat stützt. Da jedoch auch einige Millionen Protestanten hier leben, so gehören auch die gemischten Ehen zu sehr bekannten Erscheinungen. Solche Ehen aber finden hier weniger Schwierigkeit, da die Ehe ein bloßer Civilakt ist, welchem Akte aber in der Regel auch die kirchliche Weihe folgt. Wenn aber auch der römische Clerus hier, vor Eingang der Ehe, Concessionen vom protestantischen Theile fordert, so haben solche Concessionen hier dennoch keine gesetzliche Gültigkeit. In andern Ländern, in denen die protestantische Bevölkerung die überwiegende und herrschende ist, wie z. B. in den preussischen Provinzen: Ostpreußen — mit Ausnahme des Ermland — Brandenburg, Pommern u. s. w. — in andern evangelischen Ländern inner- und außerhalb Deutschlands, als: dem Königreiche Sach-

sen, Hannover, Württemberg, den sächsischen Landen Ernestinischer Linie, Mecklenburg, dem Königreiche Dänemark und der Niederlande; — in allen diesen Ländern werden weder von Seiten der Regierungen, noch Seitens der kirchlichen Behörden, diesen gemischten Ehen, als solchen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sondern das Princip christlicher Liebe und Duldung, auch gegen andere Confessionen, das in der evangelischen Kirche vorherrscht, bewährt sich auch in dieser Hinsicht. Da jedoch der jezige Pabst Gregor der 16te Capellari, durch seine zur Erschwerung der gemischten Ehen, getroffenen Maaßregeln, noch mehr Unfrieden in der Christenheit aussäen wollte, so sahen sich mehre evangelische Regierungen, namentlich auch die preussische, um den aus jenen unzeitigen Schritten, hervorgehenden schlimmen Folgen möglichst zu begegnen, auch ihrerseits zu Maaßregeln veranlaßt, welche mit Schonung und Milde, auch zugleich eine weise, feste Haltung gegen die Anmaßungen Roms verbinden. Diese neuesten päbstlichen Maaßregeln haben dem Ansehen und Einflusse der römischen Curie bisher wenigen Segen gebracht, und sie selbst ist gewiß davon überzeugt, wie sehr sie sich dadurch in Europa geschadet habe. In Ungarn nun haben die dortigen Reichsstände, um den vielen Chicanen des dortigen römischen Clerus gegen die Abschließung gemischter Ehen, ein Ziel zu setzen, das Gesetz vorgeschlagen: daß dieser Abschließung gemischter Ehen in Zukunft volle Freiheit gewährt werde. Dieser Gesetzesvorschlag, der vom Ritterhause ausging, fand auch im Hause der Magnaten überwiegenden Beifall. Denn da die Protestanten in Ungarn nicht bloße Tolerirte sind, sondern sich gesetzlicher Rechte erfreuen, so haben sie durch diesen Vorschlag ihren gerechten Wunsch dahin ausgesprochen: daß das Landesgesetz, welches ihnen beinahe gleiche Rechte mit den Katholiken zusichert, auch endlich zur Wahrheit werde, und nicht ferner den Interpretationen des römischen Clerus unterliege. Im Interesse der Menschheit wäre es sehr zu wünschen, daß bemerktes Gesetz, welchem auch ein sehr bedeutender Theil der dortigen Katholiken vollen Beifall zollt, bald ins Leben treten möge.

Bei dieser Veranlassung mögen hier einige Worte über die gegenwärtige Stellung der römischen und evangelischen Kirche zu einander erlaubt sein. Die römische Kirche, welche außer der

heiligen Schrift, auch noch andere Autoritäten annimmt, denen sie fast gleiches Ansehen mit dieser zuschreibt, hat sich bekanntlich fast zu allen Zeiten, durch einen intoleranten Geist ausgezeichnet; besonders aber hat sie, seit den Zeiten der Reformation, die evangelische Kirche zum Gegenstande ihrer bittersten Verfolgungen gemacht. Da es indessen unter den römischen Christen, nicht nur im Vaterlande, sehr achtungswerthe, gutgesinnte Menschen giebt, sondern auch ganze Völkerstämme, die wie die Oesterreicher und Baiern, sich durch Charakter und Nationalität, den übrigen deutschen Völkern sehr würdig anreihen, — so dürfte diese erfreuliche Erscheinung wohl weniger ein Resultat des römischen Cultus, als vielmehr des wackern und ehrenwerthen germanischen Charakters sein, der auch diese Völker durchdringt. Zwar schien seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, und seit der ersten französischen Revolution, sich hier und da ein milderer Geist in dieser Kirche kundgeben zu wollen; wie wenig jedoch eine wahre Sinnesänderung stattgefunden habe; — dieses hat die neueste Zeit sattsam bezeugt. In dieser neuesten Zeit aber haben Umstände und Begebenheiten dazu beigetragen, die römische Kirche zu einem äußerlich größern Ansehen inner- und außerhalb Europas zu erheben. Das zu Anfange dieses Jahrhunderts zwischen Frankreich und dem römischen Hofe abgeschlossene Concordat, war eine Frucht der Ueberzeugung, daß das Christenthum, und namentlich die römische Kirche in Frankreich, noch keinesweges so ganz ausgestorben wäre, wie Manche damals meinten und laut behaupteten, sondern noch immer einen bedeutenden moralischen Einfluß in Frankreich übe. Die, seit dem allgemeinen Weltfrieden, bewirkte Wiederherstellung des Papstes in den völligen Besitz des Kirchenstaates und die, seitdem von Seiten vieler, auch evangelischer Staatsregierungen, mit dem römischen Hofe geschlossenen Concordate, um die kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen Unterthanen fest zu stellen; — haben dieses Ansehen noch weiter gehoben. Im laufenden Jahrhunderte haben sich bekanntlich die großen Ländermassen auf dem amerikanischen Continente von ihren europäischen Stammländern getrennt, und sich für freie und souveraine Staaten erklärt. Die Bevölkerungen in diesen Ländern gehören beinahe durchgängig dem römischen Bekenntnisse an, und die bortigen neuen Staats-

regierungen haben allenthalben Verbindungen mit Rom angeknüpft. Nehmen wir zu allen diesen Umständen noch die höchst auffallenden Erscheinungen in der neuesten Zeit hinzu, daß durch den Uebertritt vieler Personen zur römischen Kirche, diese Kirche sich ein bedeutendes Gebiet in Großbritannien, und ein noch viel größeres in Nordamerika erworben, — so geht aus diesem Allen wohl die unbestreitbare Thatsache hervor, daß diese Kirche noch immer eine bedeutende moralische Macht bildet. Daß nun diese Kirche bei solchen äußern Vortheilen, und vermöge des ihr stets inne wohnenden Geistes, der evangelischen Kirche Nachtheile zu bereiten sucht, wo sie nur kann und vermag, wen dürfte dieses wohl befremden?

Dem ohngeachtet aber ist dieser alte Feind der evangelischen Kirche viel weniger furchtbar, als dieses manchen furchtsamen Seelen erscheint; denn die römische Kirche zählt auch viele und bedeutende Gegner auf dem eignen Gebiete, und der moralische Einfluß ihres Clerus ist in vielen Gegenden nur ein bloßer Schatten noch gegen die Vergangenheit. Redende Beispiele dafür giebt die Gegenwart. Seit Jahrhunderten war man gewohnt, Spanien z. B. als dasjenige Land zu betrachten, in welchem der Katholicismus seinen höchsten Glanz und Triumph feiert. Noch vor wenigen Jahren besaß die dortige römische Kirche einen glänzenden Reichthum von Abteien, Stiften, zahllosen liegenden Gründen, und ein gewaltiges Einkommen. Dennoch gelang es mit Genehmigung der Cortes, der dortigen Regierung vor Kurzem, diese Kirchenreichthümer durch ein Decret zu vernichten, und diese nun secularisirten Kirchengüter zu Nationalgütern zu erklären.

Diese Vernichtung der kirchlichen Besitzungen geschah unter dem Vorwande, die dortigen großen Staatsschulden dadurch zu tilgen. Ob diese Absicht wirklich realisirt worden? dem widerspricht die Gegenwart. Doch eine Thatsache steht hier fest, sie zeigt nämlich: wie wenig der dortige Clerus auf die öffentlichen Angelegenheiten, einzuwirken vermag. Sollte dennoch manches Mitglied des römischen Clerus sich hie und da, der süßen Hoffnung hingeben, daß seine Kirche auf Kosten der evangelischen Kirche, noch bedeutenden Erwerbungen entgegen sehe, so dürfte es wohl diesen Personen nicht schaden, wenn sie die Warnung

beherzigten: sich wohl vorzusehen, daß nicht auf dem eignen Gebiete und bei immer steigender Intelligenz, ihnen im Laufe der Zeiten eine Opposition erwachse, welcher mit Erfolg zu widerstreben, sie dennoch ihre Kräfte wohl zu wenig hinreichend finden dürften.

Die evangelische Kirche erkennt, außer dem Lichte der Vernunft, einem Gemeingute der gesammten Menschheit, die heiligen Schriften alten und neuen Testaments, als ihre höchsten Autoritäten an, welche, als eine göttliche Autorität, für den Glauben und das Leben der Christen normativ sind. Diese evangelische Kirche war wohl eine durch die Reformation hervorgegangene damalige neue Erscheinung in der christlichen Welt; dennoch enthält sie thatsächlich keine neuen Wahrheiten und Lehren, sondern sie ist ihrem Wesen nach, die Wiederherstellung der ersten und frühesten christlichen Kirche in ihrer Lauterkeit und Reinheit. Deshalb lehrt sie wesentlich nichts Anderes, als diejenigen ewigen und unwandelbaren Wahrheiten des Heils, welche einst Christus der Herr verkündigte, und welche die Apostel, von seinem Geiste geleitet, wiedergaben. Diese Boten des Herrn aber hatten, bei ihrer Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern, gegen die mächtigen Feinde ihres Wirkens, keine andern Waffen, als die Wahrheit dessen, was sie bezeugten, von der sie auch selbst freudig durchdrungen waren. Mehr aber bedurfte es auch nicht, als dieser Waffen der Wahrheit. Denn sie brach sich Bahn in den Gemüthern; der Geist, der aus den Aposteln sprach, kam über die, welche sie hörten, und die erste Verkündigung des Evangeliums, gab der Welt Zeugniß von der siegenden Macht heiliger Wahrheit. Aber im Laufe der Jahrhunderte war das Christenthum durch Menschenfügungen verunstaltet worden, und das dringende Bedürfniß einer Verbesserung empfand die christliche Welt. Und das Christenthum von diesen Sägungen zu reinigen, und selbiges in seiner ursprünglichen Lauterkeit und Reinheit wiederherzustellen — dieses war die hohe Aufgabe Luthers und der übrigen Reformatoren. Als diese aber und ihre Schüler das reine Evangelium von Christo der bisherigen römischen Welt verkündigten, welsch einen freudigen Anklang fand da nicht ihre Lehre bei vielen Völkern inner; und außerhalb Deutschlands? Es trat die evangelische Kirche ins Leben und ihre Ver:

breitung durch Europa wäre unstreitig noch viel umfangreicher gewesen, wenn man nicht, laut Zeugniß der Geschichte, an vielen Orten gewaltsame und selbst grausame Mittel angewandt hätte, um das Licht reiner Wahrheit zu vertilgen. Allenthalben aber da, und in allen denjenigen Ländern, in welchen die evangelische Kirche Wurzeln geschlagen, und ins Volksleben übergegangen, — allenthalben da werden sich wohl die Völker, — auch selbst bei etwanigen reactionairen Versuchen — das Licht reiner christlicher Wahrheit, um so weniger nehmen lassen, da selbst in den Ländern der römischen Kirche, gesunde Vernunft sich immer weiter verbreitet, und die allenthalben steigende Intelligenz eine, gegen die ultramontanen Ansichten und Tendenzen, durchaus feindselige Richtung verfolgt. Die evangelische Kirche heißt auch protestantische Kirche, und zwar mit dem größten Rechte; denn so wie die ersten Vertreter dieser Kirche einst förmlich protestirten gegen die ungerechten Beschlüsse auf dem Reichstage zu Speyer, so protestirt diese Kirche auch bis auf diesen Tag noch, gegen willkürliche Menschenfessungen, Irrthümer und blinden Glauben in der christlichen Kirche, und handelt dabei nur im Sinne des göttlichen Meisters. Denn wenn der Herr seinen Zeitgenossen heilige Wahrheiten verkündigte, so forderte er wohl Glauben an seine göttliche Autorität und Sendung, als der unerläßlichen Bedingung seines segensreichen Wirkens; — niemals aber forderte er blinden Glauben von seinen Verehrern. Wenn er heilige Wahrheiten lehrte, so wandte er sich, laut Zeugniß der Evangelien, an den Verstand seiner Hörer, forderte sie zum Urtheilen, zum Selbstdenken auf, damit sie sich selbst überzeugen möchten, ob seine Lehre wirklich von Gott sei. Denn dem großen Menschenforscher konnte es wohl nicht unbekannt sein, daß ein religiöser Glaube zuerst alsdann praktischen Werth erhält, und seinen Segen bethätigt, wenn er auf dem Wege des vernünftigen Nachdenkens zur festen Ueberzeugung geworden, und als ein Ergebnis geistiger Thätigkeit mit unserm Innern sich befreundet hat. Wohl findet übrigens eine Vielseitigkeit confessioneller Erscheinungen in der evangelischen Kirche statt, dieser Vielseitigkeit aber ohngeachtet, gründen doch alle diese confessionellen Erscheinungen sich wesentlich auf ein Princip, wodurch sie eine große Kirchengemeinschaft bilden. Sie alle erkennen näm-

lich die heilige Schrift als diejenige göttliche Autorität an, deren Lehren, Vorschriften und Verheißungen für den Glauben, das Leben und die Hoffnungen des Christen die einzige Richtschnur und Regel bilden. Da aber Christus das Centrum der heiligen Schriften ist, so verehrt die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit, als ihr hohes geistliches Oberhaupt, Jesum Christum. Er ist von Gott gesandt und gekommen in die Welt, und nachdem er sein großes Werk vollbracht, ging er wieder zum Vater, von dem er ausgegangen. Doch kommt er noch immer zu den Menschenkindern durch sein Wort und Sacrament, und wird so lange kommen, bis der Zweck seiner Sendung vollkommen erreicht ist.

Auch diese evangelische Kirche hat ihre Gegner außer; und innerhalb ihres Gebietes, von welchen erstern bereits die Rede gewesen. Die wichtigste Gefahr scheint ihr aber von ihren Gegnern auf dem eignen Gebiete zu drohen, weil die bedeutendsten und namhaftesten derselben, durch hohe geistige Bildung ausgezeichnet und mit den Waffen der Philosophie ausgerüstet, gegen das Christenthum feindlich ankämpfen. Wohl wird kein Einsichtiger und Unbefangener den hochwichtigen Einfluß in Abrede stellen können, welchen die Entwicklung des menschlichen Geistes den Forschungen der Philosophie verdankt. Denn die Philosophie ist ja die Ausübung der menschlichen Vernunft, das Suchen nach der Lösung von Problemen, welche tief in das Leben eingreifen. Sie ist jener Geist der Forschung, der das Bestehende erörtert und controllirt; jener Geist der Forschung, der in den empirischen Wissenschaften die materielle Natur befragt, in den moralischen Wissenschaften die Gesetze des Menschen, und in der Politik die Gesetze der Gesellschaft kennen zu lernen, bemüht ist. Sie ist jener Geist der Forschung, der insbesondere in Bezug hochwichtiger Wahrheiten für die Menschheit die Erhärtung derselben bis zur möglichst höchsten Evidenz, sich zur hohen Aufgabe gestellt hat. Ob und wie weit sie diese Aufgabe bisher gelöst? — davon kann hier die Rede nicht sein; doch kein Unbefangener wird diesen, auf dem Gebiete der Wahrheit und für die höchsten Interessen der Menschheit geleisteten Bemühungen, gerechte Anerkennung und Achtung jemals versagen können. Wenn aber die evangelische Kirche, die ihrem Wesen und Ursprunge nach, eine erklärte Freundin des Lichts und der

Wahrheit ist, wenn diese auch den Werth der philosophischen Forschungen gewiß nicht verkennen wird, — so wird sie aber dennoch im vollen Ernste die Behauptungen aller Derer zurückweisen, welche die Vernunft als die einzige Autorität in Glaubenssachen statuiren. Denn diese evangelische Kirche erkennt noch eine höhere Autorität, in der heiligen Schrift, an. Diese heilige Urkunde der Christen aber, führt den Menschen auf Erscheinungen und Facta hin, die sich weder mit den Händen betasten, noch mit dem Verstande berechnen lassen; denn ihm zeigt sein Glaube Mysterien, welche nur im Herzen Aufschluß und Deutung finden.

In der neuesten Zeit hat sich eine Philosophie kund gegeben, die von durchaus destructiven Tendenzen ausgeht, eine solche Philosophie, welche auch die Dinge erörtert und prüft, doch, wie es scheint, nicht deshalb, um daraus einen Gewinn für die Wahrheit zu bereiten, sondern, um Alles überhaupt zu negiren und in Frage zu stellen. Diese Philosophie hat in neuester Zeit das Christenthum zum Gegenstande ihrer heftigsten Polemik gemacht. Der Kampf von dieser Seite aber, schien für die christliche Kirche um so gefahrdrohender zu sein, da es unter den Personen, welche diese philosophische Richtung verfolgen, nicht nur Männer giebt, die durch hohe Intelligenz und glänzende Talente wirklich ausgezeichnet, diesen Reichthum ihrer geistigen Kräfte als Angriffs Waffen gegen das Christenthum, auf dem Wege der Sophistik gebrauchen, sondern es auch an flachen Seelen nicht fehlt, die aller geistigen Selbstständigkeit ermangelnd, diese ausgesprochenen Sophismen als das „non plus ultra“ höchster Weisheit tief bewundern und verehren. Deshalb fingen redliche, doch ängstliche Seelen an zu befürchten, daß der christlichen Kirche Gefahr und Untergang von dieser Seite her drohe. Diese Befürchtungen jedoch haben sich nicht bethätigt, und können sich auch nicht bethätigen. Denn die evangelische Kirche darf das Licht niemals scheuen; keine Prüfung, keine Forschung, die aus reiner Wahrheitsliebe hervorgeht, darf sie jemals fürchten; vielmehr wird aus einer jeden solcher Prüfungen, ihr echter wahrer Gehalt um so glänzender hervorgehen.

Mögen aber auch diese Angriffe aus feindlichen Gesinnungen entspringen; mögen sie auch, um sich in der Gegenwart zu empfehlen, mit dem Schimmer der Modernität sich brüsten;

mögen sie auch momentane Anhänger gewinnen; — dennoch werden sie dem Christenthume keine wesentlichen Nachtheile bereiten. Denn hochwichtige Wahrheiten, sowie die Grundwahrheiten des Christenthums, sind unwandelbar und unvergänglich, sie veralten nicht, wie ein Gewand. Seit Jahrtausenden fast verbreiten sie zahllose Segnungen über die Welt, und dennoch behalten sie unwandelbar und unvergänglich ein höchwichtiges Interesse für die Menschheit. Deshalb werden auch der evangelischen Kirche, so lange diese sich fest und freudig zu ihrem göttlichen Stifter hält, alle feindlichen Angriffe nichts anhaben. Denn sie ruhet auf dem unzerstörbaren Grunde ewiger Wahrheit, Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit.

Möge das geehrte Publikum diese Abschweifung auf dem kirchlichen Gebiete, dem Verfasser zu gute halten, der nun zu seinen Bemerkungen über die ungarischen Zustände zurückkehrt.

Würde man den ungarischen Reichstag von keiner andern Seite her kennen, als nach denen proponirten und hier genannten Gesetzworschlägen, würden alle Wünsche, Handlungen und Schritte der Reichstagsmitglieder nur von reinen Wünschen für die allgemeine Wohlfahrt ausgehen, alsdann würde man der ungarischen Verfassung und den dortigen Zuständen überhaupt, die gerechte Achtung ohnmöglich versagen können. Diese Achtung jedoch dürfte leicht schwinden, wenn man das Thun und Treiben mancher Parteihäupter im Ritterstande näher beobachtet; wenn man vernimmt, daß sie zwar von Freiheit, Menschenrechten und Fortschritten unaufhörlich reden, daß sie jedoch diese Grundsätze nur da anwenden, wo sie keine materiellen Verluste für sich zu besorgen haben. Wer dürfte es wohl bezweifeln, daß unter diesen Männern vom Ritterstande, es gewiß sehr achtungswerthe und, die allgemeine Wohlfahrt beherzigende Individuen geben werde? Ob aber dieser Sinn unter ihnen allgemein sei? — Dieses wäre wohl um so mehr zu bezweifeln, wenn wir auf die Excesse hinschauen, welche besonders in der neuesten Zeit bei den Landtagswahlen vorkommen; Excesse, welche den ersten Grundsätzen einer jeden civilisirten Gesellschaft Hohn sprechen, Leben und Sicherheit der Menschen der größten Gefahr aussetzen, und durch Ausbrüche der größten Rohheit zu dem Glauben veranlassen, daß der hohe Grad ausgezeichneter Wildheit, mit welcher

die Magyaren in Europa einst auftraten, auch in ihren Nachkommen noch fortlebe. Treten aber solche wilden Naturen sogar als Gesetzgeber des Landes auf, so dürften wohl im Ganzen die Einwohner des Landes, und namentlich die Deutschen in den Städten, sehr geringe Garantien für die allgemeine Wohlfahrt zu erwarten haben.

Wenn aber der Preuße von diesen nicht selten tragischen Scenen vernimmt, die das constitutionelle Leben Ungarns aufweist, und auf sein Vaterland hinblickt, welche gerechte Ursache findet er nicht, die höhere Civilisation seines Vaterlandes und dessen vielfache Vorzüge überhaupt, freudig anzuerkennen. Auch Preußen hat seinen Adel, und zählt bekanntlich seit den neuesten Friedensschlüssen, einen bedeutenden Theil des mediatisirten Reichsadels zu seinen höhern Ständen. Doch besitzt es auch unmittelbar und ursprünglich edle Geschlechter, die nicht nur durch historische Berühmtheit sich auszeichnen, sondern auch durch die wichtigsten Dienste, welche sie in der Diplomatie, in den höchsten Staatsämtern und im vaterländischen Kriegsheere, dem Könige und Vaterlande noch immer leisten, auf dem ruhmvollen Wege ihrer Vorfahren fortwandeln. Und der Ruhm, welchen sich ihre Vorfahren einst erwerben, und wodurch sie sich unvergänglich gemacht haben in der vaterländischen Geschichte, beschränkt sich nicht einzig und allein auf ihre noch lebende Nachkommen, er ist auch der Ruhm und die Ehre des gesammten Vaterlandes; und jeder Preuße, welchem Stande er auch angehöre, da wohl im Vaterlande kein Stand sich über Zurücksetzung zu beklagen, gerechte Ursache finden dürfte, erkennt diesen Ruhm um so freudiger an, je mehr er sein Vaterland liebt, und je theurer ihm dessen Ehre ist. Ja, jeder Akt ruhmvoller und dem Vaterlande gewidmeter Thätigkeit, welchem Gebiete er auch angehören mag, — ist ein Gewinn und eine Ehre für dessen Gesammtheit, und — der hochgefeierte Name z. B. eines Immanuel Kant, dessen philosophische Celebrität nicht nur das civilisirte Europa längst ehrend anerkannt, sondern auch jenseit des atlantischen Oceans, und zwar allenthalben da, woselbst höhere Cultur vorherrscht, sein Gedächtniß verewigt hat, — diese Namen, die Namen eines Kant, eines Herder u. s. w. nennt freudig jeder gebildete Preuße, den Stolz, die Ehre seines Vaterlandes. So

wie aber jeder echte Patriot alle diejenigen Leistungen ehrend anerkennt, welche des Vaterlandes Wohl befördern, dessen Ruhm und Ehre zu den entferntesten Völkern getragen haben, so verkennt er auch die eigenthümlichen Vorzüge nicht, welche die Staatsverfassung seines Vaterlandes auszeichnen. Diese Verfassung ist, wie bekannt, eine rein monarchische, vermöge welcher der Souverain die gesammte Staatsgewalt in sich factisch vereinigt. Wohl mag eine solche Verfassung denjenigen Personen nicht zusagen, welche die Lieblingsausdrücke des Tages: „Constitution, Volksmündigkeit, liberale Verfassung u. s. w.“ fortwährend im Munde führen. Möchten doch aber diese Personen, die von sogenannten liberalen Verfassungen so sehr eingenommen sind, möchten sie doch einen unbefangenen und vorurtheilsfreien Blick auf alle diejenigen Länder werfen, deren Verfassungen sie als das Resultat höchster Civilisation, als den wahren Hort aller Völker Wohlfahrt uns so gern anpreisen möchten. Sehen wir doch auf Nordamerika hin, welches dem Principe nach, eine der liberalsten Verfassungen auf dem Erdkreise besitzt, und auf dortige sociale Erscheinungen, welche mit diesem Principe in wahrem Widerspruche stehen. Mit Bewunderung und Erstaunen vernahm, in neuester Zeit, Europa von den großen und gewaltigen Eisenbahnbauten, welche die längs des atlantischen Oceans gelegenen alten Staaten der Union, mit den entferntesten Punkten und Gegenden ihres weiten Ländergebietes in Verbindung gebracht haben. Doch die ungeheueren Summen, welche diese Riesenbauten erforderten, aus eignen Mitteln aufzubringen, war Nordamerika zu unvermögend, weshalb es diese großen Werke größtentheils mit dem Gelde englischer Capitalisten ausgeführt hat. Diese Capitalisten jedoch haben den verschiedenen Staaten ihre Capitalien gewiß unter der Bedingung und Voraussetzung dargeliehen, daß die festgesetzten Zinsen gehörig entrichtet, und auch die Capitalien einst zurückgezahlt werden. Eine bedeutende Zahl von Staaten jedoch, hat in ihren legislativen Versammlungen sich dahin ausgesprochen: daß sie diese ihre Verbindlichkeiten gegen die Gläubiger nicht erfüllen werde. Wohl haben gegen diese Erklärung sich gewichtige und sehr bedeutende Stimmen in der Union erhoben, welche auf das Entehrende und Gefährliche eines solchen Schrittes mit aller Freimüthigkeit hin:

gewiesen haben. So gerecht aber auch die Anerkennung ist, welche man diesen Männern, die sich dahin aussprechen, zollen muß, — so scheinen sie doch bisher bloße Stimmen in der Wüste gewesen zu sein, und auf die Handlungsweise der betheiligten Staaten geringen Einfluß geäußert zu haben. Wenn wir Europäer aber uns folgende Frage vorlegen: „Würden verschuldete Individuen oder Communal-Behörden sich eines ähnlichen leichteren Weges zur Abschüttlung ihrer Schulden, gegen den Gläubiger bedienen wollen, würde es in europäischen Ländern alsdann wohl an höhern Behörden fehlen, welche ihre Repudiasien mit aller Energie zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anhielten?“ Welche Behörde oder Autorität giebt es aber in der Union, welche gegen die betheiligten Staaten coercirend einschreiten könnte? Vielleicht die Central-Regierung? Diese Behörde hat wohl, wie die neueste Tagesgeschichte es lehrt, Kraft und Ansehen genug, sich in ihren Beziehungen zu fremden Staaten einen hohen Ton zu erlauben, und mit einer Insolenz und Anmaßung gegen jene oft aufzutreten, welche auch der mächtigste europäische Monarch gegen den kleinsten Souverain, sich schwerlich gestatten würde. Ob diese Central-Regierung aber auch die Kraft besitzt, um die betheiligten Staaten zur Erfüllung solcher Pflichten anzuhalten, über deren Heiligkeit in der ganzen civilisirten Welt nur eine Stimme herrscht; — ob sie auch die Mittel in Händen hat, im vorliegenden Falle die Union davor zu bewahren, daß ihre Mitglieder sich nicht durch Ehrlosigkeit brandmarken? — Diese Frage dürfte schwer zu beantworten sein.

Seinen liberalen Principien zum Troge besitzt Nordamerika in seinen südwestlichen Staaten, und zwar des dortigen Plantagenbau's wegen, einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung, der aus gekauften, oder in der Sklaverei gebornen Leibeigenen schwarzer Farbe, besteht. Dieser Umstand aber enthält gewiß das wichtigste Element, welches die Auflösung der Union in längerer oder kürzerer Zeit, unvermeidlich bedingt; und nur die etwanige Einverleibung von Texas in die Union, dürfte diese Katastrophe noch einige Zeit aufhalten.

Die Presse erfreut sich in der Union einer fast unbegrenzten Freiheit, wodurch sie aber auch vielleicht so entwürdigt wird, daß sie in manchen Gegenden zur gemeinsten Vöbelhaftigkeit über-

geht. Wehe jedoch demjenigen Schriftsteller, der es wagen wollte, gegen eine politische Fraction, die hier oder dort am Staatsruder steht, sich irgend eine nachtheilige Kritik zu erlauben, enthielte diese Kritik auch die lauterste Wahrheit. Der Unglückliche hat wohl nicht zu fürchten, daß die Censur, die hier eigentlich nicht existirt, ihm den Druck der Schrift verweigern werde. Doch etwas Anderes hat er zu fürchten, — er kann vielleicht wagen Gesundheit und Leben; und wirkliche Thatsachen liegen vor: daß der Autor von den, oder den Freunden des durch die Kritik Beleidigten, auf offner Straße meuchlings angefallen, zerschlagen und getödtet wurde. Wenn aber behauptet wird, daß die Mörder völlig ungestraft leben sollen, so dürfte doch dieser Behauptung schwer zu glauben sein.

Wenn demnach die Erscheinungen in der neuesten Zeit es deutlich lehren, daß auch selbst die freisinnigsten Verfassungen ihre Gebrechen und Mängel haben, so dürfen wir wohl, ohne deshalb beleidigen zu wollen, auch bei andern constitutionellen, und selbst monarchischen Staaten, eigenthümliche Unvollkommenheiten und Mängel voraussetzen; denn, welche Constitution auch entworfen werden mag, sie wird immer ihre Mängel haben, weil sie von Menschen entworfen wird.

Wie sollten wir Preußen denn nicht die mannichfachen Vorzüge dankbar und freudig anerkennen, welche unsere Staatsverfassung und den herrschenden Geist der preussischen Staatsverwaltung auszeichnen. Dieser Geist aber hat sich Jahrhunderte bereits als einen Geist des Fortschrittes und der geistigen Freiheit, geschichtlich bewiesen. Daß auch im Vaterlande noch so Manches zu verbessern und zu vervollkommen sei? — wer wollte dieses verneinen! Welcher Vernünftige aber könnte so manche wohlthätige Reform verkennen, die sich im preussischen Staatsleben bereits kund gegeben, und wer weiß es nicht, daß der stets rege Geist unserer Staatsregierung, in Gesetzgebung, Verwaltung, oder andern Zweigen des Staatslebens, den Fortschritten auf der Basis des geschichtlich Gegebenen, rastlos entgegen schreitet? Wird doch der eigenthümliche Geist preussischen Staatslebens längst im Auslande ehrend anerkannt; erklärte doch ein großbritannischer berühmter Staatsmann: „daß er in allen Ländern, die er bereiset, in constitutionellen und nicht constitutionellen Ländern, den ganzen Geist des Gouvernementes

nirgends so volksthümlich wahrgenommen habe, als in Preußen.“ Die alten Römer wollten 300 Jahre nach Erbauung ihrer Stadt ihre ganze Gesetzgebung verbessern, und schickten deshalb einige sachkundige Männer nach Griechenland. Dort sollten sie mit den Gesetzen Solons, und anderer weisen Gesetzgeber des Alterthums, sich befreunden, dieselben in Abschrift nehmen, und den Gewinn ihrer im Auslande gemachten Forschungen, in's Vaterland bringen. Nach 3 Jahren kehrten diese Männer zurück, und es wurden nun die ersten Decemviren damit beauftragt: aus diesen fremden Gesetzen ein zusammenhängendes Ganzes zu entwerfen, welches in Zukunft als Gesetz und Recht im römischen Staatsleben gelten sollte. Diese ersten Decemviren entledigten sich auch ihrer hohen Aufgabe mit solcher Thätigkeit, daß sie diese neuen Gesetze auf 10 Tafeln anfertigten, und diese ihren Mitbürgern in den Versammlungen und Centurien vorlegten. Durch die spätern Decemviren kamen zu den 10 Gesetztafeln noch 2 neue hinzu, welche 12 Gesetztafeln bekaamtlich die Quellen des römischen Rechts bilden. Aber dieser neuen Gesetze ohngeachtet, hatten dennoch die innern ewigen Reibungen im römischen Staatsleben, keinesweges ihr Ende erreicht; sie gingen vielmehr, im Laufe der Zeiten, zu den gewaltigen Bürgerkriegen mit ihren furchtbaren Erscheinungen, über, welche den Untergang der Republik herbeiführten, und dem römischen Kaiserthume den Weg bahnten.

Wenn aber monarchisch regierte Völker unter Fürsten stehen, die den Besitz der vollen Staatsgewalt, die sie bekleiden, nur im Interesse allgemeiner Wohlfahrt anwenden; wenn im Laufe der Jahrhunderte das allgemeine Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Fürst und Volk, immer mehr erstarkt; wenn unbestreitbare Thatsachen die Völker überzeugen, daß der Geist, der ihre Staatsverwaltung belebt, — fortschreitende Civilisation, geistige Freiheit und deshalb auch, Benutzung und Aneignung alles wahrhaft Guten, das die Gegenwart bringt, sich zur hohen Aufgabe gestellt hat; — dann kann jeder vernünftige und wohlgesinnte Staatsgenosse fest davon überzeugt sein: daß der Staat, welchem er angehört, alle die Garantien enthält, welche die Menschheit nach dem großen Plane des Allmächtigen, fortschreitender wahrer Cultur, höherer Veredlung und dauernder Wohlfahrt, ohnfehlbar entgegen führen.

E b h a r d t.

## Die Musik in Kirche und Schule.

Herr Archidiaconus und Direktor der höheren Bildungsanstalt für weibliche Jugend, so wie des mit ihr verbundenen Seminars, C. E. R. Alberti in Marienwerder, liefert bei Albert Baumann daselbst über den angezeigten Gegenstand einen Beitrag zur christlichen Erziehungswissenschaft, den Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Es sei in der That auffallend, sagt der Herr Verfasser, in welchem Maaße in den letzten 20 bis 30 Jahren der Unterricht in der Musik allgemein geworden, wie er selbst bis in die unteren Klassen der Städte-Bewohner eingedrungen sei. Wer möchte sich da nicht zu der Annahme bewegen lassen, es müsse auf diesem Wege ein bedeutender Fortschritt in der Bildung zur wahren Humanität mehr und mehr gemacht werden! Sei doch die Musik gerade vorzugsweise diejenige Kunst, welche allein ein Gemeingut des Volkes zu werden vermöge; sei sie es doch, für deren Genüsse mit sehr geringen Ausnahmen jeder gefühlvolle Mensch empfänglich, für deren Ausübung bis zu einem gewissen Grade hin und in einer gewissen Sphäre die größere Mehrzahl der einigermassen Gebildeten befähigt erscheine; sei sie es doch endlich, die dem Menschen, wenn sie richtig geübt oder auch nur genossen werde, die reinsten, edelsten Freuden darbiere, die ihn von dem lärmenden Geräusche des äußern sinnlichen Lebens ableite und in die stille Welt des Gefühls hineinführe, die ihn ausföhne mit so manchen schreienden Dissonanzen des Alltagslebens, die mit irdischer Sorge belastete Brust erleichtere und freier athmen lasse, ja die seinen Schmerz mildere, seine Leidenschaften sänftige. Wer wäre von äußerer Noth darniedergebengt und kleinmüthig und verzagt, den nicht die wunderbar ergreifende Kraft eines Choral's (auch ohne Text) über die Sorge hinaushebe und mit Vertrauen auf den ewigen Lenker der menschlichen Schicksale erfülle? Wer würde nicht, wenn auch noch so sehr gekränkt und verletzt durch erfahrene Unbill, erbittert durch schwarzen Undank, durch die schmelzenden Töne eines tief empfundenen Adagios besänftigt,

also daß auch die letzte Spur des Hasses, ja selbst der Erbitterung aus seiner Seele ganz und gar schwände? Gewiß, die Musik sei eine heilige Kunst, ihre Kraft eine wunderbare, und viel zu wenig wahrhaft erkannte; und wenn sie nicht also wirke, wenn sie nicht den Menschen zur echten Humanität heranbilde, nicht sie trage die Schuld davon, sondern diejenigen allein, die ihre Priester sich nennen und ihr Heiligthum frevelnd entweihen, die ihre reichen köstlichen Mittel mißbrauchen; die, statt dem Jünger in der Kunst in den Tönen die reiche Gemüthswelt aufzuschließen, und ihn heimisch werden zu lassen in dieser Weise sein Inneres in Tönen harmonisch auszusprechen, seinem Gefühl eine verkehrte, bloß sinnliche Richtung gäben, dasselbe überreizen und so den innern Menschen ganz eigentlich durch sie verbilden, statt daß in ihm das Göttliche in der Form der Kunst geweckt, und immer herrlicher entwickelt werden solle. — Wenn wir nun so in neuerer Zeit den Unterricht in der Musik so ganz und gar allgemein werden sehen, daß er nur selten noch in einem Hause, selbst bei den weniger bemittelten Ständen vermißt werde; wenn wir gestehen müßten, daß für diesen Zweck meistens verhältnißmäßig größere finanzielle Opfer gebracht würden, als der gewöhnliche Schulunterricht nöthig mache: wie sollten wir da nicht eine solche Erscheinung freudig willkommen heißen, wie sollten wir an sie nicht frohe Erwartungen knüpfen hinsichtlich des Ergebnisses, das sie für die Bildung zur Humanität haben müsse? Und dennoch würden wir uns in solcher Hoffnung gar sehr täuschen. Der Herr Verfasser nimmt keinen Anstand es auszusprechen: **gerade der in unsern Tagen so allgemein verbreitete Musik-Unterricht wirke in der Form, in welcher er bestehe, für jenen höhern Zweck, die Ausbildung zur wahren Humanität, bei weitem mehr nachtheilig als fördernd**, und es müsse in dieser Beziehung erst ganz anders werden, wenn für jene Zwecke irgend etwas Ersprießliches daraus hervorgehen solle.

Am besten werde sich die Wahrheit jener Behauptung durch eine Vergleichung der Art und Weise, wie in früherer Zeit Musik-Unterricht ertheilt ward, und wie dies jetzt geschieht, darthun lassen.

In früherer Zeit sei der Unterricht in der Musik fast ausschließlich in den Händen der bei den Kirchen angestellten Orga-

nisten, Cantoren, Musikdirectoren und der Mitglieder der mit der Kirche verbundenen Musikhöre, so wie endlich der in den meisten mittlern Städten zünftigen Stadt-Musici, auch Stadtpfeifer genannt, gewesen.

Die Musik habe damals in der genauesten und innigsten Verbindung mit der Kirche gestanden; auch der Privat-Unterricht in derselben wesentlich zur Kirche hingeleitet. Die Lehrer der frühern Zeit wären mehr theoretisch musikalisch gebildete Leute, während sie jetzt, wenn sie etwas gelten wollten, durch Virtuosität und technische Ausbildung zu glänzen suchen müßten. Die frühern Lehrer hätten meistens mehrere Instrumente zugleich gespielt, und wären nicht darauf angewiesen gewesen allein vom Privatunterrichte zu leben, hätten also auch nicht nöthig gehabt den Launen und der Moderichtung des Publikums zu fröhnen. Sie hätten ihre Schüler nicht einzeln, nicht für sich allein zu bilden, sondern sie zum Ganzen zu verwenden gesucht. Eben daher sei es gekommen, daß sie eben so viele Schüler für Saiten- und Blasinstrumente, als für das Klavier herangebildet, daß sie, keinesweges ausschließlich technische Fertigkeit bezweckend, vielmehr musikalische Bildung anstrebend, die meisten ihrer Schüler mit der Harmonie-Lehre bekannt gemacht, und dann zur Orgel hingeführt hätten, damit durch dieses großartigste aller Instrumente, der Sinn für die heilige Musik in ihnen erweckt, und sie selbst angeleitet würden die Musik zum Ausdruck der erhabensten Empfindungen zu benutzen. So hätten sie ihre Schüler meistens gleichzeitig in den Elementen der Gesanglehre, und auch dies nicht um sie einzeln und für sich allein mit Bravour-Arien glänzen zu lassen, herangebildet, sondern für den Chorgesang in der Kirche und sie in Wahrheit gelehrt „dem Herrn lobsingend in Psalmen und lieblichen Lobgesängen.“ Eben darin aber, daß auf diese Weise unterrichtet worden, die Einzelnen für sich allein auf ihren Instrumenten nur sehr wenig, und Alles nur in der Gemeinschaft mit allen Uebrigen sein können, habe zugleich der Grund gelegen, daß sie zu solchem gemeinsamen musikalischen Treiben sich hingezogen gefühlt, daß durch dasselbe ihr musikalischer Geschmack mehr und mehr ausgebildet worden, und daß je weniger sie solche musikalischen Genüsse jeden Augenblick haben können, sie die sich ihnen darzu anbietende Gelegenheit mit desto

größerm Ernste benugt hätten, daß ihnen überhaupt die Musik selbst als eine heilige erschienen, von der sie weit entfernt gewesen anzunehmen, sie diene bloß zur Befriedigung der Eitelkeit, oder zur augenblicklichen sinnlichen Belustigung. Je mehr sie ferner auf diese Weise durch stete unausgesetzte Theilnahme an Musikaufführungen, wie beschränkt diese auch sein mochten, und dabei nach ihren Kräften mitwirkend, zum Genuße der musikalischen Kunstschöpfungen hingeführt worden, um so mehr habe sich in ihnen der harmonische Sinn gebildet, um so höher sich die Empfänglichkeit für gediegene Werke ernster Geistes gesteigert, und wenn sie auch in der Darstellung dieser Tondichtungen großer Meister im strengen Style oft nur sehr Mäßiges geleistet; so sei ihr Gemüth dennoch hier unwillkürlich heilig angeregt worden. —

Wie ganz anders sei es in der neuern Zeit geworden? Die schulgerecht kontrapunktisch gebildeten Organisten wären zu zählen; unerfahrene Klavierspieler säßen auf den meisten Orgelbänken und spielten weder zu Gottes noch zu ihrer Ehre. Wie wollten sie das Bedürfniß fühlen ihre Schüler in der Musik zur Behandlung der Orgel hinzuführen, eines Instrumentes, dessen große Bedeutung sie selbst nicht von ferne erkannt hätten, ob sie es auch sonntäglich spielten, da ihnen dessen wunderbare Zauber macht und unerschöpfliche Tonsülle selbst gänzlich verborgen geblieben. Sie wären meistens nicht einmal im Stande erträgliche liturgische Chöre zu bilden; die Musikdirectorstellen bei den Kirchen wären mehrentheils eingezogen und mit ihnen auch das, was zur Unterhaltung der Musik:Chöre früher gegeben worden. Der Privat:Unterricht in der Musik beschränke sich fast ganz und gar auf das Pianofortespiel und den Gesang und huldige hier den flachsten Moberichtungen. **Alles nehme Unterricht in der Musik und niemand lerne Musik.** Wie geringe die Zahl der Dilettanten auf andern Instrumenten sei, zeige sich am besten bei größern Musikaufführungen, wo sie jedesmal mühsam aus den Mitgliedern der Musikchöre bei den Regimentern herbeigeschafft werden mußten und auch da sehe es mit Ausnahme der Residenz:Städte, in welchen vollzählige Kapellen sich befänden, übel aus um die Besetzung der Saiten:Instrumente. Dagegen strömten bei großen Musikfesten mehrere hundert Sän:

ger und Sängerinnen zusammen; aber es zeige sich gar bald dem erfahrenen Beobachter, wie wenig diese alle, obgleich sie Unterricht im Gesange gehabt zu haben meinten, für den Chorgesang, für das Ensemble gebildet wären. Für die echte Musik, und damit für die Bildung zur Humanität werde durch den in großer Ausdehnung überall hin verbreiteten Pianoforteunterricht in der That unendlich wenig gewonnen. Die bei weitem größere Zahl derer, die diesen Unterricht empfangen, bleibe beim leidigen Spielen von Tänzen und Potpourris stehen, und diese wären es, die mit ihrem elenden Klingklang, bei durchaus vorherrschender, ewig wiederkehrender fader Melodie das Ohr auf sinnliche Weise zwar reizten, aber den Sinn für wahre Musik nur zerstörten. Andere, welche weiter gingen, bildeten die mechanische Fertigkeit im Spiel aus, sie wüßten sich nicht wenig darauf einzubilden, wenn sie moderne Fantasien von Thalberg, Liszt, Hensel, Chopin, gleichviel wie, spielen könnten; ihnen sei ja doch der Sinn für das, was selbst in diesen Compositionen Schönes enthalten sei, nicht entferrnt aufgegangen, was um so weniger zu verwundern sei, da in der That heutiges Tages fast das ganze Leben dazu gehöre, um solche Tonstucke im Sinne der Componisten zu spielen. Noch andere fühlten sich hinreichend befriedigt, wenn sie ihre Schule bei den unerschöpflichen, ihre seichten Variationen kaleidoskopartig fabricirenden Lieblingen der jungen musikalischen Welt Czerny, Herz und Huntten gemacht hätten und so weit gekommen wären, daß sie mit einiger Fertigkeit in rollenden Passagen imponiren könnten. Das schmeichle ihrer Eitelkeit sowohl, als der ihrer Eltern, welche nunmehr gewiß ihr vieles Geld gut angewendet zu haben meinten. Die Eitelkeit aber sei es allein, welche sie der Musik zugeführt und darum gelte denn auch von ihnen: sie haben ihren Lohn dahin! Ihr innerer Mensch habe durch diese Art ihres musikalischen Treibens nicht allein nichts gewonnen, sondern vielmehr gar sehr verloren. Es sei die das höhere Leben untergrabende Selbstsucht in ihnen auf diese Weise mächtig geweckt; das wahre Reich der Töne aber ihnen nun erst recht verschlossen, seitdem sie so durch ihr Gespiele dahin gekommen, sich einzubilden, sie hätten ein Urtheil über musikalische Werke, nun über Alles das, was ihrem seichten Geschmacke nicht zusagt, anmaßend absprechen, ohne zu ahnen, daß sie sich in ein heiliges

Gebiet gewagt, das sie mit ihrem ungeweihten Sinn nur zu entweihen vermögen. Diese Flachheit im Urtheile, dieser gänzliche Mangel an allem Geschmacke für ernstere und tiefere Werke, auch nur auf dem Felde der Kammermusik sei es, der auf die nachtheiligste Weise auf die Konzerte in den meisten Städten, (einige größere ausgenommen) einwirke. Wo höre man hier noch Symphonien vortragen? Wo finde sich reges Interesse für Quartettmusik von Saiten-Instrumenten? Diese gebiegeneren Werke der Tonkunst verlangten, nicht zum Verständniß, denn dieses werde immer nur wenigen theoretisch Durchgebildeten zugänglich sein, nein, selbst zum empfindungsvollen Aufnehmen schon einen ganz anders gebildeten musikalischen Sinn, als er durch die heutigen Tages gewöhnliche Weise des Musikunterrichtes hervorgerufen werde. Man rühme gemeinhin unserer Zeit es als einen Vorzug nach, daß Musik einen wesentlichen Theil des gesellschaftlichen Lebens in ihr ausmache. Aber wie sehr mit Unrecht! Sei das Musik, wenn in solchen Gesellschaften sich mehrere ablöseten und nun jeder ein tausendmal abgedroschenes sogenanntes Lieblingslied sänge; oder wenn gefallsüchtige Jungfrauen begierig, wengleich scheinbar nur sehr genöthigt, sich anschicken, irgend eine neue Lieblingsarie einer berühmten Sängerin aus der neuesten Oper, oft eben so fade in der Composition, als frivol im Texte vorzutragen? Und darauf komme doch in der That alle Musik in diesen geselligen Kreisen hinaus! — Oder sei vielleicht, wie gerecht auch schwerer Vorwurf den Unterricht im Pianofortespiel in unsern Tagen treffe, dem Gesangunterricht viel Gutes nachzurühmen? Dieser sei in den öffentlichen Schulen in der That von dem, was er sein solle, meist unendlich weit entfernt. Gewöhnlich befinde er sich in den Händen eines Hülfs- oder auf Kündigung angestellten Stundenlehrers, dies sei an und für sich jedesmal ein Unglück für die Sache. Der Lehrer, der an öffentlichen Schulen unterrichte, der Direktor solcher Anstalten werde nicht lange zweifelhaft sein darüber, ob unter solchen Umständen viel gewirkt werden könne. Dann aber, und das sei der bei weitem größere Uebelstand, der aber mit jenem erstern genau zusammenhänge, die Gesanglehrer wären meistens nicht befähigt ihn auf eine erspriefliche Weise zu geben. Sie entbehrten nicht allein in der Regel der tiefem musikalisch theoretischen

Ausbildung, sondern es fehle ihnen auch die gerade für diesen Unterricht unentbehrliche wissenschaftliche ästhetische Bildung. In den höhern Bildungs-Anstalten für Mädchen sei er gewöhnlich in den Händen der Frauen, die durch nichts weiter meistens dazu sich befähigt hielten, als dadurch, daß sie selbst etwa noch singen könnten, oder auch wohl nur einst vor langer Zeit gesungen hätten. Was könne nun auf diese Weise gewirkt werden? Abgesehen von den mannichfaltigen Schwierigkeiten, die die Ertheilung dieses Unterrichts in disciplinärer Hinsicht habe, abgesehen davon, daß mancher der Lehrer nicht einmal im Stande sei, den Chorgesang im Pianoforte zu leiten, so beschränke sich das Ganze darauf: es würden Lieder, Choräle, und kleine mehrstimmige Stücke gesungen, welche theils wegen unzureichender Mittel, theils wegen Mangel an gediegenem Geschmack des Lehrers und wegen seiner Unfähigkeit werthvollere Sachen einzustudiren, meistens von geringem, oder gar keinem Gehalte wären; der eigentliche Zweck dieses Unterrichts, in den Schülern den tiefen Sinn für edlere Musik zu wecken, gehe auf solche Weise verloren. Der Gesang selbst erscheine nicht in den Schulen als ein integrierender Theil des Unterrichtsorganism, man benutze ihn nicht um durch ihn wenigstens beim Beginne der Woche dem Unterrichte selbst eine höhere Weihe zu geben, oder am Schlusse derselben die Schüler mit einem erhebenden Eindruck in den Sonntag gewissermaßen vorbereitend einzuführen; höchstens werde bei vierteljährigen Censuren oder beim halbjährigen Examen ein Gesangstück aufgeführt, und so bleibe dieser Unterricht isolirt und seinem erhabenen Zwecke entfremdet stehen, mit sehr geringem Einflusse auf diejenigen, die an ihm Theil nehmen, ohne allen Einfluß auf diejenigen Schüler, welche wegen Unlust (denn es stehe ja in den obern Klassen jedem frei daran Theil zu nehmen, oder sich davon dispensiren zu lassen) oder aus besondern physischen oder diätetischen Gründen, davon ausgeschlossen wären. — Mit dem Privat-Unterrichte in dem Gesange stehe es wenigstens eben so übel. Diejenigen, welche diesen Unterricht nähmen, würden in der That nicht minder dazu von Selbstsucht und Eitelkeit bewogen, als die Meisten derer, welche das Pianoforte spielen lernen. Sie suchten nicht Musik, nicht Genuß durch diese, nicht Ausbildung des Gefühls, — nein! es

sei nur darauf abgesehen, singen zu lernen, damit sie vor Andern singen könnten. Der musikalische Geist sei verflacht und vergebens suche man in unsern Tagen noch viele, die eine tüchtige Sonate zu schreiben verständen. Daher das Heer von Liedern ohne Worte, von Fantasien, Variationen und dergl. mehr. —

**Ganz anders muß es werden, wenn es besser werden solle.**

Nach diesen inhaltsschweren gewichtigen Worten wendet sich der Herr Verfasser zur Beantwortung der Frage:

**Wie aber soll es anders werden? Wie kann es besser werden?**

Er entwickelt dabei denselben Geist, dieselbe Schärfe, die aus dem Vorstehenden hervorgeht. Wir müssen jedoch hier, wenn wir dem Herrn Verleger nicht Abbruch thun wollen, auf die Schrift selbst verweisen, heben jedoch aus derselben noch folgende Worte heraus:

„Die Musik, sagt der Herr Verfasser, ist aus den Kirchen und Schulen geflohen. Aber sie ist ein zu unabweisbares Bedürfniß der menschlichen Natur, als daß sie sich so ganz und gar hätte verbannen lassen. Sie hat in den Häusern eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden; freilich ist sie da aus einer hehren erhabenen Muse, die zu heiliger Begeisterung ihre Jünger erhob, zu einer niedrigen Magd herabgesunken, zu einer feilen Dirne zusammen geschrumpft, die nun denen, die ihr eine klägliche Existenz sichern, in Allem zu Willen ist. Seit dem die Musik aufgehört hat ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu sein, hat man sich ihrer im Privatunterricht angenommen; und nun ist es ja natürlich, daß jedem geboten wird, was er **will**, und was ihm gefällt, nicht was er **soll**, und was ihm gut wäre. Seitdem man aufgehört hat sie als eine Kunst, im höchsten Sinne des Wortes, also als eine heilige zu betrachten, und nicht mehr die Pflicht anerkennt, sie vorzugsweise im Dienste Gottes zu gebrauchen, da hat sie aufgehört eine freie Kunst zu sein, ist zur Künstelei ausgeartet und hinabgesunken zum Dienste der Welt und ihres vergänglichen Wesens, d. h. zum Dienste der Selbstsucht und Eitelkeit.

Soll es besser werden, so muß sie auf eine unserer Zeit gemäße Weise wieder in die Schulen, und durch diese in die

Kirchen zurückgeführt werden. Dazu bedarf es aber vor Allem derjenigen Lehrer, welche fähig und geeignet sind diesen Unterricht auf eine jenem höhern Zwecke entsprechende Weise zu geben. Durch sie muß in Kirchen und Schulen wieder erst der ernste wahre Sinn für die Musik geweckt und dadurch der unwürdigen Weise Musik zu treiben entgegengearbeitet werden.“

Nachdem er zur Wiedereinführung der Musik im weiteren Sinne in Kirchen und Schulen

**I. ein großes Musikinstitut in der Residenz,**

**II. ein Provinzial-Musikinstitut in jedem Regierungsbezirke**

als dienlich bevorwortet, bespricht er den Musikunterricht

**bei den Gymnasien und höheren Bürgerschulen;**

**in den mittleren Bürger- und Stadtschulen, so**

**wie in den öffentlichen Mädchenschulen;**

**in den Schullehrer-Seminarien und**

**in den Volksschulen.**

Er schließt mit den Worten: „Wer möchte in Abrede stellen, daß es herrlich wäre, wenn es mit der Bildung des Volkes zur Musik dahin käme, daß die von uns hier angedeuteten Ideen ihrer Ausführung möglichst nahe gebracht würden? Und sollte die Zeit so fern, sollten die Schwierigkeiten so unüberwindlich sein? Es handelt sich hier um eine wahrhaft christliche Volksbildung durch Schule und Kirche. Können da die Opfer je zu groß erscheinen, wenn die Aufgabe, wie wir gezeigt haben, durchaus ausführbar, wenn das klar erkannte Ziel erreichbar ist? Von welchem Staate können wir gerade mit gewisserer Zuversicht in unserer Zeit erwarten, daß er freudig Hand anlegen werde, auch auf diesem Wege die echt christliche Bildung seines Volkes zu fördern, als von dem Preussischen? Hat doch unser hochherziger Herrscher es ausgesprochen, er wolle ein **christlicher** König sein; zeigt doch das hohe Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als die Sorge für eine echt christliche Volksbildung. Wann aber ließe sich diese Idee, wird sie nur als wahr erkannt, leichter in der Residenz zunächst mit einem großen Musik-Institut ausführen als gerade jetzt, wo ein **Mendelssohn-Bartholdy** eigens dazu dort hingerufen

worden, um für die Belebung der Kirchen:Musik zu sorgen. Er ist der Mann, der an der Spitze eines solchen Instituts stehen muß; er würde es bald ins Leben rufen, unter ihm würde es fröhlich und gedeihlich erblühen und in wenigen Jahren könnten dann durch die in demselben gebildeten Lehrer die Provinzial:Institute eingerichtet werden. Welch ein reicher Segen würde aus ihnen für die Kirche, Welch ein unendlicher Gewinn für die Bildung des ganzen Volks zur wahren Humanität hervorgehen!“ —

Wir wiederholen, Niemanden wird es gereuen, dies Schriftchen gelesen zu haben, in welchem die beherzigenswerthesten Wahrheiten gesagt werden. Der Verfasser hat sich durch dasselbe ein großes Verdienst erworben; — wir dürfen den Dank dafür nicht zurückhalten, den wir dadurch am besten aussprechen, wenn wir das Schriftchen unsern Lesern bestens empfehlen.

---

## Ueber die norwegischen Schiedsgerichte.

Erster Anhang zu der Geschichte des norwegischen Grundgesetzes.

Die Schiedsgerichte oder Vergleichskommissionen wurden in Dännemark und Norwegen durch eine Verordnung vom 10. Juli 1795 eingeführt. Ueber ihre Organisation finden wir in Thaarup's Statistif der dänischen Monarchie (Kopenhagen 1795) 2. B. S. 125 umfassendere Nachrichten, die wir hier im Auszuge mittheilen wollen.

In Dännemark finden wir die Schiedsgerichte schon in der älteren Zeit; sie dienten damals vorzugsweise zur Schlichtung der unter Verwandten entstandenen Zwistigkeiten. Ein solches Gericht bestand nach den alten Gesetzen aus zwölf redlichen Männern, wo möglich den nächsten Verwandten, da man sich ihrer vorzugsweise bei der Ordnung von Erbschaftsangelegenheiten bediente. Falls durch sie die Beilegung des Streites nicht bewirkt werden konnte, so wählte man Obmänner, deren Beschluß die Sache entschied.

Die Verordnung von 1795 bestimmte, daß das Schiedsgericht in Kopenhagen aus drei Männern bestehen sollte, einem der Beisitzer des Hof- und Stadtgerichtes, einem von dem Stadtrathe und einem Mitgliede, das die 32 sogenannten Bürgervertreter wählten. In den andern Städten, werden aus der Zahl von vier oder sechs unbescholtenen und aufgeklärten Bürgern, — die aber keine Sachwalter sein dürfen — die der Stadtrath in Vorschlag bringt, zwei auf drei Jahre von der gesammten Bürgerschaft zu Schiedsmännern gewählt. Auf dem Lande stehen die Amtmänner, sofern sie mit der Rechtspflege nichts zu thun haben, oder, wenn sie mit ihren Amtsverrichtungen zu beschäftigt sind, die geschicktesten Bezirksbögdte oder auch andere rechtliche Männer diesen Gerichten vor. Die Sitzungen werden unter allen Umständen hinter verschlossenen Thüren gehalten. Die Sachen müssen in den Städten in acht, auf dem Lande in vier:

zehn Tagen erledigt sein. Die Gerichtsporteln sind unbedeutend <sup>1)</sup>, zumal, da man nur bezahlt wenn ein Vergleich zu Stande gekommen ist. Findet ein solcher nicht Statt, so geht die Sache an das Gericht; doch muß zuvor bewiesen werden, daß sie dem Schiedsgerichte vorgelegt sei. Allein Wechselfachen können gleich vor das Gericht gebracht werden. Die Amtmänner sind verpflichtet die Protokolle der Vergleichskommissionen durchzusehen, und haben alljährlich der Regierung über sie Berichte abzustatten. Eine Rangeshöhung belohnt diejenigen, die acht Jahre hindurch das Schiedsamt mit Treue verwaltet haben.

Laing spricht in seiner Reise durch Norwegen ebenfalls von den Schiedsgerichten, die er mit den Gerichten Britanniens vergleicht. Wir sind um so weniger geneigt dem Leser seine Darstellung vorzuenthalten, als sich aus ihr das Vortheilhafte des Institutes der Schiedsgerichte, im Verhältniß zu den Einrichtungen anderer Staaten am deutlichsten ergibt.

Die Rechtspflege, sagt er, ist gut und einfach geordnet. Als Gerichte erster Instanz kann man in Norwegen die Schiedsgerichte oder Vergleichskommissionen in den Stadt- und Landgemeinden ansehen. Dies ist eine neue Einrichtung, die der Weisheit und dem liberalen Sinne der dänischen Regierung Ehre macht. Es ist die erste große und entschiedene Verbesserung der alten Formen der Rechtspflege, die von einer der alten europäischen Regierungen mit Erfolg versucht wurde. Die Norweger haben Ursache ihren ehemaligen Gebietern für dieses Vermächtniß zu danken. In jeder Gemeinde wird von drei zu drei Jahren ein Mitglied des Schiedsgerichtes gewählt, doch ist kein Sachwalter wählbar. In Städten oder großen und volkreichen Gemeinden hat das Schiedsgericht einen oder mehrere Beisitzer, und zu jedem Gerichte gehört ein Schreiber, der das Protokoll führt. Das Schiedsgericht hält einmal in jedem Monate seine Sitzungen und erhält ein Ort, d. h. sechs Groschen, für jede angebrachte Sache. Jede Streitsache von irgend einer Art muß zu:

---

1) In Kopenhagen zahlt allein der Kläger nur sechs Schillinge an den Schiedsmann und den Schreiber bei der Vorladung, auf dem Lande aber und in anderen Städten zwölf; außerdem hat der Beklagte zwanzig Schillinge zu entrichten.

erst vor das Schiedsgericht kommen, bei welchem nie Sachwalter zugelassen werden. Die Parteien müssen persönlich erscheinen, oder sich durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen, der aber kein Sachwalter sein darf. Jede Partei trägt ihre Sache vor, und ihre Angaben werden vollständig in das, von ihr genehmigte Protokoll eingetragen, worauf das Schiedsgericht die streitenden Theile durch den Vorschlag eines Mittelweges, der für beide annehmlich ist, zu vereinigen sucht. Stimmen beide Parteien dem Ausspruche oder dem Rathe des Schiedsgerichtes bei, so wird die Sache sogleich vor das Ortsgericht gebracht, wo der Vergleich bestätigt, hinsichtlich der Rechtsansprüche dritter Personen geprüft und aufgezeichnet wird, und die Uebereinkunft erhält dann, ohne weitere Kosten, die Giltigkeit einer gerichtlichen Entscheidung. Wird z. B. Jemand wegen einer Schuld in Anspruch genommen, so muß der Gläubiger ihn vor das Schiedsgericht laden lassen. Führt der Schuldner an, daß er die Schuld nicht in Geld zu bezahlen vermag, aber in Getreide oder in Waaren sie abtragen will, oder hat er Gegenansprüche, die einen Theil der Schuld aufheben, so macht der Schiedsrichter, nachdem der Vortrag beider Parteien in das Protokoll aufgenommen ist, einen nach seiner Ansicht für beide Parteien passenden Vorschlag, z. B. Gewährung einer angemessenen Frist zum Verkaufe des Getreides oder der Waaren oder einen billigen Abzug für die Gegenforderungen. Stimmen beide Parteien ein, so ist die Sache erledigt; verwirft aber ein Theil den Vorschlag, so kommt die Sache vor das Ortsgericht, doch muß der gegen den Vergleich sich weigernde Theil die gerichtlichen Kosten für beide Parteien bezahlen, wenn das Gericht den vorgeschlagenen und verworfenen Vergleich nicht unbillig findet. In diesem Gerichte, das im eigentlichen Sinne die unterste Instanz bildet, können die Parteien, wenn sie wollen, sich durch Sachwalter vertreten lassen, aber in dem Untergerichte, wie in allen höheren Gerichten, durch welche eine Streitsache gehen mag, wird nur das Protokoll des Schiedsgerichtes angenommen, und außer den darin enthaltenen Vorträgen werden keine neuen Darstellungen, Angaben oder Anführungen von Beweisen zugelassen.

Auf diese Weise wird der Sachwalter auf sein Geseß beschränkt und bringt die Sachlage, wie die Parteien selbst sie vor:

gestellt haben, ohne Winkelzüge oder Entstellungen vor das Gericht. In den britischen Gerichtshöfen wird große Geschicklichkeit von den Sachwaltern angewendet, wenn sie die Zeugen der andern Partei einem Gegenverhör unterwerfen, schwachgeistige und ehrliche Leute einschüchtern, ebenso ehrliche, aber lebhaftere Menschen in Widersprüche verwickeln und auf die persönliche Gemüthstimmung der Zeugen wirken, um der Sache einen Schein zu geben, die das Urtheil gewöhnlicher Geschworenen täuschen kann. All dies ist eine sehr schöne Schaustellung von berufsmäßiger Geschicklichkeit, aber ganz unverträglich mit den wesentlichen Zwecken der Gerechtigkeit. Es kann geschehen, daß selbst der erfahrene Richter nicht immer im Stande ist, die Wahrheit aus den widersprechenden Angaben hervorzuholen, wozu der Scharfsinn des Sachwalters sie zu verwickeln mußte. All dieser Rechtsverdreherei, welche die britischen Sachwalter sich zum Ruhme anrechnen, so schmäählich man sie finden sollte, ist durch die einfache norwegische Einrichtung vorgebeugt, nach welcher keine andere Angaben zur Begründung eines Rechtsanspruches angenommen werden, als diejenigen, die nebst den Beweisen, auf welche sie sich stützen, in dem Protokoll des Schiedsgerichtes enthalten sind.

Schließlich fügen wir noch hinzu, daß im Jahre 1831 vor die Schiedsgerichte 65,000 Fälle gebracht wurden, 63,507 im Jahre 1832 und 55,083 im Jahre 1833, wovon zwei Drittheile verglichen wurden. Im Jahre 1834 war die Zahl 52,440, wovon 32,393 friedlich geschlichtet, 19,258 aber nicht verglichen wurden, doch kamen von diesen nicht mehr als 2876 vor ein Gericht.

### Ueber das Storthing. 2)

Zweiter Anhang zu der Geschichte des norwegischen Grundgesetzes.

Das norwegische Volk, sagt Laing in seiner Reise durch Skandinavien, genießt ein größeres Maß von politischer Freiheit und hat die Entwerfung und Vollziehung seiner Gesetze vollständiger in seiner Hand als irgend ein europäisches Volk

2) Heißt: das große Thing, d. h. Gericht, das alteutsche Ding.

unserer Zeit. Eine Hauptstütze dieser seiner Freiheit ist das Storthing, die norwegische Reichsversammlung, dessen Beschreibung wir versuchen wollen.

Das Storthing versammelt sich in jedem dritten Jahre am ersten Wochentage des Februars und hält seine Sitzungen, nach der Bestimmung des Grundgesetzes, drei Monate lang. Machen die Verhandlungen eine Verlängerung des festgesetzten Zeitraumes nöthig, so muß hiezu die Genehmigung des Königs eingeholt werden. Da die Bewilligung des Staatsbedarfes einer der letzten Gegenstände der Verhandlungen ist, so hat das Storthing dasselbe Mittel in der Hand, welches die britische Verfassung dem Parlament gewährt: sich eine hinlängliche Zeit zur Berathung gesetzlicher Maßregeln zu sichern, ehe der vollziehenden Gewalt die Gelder zum Staatshaushalt bewilligt werden.

Außer diesem gesetzlich bestimmten kann auch in der Zwischenzeit, wenn außerordentliche Ereignisse, der Tod des Königs, Krieg oder Frieden es nöthig machen, ein außerordentliches Storthing berufen werden, das aus Mitgliedern der letzten Reichsversammlung besteht, doch darf dasselbe nur über Dinge berathen, die ihr von der vollziehenden Macht vorgelegt werden, und erstreckt sich seine Gewalt nicht auf die Abänderung grundgesetzlicher Anordnungen, auch sind seine Verfügungen nur zeitweilig und bedürfen, sollen sie dauernd Geltung haben, der Bestätigung des nächsten ordentlichen Storthings.

Das ordentliche Storthing <sup>3)</sup> bewilligt die Steuern für die nächsten drei Jahre, giebt, widerruft oder verändert Gesetze, eröffnet Staatsanleihen, bestimmt die Verwendung und Verwaltung der Einkünfte, bewilligt die bestimmten Summen, die den verschiedenen Zweigen der Staatsbedürfnisse gewidmet werden sollen, die Gebühren für den König, den Vicekönig, oder die Glieder des königlichen Hauses, prüft alle Gehalts- und Pensionslisten, überwacht alle Anstellungen in weltlichen und kirchlichen Aemtern und macht die ihm angemessen scheinenden Veränderungen in einstweiligen Bewilligungen, die seit dem letzten Storthing gewährt wurden. Auch beaufsichtigt das Storthing das Geldwesen des Landes und ernennet fünf Bevollmäch-

3) Siehe Laing's Reise durch Norwegen.

tige, die jährlich alle Staatsrechnungen zu prüfen und Uebersichten derselben zu veröffentlichen haben. Es werden dem Storting beglaubigte Abschriften aller Staatsverträge und die Protokolle der höchsten Staatsbehörden, mit Ausnahme der obersten Kriegsbehörde vorgelegt. Das Storting kann die Mitglieder des Staatsrathes und des höchsten Gerichtes und seine eigenen Mitglieder anklagen und von einer Abtheilung aus seiner Mitte richten lassen. Außer dieser großen überwachenden Gewalt, die durch das, am 17. Mai 1814 gegebene und am 4. November desselben Jahres vom Könige von Schweden angenommene Grundgesetz festgesetzt ist, empfängt das Storting den Eid des Königs, wenn er volljährig wird oder den Thron besteigt, und der während einer Minderjährigkeit eingesetzten Reichsverweser, und nach einer Erlöschung des königlichen Hauses würde es, wie im Jahre 1814, in Vereinigung mit Schweden, einen neuen Herrscherstamm wählen.

Was die Wahlen der Abgeordneten für die Reichsversammlung betrifft, so bemerken wir darüber Folgendes. Das Wahlrecht ist nicht an einen Ort gebunden, sondern von der Zahl der Wähler an einem Orte abhängig, da man es als ein den Wählern nach Anzahl der stimmberechtigten Bewohner eines Ortes, nicht aber als ein dem Orte zustehendes Vorrecht betrachtet.

Jeder geborene Norweger, der fünfundzwanzig Jahre alt und entweder Beamter ist oder gewesen ist, oder fünf Jahre lang Eigenthümer oder auf längere Zeit als fünf Jahre Pächter von besteuerten Ländereien gewesen, oder Bürger in einer Stadt ist, oder dort ein Haus oder Ländereien zu dem Werthe von gegen 120 Speiesthalern besitzt, ist stimmberechtigt.

Um Mitglied des Storting werden zu können, ist, außer der Befähigung zur Stimmberechtigung, ein Alter von dreißig Jahren erforderlich. Der zu Wählende muß außerdem zehn Jahre in Norwegen gewohnt haben, und darf weder Mitglied des Staatsrathes noch in einem Bureau desselben angestellt sein, noch ein Hofamt haben oder ein Jahrgehalt von Hofe beziehen.

Das Land ist in siebenzehn Wahlbezirke (Aemter oder höhere obrigkeitliche Bezirke) getheilt, die aus fünfundvierzig Unterbezirken (Kirchspielen, Bogteien) bestehen. In jedem

Unterbezirke hält der Pfarrer, wie auch der Vogt, ein Verzeichniß der Wahlberechtigten.

Selbstständige Unterbezirke bilden die Städte mit 150 Stimmberechtigten (z. B. Trondhjem); ist die Zahl derselben geringer, so erfolgt die Wahl in Gemeinschaft mit der nächsten Stadt. In oder vor Dezember jedes dritten Jahres versammeln sich die Wähler oder Stimmberechtigten in der Pfarrkirche und ernennen, nach der Vorlesung des Grundgesetzes, ihre Wahlmänner, in dem Verhältnisse, daß in den Städten fünfzig Wähler aus ihrer Mitte einen Wahlmann ernennen. Auf dem Lande aber wählen hundert, oder weniger, wenn der Unterbezirk nicht so viele Wähler zählt, einen Wahlmann, hundert bis zweihundert ernennen zwei, zweihundert bis dreihundert drei u. s. w. 4) Auf dem Lande in vier Wochen, in den Städten aber binnen acht Tagen versammeln sich die ernannten Wahlmänner an den für die Wahlen bestimmten Orten und wählen aus ihrer Mitte oder auch unter den übrigen Wahlfähigen des Bezirkes die Abgeordneten zur Reichsversammlung. In den Städten wird ein Viertel der Gesamtzahl der Wahlmänner ge-

4) Die Anwendung der Wahlmänner nennt Laing, der Gelegenheit hatte einer, freilich ausnahmsweise im August stattfindenden Wahl derselben beizuwohnen, bedenklich. Wir geben die hierauf bezügliche Stelle wörtlich. „Am 20. August wurden die Wähler unseres Kirchspiels in der Pfarrkirche versammelt, um die Wahlmänner zu ernennen, und zehn Tage später kamen diese Wahlmänner in Steenkjær, dem Sammelplatze aller Wahlmänner der verschiedenen Gemeinden des Amtes, zusammen, um den Abgeordneten zum Storting zu wählen. Ich darf mir nicht anmaßen, ein Urtheil darüber auszusprechen, ob dieses mittlere Rad in einem repräsentativen System gut sei oder nicht. Hundert Stimmberechtigte oder weniger wählen in den Wahlbezirken auf dem Lande einen Wahlmann, zweihundert zwei u. s. w., und es ist daher die Zahl der Wahlmänner von der Zahl der erscheinenden Wähler abhängig, wiewohl bei Krankheiten geschriebene Abstimmungen angenommen werden. In unserem Kirchspiele gab es 270 Wähler, und es waren daher drei Wahlmänner zu senden. Sehr viele Wähler erschienen nicht, weil — was im Dezember nicht der Fall gewesen wäre — die Heuernte sie noch abhielt. Wie ich aus den Zeitungen sehe, blieb wenigstens der vierte Theil der Stimmberechtigten in ganz Norwegen aus. Es ist daher mit der Wirkung dieses mittleren Rades die Gefahr verbunden, daß dadurch die Theilnahme an den Volksangelegenheiten, wegen des Mangels einer unmittelbaren Verbindung, zwischen dem Abgeordneten und seinen Wählern geschwächt werden

wählt, das heißt, drei bis sechs erwählen einen, sieben bis zehn zwei, elf bis vierzehn drei, funfzehn bis achtzehn vier, die höchste Zahl, die eine Stadt zum Storting schicken kann. Auf dem Lande kann jeder Bezirk ein Zehnthheil senden, nämlich fünf bis vierzehn Wahlmänner wählen einen, funfzehn bis vierundzwanzig zwei, fünfundzwanzig bis vierunddreißig drei und über diese Zahl vier, die höchste Zahl für einen Bezirk. Diese Verhältnisse stützen sich auf den Grundsatz, daß die Städte so viel möglich ein Drittheil und die Landbezirke zwei Drittheile der Gesamtheit der Mitglieder des Storting ernennen sollen, deren Zahl nicht unter fünfundsiebzig und über hundert sein darf. 5)

Die Wahl und die Versammlung des ordentlichen Storting's kann auf keine Weise von der Regierung aufgeschoben oder beschränkt werden und ist in keiner Art von ihrer Mitwirkung abhängig.

Sobald die Reichsversammlung beisammen ist, unternimmt sie die, wöchentlich zu wiederholende, Wahl des Präsidenten und der Sekretäre. Darauf schreitet das Storting zur Wahl des

---

könnte. Zwei bis drei norwegische Meilen weit, vielleicht in einer geschäftvollen Zeit, zu reisen, ohne die Gewißheit, auch nur einen Wahlmann zu der Zahl hinzufügen zu können, da 101 so viele wählen als 199, kann man wohl kaum vom Gemeingeist erwarten. Allerdings aber ist diese Einrichtung eine wirksame Vorbeugung gegen Bestechung und ungebührlichen Einfluß irgend einer Art. Die Wahlmänner versammeln sich kurze Zeit nach der Wahl, und es kann erst dann bekannt werden, wie viele Abgeordnete sie zu wählen haben, weil dies von ihrer Zahl abhängig ist."

5) Das Storting des Jahres 1836, in welchem Laing sich in Norwegen befand, bestand aus 22 bürgerlichen Beamten, 3 Kriegsmännern, 16 Geistlichen, 4 Sachwaltern, 14 Kaufleuten und 37 Landeigenthümern. Unter den Geistlichen waren vier Küster oder Vorfänger. Unter den Kaufleuten befanden sich einige, die sowohl Landeigenthum besaßen als Handel trieben, und einige Landkrämer. Die Handelsstädte, wie Bergen, Trondhjem und Christiania, wurden nicht bloß durch Kaufleute vertreten, sondern durch Männer von hohem Rufe aus verschiedenen Berufarten. Die Landeigenthümer bestanden, mit Ausnahme von etwa zwei Personen, die mehr als ein Gut hatten, meist aus wohlhabenden Bauern, die nur den Hof besaßen, auf welchem sie wohnten. Unter den 96 Stortingmännern hatten 45 bereits in früheren Versammlungen gesessen, die übrigen waren neue Mitglieder.

Lagthing, welches, aus einem Viertel aller Abgeordneten bestehend, sowohl eine berathende Versammlung ist, als bei Staatsanklagen eine richterliche Gewalt ausübt. 6) Den Rest der Versammlung bildet das Odelsthing. Beide Abtheilungen halten, unter besonderen Präsidenten und Sekretären, ihre Sitzungen getrennt; doch kommen auch Beratungen des gesammten Storthings vor. In dem Odelsthing müssen alle neue Gesetzworschläge vorkommen, das sie annehmen oder verwerfen kann. Die angenommenen Gesetzworschläge werden dann dem Lagthing 7) zur Berathung zugeschickt, welches dieselben annehmen, verwerfen oder mit Aenderungen dem Odelsthing zurückgeben kann, das jene Anträge erwägt, annimmt oder verwirft oder unverändert dem Lagthing auf's Neue zu nochmaliger Berathung übersendet. Falls das Lagthing einen ihm zweimal übergebenen Vorschlag zweimal verwirft, so treten beide Thinge zusammen und es wird durch zwei Drittheile der Stimmen der Gesamtheit über das Gesetz entschieden. Die vom Storthing angenommenen Vorschläge bedürfen, um Gesetzeskraft zu erhalten, die Genehmigung des Königs. Wird dieselbe versagt und findet das neue Storthing den Vorschlag eines erneuten Antrages für würdig, so wird er dem Könige nochmals zur Genehmigung vorgelegt. Wiederum abgewiesen und auch vom dritten Storthing zur Berathung gezogen und als Gesetzworschlag angenommen, wird er nun auch ohne des Königs Zustimmung, nach dem Grundgesetze Landesgesetz. Dieses Rechetes sich auf das vollständigste zu bedienen, hat man nie gezaudert. Die Aufhebung des Erbadeles in Norwegen war eine Folge dieser freisinnigen Institution.

Gleich nach Beginn der Sitzungszeit ernennt das Storthing bleibende Ausschüsse für die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, welche die Verhandlungen jedes dieser Zweige während der drei letzten Jahre prüfen und dem Storthing Bericht erstatten, und jeder Antrag, jede Bittschrift wird, wosfern nicht so:

6) Das Lagthing bildet in Vereinigung mit dem höchsten Gerichte das Reichsgericht, vor dem die vom Odelsthing angebrachten Anklagen entschieden werden. Den Vorsitz in diesem Gerichte hat der Präsident des Lagthings.

7) Es bestand im Jahre 1836 aus 8 bürgerlichen Beamten, 3 Geistlichen, 2 Anwaltern und 9 Bauern.

gleich verworfen, an den zuständigen Ausschuß zur Berichterstattung verwiesen. 8)

Schließlich fügen wir noch einige auf geringfügigere Neußerlichkeiten bezügliche Nachrichten hinzu, die für diesen oder jenen unserer Leser vielleicht von Interesse sein dürften. Einem jeden Abgeordneten ist, außer der Vergütung für die Reisekosten, ein Taggeld von drittehalb Thalern bewilligt, wobei wir bemerken, daß viele Storthingmänner, aus der Klasse der Bauern, täglich von einem halben Thaler leben und das Ersparte heim bringen. In den besten Gasthöfen hat man übrigens für zwanzig Thaler monatlich Wohnung, Kost, Feuerung und jede Bequemlichkeit, und in Privathäusern lebt man noch billiger.

Der Versammlungsort des Storthing's ist ein nicht großer, von einer Seite durch vier Fenster erleuchteter Saal. An einem erhöhten Tische zwischen zwei Fenstern sitzt der Präsident. Vor ihm nehmen auf fünf Reihen von Bänken, vor denen Schreispulte stehen die Abgeordneten Platz. Hinter denselben befindet sich die Bühne für die Zuschauer, die für ungefähr zweihundert Personen Raum giebt. Bei der Trennung der Versammlung befindet sich das Lagthing in einem anstoßenden Zimmer. Beide Zimmer sind, wie Laing erzählt, sehr einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, hell, bequem und gut gelüftet und die Sprecher brauchen sich nicht mehr als bei einer gewöhnlichen Unterhaltung anzustrengen um sich verständlich zu machen.

Weder der Präsident, noch die Mitglieder haben eine besondere Tracht, und führen das Schauspiel einer freien Verfassung nicht im Theaterkostume auf, wie z. B. in der französischen Kammer. Auch sind diejenigen Mitglieder, welche ihrer Aemter wegen Uniformen tragen oder Orden haben, darin übereingekommen, solche Auszeichnungen abzulegen, so oft sie in der höheren Würde als Volksvertreter erscheinen. Laing bestreitet die Behauptung eines Reisenden, der in der Versammlung Bauern mit rothwollenen Nachtmützen und in Kleidern aus selbstverfertigten Stoffen mit dem Schnitte des sechzehnten Jahrhunderts gesehen haben wollte, und lobt die außerordentlich anständige und dem hohen Zwecke vollkommen entsprechende Haltung der Versamm-

---

8) Siehe Laing a. a. D.

lung. Niemand, sagt er, behielte, wie in dem englischen Parla-  
mente den Hut auf dem Kopfe, auch sei es nicht üblich lang-  
weilige Sprecher durch Husten und Scharren zum Schweigen  
zu bringen. Die Sprachweise sei durchaus geschäft- und sach-  
gemäß, nicht rednerisch, vielmehr im gewöhnlichen Gesprächton.  
Deklamationen habe er nie gehört, wohl aber klare, nicht ge-  
lernte, aber geläufig und angemessen gesprochene Entwicklungen  
von Ansichten. Die Abstimmung im Storting geschieht durch  
das Aufstehen der Bejahenden und das Sitzenbleiben der Ver-  
neinenden; ist das Ergebnis zweifelhaft, so schreitet der Präsi-  
dent zum namentlichen Aufruf. Es giebt übrigens weder rechte  
noch linke Seite, weder Ministerbänke noch Oppositionsplätze.  
Jedes Mitglied behält gewöhnlich denselben Platz während der  
ganzen Dauer des Storthings.

Schließlich gedenken wir noch des gewichtigen Einflusses,  
den in Norwegen das Zeitungswesen selbst auf die Verhand-  
lungen des Storthings ausübt. Als im Jahre 1836 der Reichs-  
versammlung eine Sache <sup>9)</sup> zur Besprechung vorlag, die das  
allgemeine Interesse des Publikums in Anspruch nahm, erschien  
in dem Konstitutionellen der Anfang eines ausgezeichneten  
Aufsatzes über diesen Gegenstand. In Folge desselben be-  
schloß das Storting die Verhandlungen auszusetzen,  
um den Mitgliedern Zeit zu lassen, die Frage unter  
den neuen Gesichtspunkten zu betrachten, die ein ano-  
nymer Schriftsteller (Professor Schweigaard in Chri-  
stiania) aufgefunden hatte, und den Schluß des Auf-  
satzes zu erwarten.

---

9) Die Einlösung der Banknoten.

## Der Verein zur Versorgung entlassener Sträflinge und verwahrloster Kinder in dem Kreise Insterburg.

Von S. Jabłonowski.

---

Durch den Aufbau der Strafanstalten in Insterburg und Warthenburg, welche beinahe zu gleicher Zeit eröffnet wurden, wurde auch dem Gegenstande der Bestrafung, und im weitern Sinne auch den Sträflingen mehr Aufmerksamkeit vom Publikum geschenkt, als das vorher geschehen ist. Schon nach kurzer Zeit überzeugte man sich, daß unter den mannigfachen Ursachen, aus welchen Viele sogleich rückfällig werden, auch die Gleichgültigkeit und der Abscheu gegen die entlassenen Sträflinge eine der vorzüglichsten sei. Die Klagen, welche von den Eingelieferten in dieser Beziehung geführt wurden, hatten in vielen Fällen so viel innere Wahrheit, daß man nicht umhin konnte ihnen Gehör zu geben. Diese sich oft und in verschiedenen Anstalten beinahe wörtlich wiederholenden Klagen, führten auch fast zu gleicher Zeit die Strafanstalts-Geistlichen dieser Provinz auf den Gedanken, durch Stiftung von Vereinen dieser Gleichgültigkeit, und diesem Abscheu gegen die Entlassenen entgegen zu arbeiten. Es wurde unter den genannten Geistlichen Verhandlungen darüber angeknüpft und durch mündliche und schriftliche Aufforderungen Männer aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, zur Mitwirkung zu gewinnen gesucht. Zu gleicher Zeit wurde dieser Gegenstand durch schriftliche Aufsätze in diesen und andern Blättern erläutert und besprochen. Auch hohe Staatsbehörden und viel vermögende Männer wurden zur Theilnahme an der Stiftung jenes erwähnten Vereins ersucht. Nachdem diese Verhandlungen etwa zwei bis drei Jahre (von 1837 bis 1840) gedauert hatten, ohne jedoch zum erwünschten Ziele einen Verein zu gründen, zu führen, gewährte man bald, daß die Angelegenheit auf so allgemeine Weise nicht mit Erfolg zu behandeln sei, vielmehr individualisirt werden müsse. Die Folge dieser Bemerkung war, daß

nan die Bestrebungen einen allgemeinen Provinzial-Verein zu stiften, eingestellt wurden, und jeder der oben erwähnten Straf- anstalts-Geistlichen sich auf seine nächsten Umgebungen beschränkte.

Einen Versuch einen solchen Verein auf diesem allgemeinen Wege zu bilden, war hier schon 1837 dem hiesigen Geheimen Justiz-Rath Donalies mißlungen. Dieses Mißlingen war ein factischer Beweis dafür, daß hier durch allgemeine Aufrufe und bloße Geldsubscriptionen noch wenig oder nichts gethan sei.

Indem ich nun von dem Insterburger Vereine hier näher sprechen will, bemerke ich, daß eben durch jene Erfahrungen belehrt, ich 1840 den Entschluß faßte zunächst um Insterburg herum, und wenn nicht anders in einzelnen Dorffschaften zunächst Versuche anzustellen, ob es möglich sei das Volk, namentlich das Landvolk, das in solchen Vereinen den Hauptschwerpunkt bildet, für die Sache zu gewinnen. Auch hier führte jedoch der Antrag 1840 auf der Kreis-synode, die Herrn Geistlichen möchten doch die Ueberverdienstgelder der Entlassenen in Empfang nehmen, und beim Unterkommen der in ihr Kirchspiel Entlassenen behülflich sein, nur zu geringen Erfolgen. Allein die Sache war nun durch diese konkretere Fassung schon anschaulicher, und dem Einzelnen näher gebracht. Indem ich zu gleicher Zeit nicht ver-säumte in diesem Kreise auch andere Männer in die Debatte hineinzuziehen, war schon so viel gewonnen, daß man davon sprach und sich hier und da auch dafür zu interessiren anfang. Zu gleicher Zeit erließ die Königl. Regierung zu Gumbinnen eine Verfügung an die Landrätthe und an den hiesigen Strafanstalts-Direktor, in welcher sie die Bildung von Kreis-Vereinen anemp-fahl. So viel war also schon gewonnen, daß man es für un-zweckmäßig erachtete mit Provinzial-Vereinen anzufangen, und sich auf Bildung kleiner Kreis-Vereine beschränkte, und so auch hier den wahren Grundsatz anerkannte, von Unten nach Oben und zwar durch das Volk zu wirken.

Die erwähnte Verfügung hatte zwar zur Folge, daß der hiesige Strafanstalts-Direktor an alle Landrätthe des Königsber-ger Departements schrieb, auch Antworten bekam, aber keinen weiteren Erfolg hatte, wie ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß der Versuche durch Schreiben einen Verein wie der zur Ver- sorge entlassener Strafgefangenen u. s. w. ist, zu stiften, schon

früher sehr viele vergebens gemacht worden. Dagegen verfolgte ich 1840 und 1841 den Weg vom Kleinen zum Größern, von einem Dorf zum andern fortzugehen und namentlich in dieser Beziehung einflussreiche Männer dafür zu gewinnen. Der hauptsächlichste Nutzen für die Sache, erwuchs aus der Gewinnung der hiesigen, mit dem Volke in vielfacher persönlicher Beziehung, sowohl im Namen seines Amtes als in Folge desselben, stehenden Herrn Kreis-Sekretairs Leo. In dessen Gemeinschaft konnte nun jener Gedanke, dessen Wahrheit sich bereits durch die kleinen Versuche bestätigte, nämlich von unten auf mit dem Kleinen zu beginnen und zum Größern fortzugehen, immer umfassender verwirklicht werden. Von dem Sommer 1841 bis zum 18. Januar 1842 waren auch die übrigen Ortschaften des Kreises Insterburg für das Unternehmen gewonnen. Am 18. Januar 1842 konnten Statuten entworfen, d. h. von dem bereits Bestehenden abstrahirt werden.

Während nun der Verein sich in sich selbst immer mehr eines glücklichen Gedeihens erfreute, blieb er auch nach Außen nicht ohne heilsamen Einfluß. Mehr als auf irgend eine andere Weise trug sein Bestehen dazu bei, den Widerwillen und die kalte Gleichgültigkeit gegen entlassene Gefangene und verwahrloste Unmündige, im Publikum zu mildern, und dagegen ihre Theilnahme immer mehr für diesen Theil der menschlichen Gesellschaft zu erregen. Jeder erkannte nun bei näherm Nachdenken, daß Gleichgültigkeit und Kälte in dieser für unsere sozialen Verhältnisse keinesweges unwichtige Angelegenheit, eben so unflug als inhuman und unchristlich sei.

Wie sehr heilsam diese Betrachtungsweise auch auf das Benehmen gegen die Entlassenen zurückwirkte, zeigte sich bald darin, daß meine Verwendungen denjenigen, welche ich für gebessert halte, und unter diesen namentlich den jugendlichen Verbrechern, nach ihrer Entlassung ein Unterkommen zu verschaffen, immer günstiger aufgenommen wurden, und selbst die abschlägigen Antworten wenigstens ein Interesse für diese unglücklichen Menschen verriethen.

Es sind noch nicht drei Jahre her, daß ich auf Verwendung für einen Zuentlassenden, die Antwort erhielt, wenn der Sträfling *N* ja so gut sei, wie ich ihn empfehle, warum be-

hielte man ihn nicht länger dort, nämlich in der Strafanstalt. Solche und ähnliche Antworten zeigten zum wenigsten von großer Unkenntniß der Sache. Jetzt kommt das nicht vor. Und nur zwei meiner Verwendungen für jugendliche Verbrecher sind im vergangenen Jahre unberücksichtigt geblieben. Der Zufall wollte es haben daß es gerade Geistliche waren, welche trotz wiederholten Bitten keine Notiz davon nahmen, jedoch waren dies Landgeistliche. Ermägt man aber, daß ihre Zeit vielfältig beansprucht ist, so wird man die Nichtbeachtung solcher Verwendungen ganz erklärlich finden. Viele dagegen sind so freundlich gewesen, eine solche Aufmerksammachung auf ihr Gemeindemitglied, denn der entlassene Sträfling, und für solche verwende ich mich ja nur, gehört schon zu der Gemeinde desjenigen Geistlichen, in dessen \*) Kirchspiel er entlassen wird, mit Dank anzunehmen, selbst wo die Sorge Unterkommen zu verschaffen mit Mühe und Umständen verbunden ist, wie das namentlich in größeren Städten, wie z. B. in Memel, der Fall ist.

In dieser Hinsicht stehen wieder die Landgeistlichen allerdings in Vortheil, da die Mehrzahl der Zuentlassenden mit der Landarbeit vertraut, immer leichter auf dem Lande Unterkommen finden wird.

In vielen Kreisen sind geradezu Vereine nach dem Beispiel des Insterburger entstanden. Außer dem Regierungs-Bezirk Gumbinnen, sind auch die Kreise Heilsberg, Braunsberg, Ortelsburg u. a. mit dem hiesigen Vereine in Verbindung getreten und haben sich ähnlich diesem instituiert. Man sieht demnach daß diese Angelegenheit von ihrem kleinen Anfange sich bereits zur allgemeinen Sache der Provinz erhoben hat. Es erscheint darum angemessen specieller des Wirkens des hiesigen Vereins

---

\*) So wie ich die Beobachtung gemacht habe, daß sehr viele Verbrecher immer wieder dieselben Gegenstände stahlen, so z. B. viele nur immer Eisen von Ackerwirthschaftsgeräthen, andere immer Gänse, andere Viktualien u. s. w., so pflegen auch in den einzelnen Kirchspielen gewisse Verbrecher besonders zu existiren. Aus dem Kirchspiel Friedrichshoff z. B. befinden sich in der Anstalt sechs, (der siebente ist nur freigesprochen) zwei wegen Straßenraub und die übrigen wegen Todschlag und Verletzung ihrer Nebenmenschen; andere Kirchspiele senden wieder überwiegend Meineidige.

zu erwähnen, weil dadurch zugleich der beste Beweis geliefert wird, daß dergleichen Unternehmungen von sehr heilsamen Folgen sind.

Lange Zeit hatte auch der hiesige Verein gegen die Ansicht, daß doch sein Streben ein erfolgloses sei, und er sich auch bald auflösen werde zu kämpfen. Vorzüglich war er im Anfange solchen Angriffen vielfach ausgesetzt. Der erste Jahresbericht mußte noch vielfältig diese Ansicht bekämpfen und sowohl aus innern als äußern Gründen die Nothwendigkeit und das Bestehen dieses Vereins sowohl, als auch aller ähnlichen zu erweisen suchen. Der erste Jahresbericht wird daher allen denen, welche erst begannen, ähnliche Vereine in ihren Kreisen einzurichten, recht beachtungswerthe Winke mittheilen, und sie namentlich mit der solchen Unternehmen zu Grunde liegenden Idee, bekannt machen. Denn es kommt sehr viel darauf an, daß der Grundgedanke dieser Vereine richtig gefaßt, und in ein richtiges Verhältniß zu den übrigen Erscheinungen des modernen Lebens gesetzt werde. Wie überall wird man sich auch hier die Mühe sehr erleichtern, und die Arbeit viel erfolgreicher machen, wenn man den richtigen Standpunkt gefunden hat, von welchem aus das Ganze zu leiten sei. Besonders trägt eine solche richtige Stellung der Sache viel dazu bei, und solche Angriffe, welche oft Unverstand oder Tadelsucht, oder was es auch sei erheben, sogleich zu entkräften, oder von vorne herein unmöglich zu machen.

Unser Verein steht gegenwärtig viel zu fest, als daß er Angriffe von Außen zu fürchten hätte, allein für solche, welche noch nicht so erstarrt sind, ist die Klarheit über ihr Wesen sehr nöthig. Indem ich nur, was die ideelle Seite solcher Vereine betrifft, auf unsern ersten Jahresbericht verweise, will ich im Folgenden dessen gegenwärtigen faktischen Zustand näher darstellen und die wirklichen Thatsachen sprechen lassen, in wiefern der hiesige Verein bereits seiner Idee entsprochen, und in wiefern man hieraus die Hoffnung schöpfen könne, daß er das gesteckte Ziel wirklich erreichen werde.

(Schluß folgt.)

## Die Zustände der schlesischen Weber eine Frage an die deutsche Volksbildung.

Bereits längere Zeit vor den letzten eben so besinnungslosen als verbrecherischen Unthaten der Weber in Schlesien hatten ihre im hohen Grade bemitleidenswerthen materiellen Zustände im Heimatlande und im übrigen Deutschland die gerechteste Theilnahme angeregt. Ungünstige Handelsconjuncturen, die immer zunehmende einheimische Concurrnz, das immer mehr abnehmende zum Theil durch Fälschung verwirkte Vertrauen zu den schlesischen Leinenerzeugnissen veranlaßten die Fabrikbesitzer laut mehrfachen Berichten zu einer Herabsetzung des Arbeitslohnes, welcher sich kaum noch von gänzlicher Entziehung aller Nahrung merklich unterschied, den Webern mit ihren Familien fast nicht mehr als ein elendes Dahinsiechen gestattete, und nun in den letzten Tagen eine, wie es scheinen mochte, zur bettelhaften Verkümmernng verurtheilte, von Hunger und Verzweiflung überwältigte Arbeitermenge (doch wird ein solcher Zustand jener Wüthenden in Peterswaldau und Langenbielau von den neusten amtlichen Veröffentlichungen nicht bestätigt) auf einen Punkt gelangen ließ, wo die Rohheit und die Entartung der menschlichen Natur im grauenvollen Bündniß alle Segnungen der heutigen Cultur, der sittlich-religiösen und intellectuellen Volksbildung zum kindischen Märchen zu machen schienen.

Begreiflicher Weise konnte den Verständigen und der Sachlage vollkommen Kundigen die bange Vorahnung der so tief beklagenswerthen Ereignisse nicht fern bleiben. Es schien im hohen Grade dringend die öffentliche Aufmerksamkeit auf die immer mehr bedrohlichen Verhältnisse zu lenken, und geschah denn auch zuerst in den einheimischen Zeitungen zugleich mit der dringenden Weisung zur Abhilfe der augenblicklichen Noth, wofür sich sofort ein Verein zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Weber bildete, der die öffentliche Theilnahme in den weitesten Kreisen für diese Unglücklichen in Anspruch nahm. Aber merkwürdig genug erhoben sich schon gegen diese Schilderungen der Noth und des Elends

der schlesischen Weber, entschiedene und heftige Reclamationen. Man wollte es nicht wahr haben daß der Zustand dieser Weber wirklich so beklagenswerth sei; zum Theil sollten diese selbst an ihrer allerdings drückenden Lage, am wenigsten aber die Fabrikbesitzer Schuld haben. Es war vorauszusehen, daß man dabei nicht stehen bleiben und das eben so willkommene als leicht sich darbietende Auskunftsmittel, die Schuld sowohl von den Fabrikanten als von den Webern ab: und einem Dritten zuzuwälzen nicht lange unbenußt lassen würde. So wollte man denn auch später wahrgenommen haben, daß wenigstens zum Theil auch die Regierung, durch Vernachlässigung der diplomatischen Unterstützung für den Absatz in fernen Ländern, durch Begünstigung der Spinnmaschinen, und nicht weniger durch mangelhafte Communal-Verfassung der Dorfgemeinden u. s. w., diese jammervollen Zustände der schlesischen Weber verschuldet habe.

War es aber immer zunächst das materielle Elend der schlesischen Weber, das in Anregung gebracht und der mitleidsvollen Beherzigung empfohlen ward, so hatte man damit doch vorerst nur eine Seite der unglückseligen Verhältnisse ins Auge gefaßt; die andere nicht minder wichtige, sogar noch wichtigere und verhängnißvollere, der sittliche Verfall, und die tiefe Versunkenheit einer, mit Entsetzen erregender Beschleunigung dem Abgrund menschlicher Verworfenheit zueilenden Gesittung, blieb zugleich fast unbeachtet. Doch wurden namentlich diese letzteren so beängstigenden Gebrechen sogar lange noch bevor, im Spätherbst 1843, jene ersten Discussionen über die materielle Lage der schlesischen Weber sich erhoben, von einem Manne aus der Mitte der schlesischen Bevölkerung ins Auge gefaßt, dem schon durch seine heimathlichen Sympathieen die gründliche Würdigung dieser Zustände der schlesischen Weber nahegelegt, und nicht weniger durch seine ausgedehnte Erfahrung und Bildung so wie durch seine genaueste Bekanntschaft mit der ganzen Sachlage die Befähigung zur umfassenden und tiefer eingehenden Erwägung derselben gegeben war. Von Treumund Welp (E. Welp, wie vor Kurzem gemeldet wurde, als Deputirter seiner Gemeinde nach Berlin gesendet) dem bekannten Verfasser der „Petersburger Skizzen“, der „neuen Petersburger Skizzen“ u. a. m., erschien eine Broschüre: Ueber den Einfluß der Fabriken und

Manufakturen in Schlesien. Erster Brief. (Datirt von Freiburg in Schlesien März 1843.) Die Gebirgsdistrikte. Leipzig, Druck von Sturm und Koppe (ohne Jahreszahl; ein Zettel auf dem Umschlag besagt: Literarisches Museum in Leipzig in Commission). Der Verf. hatte früher längere Zeit in der Grafschaft Glas zugebracht, hatte sich über einen Monat in Waldenburg, dann in Freiburg aufgehalten. Er hatte auf dieser Reise nur einen Zweck, nur ein Ziel im Auge, es war „die mögliche genaueste Ermittlung des Einflusses der Fabriken und Manufakturen auf die Bevölkerung“ und fand, daß er „sich eine sehr traurige und niederschlagende Aufgabe gestellt“ hatte. Er „erinnert sich noch wohl der Zeit, wo man im schönen Thal, das sich von Glas bis hinauf gegen Landeck zieht, noch nichts von den großen Maschinerien des Herrn Lindheim wußte, bei denen jetzt Tausende von Menschen beschäftigt sind. . . Wohl waren es zu jener Zeit auch Menschen, schwache, gebrechliche Geschöpfe, die man hier wie überall fand; allein wenn auch hin und wider noch üble Nachwirkungen früher bestandener Knechtschaftsverhältnisse sichtbar blieben, so zeigte sich doch rascher Aufschwung zum Bessern. Familienbände schaarnten die Bevölkerung zu einzelnen Gruppen, woraus eine gründliche Sittenverbesserung hervorging, da die Einwirkung der Eltern nicht durch vorzeitige Emanzipation und Losreißung der Kinder unterbrochen und behindert wurde. Es bedurfte nur noch eines Schrittes zum freien Gemeindewesen, um so nahe als möglich an das Ideal menschlichen Zusammenlebens zu reichen. Aber anstatt die vorhandenen Reste der Sitteneinfalt zu benutzen und darauf fortzubauen, hat man sie ganz fallen lassen; daher sich denn schon jetzt Kinder von zwölf Jahren Dinge ohne Scheu und Anstand erzählen, die früher zu den Heimlichkeiten der Eltern gehörten. Der schlichte fromme Sinn, den man sonst die Regel nennen konnte, findet sich kaum noch in einzelnen Ausnahmen vor. Häuslichkeit hat dem beliebten Schenkstubenleben Platz machen müssen und wo die Ehrlichkeit ehemals jedermann die Thüre offen stehen ließ, da wird bald ein Polizei-Gesetz dergleichen für strafwürdig erklären, weil dadurch die Versuchung zum Stehlen zu groß gemacht wird. Man kann nicht fertig werden Diebereien zu bestrafen und wird daran denken müssen, diejenigen zur Verantwortung zu ziehen,

die sich bestehlen lassen. Ich fand früher das Landvolk durch und durch arbeitsam von früh bis spät und Mäßigkeit ging mit vorsichtiger Sparsamkeit Hand in Hand. Jetzt klagt man allgemein schon über Arbeitsscheu und die Trunksucht verbreitet sich immer mehr; das Sparen aber ist bei zu vielen Gelüsten, bei immer gesteigerten Ansprüchen, ganz außer Mode gekommen; daher die geringste Stockung im Gewerbe dringende Noth herbeiführt. Was sich die Leute sonst versprochen, das würde durchschnittlich auch gehalten und Freundschafts- oder Verwandtschaftsverbindungen reichten sich die Hand durchs ganze Land. Jetzt werden schriftliche Abkommen immer nothwendiger und reichen oft nicht aus, während Geld je länger je mehr das einzige Bindemittel der Menschen werden will. Ehedem war man offen und grade bis an die Grenzen der Grobheit, dabei konnte auf viel Uneigennützigkeit gerechnet werden. Grob ist man wohl noch jetzt, allein es haben sich die guten Nebenbedingungen, die Offenheit und der gerade biedere Sinn verloren; Eigennuß muß aber allenthalben vorausgesetzt werden. Wohl herrschte auch damals überall Armuth, indessen zeigte sich mehr Genügsamkeit und weniger Hang zum Müßiggange und zu Vergnügungen. Es gab nur Perioden, wo man über die Schnur ging; waren diese vorüber, so kam alles wieder in's alte Gleis. Geschlechtliche Sünden blieben zwar nicht aus, aber sie traten überall kräftiger auf und fanden kräftigern Widerstand als jetzt. Die Lüge, so wie überhaupt das moralische Gebrechen, erschien immer nur einzeln und durfte als Ausnahme gelten, während dormalen das umgekehrte Verhältniß statt findet.

... Ich sah mit vierundzwanzig und mit vierzig Jahren! mehr Zwischenraum liegt nicht in meinen Nachrichten. Die traurigen Veränderungen haben sich in anderthalb Jahrzehenden eingefunden und können größtentheils nur den Einwirkungen der Fabriketablissements zugeschrieben werden; denn da, wohin dieser Einfluß noch nicht gedrungen ist, rückte eine gewisse Cultur der Zeit auch bei weitem noch nicht in dem Grade vor."

Wenn in einer Bevölkerung — und es ist kein Grund vorhanden die Angaben des Verf., der als theilnehmender Augenzeuge berichtet, zu bezweifeln — an die Stelle der Sitteneinfalt und des schlichten, frommen Sinnes die größte Unzüchtigkeit ge-

treten ist, das Schenkstubenleben an die Stelle der Häuslichkeit, das Stehlen an die Stelle einer Ehrlichkeit, die stets offene Thüren gestattete, Arbeitscheu und Trunksucht an die Stelle der Mäßigkeit und vorsichtigen Sparsamkeit, das Geld als das einzige Bindemittel der Menschen an die Stelle der Freundschafts- und Verwandtschaftsverbindungen, wenn ehemalige Offenheit und Biederkeit ganz verloren ist und Eigennuz überall vorausgesetzt werden muß, wenn die Lüge und überhaupt das moralische Gebrechen zur Regel geworden, während es früher die Ausnahme gewesen; — dann möchte wohl doch noch einigen Bedenken Raum gegeben werden dürfen gegen die Behauptung des Verf. daß die Fabriken von dieser in der That über alles Maaß schaudervollen moralischen Entartung einer arbeitenden Bevölkerung, wenn auch nur „größtentheils“ die Schuld tragen. Im Allgemeinen will der Verf. seine Behauptung schon mit den letzten in seiner Schrift angeführten Worten für motivirt halten. Die Verbreitung „einer gewissen Cultur der Zeit“ von den Fabriken ausgehend wird als Quelle dieses so tiefen sittlichen Verfalls bezeichnet. Dann aber trifft der Vorwurf zunächst die Cultur, nicht die Fabriken, und des Verf. Klagen treffen hier mit denen J. J. Rousseau's in seinen Schriften wie in „*Les progrès*“ ic. zusammen, und mit den Klagen aller derer, welche eher den rohen Naturzustand wieder hergestellt wissen wollen, als sich mit deren Uebeln versöhnen mögen, welche im Gefolge der Cultur auf eine vom Rausche ungewohnter Genüsse übermannte Bevölkerung eindringen. Wer möchte den Nordamerikanischen Indianern europäische Cultur und Besittung vorenthalten wollen, weil zuweilen der Branntwein fast verheerend unter ihnen wirkt? Raum ist ein Rathschluß der Vorsehung mit mehr unbedingter Hingebung zu verehren, als der Fortschritt und die Verbreitung der Cultur selbst mit allen damit verknüpften Uebeln, mit allen Opfern die sie von dem gegenwärtigen Geschlecht zu Gunsten aller kommenden fordert. Wohl spricht der Verf. nur von einer „gewissen Cultur der Zeit“ und möchte, wie es scheint, dabei zunächst nur an jene äußere Verfeinerung der Sitten denken, an die feineren Bedürfnisse und an den verderblichen Aufwand dafür, in denen Leute aus der untern Volksklasse so gern die höhern Stände copiren. Aber der Fortschritt erfolgt wie der Entwicklungsgang

menschlicher Bildung in den verschiedensten Richtungen im Ganzen und im Einzelnen beweist, zunächst vom Aeußern zum Innern; die Milderung der Sitten vorerst durch die feinere Lebensweise hat bei dem Zusammenstoß roher und gebildeter Völker, der Menschheit zu unberechenbarem Gewinn gereicht. Abgesehen von allen andern wohlthätigen Folgen der äußern Verfeinerung in den ersten Perioden einer fortschreitenden Bildung, wie die Culturgeschichte sie in unzähligen Fällen und in den verschiedensten Verhältnissen aufzeigt, so ist insbesondere im vorliegenden Falle, schon das erhöhte Selbstgefühl des Arbeiters, mit den „Gebildeten“ theilweise, in äußerer Sitte und Lebensweise, zu rangiren, oft ein Bollwerk gegen die sonst nur zu leicht hervorbrechende Rohheit, so zu sagen, die Vorhalle zur eigentlichen, dem bescheiden Lebensverhältnisse angemessenen Geistes- und Gemüthsbildung. Der Geist ist es, der alle gleich macht und eine unwidersprechliche unantastbare Ebenbürtigkeit begründet, und die Darstellung dieser Gleichheit im Aeußern ist wieder ihrerseits in gewissem Maße Darstellung dieser ursprünglichen geistigen Ebenbürtigkeit, deren sich der Mensch in niedern Verhältnissen bewußt sein muß, um Zumuthungen geistiger Beziehungen, wie sie in den gesammten Bildungsinteressen auch für ihn ausgesprochen und an ihn gerichtet sind, in ihrem Rechte und in ihren unabweislichen Ansprüchen anzuerkennen. „Das Kleid macht den Mann“, wird gesagt, und es sind damit, wenn auch nur einseitig, die tiefsten und ursprünglichsten Verhältnisse menschlicher Geisteskultur berührt. Ob jedoch nicht zugleich mit geeigneten, natürlich geistigen Mitteln dem nachtheiligen Einflusse jener äußern Verfeinerung begegnet und so zu sagen ein Gegengewicht dargeboten werden müsse und könne, dürfte hier im Verfolge noch zur Sprache kommen.

Weiter sucht nun der Verf. „den in Anlagestand versetzten Fabrikeinfluß noch näher darzuthun und herzuleiten.“ Es mag hier und im Folgenden um so bereitwilliger auch auf die Darlegung der materiellen Verhältnisse vom Verf. eingegangen werden, als deren Kenntniß bei der Würdigung der Sachlage in sittlicher Beziehung oft nicht zu entbehren ist, und auch im Uebrigen beziehungsreich genug ist, um in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Anspruch nehmen zu dürfen. Zu

diesem Behufe weist er zuerst auf die Flachsspinnfabriken und auf die angeblich dadurch entstehende Nahrungslosigkeit hin. Er berechnet daß durch ein Etablissement wie das der Herren Alberti in Waldenburg „jährlich an zehntausend Spinnräder und noch darüber entbehrlich gemacht und außer Bewegung gesetzt werden;“ daß eine solche Fabrik wohl an zwei Tausend Händen auf ungewisse Zeit Beschäftigung und Broderwerb giebt; „allein zwanzig Tausenden wird die sichere Arbeit entzogen. . . . .“

Glaubt man daß dergleichen fieberhafte Zuckungen in der Handelsbeschäftigung ohne Nachtheile auf den Staat vorübergehen werden? Hält man es für so leicht, eine durch Fabrikenarbeit verwöhnte und zu anderer Thätigkeit weder aufgelegte noch fähige und geschickte Bevölkerung massenhaft und plötzlich wieder anderweit unterzubringen und zu ernähren?“ Dabei erinnert der Verf. noch daran, wie wenig man sich in solchem Falle auf die Macht der Bajonette zu verlassen hätte. Allerdings grelle Contraste bietet der von dem Verf. vermittelte Einblick in die Magen der Fabrikbesitzer, die „Wildbraten und Austern mit Champagner hinunter spühlen müssen, und der Maschinenhände, deren Magen froh sein müssen mit Kartoffeln, Brod und Wasser gestopft zu werden.“ Das Maschinengarn bemerkt der Verf. ist gleichwohl jetzt noch immer um 10 pCt. theurer, und läßt dabei die Leinwand rauh und baumwollenartig erscheinen, wodurch die angenehme auf die Haut kühlend einwirkende Glätte — der Vorzug der Leinwand vor dem Baumwollenzeug — verloren gehe. Die deutsche Leinwand, klagt der Verf. wird ihrer Eigenthümlichkeit beraubt, die Engländer werden dann auch darin auf allen überseeischen Märkten dominiren. Aber die Fabrikanten können leichter alles mit der Macht ihres Geldes um sich herum arm machen und von sich abhängig erhalten.“ Man umgehe durch die Maschinen einen großen Theil der Mühen die das reich bleiben oder reich werden neben luxuriösem Wohlleben, fast mit sich bringt. „Wir wollen heut zu Tage nur die Annehmlichkeiten des Reichthums genießen und uns den damit verbundenen Lasten und Pflichten möglichst entziehen; **darin liegt der Hauptschlüssel zu den meisten Reizerscheinungen!** Gewissenloser unchristlicher Egoismus treibt dermalen allenthalben, also auch bei uns, sein Spiel un-

verhohlen und unsere Zeit hat noch obendrein Titel, Orden und andere Auszeichnungen für dasselbe zu ertheilen!"

Der Verf. scheint in diesen letzten Aeußerungen unsrer Zeit denn doch etwas Unrecht zu thun; auch möchten die bedeutendsten Zeiterscheinungen noch anderer Erklärungsgründe als der vom Verf. dargebotenen bedürfen. Doch muß dieß hier auf sich beruhen, wenn man auch nicht umhin kann dem Verf. etwas mehr Unbefangenheit zu wünschen. Schon früher sagte der Verf. daß für gutes Handgespinnst, wenn man es sich angelegen sein lasse es geltend zu machen — die stete Abnahme gesichert werden könnte, während mit Maschinengespinnst sogar Länder in Concurrenz treten, wo das Arbeitslohn für Menschenhände viel höher steht. Er klagt nun daß man die Kapitalien dem öffentlichen Verkehr entzogen habe um Maschinen im Auslande bauen zu lassen; aber gewiß mit mehr Recht, darüber, daß man „nicht Alles daran setzt ein Manufact mit seinen Vorzügen geltend zu erhalten, und da wieder geltend zu machen wo dasselbe durch Zeitverhältnisse und hauptsächlich durch untergeschobene Fälschungen in der Werthschätzung gesunken ist, Alles gehen läßt, wie es eben gehen mag, und die Fertigkeiten und Fähigkeiten im Volke ruhig eingehen sieht. . . . Wir finden schon jetzt keine Arbeiter zum Säen, Raufen, Rosten, Brechen, Hecheln und Spinnen, denn die Baumwoll- und Flachsspinnereien haben das Volk davon abgezogen und den alten anhaltenben Fleiß, die beharrliche Ausdauer untergraben; je länger je mehr verliert sich die ganze Kunst des Anbaues und Verarbeitens. Schon jetzt liegt man da auf dem Lande hinter dem Ofen und schnarcht, wo sonst fleißig gesponnen und gewirkt wurde; schon jetzt hungert und stiehlt man lieber, ehe man sich einer anstrengenden Arbeit unterzieht! Glaubt etwa Jemand, die Arbeitslust sei so leicht wieder erweckt, als sie eingeschläfert wird? Einmal degenerirte Völker sinken immer tiefer und nichts hilft mehr degeneriren als Entwöhnung von Arbeiten, durch welche die Kräfte geübt werden. Die Woll- und Getreideausfuhr hat uns eine Zeit hindurch als Lockspeise gedient; allein wir haben schon jetzt die Erfahrung gemacht, daß Wolle und Getreide auch anderwärts in gleicher Güte noch wohlfeiler als bei uns hergestellt werden kann, während sich unter der Hand bei uns die nöthige Ausdauer, der

Fleiß und die Geschicklichkeit zur Hervorbringung einer, auf natürlichem Wege erzeugten Leinwand verloren hat. Und anstatt jetzt Alles daran zu setzen: natürliches Gespinnst nach innen und außen wieder geltend zu machen oder geltend zu erhalten; anstatt unter allen Umständen mit dem Auslande Verbindungen zur Herstellung einer erneuerten Leinwandausfuhr anzuknüpfen, sind sogar entgegenkommende Anerbietungen der Amerikaner unberücksichtigt von der Hand gewiesen worden. Man stößt mit hin sogar die Gelegenheit von sich, wo man der schlesischen Leinwand ihren alten guten Ruf wieder herstellen könnte, den sie dadurch eingeblüßt, daß Fabrikanten die englische Unsolidität nachahmten, durch Baumwollenzuthat, Fabrikengespinnt und Schnellbleiche.“

Die Continentsperre, sagt der Verf. habe die Engländer veranlaßt auf ihren Märkten schlesische Leinwand durch halbbaumwollenes Zeug ohne Halt und andere erwünschte Eigenschaften zu ersetzen. Man gewöhnte sich an dieses Surrogat, und in Schlesien wurde denn, um mit den Engländern in Concurrenz zu treten die englische Unsolidität nachgeahmt. Man hätte, meint der Verf., „nur auf die Güte der Waare pochen und diese auf alle Weise geltend zu machen suchen sollen; daß dazu die Unterstützungen der Staatsverwaltungen in Anspruch genommen werden mußte, versteht sich von selbst. Durch einfache Errichtung von Etablissements zu Tauschgeschäften, würde allmählig die Ver- oder Entwöhnung gewiß besiegt worden sein; denn die harte, kühlere, reine Leinwand aus Handgespinnt, wird man, abgesehen von ihrer größeren Haltbarkeit, in heißen Gegenden der Erde immer lieber tragen, als das rauhe, zerbeißte Fabrikenerzeugniß, oder gar die Baumwollengespinnte. Ueberdem hing es ja ganz von uns ab zu sagen: wir lassen Colonialwaaren nur gegen Umtausch mit unserer Leinwand und dergleichen herein.“

Es wird nun besonders auf die Vorzüge der Arbeit, namentlich auf ihren sittlichen Einfluß aufmerksam gemacht, und auf die nachtheiligen Folgen, welche in dieser Beziehung aus der Verminderung der Leinwandproduktion, aus der mit der Entwerthung des Handgespinntes verknüpften Abnahme der Flachsprouktion entstehen mußten. Man thue sehr wohl, sagt der Verf.

nützliche Gewohnheiten aufrecht zu erhalten; denn es halte schwer den Menschen einer ungewöhnten Beschäftigung zuzuführen. Er beklagt, daß die gute Sitte das Gesinde an den langen Abenden mit Spinnen des Flachses zu beschäftigen, abgenommen. „Müßiggang aber ist aller Laster Anfang und so schlecht sich bei dem faulenzenden Volke, das die Langeweile plagt, weil es an fortwährende Thätigkeit gewöhnt ist, da Kartenspiel, Branntwein trinken und dergleichen Schädliches ein, wo sonst die leichte spielende Beschäftigung eine tüchtige Häuslichkeit befestigen half.“ Man sollte, sagt der Verf., sehr darauf bedacht sein alle Bindemittel zu conserviren. „Der Flachsbau darf dreist als Sache genannt werden, die geeignet ist: nöthige Bande unter der Bevölkerung herzustellen; wo jetzt die mit Thieren bespannte Maschine den Acker für eine andere Frucht zubereitet, bedurfte es durchaus der Menschenhand zur Herstellung des Flachses.“ Daher durfte selbst der Grundbesitzer „nicht Gleichgültigkeit oder Geringschätzung seiner Nebenmenschen an den Tag legen.“ Auch die gesunde, erstarkende Bewegung „im Freien bei dem Flachsbau“ wird gegen die Degeneration in den Fabrikstuben in Rechnung gebracht.

„Unsere Zeit“, sagt der Verf. ferner, „löset immer ein Band nach dem andern, womit die Völker seither verbunden waren, ohne mehr als „„Geld““ an die Stelle zu setzen.“ Man möchte ihm wenigstens darin beipflichten, wenn er verlangt: „man sollte sich niemals mit dem bloßen Zerreißen begnügen, sondern darauf bedacht sein: gelösete Bande auf zeitgemäße Art wieder zu knüpfen.“ So bedauert er denn in anderer Beziehung vielleicht mit Recht, daß bei dem Flachsbau der gutsherrliche Zwang aufgehört hat, und meint man hätte an dessen Statt eine gewisse Theilnahme an der Ernte treten lassen können.

Genauere Menschenbeobachter“, bemerkt der Verf. weiter, „finden, daß das Leben in vereinzeltten Familiengruppen unser Geschlecht unverdorbener erhält, als ein Zusammenhäufen von Individuen aus verschiedenen Gegenden; sie finden, daß ein Herabziehen des Menschen zur bloßen Maschine, wie dies in Fabriken der Fall ist, um so nachtheiliger einwirkt, je früher damit bei Personen begonnen wird.“ Er zeigt denn wie auch in dieser Beziehung die heutigen Zustände gegen die früheren, wo noch

nicht die Fabriken bestanden, im Nachtheile sind. Wahr ist es übrigens wenn der Verf. sagt, es „bewirkten allenthalben Familienbande, was man jetzt durch keine Geseze und andere Einrichtungen erreichen kann und wird, selbst wenn man der Sache sich alles Ernstes anzunehmen die Neigung hätte.“ Er verweist dabei auf die „in vorzüglichsten Instituten erzogenen Damen“ im Gegensatz zu den Ergebnissen der „häuslichen Heranbildung.“ Er wendet sich nun den Einwirkungen der Fabriklande zu, beklagt die Menge von Knaben und Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren, „also recht eigentlich in der Entwicklungsperiode und Lehrzeit des Lebens“, welche hier in Räume gesperrt sind wo sie eine schädliche Atmosphäre athmen und daselbst eine so ganz mechanische Beschäftigung haben, die noch Verwunderung erregen daß dazu die Menschenhand angewandt wird. Diese Beschäftigung gewähre keine kräftige Bewegung, keine wiederholte Uebung der Glieder. Was hier gelernt wird, ist geistes tödtend, und kömmt fast bei keiner andern Beschäftigung zu statten. „Das männliche Personal wird rein unfähig zu Beschäftigungen, wozu — wenn nicht fortdauernde Anstrengung — so doch mäßige Kraftanstrengung, energisches Festhalten und mehrseitige Aufmerksamkeit erforderlich sind; „ein mattes sich Gehenlassen, dumpfes Hinbrüten oder leichtfertiges Darüberhinfahren, wird den Leuten, neben einer unausstilgbaren Scheu vor jeder körperlichen Anstrengung, vor jeder eigentlichen Arbeit, zur zweiten Natur; dabei erschläfft so Körper wie Seele!“ Er beschreibt dann die Verweichlichung und Verderbniß der „künftigen Mütter“, ihre Vernachlässigung aller Kenntniß des Häuslichen, und ihren Hang zum städtischen Puz, woraus denn die vielen schlechten Ehen, die überhandnehmenden Ehescheidungen erfolgen. Von den „nächsten Wirkungen auf die Moralität im Volke“ geben namentlich die nächstgelegenen Gasthäuser und Schankwirthschaften Zeugniß. Der Fabrikenverdienst geht hier wieder davon; es werden noch dazu Schulden gemacht; die entfernten Verwandten können es nicht hindern. Bis spät in die Nacht hinein, oft bis zum hellen Morgen sitzen die Fabrikarbeiter bei Trunk und Spiel. „Am allerlebhaftesten geht es an den Fabrikorten selbst, so wie in der ganzen umliegenden Gegend Sonn- und Feiertags zu; die schlimmen Sitten einer gesunkenen niedern Städtebevölkerung,

sieht man hier auf dem Lande verbreitet, unter den Erwachsenen wie unter der hoffnungsvollen Jugend. Geschlechtliche Fehltritte müssen leider zu dem minder verabscheuungswürdigen Vorkommenden gerechnet werden. Gotteslästerung, Verhöhnung aller den Menschen sonst heiligen Bande, Fluchen, freches Lügen, Diebstahl und andere Laster mehr, treten oft noch sich brüstend auf und mit Jammer und Ekel wendet sich das bessere Gefühl in uns ab, wenn wir einer so besleckten Menge begegnen. In solchen Gegenden kann sich's für keinen nach dem Bessern Strebenden gut wohnen lassen.“ Der Verf. giebt noch weiter obwaltende Umstände an, die die crasseste Sittenverderbnis begünstigen und zum Theil auch verwirklichen; er weist dann auf die bereits erfolgte Verbesserung dieser Verhältnisse in Amerika hin, scheint aber in den schlesischen Fabrikorten selbst wenig Geneigtheit dafür gefunden zu haben. „Als ich einst einen von unsern großen Fabrikbesitzer fragte: „„warum man nicht die Fabrikarbeiter mehr familienartig behandle; nicht mit ihnen Andachtsstunden halte; ihnen außer der Arbeitszeit nicht Unterricht ertheilen lasse; keine zweckmäßigen Bewegungen im Freien anordne; keine Sparkassen anlege; die Mädchen nicht in Kosthäuser unter Aufsicht achtbarer Matronen stelle; sie nicht abwechselnd zur Führung des Hauswesens anhalte u. s. w., wie dies von allen amerikanischen Fabrikherrn geschehe, die in gutem Rufe stehen wollten?““ sah mich der Mann mit einer Miene an, als wolle er sich überzeugen, ob ich bei Sinnen wäre, oder vielleicht einen Scherz machen wolle. Endlich entgegnete er:

„„Das fehlte noch, sich mit dem Gesindel so zu plagen; man hat genug zu thun seine Arbeit gethan zu bekommen, und wir würden bei solchem Vorhaben schwerlich von den Behörden kräftig genug unterstützt werden; die Hauptsache aber ist: wir würden bei dergleichen Maßregeln keine Arbeiter bekommen!““

(Schluß folgt.)

## Der Borstenstein bei Neufuhren.

Ich ging zum Borstenstein.  
 Da fand ich viele Damen,  
 Die auch zum Borsten kamen.  
 Sie lagerten in Reihn  
 Und sprachen von dem Tode  
 Der allerneusten Mode.

Nur eine stand dabei,  
 Die hört ich leise fragen:  
 Wie es sich zugetragen,  
 Daß Stein gespalten sei?  
 Und gerne gab ich Kunde  
 Dem holden Mädchenmunde.

Schon lange ist es hin —  
 Sie sehn es, liebe Kleine,  
 An dem bemosten Steine,  
 Daß ich kein Lügner bin —  
 Da lebte hier ein Schneider,  
 Der machte schlechte Kleider.

Fris war bei ihm in Lehr,  
 Ein Bursch von altem Adel;  
 Fris, glaub' ich von der Nadel,  
 So hieß er, nebenher;  
 Bis in die Herzensgrube  
 Ein allerliebster Bube.

Drum will ich ohne Noth  
 Den Rirner auch nicht quälen,  
 Denn zarten Mädchenseelen  
 Steht es wohl zu Gebot,  
 Den Liebenden und Treuen  
 Den Adel zu verleihen.

So dacht auch Grisegram,  
 Des Meisters holdes Mädel.  
 Es ward Fris von der Nadel  
 Ihr liebster Bräutigam,  
 Und schön in allen Sachen,  
 Nur nicht im Kleidermachen.

Drob sprach das Fräulein Braut —  
 Ich darf's ihr nicht verdenken,  
 Das Herz kann man verschenken,  
 Doch wird man einst getraut,  
 Ist schöne Garderobe  
 Die erste Liebesprobe. —

Drob sprach das Fräulein Braut  
 Zum Schneider sonder Tadel:  
 Nimm Scheere, Zwirn und Nadel  
 Und wandre aus mein Traut!

Geh' weit und lern', ich bitte,  
 Die allerneusten Schnitte!

Fritz zog ein schief Gesicht. —  
 Sie scheinen mich zu fragen:  
 Warum? Ja, ich muß sagen,  
 Das weiß ich selber nicht;  
 Vielleicht wußt' er vom Tode  
 Der allerneusten Mode? —

Kurz schief blieb sein Gesicht.  
 Das Fräulein ward verlegen,  
 Sie suchte aller Wegen  
 Und fand das Rechte nicht,  
 Um ihrer Liebe Eisen  
 Dem Lehrling zu beweisen.

Da lag nun dieser Stein  
 Vom festesten Granite,  
 — Dies einz'ge ist nicht Mythe,  
 Mag alles Mythe sein —  
 Noch vassen seine Falten,  
 Er war einst nicht gespalten.

Gewiß ein herrlich Bild  
 Der Liebe Treu zu zeigen,  
 Doch darf ich nicht verschweigen  
 Der Zweck ward nicht erfüllt.  
 Genug sie hob die Hände  
 Und schwur zu solchem Ende:

Ich, Fräulein Griesgram Kraft,  
 Schwör' hier bei diesem Steine,  
 Daß ich stets um dich weine  
 Fritz auf der Wanderschaft,  
 Daß ich dir Treue halte,  
 So wahr der Stein nie spalte!

Das war ein schöner Eid  
**Praemissis praemittendis,**  
**Adjectis adjiciendis**  
 In riter Heiligkeit,

Auf den sich mit Vertrauen  
 Läßt die Verwarnung bauen.

Sie lachen, scheint's, mich aus,  
 Doch den Terminskalender  
 Kann ich am Bratenwender,  
 Mein Fräulein, ein und aus.

Gilt nicht das Wort in Ehren,  
So laß ich Eide schwören.

Nach Friß war kontentirt,  
Nahm's Päckchen auf den Rücken,  
Und ward mit trüben Blicken  
Aus Ruhren ermittirt.

Mit Nadel, Zwirn und Scheere  
Zog er durch Land und Meere.

Es ist ein alter Saß —  
Ich hab' ihn nicht erfunden  
Er rührt von andern Kunden — :  
Verliert man einen Saß,  
So muß man sonder Zagen  
Gleich nach dem zweiten jagen.

Sie schöpften öfters wohl  
Mit Löffchen aus der Quelle,  
Blieb etwa an der Stelle  
Im Quell ein Stellchen hohl?  
Die Fluth ist fortgeschwommen,  
Als wär' ihr nichts genommen!

So ging's auch unsrem Friß.  
Raum war er fortgegangen,  
So nahmen andre Rangen  
Sein Plätzchen in Besiß.  
Der Meister und sein Nadel  
Erwarben neuen Adel.

Doch Friß blieb steinertreu  
Dem Handwerk und der Schönen,  
Bis zu den Sarazenen  
Trieb ihn die Schneiderei.

Kunsthfertig aller Kleider  
Zog heim der schmucke Schneider.

Bald ward in Ruhren kund:  
Es kommt der große Schneider,  
Er fertigt Türkenkleider  
Den Kaftan und den Bund!

Wie wird jetzt Grisgram strahlen,  
Als Sultanin sich prahlen!

Da zog ganz Ruhren aus,  
Die Weiber und die Männer,  
Die Dummen und die Kenner,  
Kein Kind selbst blieb zu Haus.

Im echten Modestieber  
Lief Grisgram alles über.

Zum alten Borstensteine  
Hin wälzten sich die Schaaren,

Denn, wie sie bald erfahren,  
 Sollt' dort der Schneider sein,  
 Um an dem Riesentloben  
 Des Liebchens Treu zu proben.  
 Indes hat Thor schon rings —  
 Daß ich mich unterbreche!  
 Bevor ich weiter spreche,  
 Erwähn' ich eines Dings:  
 Es haben viele Thoren  
 Sich schon in Nichts verloren.  
 Dazu hört auch der Thor,  
 Den ich so eben nannte,  
 Der einstens wohlbekannte  
 War Donnergott zuvor,  
 Und damals sehr vermessen,  
 Jetzt aber längst vergessen. —  
 Nun hatte Thor mit Macht  
 Die gräulichen Kanonen  
 Rings längs den Himmelszonen  
 Zu Haufen aufgebracht,  
 Und stand mit Wohlgefallen  
 Nach Ordr abzuknallen.  
 Fast außer Athem wand  
 Sich Griesgram aus dem Schwarme  
 Dem Schneider in die Arme.  
 Noch schwebte ihre Hand,  
 Da senkte Thor den Zunder  
 Und los ging aller Plunder.  
 Paffs! Ach du armer Fritz!  
 Die Batterien zünden,  
 Ihr Feuer zu verbinden  
 Zu einem einz'gen Bliß,  
 Und wüthend sprengt der Brander  
 Den Borsten auseinander.  
 Hier sehn Sie, holdes Kind,  
 Hier ist der Bliß gegangen,  
 Dort hat er angefangen,  
 Wo noch die Wolken sind,  
 Und beide Hälften ragen,  
 In die der Stein zerschlagen.  
 Doch läßt ein treues Paar  
 Sich zwischen ihm ertappen,  
 Wird er zusammen klappen  
 Und paßt dann auf ein Haar.  
 Sollt' es Sie amüsiren,  
 So wollen wir probiren?

## Die Zustände der schlesischen Weber eine Frage an die deutsche Volksbildung.

(S c h l u ß.)

---

Sehr treffend macht der Verf. wiederholt darauf aufmerksam, daß der Deutsche die Tugenden die ihm eigen sind, angewandt auf die deutschen Erzeugnisse von Wolle, Flachs u. s. w. zu benutzen, und so die schlesische Bevölkerung zunächst durch das, was sie als Eigenthümliches zu bieten vermag sich geltend zu machen suchen müsse; also hier insbesondere „den speciellen Fleiß auf Hervorbringung eines schönen, gleichförmigen Handgespinnstes unseres Flachses zu richten, unsere auf natürlichem Wege erzeugte, glatte, kühlende, Gesundheit befördernde Leinwand nach innen und außen wieder geltend zu machen.“ Man möchte dem Verf. hierin um so mehr Recht geben, als auch in den letzten Tagen nach den bekannten beklagenswerthen Vorfällen in Schlessen die Vorzüge des Handgespinnst vor dem Maschinengespinnst, besonders die größere Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit des erstern vielfältig behauptet worden. „Wahrlich“, sagt der Verf., „es liegt nur an unserer Trägheit und Unbeholfenheit, daß ein Manufact, wie unsere natürliche Leinwand, nicht auf allen Märkten der Welt in Schätzung steht und gesucht wird. Bei etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Herstellung eines guten Handgespinnstes, würde dies auf eine Höhe der Vollkommenheit zu bringen sein, die von keiner Maschine erreicht werden kann, und sicher ist, daß es nur einiger darangesetzter Kapitalien bedarf, um den Menschen ein Erzeugniß solcher Art wieder so zum Bedürfniß zu machen, wie es früher der Fall war, wo Jeder sich arm dünkte, der nicht die gute schlesische Leinwand haben konnte. Es wäre

hohe Zeit daran zu denken: der Menschenhand eine Beschäftigung wieder zu gewinnen, die sich so praktisch und in jeder Hinsicht bewährte, nachdem unser Fabrikenwesen, durch seine Spinnereien, thatsächlich so vielen Händen die Beschäftigung und den selbstständigen Broderwerb entzogen hat.“ Mit gleichem Grunde eifert der Verf. auch gegen die Anwendung der chemischen Schnellbleiche, welche selbst bei der sachverständigsten Behandlung nachtheilig auf die Dauerhaftigkeit des Garns einwirke, „und der schlesischen Leinwand den auswärtigen Credit sehr nehmen half.“ Angesehene Handelshäuser „empfangen“ wie der Verf. mittheilt „ganze große Sendungen Leinwand vom Auslande zurück, die beim Empfange und während dem Auspacken wie Zunder zerriß.“

„Zum Schlusse“, sagt der Verf., „will ich noch des großen Nothstandes der Weber im hiesigen Gebirge Erwähnung thun, der theils aus Mangel an Absatz, theils wohl auch aus der Benützung der Bedrängniß dieser armen Leute Seitens der Kaufleute hervorgeht. . . . Die Leute anweisen: einen andern Broderwerb zu ergreifen, mag da ganz plausibel erscheinen, wo man bei Theorien sich sehr wohl nährt; allein in der nackten Wirklichkeit sieht die Sache doch etwas anders aus. . . .“ Gleichwohl läßt er diese Zumuthung eher noch der Leinweberbevölkerung als den Fabrikarbeitern machen, welche letztere „allgemein in dem Ruße stehen: zu jeder andern Beschäftigung vollkommen untauglich zu sein.“

Zur Unterstützung seiner Behauptung, daß die natürliche Leinwand, das Manufact in Aufnahme gebracht werden müsse weist der Verf. noch auf das Verfahren Friedrich II. hin. „Er selbst trug schlesische Leinwand und gab dadurch den Ton an, welchem Alle folgten. Er unterstützte das natürliche Talent, die fast angeboren zu nennende, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und instinkartig gewordene Fähigkeit zur Leinwandmanufaktur, durch zweckmäßige Einrichtungen und Bestimmungen, so wie auch durch gelegentliche Geldzuschüsse; nicht auf Vervollkommnung durch Maschinen wurde gedacht, sondern auf Vervollkommnung der Fertigkeit der Menschen. Der Weise hatte begriffen, daß wir Deutsche, vermöge unseres eigenwilligen, freiheitsliebenden Carakters, weniger geschickt sind zur fabrikenmäßigen Zusammenwirkung Vieler nach einem Punkt hin, als andere

Nationen, die ihrerseits wiederum uns in unsrer Vervollkommnung der Leistungen des Individuums nicht zu erreichen vermögen. Maschinenarbeit ist überall zu erzielen, es bedarf dazu der wenigsten Nationaltugenden; allein um eine auf natürlichem Wege erzeugte Leinwand herzustellen, dazu bedarf es so mannigfacher durch Herkommen und Neigung hervorgebrachter Eigenschaften, daß aller Maschinenwitz daran scheitern muß.“ Das Maschinenflachsge-spinnt, sagt der Verf., ist theurer, weniger haltbar und wollenartig rauh, und vergleicht es dem künstlichen Honig und Wachs, die man allerdings auch hervorbringen könne; aber man ziehe es dennoch vor, der Biene ihr Handwerk zu belassen.

In der Grafschaft Glas, „wo ehemals alles spann und webte“, glaubte der Verf. insbesondere den schädlichen Einfluß der Fabriken wahrzunehmen. Er bemerkt, wie ehemals der Grundbesitzer um zur rechten Zeit Arbeiter zu haben, die Einwohner-schaft am Flachsbaue und an dessen Ertrag Antheil nehmen lassen mußte; wie die Kunst des guten Handgespinnstes sich von selbst in den Familien fortpflanzte, wie denn auch die Naturbleiche eng mit dem Ganzen verbunden war, so daß bis zum fertigen Stücke Leinwand alle dabei betheiligten Hände auf naturgemäße Weise in einander griffen: „Dagegen fehlt dem Jä-ter, Käufer u. s. w. jetzt im Winter die Beschäftigung durch Entziehung des Spinnens, er ist demnach gezwungen in die Fabriken zu gehen, oder es wird gefaulenzet und gestohlen; kurz die Maschine greift zerstörend in das ganze Getreibe ohne irgend eine Gewährleistung.“ Dabei gehe auch der auf der Naturbleiche beruhende Nahrungsweig durch die sogenannte Firbleiche verloren. Auch will der Verf. keineswegs in der Baumwollenweberei einen Ersatz für die Leinweberei erkennen. Mehrfach erhielt er die Versicherung, daß die Baumwollenweber zur Anfertigung eines guten Stückes Leinwand zu verdrossen seien. „Verdrossen ist der rechte Ausdruck für einen sehr im Zunehmen begriffenen Zustand der arbeitenden Klasse und ich erwarte für die Zukunft nichts Gutes von dieser überhand nehmenden Verdrossenheit. Höchst merkwürdig war mir die Bemerkung einiger unterrichteten Personen in der Grafschaft Glas, daß sich das weibliche Geschlecht minder diebisch zeige, als das männliche;

dies deutet auf höchst bedenkliche Entartung!“ Wie schon früher im Verfolge der Schrift, so tadelt der Verf. auch noch am Schlusse die Begünstigung, welche das Gouvernement den Fabriketablissemens zuwendet, und findet dieß sogar „in der zögernden fast hemmenden Theilnahme an Einrichtungen, welche zur Begünstigung der Manufacturen aufstauen und nothwendig werden“ sichtbar. Immer ist es jedoch hauptsächlich eine sehr fördernde diplomatische Unterstützung des Handelsverkehrs, welche er von dem Gouvernement hoffen zu können, erwarten und fordern zu müssen glaubt.

Zwei Momente dieser kleinen Schrift von Treumund Welp sind es vorzüglich, welche nicht nur wegen ihrer Wichtigkeit für die speciellen hier in Rede stehenden Verhältnisse der schlesischen Bevölkerung, sondern zum Theil auch ihrer umfassenden und tiefen Beziehungen wegen, selbst in weitem Kreisen der Gebildeten die größte Aufmerksamkeit und die ausgedehnteste Würdigung in Anspruch nehmen: die Darlegung des sittlichen Verfalls der bei der Leinenfabrikation theilgenommenen schlesischen Bevölkerung und die drängende Hinweisung auf Benützung des Eigenthümlichen, hier der eigenthümlichen Befähigung zum Leinen-Manufact. Mit dem erstern giebt der Verf., ohne daß er es beabsichtigen konnte, wenn er auch nicht ganz ohne Vorahnung gewesen zu sein scheint, einen furchtbaren Aufschluß über die später erfolgten verbrecherischen Vorgänge in Peterswaldau und Langenbielau. Es erscheint nun gerade jetzt dieser Aufschluß um so zuverlässiger, als so eben die zuerst in der schlesischen Zeitung veröffentlichten und aus dieser in die Preuß. Allgem. Zeitung *N<sup>o</sup> 189.* (9. Juli) übergegangene Erklärung der königl. Regierung zu Breslau, ein Ergebnis der gepflogenen amtlichen Untersuchung, bekannt wird, welche die Mittheilung enthält, daß „ein allgemeiner Nothstand sich bei den Webern jener Gegend keinesweges eingefunden; es fehlte ihnen im Ganzen nicht an Arbeit, und ihr Lohn reichte zur Bestreitung ihrer nothwendigsten Lebensbedürfnisse aus. Insbesondere fanden fleißige und geschickte Weber bei gutem Betragen und Sparsamkeit stets ihren Lebensunterhalt. Auch konnten Tagelöhner bei ländlichen Beschäftigungen in der Regel Verdienst finden. Die Hauptbeschäftigten sind größtentheils Menschen, die im Rufe der Lüderlich-

keit standen.“ Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Menschen von lächerlichem Rufe nicht allein die schändlichen Angriffe unternahmen, sondern unter der übrigen Bevölkerung einen bedeutenden Anhang gefunden haben mußten. Wie sie ihn finden konnten erklärt die bezeichnete Darlegung Welp's in der That ganz genügend. Aber mit „einer gewissen Cultur der Zeit“ ist, wie schon oben bemerkt worden, die sittliche Verderbtheit selbst wenn man an den „städtischen Puz“ u. dgl. denkt, kaum in dem oberflächlichsten Zusammenhange, und was W. nachher zur nähern Begründung des „Anlagestandes“ der Fabriken beibringt, betrifft, wie der Ersatz der Handarbeit durch Maschinen; einen vorerst mechanischen und rein materiellen Einfluß, der seiner Natur, wenn auch nicht seinen Folgen nach, aller geistigen Cultur fern liegt. Die Fabriken jedoch, oder genauer, die Fabriksbesitzer wegen dieses mechanischen Einflusses in „Anlagestand“ versetzen, und deshalb das Recht ihres Bestehens in Frage stellen, könnte nur im entschiedenen Widerspruch gegen die Grundbedingungen aller Civilisation geschehen.

Es muß als ein eben so ursprüngliches wie einfaches Grundgesetz für die irdische Existenz des Menschen anerkannt werden, daß ihm die ihn umgebende Natur und ihre Kräfte, so weit er diesen ganzen reichen tief verborgenen Schatz im Laufe der Jahrtausende zu heben vermag, zur Benutzung für seine Bedürfnisse, für seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse zur Erreichung seiner hohen Bestimmung, im ausgedehntesten Umfange, anheim gegeben ist. Wie der mechanische und materielle Fortschritt, der Fortschritt in der Benutzung der Natur, die Bedingung des geistigen, wie die äußere Cultur Bedingung der innern intellectuellen und sittlich-religiösen ist, lehrt die Geschichte der Völker und der Menschheit auf jedem ihrer Blätter. Keine Consequenz dieses Grundgesetzes kann geleugnet und vorenthalten werden, ohne daß zugleich dieses selbst mit der wachsenden menschlichen Cultur, die darauf beruht, in Frage gestellt würde. Der Fortschritt ist eine ihrem tiefsten Grunde nach vernünftige Nothwendigkeit, ist göttliches und menschliches Gebot, gewiß auch dann, wenn man selbst und zunächst das Opfer desselben würde; sonst hat der Erste, der es unternahm, an die Stelle des steinernen Messers eines von Erz oder von Eisen zu setzen, und so die Kunst Solcher, welche mit

vorzüglicher Begabung die feineren Messer anfertigten, nutzlos machte, dem Wesen nach, gewiß kein geringeres Attentat an seiner nächsten und fernern bei der neuen Erfindung betheiligten Umgebung begangen, als Gutenberg und Watt, als die Erfinder in der Weberei von Kay, dem Erfinder des Weberschiffes (1738) bis auf Strutt, den Errichter der Mule-Jenny (1790), die sich ohne Hilfe des Arbeiters bewegte und bis auf Arkwright, von dem man sagt, daß er in der Industrie eben so sehr eine neue Epoche begründete, wie Gutenberg in Wissenschaft und Kunst. Es ist im Ganzen mit dem Einfluß der Maschinen in der Fabrikation wenig anders als in der alten Zeit mit den mannigfachen Umständen, welche Auswanderungen veranlaßten, und die Stiftung von Colonieen zur Folge haben sollten, wenn eine Menschenmenge höherem Rathschluß zufolge die eingewohnte, behagliche Richtung verlassen muß, um eine neue, kaum noch in den schwächsten Linien erkennbare, anzubahnen. Eine Erfindung ist ein weltgeschichtliches Verhängniß, das man zu ehren, anzuerkennen und zu benutzen, aber auch in seinen störenden und theilweise betrübenden Folgen zu mildern hat. (Es mag hier auf eine etwa im Jahre 1833 in deutscher Uebersetzung erschienene Schrift des ehemaligen Lordkanzlers Brougham aufmerksam gemacht werden, die in der bekannten, geistvollen populären Weise des so ausgezeichneten hohen Staatsmannes, „über den Einfluß der Maschinen“ die damals (im Jahre 1831) in dieser Beziehung etwas aufgeregte englische Bevölkerung zu beruhigen suchte, und jetzt auch in Deutschland in passenden Auszügen vielleicht gute Dienste thun würde). Den Erfindungen in der Mechanik, Physik und andern technischen Wissenschaften verdankt England den völligen Umschwung seiner materiellen und selbst sittlichen Verhältnisse, namentlich seinen gegenwärtigen Wohlstand und Reichthum, seine Superiorität in außereuropäischen Ländern, und auf überseeischen Märkten. Erfindungen sind Erziehungsmittel der Vorsehung für die Staaten, was scheinbare Unfälle im engen Kreise des Einzelnen sind. Mit Widerstreben wird die neue Bahn betreten; aber wer es hartnäckig verweigert, der — bleibt zurück, verlassen und der Verkümmern preis gegeben, und es rächt sich an ihm die Auflehnung gegen ein Weltgesetz. —

Mit Unrecht beschuldigt W. ferner die Fabrikanten wegen ausgedehnter Anwendung der Maschinen, auch der Gewinnsucht und des rücksichtslosen Egoismus, wie denn überhaupt seine Stimmung in dieser Schrift in Bezug auf die Fabrikbesitzer nicht die unbefangenste und allerdings von dem Vorwurf aufgeregt wie sie ist, auch aufregend zu wirken, vielleicht nicht freigesprochen werden kann. Das Allgemeine ist höher als das Einzelne, es ist das Gesetz, in gewissem Sinne die Idee des Einzelnen. Jede einzelne That und Bestrebung gehört der allgemeinen Richtung an, die sie unter sich begreift und der sie untergeordnet ist. Die Hauptarten und Hauptrichtungen menschlicher Thätigkeit stellen sich als eben so viele Weltgesetze des Völker- und Menschheitslebens dar. Die Reihe menschlicher Productionen auf diesen Richtungen ist der Ausdruck für die Erfüllung jener Weltgesetze. Das Individuum trägt mit seinen einzelnen Bestrebungen und Thaten zu dieser Erfüllung, zur Erfüllung eines durch eine höhere Ordnung gesetzten Weltzweckes bei. So ist z. B. der Handel, die weiteste Verbreitung der Natur- und Kunstzeugnisse, die angemessenste und leichteste (mithin auch wohlfeilste) Vermittelung des Besitzes derselben für die Nahen und Fernen eine solche Richtung, ein solches Weltgesetz, ein solcher Weltzweck. Mit seiner einzelnen That und Bestrebung gehört somit auch das Individuum der allgemeinen höhern Richtung an; die einzelne That ist des einzelnen Menschen, die Richtung ist Gemeingut Mehrerer, Aller, der Menschheit. Die Richtung ist für das Individuum das Gesetz der Gesamtheit; die einzelne That, die einzelne Bestrebung schuldet das Individuum der Richtung, der Gesamtheit, der Menschheit, und darf sie ihr nicht vorenthalten. Auf jeder Bahn menschlicher Thätigkeit ist die einzelne Bestrebung des Individuums die es mithin der Richtung schuldet, ganz unabhängig von seinen speciellern Absichten damit, jedenfalls im Dienste höherer Zwecke, derjenigen Zwecke, die bereits über die Absichten des Einzelnen hinaus liegen und eben das Ziel der Richtung sind. Das Interesse der Richtung ist zugleich, wenn auch unbewußt, das Interesse der einzelnen Bestrebung und wird mit dieser zugleich ohne Berechtigung aufgeopfert, und umgekehrt, wird mit dem Interesse der einzelnen Bestrebung zugleich das Interesse der Richtung gefördert.

Die Richtung ist mithin für den Einzelnen eine Macht, der er mit seinen Kräften untergeordnet ist, und eben diese Beziehung ist es aber auch, durch welche seine einzelne That und Bestrebung, einen über den speciellen, bloß egoistischen Charakter hinaus liegende höhere Bedeutung hat, und so gleichsam der niedern Sphäre der im engsten und gemeinsten Kreise eigennützigem Thätigkeit entrückt ist, daher auch nicht mehr bloß als Ausdruck und Product des Eigennuzes beurtheilt werden darf. In jedem einzelnen nicht ungeseligen Falle dieser Art entspricht das Individuum der Forderung eines höhern Gesetzes, der höhern Richtung. Die Forderung der Richtung vernimmt der Einzelne nur in der Stimme des eignen Vortheils, und dient dann mit der ausgedehntesten Benutzung seiner Kräfte innerhalb der ihm sonst gesetzten Gränzen wie seinem Vortheile, so der Richtung, der er mit seinen Bestrebungen angehört. Der Kaufmann, der einen zweiten Laden eröffnet, oder seinen bisherigen Handelsartikeln andere anreicht, der Fabrikant der ein zweites Fabriksetablissement errichtet, würde es nicht thun, wenn er nicht Gewinn hoffte; aber daß er dieser Rücksicht und Aussicht auf Gewinn mit seinen Bestrebungen nachkommt, stellt sich in Bezug auf die allgemeine Richtung, der diese Bestrebung angehört, als eine Pflicht dar. Der Unternehmungsgeist des Kaufmanns, des Fabrikanten, ist wie der Erfindungsgeist des Mechanikers, wie der Scharfsinn des Gelehrten Werkzeug einer höhern Ordnung der Dinge. Wie hingegen Jeder zu Gunsten Anderer aus wohlwollenden Rücksichten auf den eigenen Vortheil verzichten kann, so bleibt es natürlich auch dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, der, wie gesagt, die Forderung der Richtung nur in der Stimme des eignen Vortheils vernimmt (nicht erkennt), völlig unbenommen, zu Gunsten Anderer, aus rücksichtsvoller Schonung für sie, auf manche Ausbreitung seiner Wirksamkeit großmüthig zu verzichten. Eine vielleicht näher liegende Bezeichnung für die „Richtung“ ist der „Beruf“. Wie nun die Richtung oder der Beruf das Individuum mit seinen Kräften sich unterordnet, zeigt sich in gewissen Fällen mit besonderer Entschiedenheit. So z. B. bei der Tapferkeit, die sogar dem Todschlag eine Weihe giebt, und in den Zeiten, wo sie zu ganz besonderer Geltung kam, selbst bei ihrer so eigentlich tödtlichen Wirksamkeit, als selbststän-

dige, für sich genügende Richtung eines Menschen (des Ritters), als Beruf sich darstellen konnte. So ist es denn selbst des humansten Fabrikanten „Beruf“, die ihm eigenthümlichen Geld- und sonstigen Kräfte, wenn er dazu geneigt ist, und seine Rechnung dabei zu finden glaubt, für Erweiterung seines Geschäftsverkehrs anzuwenden, und die bitteren Ausfälle W's in dieser Beziehung dürften sich nicht leicht rechtfertigen lassen.

Um so gegründeter ist dagegen die Forderung W's dem Leinen-Manufact wieder Geltung zu verschaffen. Was nun das Garn betrifft, so ist freilich wie auch von W., die geringere Haltbarkeit des Maschinenflachsgarns auch in den letzten Tagen wiederholt behauptet worden; aber eine so eben in der Preuß. Allg. Zeitung *Nr* 189. 9. Juli veröffentlichte Erklärung Seitens der Flachsgarn-Maschinen-Spinnerei zu Landschut und Erdmannsdorf versichert, daß nach Versuchen mit den zuverlässigsten Instrumenten angestellt, dem Handgarn von der besten Qualität nur  $\frac{2}{3}$  Haltbarkeit des Maschinengarns aus der Landschut-Erdmannsdorfer Spinnerei von demselben Material beigemessen werden konnte. Gleichwohl verbleiben einer jeden Gattung ihre eigenthümlichen Vorzüge, und wie immer das Streben dem Eigenthümlichen, was man bietet Geltung zu verschaffen, entschieden Vorzug vor dem der Nachahmung hat, so verdienen auch hier die Mahnungen und Forderungen Welp's die volle Aufmerksamkeit aller Derer, welche durch Befähigung und Stellung dazu berufen sind, in den so beklagenswerthen Verhältnissen der bei der schlesischen Leinen-Fabrikation beteiligten schlesischen Bevölkerung Abhülfe zu gewähren.

So wenig es hier in Abrede gestellt werden soll, daß die Fabriken nach der Darlegung der Verhältnisse vom Verf. die nächste Veranlassung zur Sittenverderbniß bei der früher mit der Leinenbereitung beschäftigten schlesischen Bevölkerung geworden, so sind sie doch keineswegs wie der Verf. es darzustellen sucht, für die Ursache derselben zu halten. Wenn die Fabrik-Industrie auf dem Wege ihrer eigenthümlichen Entwicklung fortschreitend, Arbeitern ihren bisherigen Nahrungszweig entzieht, so ist sie darum noch nicht dafür verantwortlich zu machen wenn jene Arbeiter dann, wie der Verf. klagt faulenzten, stehlen, sich dem Kartenspiel, dem Trunk ergeben u. s. w. Es würde dieses

eine trostlose materielle und deterministische Ansicht von der geistigen Natur des Menschen voraussetzen, die sehr schlecht zu dem Vertrauen paßt, welches man in die sittliche und religiöse Bildung, in den Volksunterricht, nicht mit Unrecht zu setzen gewohnt ist. Oder wäre in der That der Mensch so wenig zu sittlichem Halt, zu moralischer Gesinnung und Gesittung, zur Scheu vor dem Laster und vor der Verworfenheit von Natur befähigt, daß er nur durch Wohlleben und Behaglichkeit von dem Schlechten abgehalten werden könnte? Gewiß nicht! Und auch hier muß es auf das Entschiedenste geläugnet werden, daß der Weg von dem längst gewohnten Nahrungszweig hinweg nur zu dem Pfuhl aller Abscheulichkeiten führen müsse. Man kann dem Mann aus dem Volke so wenig wie dem aus höherem Stande erlassen, dem Mißgeschick mit sittlicher Tapferkeit, mit dem festen Muth der moralischen Tüchtigkeit und mit dem Vertrauen auf das Gute und Rechte zu begegnen.

So wie aber mit der sittlichen und religiösen Bildung schon früh angefangen werden muß, so ist deren Fortsetzung auch die Aufgabe der ganzen übrigen Lebenszeit. Aber alle Bestrebung und Wirksamkeit in diesem Punkte ist für das Volk mit der Schule und der Confirmation, wenn man von der sonntägigen Predigt absteht, zu Ende. Was in höhern Ständen durch Lecture, Kunstgenuß, Umgang mit Gebildeten, welche allein auf geistigem Gebiete ihre Heimath, die Werkstätte und das Ziel ihres Lebens haben, geleistet wird, davon findet sich bis jetzt unter dem Volke so viel wie gar nichts. Das Volk überkommt in den reiferen Jahren von der Cultur, die ihn umgiebt (und damit trifft allerdings die obige Bemerkung des Verf. zusammen) nichts als die Schlacken derselben, die jetzt namentlich excessive Genußsucht, ohne durch die feine „Sitte“ und den verknöcherten „Anstand“ wenigstens gegen äußere Zügellosigkeit geschützt zu sein, oder wie dieß doch in bessern Kreisen geschieht, durch höhere Bildungsmittel diejenige sittliche Macht und Festigkeit in sich zu erzeugen, welche allein gegen das Versinken in rohe, thierische Gemeinheit mit Sicherheit zu schützen vermag. Auch dürfte vielleicht nicht ganz geläugnet werden, daß bei der zunehmenden Aufklärung im Volke die Glaubensstiefe, die Innigkeit und Innerlichkeit, und überhaupt der tiefere Bezug zu den geistigen Mächten abgenom-

men hat. Wenigstens hat die Verstandesbildung schon durch den jetzt weit umfassendern Kenntnißkreis für das Berufsgeschäft (des im Allgemeinen so vorragenden Materialismus der Gesinnung nicht zu gedenken) ein bedeutendes Uebergewicht über die Gemüthsbildung erlangt. Die gelockerten Familienbände hat man nicht bloß bei den schlesischen Webern, wie der Verf. meint, zu beklagen; es geht dieß aus der jetzt mehr universellen Richtung des Einzelnen hervor und hat dann allerdings im Volke jene Uebel der Vereinzlung zur Folge, welchen in höhern Kreisen in Vereinen für Bildungszwecke auf mannigfache Weise begegnet wird. Mit einem Worte: Es fehlt dem Volke gegen sittliche Entartung der Schutz der Bildung. Soll das Volk nicht, wie dieß leider in den letzten Tagen nicht selten vorgekommen, bei jedem Anlaß die ursprüngliche Rohheit und Wildheit herauskehren, und zugleich die Ausartung der menschlichen Natur unter dem Einflusse einer verabscheuungswerthen Frivolität bezeugen, so müssen ihm die Wohlthaten der Bildung in ähnlicher und seinem Kreise angemessener Weise, wie es unter den höhern Ständen geschieht, zugewendet werden; es muß eine eigentliche Volksbildung den Faden da aufnehmen, wo ihn die Schulbildung fallen läßt.

Da es hierbei vorzugsweise auf Gemüthsbildung abgesehen sein muß, so darf hier die gegenwärtig leider noch nicht überflüssige Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß in jeder Weise und wo immer es gegeben ist, Liebe im Volke genährt werden müsse, und daß jede Förderung der Lieblosigkeit, jede Aufregung zur feindseligen Gesinnung und That gegen irgend einen Stand, gegen irgend eine Religionsgenossenschaft, in jedem besondern Falle, als ein Angriff auf die Volkswohlfahrt im ausgedehntesten Sinne und von unberechenbaren Folgen, anzusehen ist. Was eine freche etwa noch dazu von „gebildetem“ Höbel aufregte Nothe heute gegen Juden beginnt, setzt sie morgen bei dem geringsten Anlasse gegen Christen fort, und was heute die Vorsepiegelung eines religiösen Interesses in Gesecke und anderwärts leistet, dieselben Dienste thut morgen, ohne daß man dann noch besonders wählerisch wäre, ein Bieraufschlag in München oder die bittere Enttäuschung über einen vergeblich erwarteten Zapfenstreich in Breslau. Jedes Zaudern und Weigern der Volks-

menge, auf obrigkeitlichen Befehl auseinander zu gehen, ist eine Aufkündigung des Gehorsams, ist eine Auflehnung gegen die Staatsgewalt, ist eine Uebung im Ungehorsam und ungesetzlichen Widerstand, die Veranlassung dazu mögen angegriffene Juden oder Christen sein. Ob der Steinwurf eines Nuchlosen den Soldaten, der hier im Namen der Staatsgewalt zu schützen und zu vertheidigen hat, zunächst wegen Juden oder Christen trifft, ist der moralischen wie der physischen Wirkung nach ganz dasselbe, und diejenigen, welche in Bezug auf eine Religionsgenossenschaft durch gehässige Aeußerungen und Thaten jedweder Art, wo immer und wie immer, in socialen oder bürgerlichen Verhältnissen, in der Schule, oder in der Gesellschaft und in der Rathversammlung, im einfachen Volksblatte, oder im umfangreichen Werke, der Lieblosigkeit und Feindseligkeit Nahrung giebt, der mag zusehen, wie er dieß — nicht mit seinem Gewissen, mit seiner „Humanität“, mit seiner christlichen Liebe, mit seiner Gluth für das Ideale im Leben &c. &c. — nein, wie er es mit seinem Patriotismus, mit seiner Bürgerpflicht und Bürgerehre in Einklang zu bringen vermag. Ein Aufsatz in der Königsb. Allgem. Zeitung *N* 151. Beil. „Die Unruhen in den Kattunfabriken zu Prag“ schließt mit folgenden Worten: „In allen jenen unglückseligen Verirrungen der Menge spiegelt sich das Mangel- und Lückenhafte der gegenwärtigen Volksbildung ab. Aber nicht Schulunterricht, nicht Schulbildung ist es welche fehlt, sondern diejenige Bildung des öffentlichen Geistes und der öffentlichen Meinung, welche jeder Nothheit der Gesinnung und der That das Schandmal der Verwerfung und Ausstoßung ausdrückt, welche alle Klassen der Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und des Glaubensbekenntnisses mit dem Einen gemeinsamen Bande, mit dem Bande der Liebe und ächten Menschlichkeit umschlingt, mit Einem Gefühl erfüllt und durchdringt: mit dem Stolz der Gesittung.“

Die so eben eingegangene Kunde von den Ereignissen der letzten Tage (8—10. Juli) in Prag mag hier noch folgende Bemerkung rechtfertigen. Wie den socialen Zuständen, wie den Bildungsmomenten so fällt es auch der Gesetzgebung zu, die Liebe und ächte Menschlichkeit im Volke zu nähren, es so zu sagen zur Liebe zu erziehen. Die strafbaren Vorgänge in Prag,

verbunden mit dem Widerstand gegen die schützende Staatsgewalt, sind ziemlich rasch von der Zerstörung der Perrotineen, und von dem ruchlosen Muthwillen gegen die Juden, zur — Insultirung der kaiserlichen Embleme (wie die Zeitungen meldeten) fortgeschritten, ein Ereigniß, das von der ernstesten Bedeutung ist, sprechender vielleicht und bezeichnender als alles, was in der letzten Zeit in Schriften Oesterreich betreffend, über die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der dortigen Zustände vorgebracht worden. Soll das Gesetz nicht bloß äußere Berücksichtigung sondern auch innere Achtung sich sichern können, so muß es vor Allem jeden Schein der Willkühr und einer jeden Vertretung des Rechtes des Stärkern von sich fern halten. Die Ausschließung der Juden von dem Genuß der bürgerlichen Rechte, namentlich wie sie dormalen noch in Oesterreich stattfindet, ist jedenfalls nicht davon freizusprechen, daß sie jenen Schein gar sehr begünstige. Die Gesetzgebung würde heute, selbst der untersten Klasse der Bevölkerung gegenüber, in mehrfache Verlegenheit gerathen, wenn sie die aus früherer Zeit noch jetzt bestehenden Ausschließungsgesetze, besonders was Wohnung, Grundbesitz, Erwerbszweige betrifft, zu motiviren hätte. Es würde dieses kaum geschehen können, ohne daß damit zugleich dem Religionshaß, der Feindseligkeit gegen Andersglaubende und vor allem jenem Recht des Stärkern offen das Wort geredet würde. Ueberall wo in solchen Verhältnissen Juden unter der christlichen Bevölkerung leben, repräsentiren sie für diese eine Anomalie des Gesetzes, eine Abweichung der natürlichen gesetzlichen Gleichheit und des gesetzlichen Sinnes, — die Willkühr und das Recht des Stärkern. Die bürgerliche Gleichstellung der Juden erscheint demnach jetzt als eine Forderung der innern Politik, von Gründen unterstützt, die den ernstesten und bedeutungsvollsten Thatsachen der letzten Zeit entnommen sind. Oesterreich, das hinter dieser strengen, unabweislichen Forderung der innern Politik gegenwärtig weit mehr noch als fast alle christlich-europäische Staaten (wenn man etwa von Rußland absehen muß) und von allen christlich-europäischen Großmächten, wenn Preußen, was doch wohl bevorsteht, auch noch die letzten Schritte gethan haben wird, fast allein noch zurück ist, Oesterreich, aus den heftigen Stürmen der Zeit groß und stark hervorgegangen mit der angestammten Hochherzigkeit

und dem stets väterlichen Wiederfinne seines erlauchten Herrscherhauses „über alles wenn es nur will“ sollte die Zeichen der Zeit nicht übersehen, und mag mit der bürgerlichen Gleichstellung der Juden eine Maßregel, die den zeitgemäßen Forderungen der Gesetzgebung die erste glänzende, nur zu lange vorenthaltene Genugthuung gewähren, und dem Saatsverband von hunderttausenden Unterthanen, wie noch nie, kräftig und innig das Siegel der Liebe aufdrücken wird, der dringendsten Mahnung des inhaltsvollen Augenblicks Gehör geben.

Der kolossale Fabriksbetrieb in England hat auch jene moralische Verderbniß der Fabriksarbeiter nach colossalem Maßstabe zur Folge gehabt, und es liegt die Vermuthung nicht zu fern daß eben auch wiederum in England sich zuerst und zunächst die Anfänge zur Linderung und Abhülfe zeigen werden. Und in der That trägt auch diese Vermuthung nicht so ganz. In Manchester, dem Hauptstizze der demoralisirten industriellen Bevölkerung Englands, „haben die Arbeiter seit einigen Jahren mit Hülfe der Fabrikherrn Vereinigungen unter einander gegründet, Bibliotheken angekauft, und selbst Lehrer bezahlt, die sie in Geschichte, Physik und Chemie unterrichten sollten. „Leider werden diese ehrenvollen Schutzmittel gegen die Unwissenheit und Langeweile erst von wenigen benutzt. Man zählt noch nicht mehr als höchstens sechs solcher Ressourcen. Die Schenke bleibt für die englischen Arbeiter, was der Markt im Alterthume für das Volk war. Dort versammeln sie sich und besprechen ihre Interessen. Alle Verbindungen zu vorübergehenden Zwecken, alle permanenten Vereine halten dort ihre Sitzungen.“ (Magazin f. Lit. d. Ausl. nach der Revue des Deux Mondes). Aber eben diese Versammlungen der englischen Arbeiter, zeugen zuweilen namentlich bei den nicht seltenen Rednern in derselben, um aus dem zu schließen, was hier und dort darüber mitgetheilt worden, von einer Umsicht und Klarheit der Anschauung und des Urtheils über die industriellen Verhältnisse und deren öffentlichen, socialen Beziehungen, von einer sittlichen Kraft und Selbstbeherrschung, von einer Festigkeit des in seiner eigenthümlichen Sphäre vollkommen durchgebildeten Charakters, von einem Gedankenreichtum endlich und einer Macht des einfachen energievollen Ausdrucks, und als Gesammtheit schon durch den tief

ergreifenden Ernst der in ihnen herrscht von einer geistigen Mündigkeit und Reife wie sie den schönsten und bedeutungsvollsten Ergebnissen der Bildung beigezählt werden darf. Die blinde Zerstörungswuth und den schamlosen Vandalismus haben diese Arbeiter natürlich bereits längst hinter sich. Auch in Schlesien waren übrigens gerade die hartbedrängten Leinweber — und man darf dieses nicht verschweigen — nicht bei den frevelhaften Verwüstungen betheiliget). Der merkwürdigste und folgenreichste Umschwung in diesen Verhältnissen hat bei den Irländern unter der Fabriksbevölkerung in Manchester, Vater Mathew, unterstützt von der katholischen Geistlichkeit, hervorgerufen. „Am Sonntag den 22. Juli 1843 legten 20,000 von ihnen das Gelübde ab, sich des Branntweins zu enthalten. Noch vor wenigen Jahren bildeten die irländischen Arbeiter die verworfenste Klasse der Bevölkerung...“ Derselbe französische Berichterstatter sagt in Bezug auf den Fabriksort Leeds: „Im Allgemeinen muß man in Bezug auf den moralischen Zustand die Arbeiter in zwei Klassen theilen. Die eine besteht aus den regelmäßig beschäftigten Individuen, die sich im Ganzen ehrenwerth betragen, sich mit ihrem Schicksal begnügen und gleich ihren Maschinen einen einförmigen Lebenslauf führen vom ersten Januar bis zum letzten December. . . . Die zweite Klasse von Arbeitern sind diejenigen, welche erst, wenn die Fabriken sehr viele Aufträge haben, Beschäftigung finden und in den Tag hinein leben. Diese sind es, welche die Gefängnisse und Armenhäuser füllen . . .“.

Die hier zu Grunde gelegte und besprochene Broschüre von Treumund Welp erfuhr eine Entgegnung von H. Fahn: „Beleuchtung der Schrift über den Einfluß der Fabriken und Manufacturen in Schlesien von Treumund Welp. 2c. 2c.“ (Der Ertrag ist zum Besten der armen schlesischen Weber bestimmt.) 1844. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn. Der Verf. ist geneigt für die Demoralisation der Fabriksarbeiter andere Quellen aufzusuchen als W., namentlich sie in die nach seiner Meinung fehlerhaften politischen Institution zu verlegen. Er beginnt mit einer „Begriffserläuterung über Industrie und Handel“, möchte dann gezeigt haben, daß zur Vertretung der materiellen Interessen des Volkes „das Volksinteresse . . . — also die Politik des Interesses die Grundlage,

dann aber diejenige der Prinzipien erst Folge der Vortgen bei der Staatsverwaltung“ sein müsse, und darin, nicht allein darauf, daß sie eine geregelte Staatsverwaltung besäßen, die Macht und der Einfluß der Staaten beruhe. Raum bedarf es noch der bloßen Hinweisung auf die eben berührten Verhältnisse in England, um das völlig Grundlose der vom Verf. vorgebrachten Beschuldigungen einzusehen, auch wenn nicht Phrasen, wie die in Bezug auf den preussischen Landbewohner: „er entbehrt noch heute jener Menschenrechte, aus denen Bürgerrechte, und Bürgertugenden entsprossen.“ die kleine Schrift nach ihrer Richtung, ihrem Inhalt und Werthe charakterisirten.

Ein „zweiter Brief“ von Welp: „über den Einfluß 2c. 2c. Polemisches.“ Leipzig 1844. in Commission des literarischen Museums beschäftigt sich größern Theils mit der materiellen Seite des Gegenstandes, enthält aus vertrauter Hand den Aufsatz eines Mannes von Fach über die Leinwandverhältnisse Schlesiens, mit Rathschlägen zur Hebung der schlesischen Leinenindustrie. Das „Polemische“ bezieht sich auf Maßregeln großer dort namhaft gemachter Fabrikanten, auf einige Personalien und einzelne Vorfälle den Sittenzustand der Fabrikarbeiter und Aehnliches betreffend. Auch diese Veröffentlichung des Verf. mit vielen treffenden Bemerkungen und guten Vorschlägen (übrigens verlangt auch er „eine völlige Reform des Landgemeindefensens“) über den in Rede stehenden Gegenstand ist von nicht unerheblichem Interesse.

Zum ersten Mal haben sich jetzt in Deutschland die Mißstände einer, bei dem, auf Verwendung der Maschinen beruhenden Fabriksbetrieb theiligten Bevölkerung herausgestellt, und die theilnehmende, volle Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich gelenkt. Hoffentlich wird der ernste und kräftige deutsche Sinn auch hier bald (was namentlich die materielle Seite betrifft, und wobei allerdings zunächst an die vielfach angeregte „Organisation der Arbeit“ zu denken ist) mit Klarheit und Nachdruck das allein Richtige und Würdige erfassen, und ein tiefes, reiches Gemüth mit ächter Aufklärung gepaart, frei von dem entstellenden Rost veralteter, roher, Haß athmender Vorurtheile, überall und für Alle Liebe und Eintracht hegend, wird freudig und stark, groß und siegreich den unvermeidlichen Kampf mit den gigantischen Mächten im Dienste des menschlichen Erfindungsgeistes zu bestehen wissen.

## Der Verein zur Versorgung entlassener Sträflinge und verwahrloster Kinder in dem Kreise Insterburg.

Von S. Jablonowski.

(Schluß.)

Zuvörderst kann als ausgemachte Wahrheit gesagt werden, daß es hier Nientanden mehr einfällt, das Wirken des Vereins anzugreifen, und gar als verderblich darzustellen, wie dies anfangs der Fall war. Je mehr sich nämlich die öffentliche Aufmerksamkeit der Thätigkeit des Vereines zugewendet hat, um so mehr ist auch die Ansicht geschwunden, daß sein Streben auf etwas doch Vergebliches gerichtet sei. Man hat sich überzeugt, daß hier allerdings das sicherste Mittel geboten sei, die Gesellschaft und in ihr sich selbst vor den Angriffen ihrer verderbten Glieder zu schützen, und durch Trennung oder doch Erschwerung der Verbindung solches, dem Verbrecher seine Gewalt und somit einen großen Theil seiner Gefährlichkeit zu nehmen. In eben dem Maße hat denn auch die Scheu sich verloren, Observaten oder sonstige Pfleglinge des Vereines in Dienst und Lehre zu nehmen.

Während es im vorigen Jahre noch schwierig war, ihnen jederzeit ein passendes Unterkommen zu verschaffen, gehen jetzt zahlreiche Anfragen nach dergleichen Subjekten beim Vorstande ein, so daß für sie bereits öfters unter mehreren Stellen gewählt werden konnte. Sogar mehrmals rückfällige Verbrecher haben auf diese Weise untergebracht werden können, und auch solche, welche nach Verbüßung ihrer Strafe noch zur Detention in Lapiau bestimmt waren, haben dorthin nicht abgeführt werden dürfen, weil der Verein ihnen ein passendes Unterkommen darbieten konnte, und sich ihrer Beaufsichtigung unterzog.

In Folge dieser günstigen Aenderung der öffentlichen Meinung hat denn auch der Verein im Laufe des abgewichenen Jahres an Ausdehnung gewonnen. Die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich jetzt auf 505 Personen von denen 78 der Stadt und 427 dem Lande angehören. Von diesen sind

	aus der Stadt	vom Lande	in Summa
1) wirkende u. zahlende	11	92	103
2) bloß wirkende	22	324	346
3) bloß zahlende	45	11	56
<b>Summa</b>	<b>78</b>	<b>427</b>	<b>505</b>

Im vorigen Jahre beliefen sich diese Zahlen auf resp. 53 und 379, so daß also aus der Stadt 25, und vom Lande 48, in Summa 73 Vereinsmitglieder hinzugekommen sind.

In eben dem Maße haben sich auch die Geldmittel des Vereins vermehrt.

Die wirkliche Einnahme belief sich vom 1. Januar bis ult. Dezember 1843 auf 277 Thlr. 26 Sgr. 2 Pf.

Davon waren

1) Bestände aus dem vorigen Rechnungsjahre . . . . .	18 Thlr. 9 Sgr. 5 Pf.			
2) Bei der Rechnungsrevision ermittelte Reste . . . . .	3 — — —			
3) Eingegangene Reste . . . . .	22 — — —			
4) Beiträge der Vereinsmitglieder für 1843 aus der Stadt . . . . .	54 — 15 — —			
vom Lande . . . . .	31 — 10 — —			
von außerhalb des Kreises . . . . .	3 — — —			
5) Zinsen von dem v. Büntingschen Legate . . . . .	3 — 15 — —			
6) Außerordentliche Geschenke von Wohlthätern . . . . .	137 — 16 — 9 —			
7) Rückerstattungen von Observaten selbst . . . . .	3 — 10 — —			
8) Bei der Kasse deponirte Beiträge pro 1844 . . . . .	1 — 10 — —			

**Summa 277 Thlr. 26 Sgr. 2 Pf.**

Außerdem stehen bei der Kasse noch 46 Thlr. 25 Sgr. in Rest-Einnahme, nämlich 28 Thlr. 15 Sgr. nicht eingezahlte Beiträge und 18 Thlr. welche Pflegebefohlenen des Vereins als Vor-schuß zur Rückerstattung gezahlt sind.

In dieser Nachweisung zieht der bedeutende Betrag der dem Vereine zugestossenen außerordentlichen Geschenke vornehm

lich die Aufmerksamkeit auf sich. Während im vorigen Rechnungsjahre diese Summe sich nur auf 28 Thlr. 23 Sgr. belief, erstreckt sie sich hier auf 137 Thlr. 16 Sgr. 9 Pf.; davon sind 31 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. und zwar 15 Thlr. 1 Sgr. durch die lutherische Kreis-Inspektion, und 16 Thlr. 7 Sgr. 9 Pf. von der reformirten Gemeinde zu Insterburg und Neunischken als Ertrag einer Kirchenkollekte aufgekomen, welche Sr. Majestät durch Allerh. Kabinettsordre vom 11. Juni 1843 Allergnädigst dem Vereine bewilligt hat. —

Die ganze übrige Summe ist aus dem Vereine überwiesenen Pfändungsgeldern, aus dem Ertrage der durch Freunde des Vereins bei vorkommenden Gelegenheiten angestellten Sammlungen und aus Geschenken erwachsen. Mit besonderer Freude hat der Vorstand 10 Sgr. in Empfang genommen, welche von den Schulkindern zu Budwethen für den Verein zusammengelegt sind. Daß sich eben auch der Wohlthätigkeitsinn dem Verein mehr zugewendet hat, kann zum Beweise dienen, daß der Gedanke, auf welchem er ruht, zu größerer Anerkennung gelangt ist, und man sich hier jetzt ein gesegnetes Feld für die Uebung der Bruderliebe eröffnet sieht.

Die Ausgaben des Vereins beliefen sich im Jahre 1843 auf die Totalsumme von 193 Thlr. 12 Sgr. 8 Pf. Hiervon sind auf Unterstützung der Observaten und sonstigen Pflegebefohlenen des Vereins 177 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. verwendet.

Es ist damit die nöthige Bekleidung und Kost verschafft. 21 Thlr. davon sind an die betreffenden Gewerkskassen als Einschreib- und Loßsprechungs-Gebühren gezahlt.

Die zur Wiedererstattung gemachten Vorschüsse beliefen sich nur auf 10 Thlr.

Unvermeidliche extraordinaire Ausgaben, als Druckkosten, Botenlohn und dergl. forderten 5 Thlr. 29 Sgr. 4 Pf.

Die Kasse hat somit in das Rechnungsjahr 1844 einen baaren Bestand von 84 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. und einen Einnahmerückstand von 46 Thlr. 25 Sgr. übernommen. Außerdem besitzt dieselbe das v. Büntingsche Legat von 100 Thlr. in einem Staatsschuldscheine. Endlich ist die ganze oder theilweise Wiedererstattung der oben nachgewiesenen Vorschüsse im Betrage von 10 Thlr. zu erwarten.

Im Laufe des Jahres 1843 sind 140 Individuen vom Verein neu in Obhut genommen, nämlich

im Kirchspiele	vom Vereine unter- gebracht	haben selbst ihren Aufenthalt gewährt und stehen nur un- ter Aufsicht	in Summa	darunter sind		
				a. gestrafte Ver- brecher	b. verwahrloste unmündige	c. Bagabonden, Heimatlose und Bruntenboibe
1. Kulowöben . . . . .	16	6	22	15	3	4
2. Berschallen . . . . .	5	3	8	5	—	3
3. Dibracken . . . . .	3	4	7	5	—	2
4. Georgenburg . . . . .	15	11	26	17	8	1
5. Joblauken . . . . .	11	3	14	7	4	3
6. Insterburg, Stadt . . . . .	9	4	13	7	5	1
7. dito Land . . . . .	4	7	11	8	1	2
8. Norkitten . . . . .	9	7	16	8	5	3
9. Pelleninken . . . . .	3	5	8	7	—	1
10. Puschdorf . . . . .	—	1	1	1	—	—
11. Saalau . . . . .	9	5	14	9	4	1
Summa	84	56	140	89	30	21
Im Jahre 1842 belief sich die Zahl auf . . . . .	50	214	264	223	15	26
Summa summarum	134	270	404	312	45	47

Davon sind:

- |   |    |
|---|----|
| 1) gestorben und verschollen . . . . .            | 11 |
| 2) der Obhut des Vereins als gebesserte entlassen | 52 |
| 3) rückfällige und wieder gestrafte               | 22 |
| 4) aus dem Kreise verzogen . . . . .              | 10 |

Summa 95

von denen 60 der ersten und 35 der zweiten Klasse der Pflege-  
linge des Vereins angehörten, so daß also gegenwärtig die Ge-  
sammtzahl der unter Obhut des Vereines Stehenden sich auf  
309 Personen beläuft, von denen 126 vom Verein untergebracht  
sind und 183 nur beaufsichtigt werden. Unter den ersteren be-  
finden sich 8 junge Leute, welche auf Kosten des Vereins ein  
Handwerk erlernen.

Den Berichten der betreffenden Comités zufolge, ist die  
Führung der Observaten im Allgemeinen zufriedenstellend gewesen.  
Die meisten erkennen das Wohlthätige der für sie getroffenen  
Anordnungen willig an. Beispiele von grober Widersetzlichkeit  
wider dieselben sind selten vorgekommen. Zwei vom Vereine  
untergebrachte Observaten entfernten sich heimlich, von den ihnen

zugewiesenen Dienstherrn, kehrten aber später freiwillig zu denselben zurück.

In Folge des von der vorjährigen General-Versammlung gefaßten Beschlusses hat der Vorstand bei der hohen vorgesetzten Regierung Bestimmungen nachgesucht, durch welche den Gefahren am zweckmäßigsten begegnet werden konnte, die der Jugend der ärmsten Volksklassen aus ihrer Verwendung zum Viehhüten erwachsen. Die hohe Behörde hat den diesfälligen Bericht der Beachtung werth gehalten, und mittels hoher Verfügung vom 16. Juni 1843 folgende Bestimmungen erlassen.

1) Kinder unter zehn Jahren dürfen gar nicht, weder von ihren Eltern zum Hüten des Viehes gebraucht, noch zu diesem Zwecke anderweitig vermietet werden.

2) Die über zehn Jahre alten Kinder dürfen nur dann dazu gebraucht werden, wenn durch eine Bescheinigung des Schulinspektors nachgewiesen ist:

a) daß dieselben lesen können

b) daß sie während des Winters die Schule regelmäßig besuchen haben.

Diese Bestimmungen haben nun zwar im Laufe des vorigen Jahres noch nicht allgemein zur Ausführung kommen können, weil bei ihrem Erscheinen die Hützeit längst begonnen hatte, und ihnen auf eingegangenen Verbindlichkeiten, schon um der daraus erwachsenden Verlegenheiten willen eine rückwirkende Kraft nicht beigelegt werden konnte. Sie verbinden indeß eben so sehr Rücksicht auf das Beste der Jugend, als auf die aus der Armuth hervorgehende Nothwendigkeit, die Kinder frühe schon zur Erwerbung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu verwenden, und ihre allseitige gewissenhafte Beobachtung kann nur segensreiche Folgen haben. Um ihnen übrigens jede Härte zu benehmen hat der Vorstand in Gemäßheit des §. 10. der Statuten einen Theil der ihm zu Gebote stehenden Mittel dazu bestimmt, diejenigen Hindernisse zu beseitigen, welche dem Schulbesuche armer, der Verwahrlosung besonders ausgesetzten Kinder aus dem Mangel an der nöthigen Kleidung und Nahrung erwachsen. Wie sich der Vorstand überhaupt die Aufgabe gestellt hat, nicht bloß durch die Kraft des Vereins zu wirken, sondern auch jede andere, sonst schon vorhandene und verwandten Zwecken

gewidmete Kraft zu beleben, und in den Kreis der Vereinsthätigkeit zu ziehen: so ist denn auch vielfältig auf eine zweckmäßige Verwendung der aus Communal- Armen-Fonds fließenden Unterstützungen eingewirkt. Insbesondere ist es aber den Verwendungen des Vorstandes gelungen, von einer hohen vorgesetzten Regierung eine Verfügung auszuwirken, nach welcher für die Folge die Schulversäumniß-Estrafgelder von der Schulkassen-Verwaltung lediglich dem oben bezeichneten Zwecke, der Hinwegräumung der dem Schulbesuche armer Kinder entgegen tretenden Hindernisse zugewendet werden sollen.

Die Herren Schulinspektoren werden fortan in Gemeinschaft mit den Kirchspiels- und Orts-Comités unter Erwägung des den jedesmaligen Verhältnissen Angemessensten und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel arme Eltern in Stand setzen, ihre Kinder den Bestimmungen der hohen Verfügung vom 16. Juni 1843 gemäß, vor vollendetem zehnten Lebensjahre nicht vermietzen zu dürfen, und sie auch während des Winters zur Schule anhalten zu können. — Der Vereinsvorstand wird zu dem Ende von seinen Geldmitteln alles zur Disposition stellen, was nach Bestreitung der Ausgaben für die eigentliche Observation übrig bleibt, und es nach Verhältniß der aus den einzelnen Kirchspielen einkommenden Beiträge unter diese vertheilen. Wenn dadurch, wie aus den angestellten Ermittlungen hervorgeht, dem Bedürfnisse keinesweges ganz abgeholfen werden kann, so ist doch wenigstens dem Wohlthätigkeitsfinne ein neues und sichere Frucht des Segens verheißendes Feld nachgewiesen und eröffnet, und der Vorstand zweifelt nicht, daß die mit Leitung des Schulwesens betrauten sich an jene nicht vergeblich wenden werden, wenn unsere Mittel nicht zureichen. Als ein sehr erfreuliches Zeichen von der Einwirkung, welche der Verein auf Belebung und Stärkung der Moralität im Allgemeinen übt, glaubt der Vorstand Folgendes hervorheben zu müssen. Es sind demselben im Laufe des verflossenen Jahres von mehreren Seiten, besonders aus den Kirchspielen Aulowönen und Pelleninken Beitritts-Erklärungen von Krug- und Schankbesitzern zugegangen, in denen zugleich die freiwillige Verpflichtung ausgesprochen ist, keinem verwahrloseten, Observaten oder Unmündigen Branntwein reichen, und überhaupt nicht dulden zu wollen, daß Jemand bei

ihnen denselben im Uebermaße genieße. Wenngleich dieser Gegenstand nicht zu denen gehört, auf welche der Verein sein statutenmäßiges Wirken auszudehnen hat, so sind doch die verderblichen Einflüsse, welche der Trunk auf die Sittlichkeit übt, zu groß und augenscheinlich, als daß ein Vorgang, wie der bezeichnete nicht freudig begrüßt und zur Nachahmung dringend empfohlen werden müßte. —

In fortgesetztem Eifer ermunternd, müssen dem Vereine auch die Anregungen zur Errichtung ähnlicher Vereine sein, welche in weitem Kreise von demselben ausgegangen sind. Es sind von allen Seiten her, sogar bis aus Schlesien, an den Vorstand Anfragen über die Organisation des Vereins und Bitten um Mittheilung der Statuten ergangen, und in einer namhaften Zahl von Kreisen unserer Provinz sind Vereine nach dem Muster des unsrigen entweder bereits gebildet, oder doch schon in der Bildung begriffen.

Un Aufmunterung und Anerkennung seines Strebens von Seiten der hohen Behörden, hat es dem Vereine gleichfalls nicht gefehlt, und der Vorstand hält sich verpflichtet, dankbar anzuerkennen, daß von dieser Seite her Alles geschehen sei, um ihm eine immer kräftigere und freiere Entwicklung zu sichern.

Zu der Hoffnung auf eine segensreiche Zukunft berechtigt auch die am 28. März abgehaltene zweite \*) General-Versammlung. Die Zahl der Erschienenen war eben so groß, wie im vergangenen Jahre. Zur Freude der Versammelten und zur Belebung der guten Sache gereichte auch diesmal die Anwesenheit des Herrn Regierungs-Präsident Braun aus Gumbinnen.

Den Jahresbericht, welcher veröffentlicht werden wird, theilte der zeitige Vorsteher Herr Kreissekretair Leo nach einer einleitenden Ansprache der Versammlung mit.

Das Protokoll führte der zeitige Sekretair Strafanstaltsprediger Jablonowski.

Zunächst kamen folgende Propositionen zur Sprache:

- 1) sollte eine Kommission zur Abnahme der Jahresrechnung ernannt,

---

\*) Ueber die erste siehe Preussische Provinzial-Blätter 1843 Juli-Heft.

- 2) von der Generalversammlung für den Vorstand die Bevollmächtigung zur Nachsuchung von Korporationsrechten eingeholt, und
- 3) die im Verlauf der Zeit nothwendig gewordene Veränderung der Statuten zur Beschlußnahme der Versammlung vorgelegt und die hauptsächlichsten, bereits von dem Vorstande zu den einzelnen Paragraphen gemachten Veränderungen, sammt dem Statut der Reihe nach vorgelesen und der Begutachtung der Versammlung anheim gegeben werden.

Was die erste Proposition betrifft, so wurden die Herren Rittergutsbesitzer v. Simpson auf Georgenburg, Grundbesitzer Steinleitner, Krugbesitzer Reinbacher, Seilermeister Gutzeit und Gerbermeister Büchler zur Abnahme der Jahresrechnung von der Versammlung einstimmig gewählt.

In Betreff der zweiten Proposition hat Herr Land- und Stadtgerichts-Direktor Kühnemann, zeitiges Mitglied des Vorstandes, die Nothwendigkeit des Besizes der Korporationsrechte zu erweisen gesucht. Dieselben seien für den Verein deshalb nothwendig, weil erst dann derselbe im Stande sein würde, den Vorstand zu bevollmächtigen, Verträge zu schließen und sonstige Gerechtsame des Vereins wahrzunehmen, während ohne jene Rechte jedes Mitglied persönlich die Angelegenheiten des Vereins vor Gericht zu vertreten gezwungen wäre. Es wurden mehrere Fälle angeführt, in welchen schon gegenwärtig eine solche Vertretung nöthig gewesen und in Zukunft bei erweiterter Thätigkeit des Vereins noch mehr zu erwarten sei. Von mehrern Seiten wurde darauf hingewiesen, daß die Korporationsrechte, ohne daß der Verein Kapitalien oder Grundbesitzungen hätte, nicht gern ertheilt würden. Mit Berücksichtigung jedoch der umfassenden und für die Gegenwart namentlich so bedeutungsvollen Bestrebungen des Vereins, dürfte die Verwilligung von Korporationsrechten wohl zu erwarten sein, jedenfalls aber sei ein Versuch zu machen. Die Versammlung stimmte gleichfalls die Nachsuchung der erwähnten Rechte, dieselbe sollte durch die Königl. Regierung zu Gumbinnen geschehen.

Nunmehr wurde die in der dritten Proposition enthaltene Revision der Statuten vorgenommen, die Nothwendigkeit der Aenderung des alten Statuts motivirt und die Versammlung

zur Prüfung event. Beschlußnahme aufgefordert. Die Versammlung erkannte zwar im Allgemeinen eine Aenderung des alten Statuts an, verwies jedoch jede definitive Beschlußnahme über diesen Gegenstand, da derselbe eine ernste Ueberlegung und Beprüfung vorher erheische, an eine eigens zu diesem Zwecke zu berufende General-Versammlung.

Darauf wurden die einzelnen Paragraphen sammt den Abänderungen der Versammlung vorgelesen. Einzelne Modifikationen in den Abänderungen selbst, wie z. B., daß die Bildung des Vorstandes aus neun und nicht wie vorgeschlagen wurde, aus 8 Mitgliedern bestehen, die Theilnahme der Mitglieder des Kirchspielskomité an den regelmäßigen, jeden Mittwoch nach dem Ersten jedes Monats zu haltenden Sessonen des Vorstandes stattfinden, die Entwerfung von Specialstatuts für die einzelnen Kirchspielsbezirke vorgenommen, ihre Rechnungslegung nicht als besondere Stückrechnung, sondern als Belag zu der Hauptrechnung des Vorstandes betrachtet werden sollte, daß ferner die Mitglieder des Vorstandes anzuhalten seien, die General-Versammlungen wahrzunehmen, wenn sie nicht natürlich durch wichtige Gründe daran gehindert würden, Jahres-Versammlungen der Kirchspielskomitées Behufs der Wahl der Kirchspielskomité-Mitglieder und Abmachung sonstiger wichtiger Berathungen anzuordnen seien u. s. w., wurden sogleich von der Versammlung als wünschenswerth erachtet, jedoch das Einzelne sowohl als das Ganze einer weiteren Durcharbeitung empfohlen. Der Vorschlag einiger K.:E.-Vorsteher den Entwurf des neuen Statuts vorher den Kirchspielskomitées zur Begutachtung vorzulegen, wurde gleichfalls als zweckmäßig erachtet und von der Versammlung angenommen.

Die Frage, ob der Vorstand in derselben Verfassung bleiben solle, wurde bejaht. Und so sind die Herren Kreissekretair Leo zum Vorsteher, Land- und Stadtgerichts-Direktor Kühnemann, Prediger Gillet, Assessor Stein, Rathsherr Schlenther, Bürgermeister Zimmermann, Justizamtmann Lindenau zu beratenden Mitgliedern, Inspektor Wolff zum Rendanten und der Prediger Jablonowski zum Stellvertreter des Vorstehers und Sekretair des Vereins erwählt.

Mehre Köllmer und Bauern machten auf einzelne Uebelstände, die besonders dem guten Geiste, welcher durch des Vereins Wirken immer mehr begründet wird, sehr entgegen seien, aufmerksam. Namentlich wurde auf einzelne Branntweinschänken hingewiesen, auch der wilden Ehen, als etwas dem guten Geiste Widerstrebenden, Erwähnung gethan. Diesen und ähnlichen Anträgen konnte die Versammlung, da sie nicht geradezu in des Vereins Wirksamkeit einschlagen, keine direkte Abhülfe gestatten, dagegen aber ermunterte sie die Mitglieder des Vereins zu einem kräftigen Entgegenwirken gegen dergleichen Uebelstände, darauf hinweisend, daß der Macht des Guten, die Gewalt des Bösen mit der Zeit doch weichen müsse. Schon darin, daß solche Wünsche in Masse geschehen, sei die beste Bürgschaft, daß sie auch im Leben durchdringen werden. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß alle ohne Ausnahme je nach ihren Verhältnissen selbstthätig für Besserwerden wirken und nicht im passiven Verhalten und blindem Vertrauen von Außen irgendwie fertige Hülfe erwarten sollten. Ueberdies sei das Gefühl sich selbst durch eigenes Wollen und Thun seine Zustände geschaffen zu haben, ein süßes und stärkendes, ja der beste Schutz gegen Versinken in Jämmerlichkeit und Ohnmacht.

In diesem Sinne sprach der Vorsteher seine Schlußrede. Auch er forderte auf zum männlichen Handeln und vernünftigen Ordnen eigener Angelegenheiten. Nur wenn in freier Mündigkeit der Einzelne wie Alle ihre nächsten sittlichen und materiellen Interessen wahrnehmen, sei Tugend und Wohlfahrt in allen Beziehungen zu erwarten. Zu beiden zu führen, sei auch dieses Vereins Zweck und Ziel. Unter den Einzelbeziehungen wurde besonders der verwahrlosten Kinder, denen der Verein mit einer großen Aufmerksamkeit schenkt, erwähnt und diese Seite der Vereinsthätigkeit, der Versammlung angelegentlichst an das Herz gelegt.

Zum Schlusse sprach noch der Herr Regierungs-Präsident Braun einige Worte zu der Versammlung. Von Interesse für die Sache geleitet, sei er auch dieses Mal in dieser Versammlung erschienen, um derselben seinen und den Dank der Regierung für ihre rühmliche Thätigkeit zu sagen. Dieser Pflicht entledige er sich um so lieber, als der gute Sinn, welcher auch die:

ses Jahr in dieser zahlreichen Versammlung sich so sichtbar ausspricht, das beste Zeugniß dafür abgebe, daß Alle, die hier erschienen nur wirkliche Liebe für die gute Sache zusammengeführt habe, und daß selbst die mögliche Vermuthung, als habe vielleicht im vergangenen Jahre diesen oder jenen nur die Neugier in die Versammlung geführt, nun nicht mehr Platz greifen könne. Seine im vergangenen Jahre ausgesprochenen Hoffnungen, daß die Idee, auf welcher das Unternehmen ruht, je länger je mehr in das Bewußtsein aller Mitglieder des Vereins treten werde, seien heute bereits Wirklichkeit, aber auch überhaupt müsse er gestehen, daß in demselben Grade als der erste Jahresbericht viele leitende Ideen und schätzbare Gedanken enthalten habe, der diesjährige an Thatfachen und an Erfolgen reich sei und zur Genüge darthue, wie der Verein im verflossenen Jahre an innerer Entwicklung und Ausbildung reichlich gewonnen habe. Diese segensreichen Früchte eines edlen Gemeinnsinns hätten aber auch über die Grenzen dieses Kreises hinaus ihren Einfluß bekundet, indem viele andere Kreise sich zu ähnlichen Bestrebungen angeregt fühlten. Die Kreise Tilsit, Goldapp, Angerburg, Dießau u. m. a. haben sich zu ähnlichem Wirken verbunden und um so gewisser hoffe er übers Jahr der Versammlung mittheilen zu können, daß bereits das ganze hiesige Departement von gleichem Gemeinnsinn erfüllt sei. Der geehrte Redner versicherte die Versammlung des Beifalls der hohen und höchsten Behörden, welche, so viel in ihren Kräften liegt, gerne bereit seien, den Verein in seinem Streben zu unterstützen.

Wo so viel Erfreuliches bereits zu Tage gefördert sei, wie man das hier wahrnehmen könne, da sei man berechtigt, immer Größeres zu erwarten und so hoffe auch er, bauend auf den in dem Vereine waltenden guten Geist, auf eine immer schönere Zukunft desselben. Unter Anwünschung des Segens Gottes wurde die Versammlung entlassen.

So bietet denn also der Rückblick in die Vergangenheit nicht allein nichts Entmuthigendes dar; es verpflichtet derselbe vielmehr zu neuem starken Vertrauen auf die Kraft des dem Guten zugewendeten Willens und zu aufrichtigem Danke gegen Gott, den Schutz und Pfleger alles Guten.

Briefe an Marie  
über den  
**Kontrapunkt.**

Erster Brief.

Du wunderst Dich, liebe Marie, daß ihr einerseits so kunstreiche Kompositionen zu singen bekommt, anderseits jedoch Niemand sich darum kümmert, ob ihr die Worte und die musikalische Behandlung derselben auch versteht. Ich bin Mitglied der Berliner Singakademie gewesen und habe mich damals ebenfalls gewundert. Denn wenn mir auch die Texte keine Noth machten, da sie entweder deutsch oder lateinisch waren, so befand ich mich doch in Ansehung der Musik oft in derselben Verlegenheit, über welche Du klagst. Wir sangen manche Meisterwerke, und zwar nicht bloß vier-, sondern auch achtstimmige, ja sogar eine sechs- und zehnstimmige Messe, und da verschlangen und drängten sich oftmals die Stimmen so wunderbar, daß man glauben konnte, sie kämpften mit einander, würden handgemein und geriethen in Verwirrung. Eine Stimme war auf der Flucht, eine zweite setzte ihr nach, eine dritte schien eine Diversion machen zu wollen, und so dauerte der Kampf mit immer wachsenden Getümmel, aber dennoch unentschieden fort. Denn bald schien der Diskant, gleich schmetternden Trompeten, den Sieg zu verkünden, bald belehrte uns das grobe Geschütz des Basses eines Anderen. Wie jedoch jedes Ding sein Ende hat, so legte sich auch hier allmählich der gewaltige Sturm und Donner der Schlacht, es wurde immer stiller und stiller, und zuletzt schwieg die ganze Versammlung. Diskantistinnen, Altistinnen, Tenore und Bässe standen da, sanft wie die Lämmer, und sahn einander so ruhig an, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

Nun läßt sich Dergleichen allerdings ganz ergeßlich anhören, und es sind darin gewisse Gesetze selbst dem Laien erkennbar; gleichwohl hört er die Glocken doch nur läuten, ohne zu wissen, wo sie hangen. Das ist jedem Wißbegierigen verdrießlich, also

auch Dir, liebe Marie. Und da Du weißt, daß mir durch eigenes Studium einige Kenntniß dieses Gegenstandes erwachsen ist, so soll ich Dir von diesem Gewächse einen Ableger machen. Deine Wißbegierde freut mich natürlich, und Dem Vertrauen schmeichelt mir. Also werde ich einwilligen! nicht wahr? — Die Sache ist nicht so unbedenklich, als Du glaubst. So lange ich meine musikalischen Kenntnisse für mich behalte, hat Niemand nach ihnen zu fragen; wenn sie mir genügen, so ist's genug, und ich stehe Niemand Rede. Ganz anders verhält es sich, sobald ich Jemand belehre; denn vom Lehrer verlangt man, daß er Meister seines Faches sei und als Meister spreche, was ich, der ich nicht vom Handwerke bin, von mir so wenig behaupten kann, daß ich über manche Fragen der höheren Komposition mich sehr bereitwillig von Meistern unterrichten ließe. Du siehst also, meine Theure, wie viel Du wagst, wenn Du Dich an Jemand wendest, dessen musikalische Weisheit auf so schwachen Füßen steht, und Du hast mithin Gelegenheit, ja Aufforderung, Dein an mich gerichtetes Gesuch zurückzunehmen. Schließlich bitte ich Dich deshalb auf keine Weise an meiner Bereitwilligkeit in allem Uebrigen zu zweifeln, sondern u. s. w.

### Zweiter Brief.

Du hast Alles reiflich überlegt, liebe Marie? Von mir, und von keinem Andern wünschest Du belehrt zu werden. — So jung, und doch reiflich! Was bleibt mir da noch übrig, wenn Du reiflich überlegt hast, als unreiflich zu handeln? Ohnehin ist Ein Punkt, in welchem ich Dir nicht ganz Unrecht geben kann. Du erinnerst mich daran, daß ich selber einmal geäußert habe, in Einer Rücksicht sei der Anfänger und Dilettant der beste Lehrer. Er wisse nämlich am besten, wo Einen der Schuh drücke, wie gar Vieles man nicht wisse, und wie man Jedes zu lernen wünsche. Der Mann vom Fache dagegen sei zu gründlich, weiterschweifig, setze tausend Dinge als bekannt voraus und brauche in Einem Athem zehn Ausdrücke, von welchen der Anfänger neun nicht versteht, und acht auch garnicht zu verstehen braucht.

Nun denn, so ist der Würfel geworfen, und ich fange ohne Vorrede an. Um sicher zu gehen, will ich Einiges berühren,

was Du wahrscheinlich schon weißt, in welchem Falle Du es nicht weiter zu beachten brauchst. In der Tonleiter Figur I.

Fig. I.



bildet C. (ich meine aber mit C. D. E. u. f. w. und mit c. d. e. u. f. w. nicht gerade die sogenannte große und kleine Oktave, sondern jede zwei an einander gränzende Oktaven, welche Dir irgend gefällig sind) in dieser Tonleiter also bildet C den Grundton oder die erste Stufe oder die Prime, D die zweite Stufe oder Sekunde, E die dritte oder Terze, F die vierte oder Quarte, G die fünfte oder Quinte, A die sechste oder Sexte, H die siebente oder Septime, und c die achte oder Oktave. Diese Töne sind aber nur Prime, Sekunde, Terze u. s. w., wenn sie von ihrem Grundton C an gezählt werden. Mächte ich F zum Grundton, so würde G die Sekunde, A die Terze sein u. s. w., und so in allen Fällen. Wir werden dabei auch nicht vergessen, daß nicht der Klang oder Klavis entscheidet, ob etwas Sekunde, Terze u. s. w. sei, sondern die Stellung in der sichtbaren Tonleiter, die Note auf dem Papier.

Du weißt wahrscheinlich, liebe Marie, daß jede Oktave, z. B. C...c oder G...g aus zweimal vier Tönen oder zwei Tetrachorden besteht, z. B. die Oktave C...c aus dem Tetrachord C D E F und dem Tetrachord G A H c, und daß in der Durtonleiter, also in unserm Falle, die drei ersten Töne immer um einen ganzen Ton von einander entfernt sind, der vierte aber nur um einen halben Ton höher ist als der dritte. Daher zeigt das Fortepiano zwischen C und D noch einen Ton, Cis oder Des, der um einen halben Ton von C, und um einen halben Ton von D entfernt ist, so daß die Entfernung zwischen C und D einen ganzen Ton beträgt. Ebenso liegt zwischen D und E noch der halbe Ton Dis oder Es. Zwischen E und F aber liegt kein halber Ton, sondern beide sind selber nur einen halben Ton von einander entfernt. Ebenso verhält es sich nun auch mit dem zweiten Te-

trachord: **G A H c**. In der Durtonleiter fallen also die beiden halben Töne von der Terze zur Quarte (von **E** zu **F**) und von der Septime zur Oktave (von **H** zu **c**). Die Entfernung der beiden Tetrachorde von einander, in unserm Falle des **G** von **F**, beträgt ebenfalls noch einen ganzen Ton. Erhöhe ich nun einen Ton (durch ein Kreuz) oder erniedrige ihn (durch ein b), so hört er dadurch nicht auf Sekunde, Terze u. s. w. zu sein, denn er verändert ja seinen Platz auf dem Liniensysteme nicht. Von **C** ist **D** die Sekunde, **D** bleibt daher auch die Sekunde von **Cis**, und ebenso ist **Des** von **C** die Sekunde, ja **Des** ist sogar von **Cis** die Sekunde, obschon auf dem Fortepiano **Des** und **Cis** derselbe Klavis sind. Man drückt aber den Unterschied so verschiedener Sekunden, Terzen, Quartan u. s. w. durch Zusätze aus, indem man von großen, kleinen, übermäßigen und verminderten Sekunden, Terzen u. s. w. spricht. So ist **E** von **C** die große, **Es** von **C** die kleine Terze, **A** von **C** die große, **As** die kleine Sexte.

Willst Du nun nach dem Muster von **C**-dur eine andere Tonleiter, z. B. von **D**-dur aufzeichnen, so läßt Du auf **D** zwei ganze Töne **E** und **Fis** folgen (denn von **E** zu **F** wäre nur ein halber Ton) hierauf einen halben Ton **G** (denn von **Fis** zu **G** ist nur ein halber Ton). Hiemit schließt das erste Tetrachord, und Du mußt nun um einen ganzen Ton von **G** auf **A** steigen, dann läßt Du im zweiten Tetrachord auf das **A** wiederum zwei ganze Töne folgen, **H** und **cis**, und auf dies den halben Ton **d**. Beobachtest Du dies Verhältniß der Entfernungen genau, so kannst Du nunmehr jede Dur-Tonleiter sowohl spielen als aufzeichnen, und ich rathe Dir Beides zu thun. Beim Aufzeichnen hast Du aber darauf zu achten, daß die Noten durchaus stufenweis fortschreiten, von der Linie auf den Zwischenraum und von diesem auf die folgende Linie u. s. w. Die Tonleiter von **E**-dur, wie sie Fig. II. zeigt,

Fig. II.



würde zwar auf dem Fortepiano ganz richtig klingen, aber sie wäre dennoch falsch aufgezeichnet, weil sie keine Sekunde und

keine Sexte hat, sondern dafür zwei Terzen und zwei Septimen. Richtig wird sie sein, wenn wir Ges in Fis, und Des in Cis verwandeln.

### Dritter Brief.

Brava Signora! Die ohne alles Nachfragen und Nachschlagen gelieferten zwölf Tonleitern nebst Angabe der beiden halben Töne in jeder und den Benennungen Prime, Sekunde u. s. w. sind so vollkommen richtig, daß Apollo und alle neun Musen eingestehn müssen, Deine Tonleitern seh'n denen eines Bach und Händel in nichts nach. Das Wenigste also, was ich thun kann, ist, diese gute Vorbedeutung freudig anzunehmen und die Hoffnung zu hegen, daß Du nicht ermüden, noch Deine Wißbegierde bereuen werdest. Gehn wir denn ungesäumt an den Kontrapunkt und sogar an den doppelten, der Dir ein weit mysteriöseres Myster zu sein scheint, als die *Mystères de Paris, de Londres & de Kraehwinkel*.

Die Noten, aus welchen sich allmählich die unsrigen gestaltet haben, bestanden aus großen schwarzen Punkten, die man auf und zwischen vier, später fünf Linien setzte. Du wirst dergleichen auf alten Pergamentbänden Deines Vormundes finden; wo nicht, so sollst Du bei nächster Gelegenheit aus meiner Bibliothek ein Blatt von einem solchen musikalischen Eselsfell erhalten. Setzte man nun unter oder über eine bestimmte Melodie (*cantus firmus*, gleichsam *chant ferme*, fester und unabänderlicher Gesang, wie die Melodien unserer Kirchengesänge unabänderlich bestehn, obschon man sie auf vielerlei Weisen begleiten kann) setzte man, sag' ich, eine zweite Melodie in ebenso vielen Noten als Begleitung unter oder über die erste Melodie, so daß immer zwei Noten, die obere und die untere, zusammen gesungen wurden, so stand Punkt gegen Punkt (*point contre point*, um Dir das Lateinische wörtlich zu übersetzen) und das nannte man Kontrapunkt (*contre-point*). In **Fig. III.** hast Du einen *Cantus firmus* in der Oberstimme mit seiner Begleitung (*Kontrapunkt*) in der Unterstimme.

Fig. III.



In Fig. IV. ist derselbe Cantus firmus der Unterstimme, und die Begleitung der Oberstimme gegeben.

Fig. IV.



Der Eindruck ist aber in Fig. III. und in Fig. IV. ein ganz verschiedener. Daß übrigens eine Melodie auch mit zwei, drei und noch mehr Stimmen begleitet wird, ist Dir nicht unbekannt, wie denn alle vierstimmigen Choräle so eingerichtet sind.

Bald fand man aber Gesänge wie in Fig. III. und IV. zu einförmig und ermüdend. Man versuchte es daher sie mannichfaltiger und belebter zu machen, indem man nicht mehr Note mit Note begleitete, sondern die Begleitung in kleinere Noten zerlegte, wie in Fig. V. und VI.

Fig. V.



Fig. VI.



(und dies nennt man den zierlichen Kontrapunkt) oder auch Bindungen anbrachte, wie in Fig. VII. und VIII.

Fig. VII.

Gott der Vater, wohn' uns bei.

Fig. VIII.

Gott der Vater, wohn' uns bei.

Richtet man endlich eine Komposition so ein, daß man die Oberstimme zur Unterstimme machen kann, und umgekehrt, ohne daß die Harmonie dadurch verletzt wird, obschon sie sich durch die Umstellung natürlich verändert, so ist dies der doppelte Kontrapunkt, von dem Fig. V. mit seiner Umkehrung Fig. VI. ein Beispiel giebt, wie Fig. VII. mit seiner Umkehrung Fig. VIII. Umkehrung ist der Kunstausdruck für dies Verfahren.

Ich müßte Dich schlecht kennen, liebe Marie, wenn ich nicht voraussetzte, Du würdest nun in aller Eil' ein und das andere Duett aufschlagen und versuchen, ob sich die Stimmen nicht umkehren lassen. Und damit dies mit desto größerem Nutzen für Dich geschehe, will ich Dich mit dem gegenseitigen Verhältniß der Intervalle umgekehrter Stimmen bekannt machen.

Fig. IX. zeigt Dir über der dritten Linie achtmal die Note e, und darunter und darüber die Noten C c, D d, E e u. s. w., immer in der Entfernung einer Oktave.

Fig. IX.

1 2 3 4 5 6 7 8

8 7 6 5 4 3 2 1

Zu Anfange fällt das e der oberen Stimme mit der mittleren zusammen, und ebenso am Schlusse das C der unteren Stimme.

Die darüber und darunter stehenden Ziffern bedeuten die Intervalle, nämlich Prime, Sekunde, Terze u. s. w., Benennungen, die Du schon in meinem zweiten Briefe kennen gelernt hast. Addirst Du nun die obere und die untere Zahl, so ergibt sich in jedem der acht Fälle die Summe Neun; denn 8 und 1 sind 9; 7 und 2 sind 9; 6 und 3 sind 9 u. s. w. Wenn Du also eine Oberstimme zur Unterstimme machst, oder umgekehrt, so wird die Prime zur Oktave (denn 1 und 8 sind 9), die Sekunde zur Septime (denn 2 und 7 sind 9), die Terze zur Sexte (denn 3 und 6 sind 9), und so in den übrigen Fällen. Mit diesem Gesetze wirst Du Fig. V. VI. VII. und VIII. durchaus übereinstimmend finden.

#### Vierter Brief.

Deine Arbeit über Fig. I. V. VI. VII. und VIII. ist voll, kommen richtig, meine liebe Marie, so wie Deine Bemerkung über die Umkehrung, indem Du erkennst, daß der verschiedene Eindruck, den zwei Stimmen vor und nach der Umkehrung machen, von der veränderten Höhe und Tiefe und hauptsächlich von der Veränderung der Intervalle selbst herrührt. Aber mit Deinem sogenannten selbsterfundenen doppelten Kontrapunkt sollst Du mich nicht betrügen, Du Schelm, trotz dem daß Du Dir einen neuen Text fabricirt hast. Die Stelle ist aus Mozart's Don Juan gleich vorn in dem Duett Anna's und Oktavio's, wo es heißt: „Vernehmt den Schwur, ihr Götter“ bis „unser gebeugtes Herz.“ Hier bildet die Oberstimme durchweg Terzen zur Unterstimme, in der Umkehrung also Sexten. Schreitet dagegen ein Duett in Sexten fort, so werden diese durch die Umkehrung in lauter Terzen verwandelt. Es ist mir erfreulich, daß Du schon jetzt die großen Wirkungen ahnest, welche durch den doppelten Kontrapunkt erreicht werden; ich hoffe aber Deine Ahnung noch zu einer dem Laien genügenden Anschauung zu erheben.

Zuförderst wirst Du Dir leicht denken, daß die Erhöhung oder Erniedrigung um eine Oktave nicht in derselben Stimme geschieht, sondern daß der musikalische Satz, welchen zuerst etwa der Diskant gesungen hat, vom Alt, Tenor oder Bass oder von allen diesen Stimmen der Reihe nach wiederholt wird. Wie ver-

schieden aber der Charakter des Basses und Diskantes und überhaupt aller vier Stimmen ist, das wird kein Ohr leicht überhören können. Und hiedurch wird denn Deine obige Bemerkung noch vervollständigt.

Sodann scheint der doppelte Kontrapunkt zwar dem Anfänger nur sehr einfach zu sein und wenige Veränderungen zu gestatten; allein dem ist keinesweges so, vielmehr besitzt er sehr zahlreiche Mittel und ist einer großen Menge von Veränderungen fähig. Dir dies zu veranschaulichen, meine Liebe, wird meine nächste Aufgabe und eigentlich auch meine Hauptaufgabe sein. Ich muß aber, bevor ich an die Lösung derselben gehe, einem höchst schädlichen Vorurtheile begegnen, und das um so mehr, als Unwissenheit, Trägheit, Geschmacklosigkeit und bloße Sinnenlust dies Vorurtheil recht geflissentlich nähren und verbreiten. Man erklärt nämlich die bewunderungswürdige Kunst des doppelten Kontrapunktes kurzweg für veraltet, geschmacklos, überkünstlich, unverständlich, trocken, langweilig und durchaus ungenießbar. Spricht man von Kompositionen eines handwerksmäßig arbeitenden Tonsetzers ohne inneren Beruf, so werden diese manchem Tadel unterliegen und in der That oft bloße Rechenexempel sein. Solche Kunstwerke und Künstler giebt es aber in jeder Kunst. Es wird jedoch Niemand einfallen die Historienmalerei zu verwerfen, weil es viele elende historische Gemälde giebt. Mehr spricht Folgendes für den doppelten Kontrapunkt. Es gab und giebt keinen großen Tonsetzer, der nicht ein sorgfältiges Studium auf den doppelten Kontrapunkt gewandt hätte. So verfahren — um nur einige allbekannte Namen zu nennen — die Händel, die Bach, die Graun, die Haydn, die Clementi, die Beethoven, die Cherubini aller Zeiten und Völker seit dem vierzehnten Jahrhundert. Niemand, sagt ein altes Sprichwort, haßt eine Kunst, wenn er sie versteht. Die Kunst des Kontrapunktes hat Deine Theilnahme erregt, liebe Marie, woraus klar ist, daß Du sie bis jetzt nicht verachtest. Aber je mehr Dich die Sache reizen wird, desto lieber wirst Du Dich mit Andern von ihr unterhalten, und da könnte es wohl kommen, daß man Dir eine künstliche Gleichgültigkeit dagegen einzupflegen suchte. Es schickt sich schon garnicht, werden sie sagen oder doch denken, daß Fräulein Marie von einem so absonder-

lichen Dinge, wie der doppelte Kontrapunkt, eingenommen ist, davon weiß und davon spricht, während wir — studirte Männer in Hemtern und Würden — uns um dergleichen nie bekümmert haben. Verstehe mich aber, meine Liebe! Ich schreibe dies nicht aus Mißtrauen gegen Dich, sondern weil ich Dir unangenehme Berührungen ersparen möchte.

Noch enthält dieser Brief nichts Wesentliches, und ich schäme mich ihn so abzuschicken; allein er würde zu lang werden, wenn ich die beabsichtigte Auseinandersetzung noch heut begönne; ich verspare sie also besser für meinen nächsten Brief.

### F ü n f t e r B r i e f .

Daß ich Deinetwegen nichts zu fürchten hätte, wußte ich wohl, meine liebe Marie, und ich freue mich Deines Eifers von ganzem Herzen. Dafür verspreche ich Dir denn auch, meine musikalischen Briefe so lange fortzusetzen, als ich Dir damit glaube nützlich sein zu können.

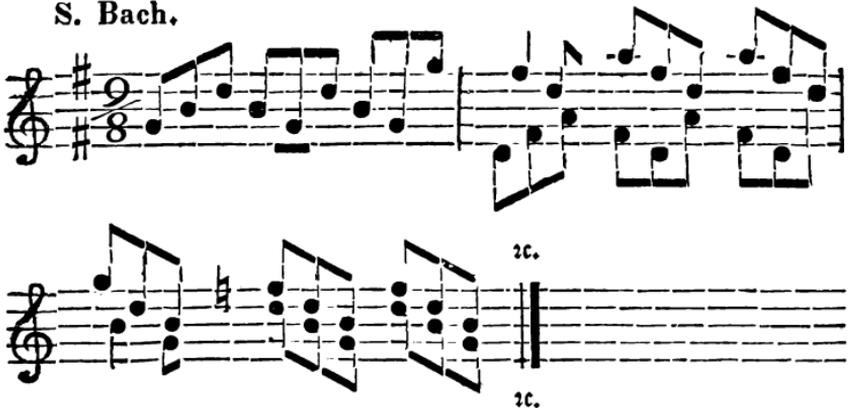
Was ich Dir diesmal erläutern will, ist die musikalische Nachahmung. Man versteht darunter die (meistens unmittelbare) Wiederholung eines melodischen Satzes von wenigen Taktten in Einer oder in mehreren anderen Stimmen. Fig. X. beginnt im Diskant mit einem Satze, welchen der Alt eine Oktave tiefer nachahmt. In Fig. XI. dagegen erfolgt die Nachahmung nur eine Quarte tiefer.

Fig. X.

S. Bach.

Fig. XI.

S. Bach.



Sowohl in Fig. X. als in Fig. XI. tritt die Nachahmung einen Takt nach der vorangehenden Stimme ein. Die Nachahmung kann aber nicht bloß nach dem ersten Takte, sondern nach irgend einem Takttheile oder nach zwei und mehreren Takten, und außerdem auch in jedem beliebigen Intervalle folgen, also in der Prime, der Ober- und Untersekunde, der Ober- und Unterterze u. s. w. Wir wollen aber bei den Tönen der Tonleiter von der Prime bis zur Oktave stehn bleiben und bei einem zwölffachen Eintritt der Taktfolge nach, nämlich nach  $\frac{1}{2}$ , nach 1, nach  $1\frac{1}{2}$ , nach 2, nach  $2\frac{1}{2}$ , nach 3, nach  $3\frac{1}{2}$ , nach 4, nach  $4\frac{1}{2}$ , nach 5, nach  $5\frac{1}{2}$  und nach 6 Takten. Schon bei dieser geringen Annahme bietet jedes der acht Intervalle zwölf verschiedene Anfangspunkte der Nachahmung dar, also achtmal zwölf, d. i. 96, oder in runder Zahl 100 Arten der Nachahmung. Diese 100 verdoppeln sich aber sogleich zu 200, wenn Du bedenkst, daß es etwas ganz Anderes ist, ob ich eine Melodie in einer höheren oder in einer tieferen Stimme nachahme als diejenige ist, welche sie zuerst vortrug.

Die Nachahmung kann ferner in Noten von größerem oder von geringerem Werthe erfolgen als in der vorangehenden Stimme. So z. B. kann die Melodie in Fig. III., welche aus halben Taktnoten besteht, in ganzen Taktnoten, oder auch in Vierteln nachgeahmt werden. Jenes ist die sogenannte Vergrößerung (Augmentation), dieses die Verkleinerung (Diminution).

Die bisherigen Nachahmungen haben alle das mit einander gemein, daß sie im Steigen und Fallen der Noten genau der vorangehenden Melodie folgen, und man nennt sie daher Nachahmungen in gleicher Bewegung. Eine Nachahmung dagegen, welche das Verhältniß gerade umkehrt und steigt, wo die vorangehende Melodie fällt, und fällt, wo jene steigt, heißt Nachahmung in der Gegenbewegung, wie in

Fig. XII. Melodie.

Nach-



ahmung.



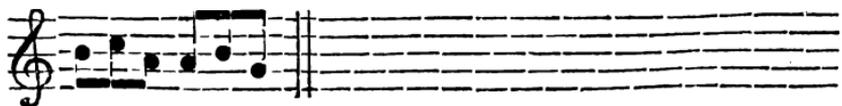
Bist Du zweifelhaft, meine Liebe, ob Dergleichen wirklich den Namen Nachahmung (Imitation) verdiene, so bitte ich Dich Melodie und Nachahmung abwechselnd zu spielen oder auch zu singen, und die Ähnlichkeit beider wird Dir fühlbar werden.

Ist Dir nun aber schon diese Nachahmung vielleicht auffallend, so wirst Du folgende gewiß noch mehr anstaunen. Du bist neugierig, nicht wahr? Ich aber könnte hier abbrechen und Deine kurze Geduld bis zum nächsten Posttage auf eine recht lange Probe stellen. Doch dazu hab' ich ein viel zu gutes Herz, und somit soll die staunenswerthe Nachahmung sich Dir sogleich vorstellen, und zwar unter dem Titel der rückgängigen Nachahmung. Sie trägt nämlich den nachzunehmenden Satz so vor, daß sie mit dessen Ende anfängt und mit dessen Anfang endet, wie in

Fig. XIII. a. b. c. d. d. c.



b. a.



Dir die Vergleichung zu erleichtern, hab' ich die auf einander bezüglichen Takttheile mit denselben Buchstaben bezeichnet. Wenn Du sagst, eine solche Nachahmung sei mehr für das Auge, als für das Ohr vorhanden, so muß ich Dir Recht geben, und es gehört ein tüchtiger Kontrapunktist dazu sie beim bloßen Anhören zu bemerken. Noch künstlicher aber und der Gipfel aller Künstlichkeit ist folgende Nachahmung:

Fig. XIV. d. c. b. a.



Es ist die Melodie von Fig. XIII. in der rückgängigen Gegenbewegung, ein Kunststück, das nur im Fall einer sehr auffallenden Melodie erkennbar sein wird.

Zur Befestigung des eben Gelernten versuche es nun von Fig. XV. und XVI. alle bisher besprochenen Nachahmungen zu liefern.

Fig. XV.



Fig. XVI.



Die Nachahmungen in gerader Bewegung wirst Du natürlich nicht in F. und in G. anfangen, weil Deine Arbeit sonst ein bloßes Abschreiben wäre. Ich schlage Dir also vor Fig. XV. in der Oberquinte, und Fig. XVI. in der Oberquarte nachzuahmen, wobei Du denn auf die Zeichen  $b \sharp$  und  $\natural$  die erforderliche Rücksicht zu nehmen hast.

Endlich — denn damit sei's genug — unterscheidet man noch strenge und freie Nachahmung. Bei der strengen Nachahmung müssen die melodischen und rhythmischen Verhältnisse genau beobachtet werden, mit Ausnahme der regelmäßigen d. h. der durchgehenden Vergrößerung oder Verkleinerung. Die

freie Nachahmung dagegen gestattet in beiden Stücken vielfältige Abweichungen, — natürlich aber muß sie immer noch als Nachahmung zu erkennen sein. Das Auffallendste ist, daß sie sogar Pausen einmischt, welche die vorangehende Stimme nicht hat. In Fig. XVII. ist b eine strenge Nachahmung von a, dagegen c und d sind freie Nachahmungen.

Fig. XVII. a. b.

2 1 1  $\frac{1}{2}$  2 1 1      2 1 1  $\frac{1}{2}$  2 1 1

c.

$1\frac{1}{2}$  1  $\frac{1}{2}$   $1\frac{3}{2}$  1 1  $1\frac{1}{2}$  1       $\frac{1}{2}$  1  $3\frac{1}{2}$   $11\frac{1}{2}$  1

In a und b haben die Noten im Thema und in der Nachahmung gleichen Werth und gleichen Abstand, wie die übergeschriebenen Zahlen lehren. Denn in a stehn zu Anfange C und E zwei Töne von einander ab, und ebenso zu Anfange von b die Note G von H. So sind auch die folgenden Intervalle in Uebereinstimmung. In den Beispielen c. und d. dagegen stimmen weder die Intervalle noch der Notenwerth mit dem Thema.

Die strenge Nachahmung ist mit viel größerer Schwierigkeit verbunden als die freie und wird jetzt viel seltener angewandt als früher. Die freie pflegt fließender zu sein und besser in's Ohr zu fallen. Diese Vortheile auch in der strengen Nachahmung zu erreichen, ist keine geringe Aufgabe. Ein Tonstück, welches die Melodie der einen Stimme in den übrigen Stimmen durchaus streng nachahmt, heißt Kanon; unsere heutigen Fugen aber sind nur freie Nachahmung.

### Sechster Brief.

Deine Nachahmungen, meine liebe Marie, deren Du ja einen ganzen Wald lieferst, sind sammt und sonders richtig; sowohl die strengen als die freien. Da Du bei den strengen Nachahmungen die ganzen und halben Töne der Intervalle genau ab-

gezählt, bei allen aber Deine Augen und Ohren gebraucht hast, so hast Du in der That Alles geleistet, was man von Dir fordern kann.

Nicht unerwartet kommt mir Deine Frage welchen Nutzen solche Nachahmungen denn haben, die man garnicht als Nachahmungen hört. Ich glaube, daß man dergleichen heutiges Tages fast allgemein verwirft. Nur ganz im Vertrauen auf Deine Verschwiegenheit wag' ich daher eine schwache Vertheidigung. Zuförderst erinnere ich Dich also daran, daß ein umgekehrter Handschuh oder Strumpf doch immer ein Handschuh und ein Strumpf sind, und daß Mancher einen Strumpf verkehrt anzieht, ohne daß sich sein Fuß deshalb beklagt. — Du nennst mich einen Sophisten, nicht wahr? So höre meinen zweiten Vertheidigungsgrund! Spiele eine und die andere Melodie rückwärts, und Du wirst meistens nicht nur erträgliche, sondern öfters sogar recht in die Ohren fallende Tonfolgen vernehmen. Gleich die erste Zeile eines Liedes von meinem verewigten Freunde W. Schneider giebt in der Umkehrung sogar dieselbe Melodie:

Fig. XVIII.



Frü = he geht die Schä = fe = rin.  
rin. fe = Schä = die geht he Frü =

So treten auch dieselben Harmonien bei der Umkehrung, wiewohl in anderer Ordnung, ein und führen zu einer zweiten Ähnlichkeit. Was inzwischen bei dem Cantus firmus eines einfachen Kirchengesanges sehr wohl angeht, z. B. in Fig. III. dürfte bei künstlichen Melodien allerdings nicht immer rathsam sein.

Doch ich sehe wohl, soll Dir der hohe Werth der Nachahmung überhaupt einleuchten, so muß ich weiter ausholen.

Es giebt drei Hauptgattungen von Musik, die kirchliche, die theatralische und die Kammermusik. Das sind Namen, nicht die Sache. Auch Definitionen (kurze Erklärungen) würden Dir wenig helfen. Kommen wir also zur Sache selbst. Jedes Kunstwerk ist ein mannigfaltiges Ganzes. Ohne Mannig-

faltigkeit langweilt es, ohne Einheit eines Ganzen zerstreut es, ist ein Aggregat (Haufe von Einzelheiten), kein Organismus (aus sich selbst erwachsene Gliederung), kein Kunstwerk. Die sogenannten Pot-pourri's, meistens eine bunte Musterkarte, gefallen daher nur Ungebildeten, und der erhabenste Choral, zwanzigmal wiederholt, ermüdet. Schon in diesem Punkte unterscheidet sich der große Künstler vom Stümper. Jener bildet mit wenigen Mitteln (aus beschränktem Stoffe) ein mannigfaltiges Ganzes; der Stümper, aus Furcht zu langweilen, glaubt gar nicht Stoff genug herbeischaffen zu können. Da er aber nicht den Stoff, sondern der Stoff ihn bewältigt, so ist's um die Einheit geschehn.

Es ist sehr bildend und zugleich sehr unterhaltend die mannichfaltigen Einzelheiten eines Kunstwerks mit dem in ihm erstrebten Ganzen zu vergleichen, und zwar in allen Kunstgebieten, in der Poesie, der Malerei, der Skulptur u. s. w., nicht bloß in der Musik. Von selbst findet sie sich nicht leicht, selbst im kleinsten Liede nicht, was Dir viele der täglich erscheinenden Lieder darthun können. Statt aber sie zu besprechen, gebe ich Dir lieber ein Beispiel glücklich erreichter Einheit in W. Schneiders oben angefangenem Liede, soweit ich mich des Textes und der Noten erinnere.

Fig. XIX.

1. 2. 3. 4.

Frühe geht die Schäfe-rin, führt die Lämmer auf die Weide,

5. 6. 7. 8.

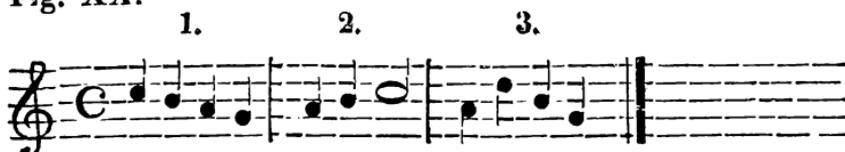
auf die Weide, voller Freude springt sie hin im leich-ten Kleide,

9. 10.

und ihr folgt mein Herz da = hin.

Hier ist in Takt 1. 3. 7. und 9. der stufenweise Fortschritt in die jedesmalige Unterquarte, und selbst im zehnten Takt haben die drei ersten Noten dieselbe Richtung. Das sind also in engem Raum vier Nachahmungen des ersten Taktes. Ebenso wird der zweite Takt im achten, wo der Vorschlag nicht wesentlich ist, und in den drei letzten Noten des zehnten wiederholt, und der vierte Takt im fünften und sechsten. Die ganze Melodie ist also aus den drei winzigen Sätzchen Fig. XX. 1. 2. 3. gebildet:

Fig. XX.



Irr' ich nicht, so besitzest Du die Lieder im Volkston von J. A. P. Schulz. Viele derselben sind ebenfalls aus sehr wenigen Elementen gebildet, z. B. die Lieder: Willst du frei und lustig gehn. — Schön Suschen kannt' ich lange Zeit. — Seht den Himmel wie heiter! — Mir thut's so weh im Herzen. — Gesund und frohes Muthes. — Ein Ritter ritt wohl in den Krieg. — Wenn hier nur kahler Boden wär, bis zum Allegretto. — Warum sind der Thränen. — Besonders einfach ist auch das Lied: Beschattet von der Pappelweide. Hier ist der zweite Takt die Nachahmung des ersten, und der sechste und siebente sind Nachahmungen des zweiten in der Gegenbewegung. Solche Lieder sind aus Einem Guß und wahrhafte Ganze.

Weit schwerer als dem Liederkomponisten wird es dem, welcher eine Oper in Musik setzt. Diesen, nicht den Kirchenkomponisten, habe ich hier zu nennen; denn der kirchliche und der theatralische Tonsetzer haben gerade die entgegengesetzte Aufgabe zu lösen. Jener soll die aus unserm Verhältniß zu Gott erwachsenden Gefühle, einfach und erhaben wie sie sind, dennoch mannigfaltig in Tönen aussprechen. Der Opernkomponist dagegen soll das bunte, zerstreute, an Gegensätzen, ja an schreienden Dissonanzen so reiche Leben in seinen Tongemälden zur Einheit steigern. Er wendet sich vom Umkreise zum Mittelpunkt, der Kirchenkomponist vom Mittelpunkte zum Umkreise. Ihm ist das Senfkorn des Evangelisten gegeben um einen großen Baum dar:

aus zu erziehen; dem Opernkomponisten Berg und Thal, Wald und Wiese um einen wohl zusammenhängenden Park daraus zu bilden, reich an den verschiedensten Partien und dennoch ein wohlgegliedertes Ganzes. Du wirst Dir leicht die Schwierigkeit vorstellen, liebe Marie, Gegensätze, wie Stärke und Schwäche, Zorn und Liebe, Schmerz und Lust, in demselben Tempo, derselben Taktart, denselben Akkorden und mit denselben Instrumenten gleichzeitig auszudrücken. Ja Du wirst begreifen, daß ein Text vom Tonsetzer sogar Unmögliches fordern kann, z. B. die gleichzeitige Verbindung einer Schlachtmusik mit einem Choral und einem lustigen Tanze oder einer Serenade. Denn daß Dergleichen abgesungen und abgespielt wird, genügt natürlich eben so wenig, als daß es sich der trockne Verstand auseinanderzulegen versteht, da das Gefühl des Hörers so Verschiedenartiges doch nicht gehörig aufzufassen und zu vereinigen vermag. Quartette, Quintette und Sextette, in denen jede Stimme ihre eigenen Gedanken und Empfindungen neben den andern vorträgt gestatten nur den Genuß des Ensemble's, der äußeren Stimmen und einzelner hervorragender Partien. Wie viele Mühe wird an solche Arbeit vergebens verschwendet! Die Opern unserer Vorältern gaben zu viel Recitativ, zu viele und gedehnte Arien und zu wenig Chöre, aber sie waren durchaus faßlich. Heutiges Tages ist Nichts einfach, Nichts ungekünstelt, Nichts faßlich, Nichts dem Gesetz der Einheit entsprechend; denn der Pöbel entscheidet, und — gestehn wir es nur! — die Besten unter uns sind mehr oder minder vom Pöbel angesteckt und lassen sich von ihm mit fortreißen. Ach! es ist schwer ein Christ zu sein — auch in der Kunst! Glück hält die rechte Mitte, den höre, den singe fleißig, meine Liebe! Mozart steht noch auf der Gränze, Cherubini's Begleitungen sind oft schon zu voll und laut. Europa müßte einmal zwei Decennien seine musikalische Diät, d. h. Vielfräßigkeit, auf Grütze herabsetzen, und nur Haffe, Graun, Hiller und ihres Gleichen hören; dann würden ihm Glück, Salieri und Mozart Engel zu sein scheinen. Da ihr das nicht wollt, so mögt ihr so lange roh schlingen, bis euch der Magen berstet! Doch wohin bin ich gerathen? Genug hievon! Wenden wir uns, statt zu predigen, lieber zur Anfangs-Scene des Don Juan und betrachten sie in Bezug auf Einheit, wie wir oben Schnei-

der's Lied betrachtet haben. Ohne alle Gefahr für die Einheit tritt Leporello auf mit seinem: Keine Ruh bei Tag und Nacht! Aber sobald auch Don Juan und Donna Anna auftreten, beginnt die Verwicklung und es geht bunt durch einander. Jede der drei Personen hat ihren eigenen Charakter, ihre eigene Stimmung, ihr eigenes Interesse, und keinem darf etwas entzogen werden. Dennoch bleibt dies Zerzett faßlich und gewährt die erforderliche Einheit. Wir sind daran gewöhnt zwei Personen mit einander streiten zu hören und verstehen sie, wenn sie auch zugleich sprechen. Dazu kommt, daß dieselben Worte und dieselben musikalischen Figuren sich mehrmals wiederholen, und Don Juan die letzteren sogar von Donna Anna aufnimmt, was auffallend ist, aber sich durch eine Art von ritterlicher Affkommodation entschuldigen läßt. Leporello ist nur Nebenperson und geht meistens mit dem Instrumentalbau. Zu seinem: Schrei du nur, du liebes Mädchen! sind meistens die Pausen der beiden anderen Stimmen benutzt. Schwieriger würde die Auffassung werden, sobald der Komthur die Stelle seiner Tochter einnimmt, da nun alle drei Stimmen Bässe sind, wenn sie nicht meistens einzeln singen und fast sprechen. Mit der Todeswunde des Komthurs ändert sich Alles. Das Allegro di molto wird Andante, die drei Bässe murmeln leise vor sich hin, und die Begleitung geschieht pianissimo. Sterben ist eine sehr ernste Sache, und der Tod theilt Allen, die ihm gegenüberstehn, seine Farbe mit: Tod und Schrecken ist's, was alle drei ausdrücken, und da ergiebt sich die Einheit von selbst. Du mußt aber bei der Betrachtung dieser Scene den italienschen Text zu Grunde legen; denn der deutsche ist wahrhaft abscheulich. Don Juan theilt ganz ehrlich den Schmerz des von ihm ermordeten Greises und sekundirt ihn bei den Worten: *dal seno palpitante* u. s. w. Der deutsche Uebersetzer aber hat geglaubt den Juan erst recht Juani sch zu machen, wenn er ihn bei dieser Gelegenheit möglichst unempfindlich spotten ließe, da doch die Kunst schlechterdings fordert diesen Wüstling allenthalben so menschlich darzustellen, als seine Rolle es erlaubt. Doch es ist Zeit diesen Brief zu schließen.

## Siebenter Brief.

Es freut mich, daß Du mit meinem letzten Briefe nicht unzufrieden bist, liebe Marie, und daß Du Dir schon Seife gekauft hast, Dir die letzten Sommersprossen des Pöbelwesens abzuwaschen. Wenn es damit gelingt, so laß mir doch auch so viel als nöthig ist, von dieser Seife zukommen. Der Mensch soll ja bis an seinen Tod besserungsfähig sein, ja ich hoffe, sogar nach seinem Tode. Schwer wird es aber gewiß einem Menschenkinde, das, wie ich, hoch in den Sechzigern ist.

Aus dem frischen und bunten Leben der Oper laß uns nun in das stille Gotteshaus treten, wo uns kein irdischer Gedanke beschäftigt, sondern Gott und unser Seelenheil. Hier schweigen die Leidenschaften, und hier soll wenigstens jeder Zwiespalt schweigen. Mit ungeschmückter Würde, von den feierlichen Tönen der Orgel begleitet, erfüllt der Choral die weiten Räume, wie die frommen Gedanken des Textes, die Herzen der Gemeine. Langsam in halben Taftnoten schreitet er einher, er will unser Ohr weder durch Weichliches und Zierliches bezaubern, noch durch Neuersonnenes in Staunen setzen. Ruhig aber unwiderstehlich wirkt er, wie die großen Naturerscheinungen, wie der Sternenhimmel, der Sonnenaufgang, die über uns hinziehende Gewitterwolke, der sanfte Regen nach langer Dürre. Warum beleidigen uns so häufig die Zwischenspiele des Organisten? Darum, weil sie so behend, so niedlich, so weltlich dazwischenspringen, als wollten sie uns für den langen Ernst durch kurzen Spaaß einigermaßen schadlos halten.

Vielleicht sagst Du nun: Wenn dem so ist, so wird ja die Kirche auch die Nachahmungen, die ich so herausstreiche, zurückweisen. — Du hast vollkommen Recht, insofern Du vom eigentlichen Gottesdienste sprichst, und von diesem Standpunkte betrachtet ist weder Händel's Messias, noch S. Bach's Passionsmusik, noch Graun's Tod Jesu, noch Mozart's Requiem Kirchenmusik; ja außer unsern Chorälen und Palestrina's, Allegri's, Bai's und einiger anderen Komponisten choralartigen Gesängen wird überhaupt wenig kirchliche Musik zu finden sein. Unter dieser verstehe ich nämlich nur die Musik, welche allein auf christliche Erbauung und förmlichen

Gottesdienstes gerichtet ist, und die selbst die einfache Kunst, ohne die sie nun einmal nicht bestehen kann, so viel als möglich zu verstecken sucht. Sie muß Nichts mit der weltlichen Musik gemein haben, also auch keine Nachahmungen, keine kontrapunktischen Künste.

Aber außer dieser eigentlichen Kirchenmusik giebt es Kompositionen biblischer Texte oder solcher Gedichte, welche auf biblischer Geschichte beruhen, wie der Messias, die Bachische Passion, der Tod Jesu und viele andere. Diese unterscheiden sich von der Kammermusik (der mittleren Gattung zwischen Oper und Kirche) nur durch den biblischen Text. Sie schließen religiöse Erbauung nicht aus, ja sie bezwecken dieselbe mehr oder minder, aber der Kunstgenuß bleibt doch die Hauptsache. Diese Kompositionen nun, die wir im gemeinen Leben vorzugsweise, wenn auch mit Unrecht, Kirchenmusik nennen, fordern recht eigentlich die Künste des doppelten Kontrapunktes, den man, wie Du wohl schon bemerkt hast, auch schlechthin Kontrapunkt nennt, seit man das, was sonst einfacher Kontrapunkt hieß, jetzt mit dem Worte Harmonie bezeichnet.

Und warum fordert diese religiöse Kammermusik, der wir der Kürze halber die Oratorien überhaupt, die Messen, die Te deum, die Requiem, die Magnificat, die Stabat mater und Aehnliches zur Seite stellen, warum fragst Du, fordert denn gerade diese Musik den doppelten Kontrapunkt? Daß die wahre Kirchenmusik des Gottesdienstes ihn nicht gestattet, wird Dir bereits klar sein. Wie weit die theatralische Musik ihn erlaube, das laß uns jetzt erwägen. Alle Nachahmung in der Kunst setzt Gleichheit oder wenigstens Aehnlichkeit des Wesens voraus. Wo also in der Oper Verschiedenheit vorwaltet, sei's des Charakters, sei's der Stimmung, sei's des Interesses oder sonst eine wesentliche Verschiedenheit, da kann keine Person ihren Ausdruck von der andern entlehnen, wie denn in solchem Falle Jeder auch ganz verschiedene Worte auszusprechen pflegt. Die Nachahmung wird also in der Oper nur da an ihrer Stelle sein, wo Zwei oder Mehrere dieselbe Empfindung theilen. Schlage einmal das Finale des ersten Aktes der Zauberflöte auf. Dort stimmen Pamina und Papageno ganz mit einander überein, und daher begleitet er sie meistens in der Unterterze, und in dem Duette: „Könnte jeder brave Mann“ werden die Worte:

„Und er lebte ohne sie in der schönsten Harmonie“ im Kontrapunkt der Unteroktave gesungen. Im Finale des zweiten Aktes bot der Gesang der zwei geharnischten Männer ebenfalls Gelegenheit zu einem Kontrapunkte. Da aber Mozart hierzu den Choral: „Es woll uns Gott genädig sein“ benutzte, und Choräle selten an sich kanonisch (kontrapunktisch) sind, so gab Mozart den Kontrapunkt der Instrumentalbegleitung. Sofern nun der Kontrapunkt gerade unser Thema ist, dürfte Dir eine Einschaltung über den gegenwärtigen nicht unwillkommen sein. Er beginnt mit dem Gegenthema im siebenten und achten Takte des angedeuteten Adagio, und zwar in der Unterstimme.

Fig. XXI.



Im achten und neunten Takte übernimmt es die Oberstimme; es kehrt aber während des ganzen Gesanges unaufhörlich wieder, bald in der einen, bald in der andern Stimme, bald auf dem Grundton C, bald auf einem andern, bald, wie zu Anfange, mit dem vollen Takte, bald mit der zweiten Hälfte des Taktes, bald in strenger Nachahmung, bald in freier, bald vollständig, bald nur in Bruchstücken. Doch nicht genug: sowohl aus dem Gegenthema als aus dem Gesange sind einzelne Stellen in der Begleitung so verarbeitet, daß sie immer wiederkehren. So findest Du die vier Noten, welche ich mit b bezeichnet habe fortwährend Takt 10 bis 18, in welchem achtzehnten Takt das Gegenthema wieder mit vollem Takte eintritt, während es Takt 12 in der Mitte anhebt. Du magst diese Figur selber weiter verfolgen. Die vier mit a bezeichneten Noten wirst Du ebenfalls außerhalb des Gegenthemas vielfach wiederkehren sehn, theils in gerader, theils in der Gegenbewegung. Aus dem Gesange selbst (dem Cantus firmus, nicht wahr?) nämlich aus den drei Noten der Worte (wel)cher wandert, oder (wan)dert diese, oder (To)des Schrecken, oder (Ny)ste)rien der, ist eine andere unablässig wiederkehrende Figur der Begleitung entlehnt, meistens nach einer Achtel-Pause. Im vierzehnten und fünfzehnten Takte steht sie nicht weniger als siebenmal. Dies möge genügen, zu:

mal da ich nur einen Klavierauszug vor mir habe, in welchem Vieles ausgelassen ist. Das merke aber noch: Es ist nicht schwierig eine Melodie durchweg kontrapunktisch zu begleiten, wohl aber, daß diese Begleitung aus wenigen immer wiederkehrenden Figuren bestehe, wie es in dem besprochenen Adagio der Fall ist. Und nun laß uns zu unserer früheren Betrachtung zurückkehren.

Die Oper ist ein Drama, im Drama aber soll gehandelt werden, es soll so wenig, als möglich ruhen. Die Erreichung eines Zweckes, allen Hindernissen zum Troß, durchzusetzen, oder ihnen wenigstens würdig zu unterliegen, das ist seine Aufgabe; Gegensatz, Feindschaft, Verfolgung und ähnliches ein großer Theil seines Inhalts. Viel Gelegenheit zu kanonischen Künsten wird also die Oper schon aus diesem Grunde nicht bieten. Es tritt aber noch ein zweiter ebenfalls bedeutender hinzu. Viele Scenen sind zu bewegt und wechselnd, so daß auch die Einverständenen nicht weilen. Es ist in solchem Falle unnatürlich, wenn drei Personen dieselben Worte nach einander absingen, und zwar so daß, wo sie zugleich singen, jeder einen anderen Theil der Melodie vorträgt, wobei nicht selten die schöne Wirkung einer freien Harmonie unter der Fessel des Kontrapunktes verloren geht. Zweifelst Du etwa noch an der Sache, meine Theure, so denke Dir einmal Don Juan und Leporello im Finale des ersten Aktes, wie sie, beide von Einem Streben nach Rettung aus der sehr bedenklichen Klemme beseelt, nun recht schön kontrapunktisch singen: Jetzt hat Alles sich verschworen! Ohne Muth sind wir verloren. Nicht wahr: es geht nicht? Kurz, je kunstreicher, je verwickelter, je ausgeführter der Kontrapunkt ist, desto mehr setzt er eine gewisse Ruhe und harmonische Stimmung der Seele voraus, eine Stimmung, welche sie treibt sich gemeinschaftlich mit Andern in Tönen zu ergießen.

Nach der eigentlichen Kirchenmusik und der theatralischen, bleibt uns nun noch die dritte zwischen beiden befindliche zu betrachten, die Kammermusik, und in sofern sie einen religiösen oder biblischen Text hat, religiöse Kammermusik oder Kirchenmusik im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Da ihre Aufführung, wenigstens bei den Protestanten, kein Gottesdienst, kein religiöser Akt ist, sondern unser Ohr allerdings der Kunst lauscht, so schließt diese Gattung die kontrapunktische Kunst zusehends nicht aus. Und

da sie nicht, gleich der Oper, Auf- und Ausführung einer Handlung durch wirkliche Personen ist, die uns täuschen wollen, damit wir ihr Thun und Treiben, so weit es möglich ist, für die Wirklichkeit selbst nehmen, sondern uns, gleich dem Maler, nur ein stilles Gemälde, oder gleich dem Bildhauer, eine unbewegliche Gruppe darbieten will, so leuchtet ein, daß gerade hier diejenige Ruhe der Sache und der Zuhörer statt findet, welche wir als Bedingung des Kontrapunktes kennen gelernt haben.

Du liest mit Aufmerksamkeit, liebe Marie, und ich weiß daher, daß Du mich hier erinnern wirst, daß die Messen, die Requiem, die Magnificat und ähnliche Kirchenkompositionen ja wirklich dem Gottesdienste bestimmt sind und auch wirklich während desselben aufgeführt werden. Freilich. Es ist aber doch ein ander Ding mit diesen Messen als mit unserm sonntäglichen Gottesdienst. Wir verstehen unsern Text, die katholischen Gemeinden aber verstehen in keinem Lande Latein. Dazu kommt nun die strahlende Monstranz, das Prachtgewand des Priesters, seine Assistenten, räumliche und schellende Kirchenknaben, leuchtende Kerzen, Heiligenbilder und anderes Außenwerk. Wie nun das Alles den Katholiken aus Gewohnheit nicht stört, so stört ihn auch ein Kyrie eleison! d. h. Herr, erbarme dich meiner! als Fuge mit Pauken und Trompeten keinesweges, sondern er hört zu, kniet nieder, betet oder träumt, wie's ihn eben ankommt. Je mehr es aber auf Herzenerbauung abgesehen ist, desto einfacher ist auch der katholische Gottesdienst, und es giebt viele Messen und andere kirchliche Kompositionen ohne Instrumental-, ja ohne Orgelbegleitung. Ich selber habe 1825, Deinem Geburtsjahre, in Maria maggiore zu Rom einer Messe beigewohnt, die trotz der Feierlichkeit und der Anwesenheit des Papstes und der Kardinäle, dennoch ohne Instrumente gesungen wurde. Ja es giebt dort viele Kirchenkompositionen (von Palestrina, Allegri, Bai und Andern) selbst ohne Kontrapunkt. Und, nunmehr wirst Du mir wohl zugeben, daß Händels Messias, Bachs Passionsmusik, Graun's Tod Jesu mit den Messen, den Requiem, den Magnificat und Stabat mater so ziemlich einerlei Gattung bilden, wenn auch die erstgenannten des dramatischen Elementes nicht ganz entbehren, nach welchem jedoch auch die Antiphonien (abwechselnd von zwei einander gegenüberstehenden Chören gesungen) hinzu-

streben scheinen. Auf jeden Fall sind aber die Messen, die Todtenmessen, *Stabat mater* u. s. w. ruhiger und gleichförmiger, so daß man zwar Messen findet, die durchweg kanonisch sind, aber keine Dratorien.

Und folgt nun hieraus, daß ein Dratorium ohne Kontrapunkt nicht bestehen könne? — Es folgt so wenig, daß es vielmehr eine Menge Dratorien giebt, in welchem sich auch nicht die kleinste Spur von Kontrapunktischer Kunst gewahren läßt. Daß sie deshalb trivial und langweilig sein müßten, ist nicht nothwendig, wie viele unkontrapunktische Chöre von Haydn, Mozart und Beethoven lehren, aber in der Regel sind sie's wirklich. Fast scheint es, wie Homer vom Tapferen sagt: das Eisen ziehet den Mann an, daß man auch vom tüchtigen Komponisten sagen müsse, der Kontrapunkt ziehe den Mann an. Händel wenigstens, C. Bach, Graun, Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, und um auch Lebende zu nennen, Spohr, Friedr. Schneider und Loewe sind von diesem wunderbaren Magnete mächtig angezogen worden.

Jetzt laß uns eine christliche Gemeinde betrachten, aber nicht eine wirkliche, sondern eine ideale, die Gott mit englischer Kunst und Stimme erhebt, ich meine einen Chor geübter Sänger und Sängerrinnen. Sein Text lautet: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Diese 23 Sylben in 23 Noten vorgetragen, dürften einen ziemlich kurzen Lobgesang geben. Es werden also Melismen (Notenfolgen zu Einer Sylbe) und Wiederholungen eintreten, und damit läßt sich schon viel ausrichten. Gleichwohl wird hier meistens Eine Stimme das Wort führen, und die andern werden sie nur harmonisch verstärken; nur das Ganze wirkt, die einzelne Stimme ist Nichts. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn jede Stimme ihr volles Recht behauptet, jede die Eine wahre Melodie vorträgt und dann nach ihrer Individualität bei diesem oder jenem einzelnen Theile des Ganzen verweilt. Das kann aber nur mittels des Kontrapunktes geschehen. Ich würde die Worte in drei Kontrapunktische Sätze bringen:

1. Ehre sei Gott!
2. Und Friede auf Erden!
3. Und den Menschen ein Wohlgefallen!

so daß sie alle drei könnten zugleich gesungen werden, und zwar jeder als Ober-, als Unter- und als Mittelftimme. Der erste würde majestätisch einherschreiten, der zweite sanft, und der dritte lieblicher. Jedes Thema könnte erst einzeln auftreten, damit sich der Hörer einprägen, dann würden sich die drei Sätze mischen und abwechselnd in den einzelnen Stimmen erklingen, kurz dieselben Worte und Figuren würden in immer wechselnden Lagen, Verbindungen und Folgen eine wahrhaft unerschöpfliche Mannigfaltigkeit gewähren, gleichsam eine Quintessenz des tausendstimmigen Lobes, das die Kreatur ihrem Schöpfer erhebt.

Du wirst diesen Gedanken nicht für etwas Neues ansehen, meine Liebe: schon Händel schließt sein Alexandersfest mit einem vierfachen Kontrapunkte, indem er die Sätze:

Timotheus, entsag dem Preis!

Nein beide theilt den Kranz!

Er zog den Menschen himmelan,

Den Engel sie herab —

mannigfaltig mit einander verbindet und ein schönes und lehrreiches Beispiel von der außerordentlichen Wirksamkeit des Kontrapunktes, ja von seiner Unentbehrlichkeit aufstellt. Denn ich möchte doch wohl sehen, was hier der einfache Kontrapunkt (bloße Harmonisirung) vermöchte. Was hätten wir denn davon, wenn jede der vier Stimmen die vier Sätze vorträge und die andern bald mit derselben, bald mit einer veränderten Begleitung hinzuträten? Das wäre theils langweilig, theils für die Einheit des Ganzen gefährlich. Oder soll der Text von allen vier Stimmen nur Einmal zugleich durchgesungen werden, aber mit langen Melismen und Wiederholungen einzelner Worte: entsag, entsag, entsag! Nein beide, beide, beide u. s. w.? Dann wird zu viel Empfindung und lyrisches Wesen hineingebracht, ohne der Gewöhnlichkeit zu entgehen. Händel verbindet hier mit der höchsten Kunst die höchste Einfachheit, und das, nur das ist das Rechte.

Der Kontrapunkt ist aber auch eine noch außerdem belohnende Kunst. Denn wenn schon den Dichter der Reim zuweilen auf einen glücklichen Gedanken bringt, so leistet der Kontrapunkt dem Tonsetzer diesen Dienst noch viel häufiger, indem er ganz unerwartet die wunderbarsten Tonverbindungen herbeiführt. Er gleicht einem her-

aufbeschwornen guten Geiste, der Dir mehr gewährt, als Du von ihm begehrt hast.

Doch es ist endlich Zeit nebst dem Kontrapunkte mich selbst Dir zu empfehlen.

### Achter Brief.

Ich freue mich, liebe Marie, daß meine Mittheilungen so ganz Deinen Wünschen entsprechen, und kann mir's schon gefallen lassen, wenn Du mich selber einen guten Geist nennst, der herbeibeschworen, Dir mehr und Besseres giebt, als Du von ihm verlangt hast. Sehr löblich ist der große und sorgfältige Fleiß, den Du auf die Betrachtung des Adagios der geharnischten Männer gewendet hast, wiewohl eigentlich eine Partitur dazu gehört hätte.

Leichter wirst Du einen zweistimmigen Kontrapunktischen Satz (Fig. XXVII.) zergliedern, den ich Dir heut übersende. Er ist auch schon von Anderen zum Unterrichte benutzt, ja vielleicht zu diesem Zwecke geschrieben worden. Ich werde mich aber kürzer fassen als mein Vorgänger. Er ist ohne Text, ich werde also dem Cantus firmus, damit Du ihn allenthalben desto leichter erkennest, die Worte: **Kyrie eleison!** unterlegen; der Kontrapunkt pflegt um eine Pause später einzutreten. Die Tonart, obschon ohne vorgezeichnetes Kreuz, ist G. Hast Du Dir nun die sieben Noten des Themas, das sich nur bis zur Quarte erhebt und dreimal den Grundton berührt, also überhaupt nur vier verschiedene Noten hat, recht eingepägt, so wollen wir das anatomische Messer ergreifen. Der erste Kontrapunkt ist in der Oberquinte, die man auch schlechtthin Quinte nennt, indem man nur zur Unterquinte, Unterquarte u. s. w. den Zusatz: „Unter“ macht. Unser Intervall hier ist eigentlich die Quinte der Oktave (Duodecime). Im vierten Takt rückt das Thema eine Oktave höher und der Kontrapunkt (das Gegenthema) begleitet ihn auf demselben Intervall, es ist mithin ein Kontrapunkt im Unifono; übrigens ist er ganz der vorige. — Takt 8. tritt der C. f. (cantus firmus) auf die Quarte, C., und der Kontrapunkt begleitet ihn eine Terze (genauer Decime) höher, in E., er ist aber nicht mehr der vorige, sondern ein neuer, in dessen sieben ersten Noten Du wohl das Thema selbst wenig verändert wiedererkennen wirst. Ich habe da, wo die Begleitung dieser Komposition das Thema deutlich genug erkennen läßt, dies durch die bloßen Buch-

staben *k r e e l i s* angedeutet, welches die Anfangsbuchstaben der Sylben *Ky — ri — e e — le — i — son* sind. Wo Du aber *s i l e e r k* findest, da ist es die Umkehrung: *son i l e e e ri Ky*. Ich hätte auch da, wo die Begleitung bloß Hälften des Themas enthält, dies theils mit *k r e*, theils mit *e l i s* anzeigen können. Allein Du würdest am Ende scheitern, wenn ich Deiner eigenen Aufmerksamkeit garnichts überließe. — **T. (Takt) 11** übernimmt die Oberstimme den *C. f.* auf der Tonika und die Begleitung geschieht in der Unterterze und ist genau die eben vorangegangene. — **T. 15** tritt der *C. f.*, wie zu Anfange ein, und die Begleitung in der Oberoktave ist wieder eine andere, indem vom *C* ab die sieben letzten Noten nichts weiter sind als das Thema, aber in rückgängiger Gegenbewegung, deren Du Dich doch noch erinnern wirst. Wie leicht aber solche Künste unvernommen bleiben, beweist mein Vorgänger, welcher weder die Umkehrung noch die Gegenbewegung bemerkt hat. Das Kreuz über dem *F* habe ich hier, wie anderwärts, desgleichen Takt 44 ein *b* hinzugefügt, denn die Alten setzten es nur, wo es sich nicht von selbst verstand. Von hier an hat Vasso häufige Bindungen (Synkopirungen) angewandt, d. h. er läßt eine Note fortönen, während eine andere eintritt, und zwar so, daß ein guter und ein schlechter Takttheil mit einander verbunden werden. — **T. 18** sind zwischen dem Thema und der folgenden Begleitung zwei Noten, *H C* eingeschoben, bloß um keine Pause eintreten zu lassen und bequem zur Begleitung hinzuleiten. Diese ist mit geringer Abweichung die so eben vorangegangene. Die Aenderung war nöthig, da die Begleitung nicht, wie oben erst in der Oktave, sondern in der Unterterze geschieht. Das hohe *C* in **T. 19.** gehört der Unterstimme; bei geschwänzten Noten ergiebt sich die Stimme aus der Richtung des Schwanzes. — **T. 22.** beginnt der *C. f.* selber in der Gegenbewegung, und zwar auf der Sexte *E*, während die Begleitung im Grundton *G* geschieht. — **T. 25.** übernimmt die Oberstimme wieder den *C. f.* in seiner ursprünglichen geraden Bewegung und auf der Tonika *G*, wozu genau die vorige Begleitung, aber auf der Sexte *E* (der Unterterze von *G*) gefügt wird. — **T. 29.** bleibt das Thema in der Oberstimme und auf derselben Tonstufe *G*, jedoch nicht mehr in ganzen Taktnoten, sondern in halben, also in der Verkleinerung (Diminution). Die Begleitung auf der Unterquinte (also der Quarte des Grundtones) *C* ist eine völlig neue,

aber aus dem C. f. entnommen; denn die Kyrie-Noten sind dreimal, und die Eleison-Noten zweimal darin zu finden. — T. 31. übernimmt die Unterstimme das verkleinerte Thema auf C, und wird in seiner Oberterze begleitet, etwas anders als so eben die Begleitung war. — Mit der letzten Note von T. 32 beginnt das Thema in beiden Stimmen zugleich, auf dem Grundton und auf der Sexte, und zwar in Viertelnoten, also in nochmaliger (doppelter) Verkleinerung. Hier ist also jede Stimme Thema und jede Begleitung. Uebrigens hat die Unterstimme die Gegenbewegung. Die Schlußnote der Unterstimme sollte eigentlich D sein; Vasso setzte aber C, weil dies C zugleich den Anfang einer neuen Wiederholung des Themas bilden sollte. Zwar konnte in beiden Stimmen auch die gleiche Bewegung behalten werden:

Fig. XXII.

a.

b.



Allein solche Gänge schienen unsern Vorfahren zu trivial, und sie ließen in Massen weder Terzen noch Sexten auf einander folgen, am wenigsten im zweistimmigen Satz. Der Eindruck, welchen Vasso's C. f. hier macht, ist ein völlig verschiedener von dem bisherigen, was besonders daher rührt, daß er von zwei halben oder zwei Vierteltaktnoten bisher immer mit der ersten eintrat, jetzt aber mit der zweiten. Mit dem Namen dieser neuen (doch wohl brodlosen?) Kunst vorschone ich Deine Ohren, wie mit manchem andern. — T. 34 ist das Thema durch eine Pause unterbrochen (unterbrochene Nachahmung). Noch vor seinem Ablaufe fängt es schon wieder im Basse an, und zwar zum erstenmal auf der Dominante D, und nun wieder in halben Taktnoten, bald aber in beiden Stimmen in gemischten Noten und mit Bindungen (Synkopirungen) und punktirten Noten, wofür die Kunst wiederum ihren besondern Namen hat. Von jetzt an bekommen wir in beiden Stimmen bloß das Thema in wunderbaren Verknüpfungen zu hören, von denen man sich nichts träumen läßt, wenn man zu Anfange die sieben Noten des Kyrie eleison sieht. — T. 40 und 41 wiederholt die Oberstimme bloß das eleison, welches die Unterstimme um eine Vier-

telnote später nachmacht. Jetzt geht aber Alles rasch und behende in einander greifend. Die beiden Sprechenden haben sich gegenseitig zur Genüge kennen gelernt, sie verstehen schon das halbe Wort, und ehe der Eine ausgeredet, erwidert ihm der Andere schon. Vom 41sten Takte bis zum Schlusse der Komposition trägt die Oberstimme noch eifmal, und die Unterstimme noch zehnmal unser wohlbekanntes Kyrie eleison vor, Alles in vierzehntehalb Takten. Du lächelst wohl bei dieser musikalischen Geschwähigkeit, meine liebe Marie, und gedenkst unserer guten X—r, die euch Alle einmal fast zu Tode schwangte, so daß ihr sie die geschwähige Schwalbe nanntet.

Einige der freieren Nachahmungen wirst Du kaum für solche gelten lassen. Ich streite nicht; aber ich muß Dir sagen, daß ich wohl noch ein Paar Nachahmungen herausgeklaubt hätte, wenn ich nicht voraus wüßte, Du würdest sie abweisen. Wer soll oder kann die Gränze ziehn zwischen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit?

Nun noch einige Bemerkungen. Unser Meister läßt sein Thema auf jeder der sieben Stufen seiner Tonleiter auftreten, also auf **G A H C D E** und **F**. Von **G C D** und **E** haben wir dies schon in der ersten Hälfte gesehen, in der zweiten kommen nun noch **F A** und **H** hinzu.

Einen eigenen Eindruck macht es, wenn im 40sten und den zunächst folgenden Takten das Thema viermal auf **D**, der Oberdominante von **G**, auftritt, und ein paarmal auf der Oberdominante von **D** (also auf der Sekunde von **G**) nämlich auf **A**, ja wenn es sich nach **E**, der Oberdominante von **A** und Unterterze von **G**, und zuletzt noch nach **H**, der Oberdominante von **E** und der Terze von **G**, entfernt. Jetzt fällt Dergleichen zwar Wenigen auf, da unsere Ohren an die allerfrappantesten Ausweichungen gewöhnt sind, während die Alten mit den ihrigen stets innerhalb der dem Tonstück zu Grunde gelegten Tonleiter verblieben, so daß unser Thema daher auch weder auf **Es** noch **Fis**, noch **As** noch **B**, noch **Cis** auftritt.

Den Schluß, der mit Ruhe und Würde geschehen muß, macht **Basso** nicht in Vierteln und Achteln, die wir in der zweiten Hälfte reichlich gesehen haben, sondern in halben und ganzen Taktnoten, und läßt zum letztenmal das Thema wieder auf dem Grundton **G** eintreten und enden, wie er mit **G** angefangen hatte.

## Neunter Brief.

Da sage mir Einer, daß ich nicht zu lehren verstehe! Nicht bloß unsere Marie vertieft sich in den alten härtigen, adlernasigen Meister Roland (Orlando), sondern sogar zwei liebenswürdige Freundinnen theilen diese Begeisterung und schreiben sich die allerklangloseste Komposition ab, die jemals ein Stockkontrapunktist ausgeheckt hat. Nicht als einen Ohrenschmauß hab' ich Dir diese'be übersandt, sondern als eine gedrängte Musterkarte fast aller Kontrapunktischen Künste.

Wenn du mich schiltst, daß ich mir einbilde, die Frauenzimmer hätten große Scheu vor dem Lernen und zumal vor Kunstausdrücken, und es tadelst, daß man euch zu spielend behandle und zu Wenig zumuthe, so magst du wohl Recht haben, und ich will mich bessern.

Warum ich meine Zählung der Nachahmungsarten nicht fortsetze? — Nun, es ist ja wohl noch Zeit dazu. Wir waren bei 200 Arten stehen geblieben. Da ich alle 200 auch in der Gegenbewegung vortragen kann, so erhalte ich neue 200 und habe nun 400, die ich wiederum durch Rückgängigkeit zu 800 steigere, wie diese durch rückgängige Gegenbewegung zu 1600, welche endlich durch freie Behandlung das schöne Süm্মchen von 3200 geben. Ich hoffe, die genügen schon und ersparen mir's weiter zu gehen. Valentini schrieb um die Mitte des 17ten Jahrhunderts einen Kanon, aus dem er mehr als 2000 verschiedene Kontrapunktische Gestalten entwickelte.

Nun soll ich Dir auch den Unterschied des achten Kanons und des gewöhnlichen gesellschaftlichen angeben. Gut. Es sei ein zweistimmiger; denn nach diesem wirst Du leicht auch drei- und vierstimmige beurtheilen können. Sind zwei Melodien so eingerichtet, daß jede sowohl Ober- als Unterstimme sein kann, und sich mithin eine Oktave höher oder tiefer setzen läßt, so ist die Komposition ein Kanon, ist dies nicht der Fall, so ist sie's nicht.

Fig. XXIII.



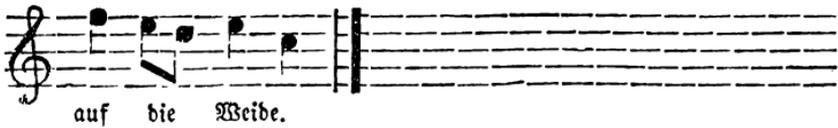


Fig. XXIII. ist ein Kanon, denn Du kannst die eine oder die andere Stimme in eine andere Oktave versetzen, ohne allen Schaden für die Harmonie, wie Fig. XXIV. a. b. zeigt.

Fig. XXIV.



Folgendes ist dagegen kein Kanon:

Fig. XXV.



Denn im Unifono läßt er sich zwar hören, wie in Fig. XXV., aber nicht in der Oktave, wie in Fig. XXVI.

Fig. XXVI.



Der Fehler ist aber leicht geändert, wenn Du statt des doppelten G zu dem Worte „Kanon“ C H schreibst.

Willst Du nun einige der im Unifono gesungenen gesellschaftlichen Kanons prüfen, so verwandle sie in Kanons in der Oktavo. Entstehen dann unleidliche Intervalle und Fortschreitungen, so ist der Kanon ein unächter. —

### Zehnter Brief.

Nun soll ich Dir, liebe Marie, auch noch Etwas über die Fuge schreiben, weil Du hoffst, dann, statt der Gefeklosigkeit eines harmonischen Lärmens, ein gefekmäßiges und wohlgegliedertes Kunstwerk zu vernehmen. Das hoffe ich auch; nur wird nöthig sein, daß Du nicht bloß einige Fugen im schnellen Vorüberauschen anhörst, sondern sie auch mit dem Auge auf dem Papier ruhig betrachtend zerlegst.

Um mit dem Allgemeinen anzufangen, so versteht man unter Fuge eine zwei- oder mehrstimmige Komposition (für menschliche Stimmen oder für Instrumente, wie die von J. S. Bach für die Orgel), die so eingerichtet ist, daß ein melodischer Hauptsatz zuerst vom Baß, Tenor, Alt oder Diskant (worunter ich auch Cello, Bratsche, und erste und zweite Violine verstehe) vorgetragen, von den andern aber nach der Reihe in verschiedenen Intervallen wiederholt und unter mannigfaltigen Veränderungen ununterbrochen bis zum Schlusse fortgeführt wird. Demächst sind an einer Fuge fünf Hauptpunkte zu betrachten, welche ich Dir sogleich an einer kleinen Fuge (Fughetta) von Homilius Fig. XXVIII. nachweisen will.

1. Das Subjekt (Thema, Führer, Dux, gleichsam Anführer, dem die anderen Stimmen nachfolgen. Das Subjekt nimmt hier die zwei ersten Takte ein und schließt mit dem ersten Achtel des dritten Taktes, mit welchem zugleich es der Tenor eine Quinte höher übernimmt, wie E. 5 der Alt, und E. 7 der Diskant, der Alt eine Oktave höher als der Baß, der Diskant eine Oktave höher als der Tenor.

2. Der Gefährte (Comes) oder die Nachahmung des Führers auf einer anderen Tonstufe, wie hier im Tenor und Diskant, während der Alt dem Führer selber, nämlich auf E, wiederholt.

3. Der Wiedererschlag (Repercussion) oder das Verhalten der (hier vier) Stimmen zu einander in Ansehung ihres Ein-

trittes. Denn man kann mit jeder Stimme beginnen und jede andere auf sie folgen lassen; und zwar kann man mit der Tonika (hier E), oder mit einer der beiden Dominanten (hier mit H) beginnen. So siehst Du Z. 12 bis 16 eine andere Anordnung als zu Anfange. Es tritt nämlich Z. 12 der Tenor auf G als Führer ein, welchem der Bass eine Quarte tiefer auf D folgt. Auch Z. 18 tritt der Bass nicht auf der Tonika, sondern auf der Oberdominante H ein, erhält aber diesmal gar keinen Nachfolger. Z. 20, 21 und 22 trägt der Alt das Thema auf der Tonika vor, aber mit verändertem Schluß, und ebenfalls mit verändertem Schluß und ebenfalls auf der Tonika folgt ihm der Bass einen halben Takt später im zwanzigsten Takte. Hievon sogleich mehr.

Es braucht also der Gefährte auch nicht gerade 2 Takte nach dem Führer einzutreten, wie anfangs, sondern es kann auch nach 3, 4, 5, 6 und mehr Takten geschehen, oder auch nach  $\frac{1}{2}$ , 1,  $1\frac{1}{2}$ ,  $2\frac{1}{2}$ ,  $3\frac{1}{2}$  Takten u. s. w.

Wird im Fortgange der Fuge die Folge dahin geändert, daß der Gefährte nicht den Schluß des Führers abwartet, sondern während seines Vortrages eintritt, so nennt man dies Verfahren Engführung (Ristretto). Diese findest Du Z. 20, wie wir so eben gesehen haben. Wie aber hier bloß in zwei Stimmen, so findet in größeren Fugen die Engführung in allen Stimmen Statt, und zwar meistens am Schlusse.

4. Das Kontrasubjekt oder die Gegenharmonie. Man versteht darunter die Melodie, mit welcher sowohl der Führer als der Gefährte begleitet wird. Das Kontrasubjekt ist also die unmittelbare Fortsetzung sowohl des Führers als des Gefährten. In unserer Fuge findest Du das Kontrajubjekt Z. 3 bis 5 im Basse zu den Worten: „daß man dich fürchte; denn bei dir ist die,“ dann Z. 5 bis 7 zu den Worten: „daß man dich fürchte, daß man dich fürchte,“ und zum drittenmal Z. 7, 8, 9 zu eben diesen Worten.

5. Die Zwischenharmonie, welche alles Uebrige in der Fuge außer dem Führer, dem Gefährten und der Gegenharmonie begreift. Sie wird, so weit es sich thun läßt, aus jenen entlehnt. Prüge Dir, meine Liebe, einmal jene recht fest ein, oder schreib sie im Nothfalle auf, und vergleiche mit ihnen die Zwischenharmonie, und Du wirst in dieser fast lauter Bruchstücke jener entdecken. Wie

manche Freiheiten solche Nachahmung natürlich gestattet, das hast Du schon dem alten Lasso abgelernt. Ich rechne darauf, daß Du noch nicht ermattet bist und die Auffuchung jener Bruchstücke mit aller Gewissenhaftigkeit vornehmen wirst. Nicht wahr?

Nun noch ein Wort vom Orgelpunkt, so genannt, weil er besonders in Orgelkompositionen üblich ist. Man versteht aber darunter das Aushalten einer und derselben Bassnote — in unserer Fughette **L.** 25—27 das **H** — während verschiedener Nachahmungen des Themas in den drei oberen Stimmen, welche Nachahmungen aber von Homilius mehr angedeutet als ausgeführt sind.

Fragst Du vielleicht noch, warum Führer und Gefährte einander nicht ganz gleich sind und warum auch die Gegenharmonie nicht in allen Stimmen dieselbe ist, so kann ich Dir den Grund leicht begreiflich machen. Volle Gleichheit des Führers und des Gefährten ist nicht unerreichbar, nämlich dann wann sich beide innerhalb ihres Tetrachords, also — um bei unserer Fuge von Homilius stehen zu bleiben — innerhalb **E Fis G A** und **H c d e** bewegen; denn in beiden ist die Folge der ganzen und halben Töne gleich. Erreicht aber der Führer die Quinte, also in unserer Fuge **H**, und der Gefährte will dasselbe thun, so wird seine Melodie zu den Worten „daß man dich fürchte“ **cis d h eis fis** lauten, und der Alt, der wieder, wie der Bass, mit **e** einsetzen sollte, wird nun mit **fis** einsetzen und mit **cis** schließen, mit welchem **cis** dann zuletzt der Diskant anhebt um auf **gis** zu enden. Den Spaas vollständig zu machen, wird jede Stimme bei ihrer Tonart bleiben, und wir werden eine Fuge in vier Tonarten **E H Fis** und **Cis** zugleich hören. Etwas Aehnliches hab' ich wirklich einmal von drei lustwandelnden Lehrburschen vernommen, die so wenig Gehör hatten, daß sie: „Heil dir im Siegerkranz“ zugleich aus drei verschiedenen Tonarten sangen, und zwar mit der entschiedensten Sicherheit, denn jeder schloß in der Tonart, in welcher er angefangen hatte, und, wie es schiea, mit vollkommenster Selbstzufriedenheit. Die Menschen setzen sich am Ende schwerer mit einander in gleiche Stimmung als die Thiere. Wenigstens hab ich auf meinen Spaziergängen im Anfange des Sommers Pfützen getroffen, in welchen Unken wohnten, deren Ruf theils um einen halben, theils um einen ganzen Ton von den übrigen abwich, aber nur einige Wochen lang, indem sie allmählich in gleiche Stimmung geriethen.

Das brauch' ich ich nun wohl kaum zu bemerken, daß, wenn Führer und Begleiter von einander abweichen, auch ihre Gegenharmonie nicht ganz übereinstimmen werde.

Nun, meine Theure, hast Du meine ganze kontrapunktische Weisheit erbeutet, und — denn Du hast es ja so gewollt — zur Stärkung Deines Gedächtnisses noch ein Duzend Kunstausdrücke. Erhöht sich durch meine geringe Bemühung Dein Vergnügen bei Anhörung kunstreicher Kompositionen, so haben wir beide unsere Absicht erreicht, und ich fühle mich reichlich belohnt. Lebe wohl!

Dein aufrichtiger Freund und Diener  
F. A. G o t t h o l d.

---

## Ueber N. von Thorwaldsen

von E. A. Hagen.

„Wann wird der Welt und der Kunst ein anderer Thorwaldsen wiedergegeben werden?“ schreibt sein Freund, der Professor Rauch.

In Thorwaldsen verloren wir einen Künstler, der erfüllt von der Schönheit des Antiken sie uns durch Hervorhebung des rein Menschlichen näher brachte, der das starre Archäologische und Allegorische mit Lebenswärme durchdrang, einen Künstler, der ein Herrscher auf dem Gebiet christlicher Kunst, obwohl umgeben von bunten Heiligenbildern, im ernstesten Protestantismus die poetische Weihe fand. Die Trauer um den Dahingeshiedenen theilt, wer seine Schöpfungen sah oder wer nur von seiner fruchtbaren Thätigkeit hörte und dennoch dürfen wir nicht dem Schicksal grollen, da sein Leben verlosch, als der Glanz seines Wirkens sich bereits zum Niedergange neigte. Wenn wir die Reihe seiner reichen Bildungen überblicken, so drängt sich uns mehr als bei einem anderen Künstler die Zeit der Jünglingsbegeisterung, die des gediegenen Mannesalters und die des Greisenthums auf, und wie rüstig auch immer das letztere war, so dürfen wir uns beim Vergleich des Früheren mit dem Späteren nicht verhehlen, daß er weniger vorwärts strebte, als an den abgeschwächten Erinnerungen ehemaliger Größe zehrte.

Nach dreißigjährigen Studien trat Thorwaldsen erst als fruchtbar schaffender Künstler auf. Er sammelte langsam, um auf einmal in überströmendem Reichthum seine Geisteskräfte auszubreiten. Diese Zeit der Bewegung und des Wettstreits umfaßte ungefähr 15 Jahre und ebenfalls 15 Jahre die Periode der in sich beruhigten gereiften Kraft und 15 Jahre die des Stillstandes. Alle theilen das mit einander, daß er geräuschlos auftrat, daß seine Hammerschläge nur auf den klingenden Marmor, nicht auf das hohle Metall der Tagesglocke gerichtet waren, daß er sich geltend machte ohne Beihülfe wortreicher Lobredner. Statt der stürmischen Gewalt, mit der andere Künstler sich ankündigen, zeigte er ein friedfertig ängstliches Wesen, statt männlicher Entschiedenheit eine jungfräuliche Be-

fangenheit. Sein stiller Eifer und seine strenge Gewissenhaftigkeit ließen in ihm nur einen treuen Mitkämpfer erkennen, nicht einen erhabenen Vorkämpfer auf dem Felde einer neu zu erringenden Kunst. Man ist geneigt, den ächten Genius sich als unabhängig von Zufälligkeiten zu denken, wo er wirklich glüht, meint man, da fehle es nicht an begünstigenden Umständen, die ihn zur heßten Flamme anfachen, allein manches Beispiel lehrt dagegen, daß er, von der Ungunst der Verhältnisse niedergehalten, eher in Asche zerfällt, als es ihm möglich war, sich bemerkbar zu machen. Thorwaldsen zog das eine Loos, ein anderer dänischer Künstler, Carstens, der mehrfach genannt werden wird, das andere.

Nachdem Thorwaldsen eine harte Prüfungszeit durchkämpft, nachdem ihm, gerade als die letzte Hoffnung sich zu verfinstern schien, ein Glückstern aufleuchtete, fand er einen dankbaren Boden, dessen Ergiebigkeit bei seinem Fleiß sich auf überraschende Weise steigerte.

Thorwaldsens vierzigjähriger Aufenthalt in Rom fiel in eine Zeit, die das beste Gedeihen verhieß. Bernini's elegante Ungestalten fanden keinen Bewunderer mehr. Die Bildhauerei, ganz und gar von der Kunsthöhe herabgesunken, diente allein dem Tode. Sie verstieg sich nicht leicht über Wappen und Embleme irdischer Hinsfälligkeit auf Grabmälern, über Bildnißfiguren, die nach Todtenmasken gearbeitet wurden.

Canova gab der Bildhauerei Selbstständigkeit und führte sie von den Gräften ins Leben zurück. Ihm gelang es, durch zierliche Gestalten für sie eine überwiegende Theilnahme anzuregen, und Napoleon förderte sein Streben. Neben Antiken nahmen die Palläste jetzt moderne Statuen auf und zählten sie zum schönsten Schmuck. Asmus Carstens, obgleich Maler, hatte sich in plastischen Arbeiten versucht und durch seine geistreichen Blätter aus der griechischen Mythe und Geschichte, die Ideenkreise gleichsam vorgezeichnet, in denen Thorwaldsen sich mit Ruhm bewegen sollte. Thorwaldsen vermifste nicht in Rom Landsleute, die als tüchtige Antiquare ihm mit gelehrtem Rath an die Hand gehen konnten, und er schloß sich zuerst an Zoëga und später an Bröndsted an. Von größerer Wichtigkeit aber war es für ihn, daß er Gelegenheit fand, statt römischer Vorbilder, griechische der ersten Klasse zu studiren. Der Pabst empfing damals zum Geschenk Abgüsse von den Statuen und Reliefs, die zum Parthenon in Athen gehört hatten. Etwas später kam

eine merkwürdige Statuengruppe aus dem Giebel eines äginetischen Tempels nach Rom. Aber auch das Leben mogte in schönen Bildungen nicht hinter der Kunst zurückbleiben. Von einer kunstliebenden gräßlichen Familie wurde ein Landmädchen Namens Vittoria mit dem edeln griechischen Profil, mit den langen Augenwimpern als eine untadliche Schönheit aus Albano nach Rom geführt und die Künstler wetteiferten, in Stein und Gemälden ihren Zauberreiz zu fesseln. Im Jahre 1811 wurde in Norwegen ein Marmorbruch entdeckt, der in reicher Fülle ein Material lieferte, das dem carrarischen ähnlich war. Durch den Fund wurde der Blick früher, als es sonst wohl geschehen wäre, auf den dänischen Bildhauer gerichtet, als den würdigsten Bearbeiter desselben; denn man schien einen höheren Zusammenhang darin zu sehen, daß Marmor in dem Reich gewachsen, wo der Bildhauer geboren sei. Der jetzt regierende König von Dänemark, Christian, damals Kronprinz, lud ihn nach Dänemark ein, um über die für die Christiansburg zu bestimmenden Marmorverzierungen Vorschläge zu machen. Das Aufhören der französischen Oberherrschaft in Italien machte Canova um eine Stütze ärmer, für die meisten anderen Künstler aber war es das freudigste Ereigniß. Nach der Rückkehr des Papstes aus fünfjähriger Gefangenschaft trat ein wohlthätiger Umschwung der Dinge ein. Reisende, namentlich Engländer, die so lange sich fern gehalten, wallten in Schaaren nach Rom und machten bei den Künstlern ansehnliche Bestellungen. So war in geistiger und materieller Beziehung ihre Stellung gesichert.

In Thorwaldsens immer weiter sich ausdehnenden Werkstätten entfaltete sich eine staunenswerthe Thätigkeit. Die schönsten und mannigfaltigsten Werke entstanden in den Jahren 1820 bis 1822.

Albert oder Bertel Thorwaldsen, welchen Namen v. der Hagen durch Thors Sohn übersezt, wird von seinem Biographen Thiele wie gewöhnlich mit W. geschrieben. Er selbst gebraucht ein B. und in manchen deutschen Schriften findet man diese Schreibart beibehalten. Thiele giebt als seinen Geburtsort Copenhagen an, als seinen Geburtstag den 10. November 1770. Thorwaldsen glaubte in Island das Licht der Welt erblickt zu haben und auf einem Taufstein, den er der Kirche des Städtchens Myklabye in Island schenkte, nennt er

sich einen Isländer. Nach einer Meinung soll seine Mutter, eine Predigers-Tochter, mit ihm auf dem Schiffe niedergekommen seyn, das die Eltern von Island nach Copenhagen führte. Wenn man ihn fragte, wann er geboren sey, so erwiderte er: das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich den 8. März 1797 nach Rom gekommen bin. Sein Vater war ein gewöhnlicher Bildschnitzer, der aber seinen Stammbaum bis zu einem fabelhaften König Harald von Norwegen heraufzuführen wußte. Der Vater nahm in ihm mit Freuden die Anlage zum Zeichnen wahr. Wenn Bertel nach dem alten Holm auf den Werften dem Vater, der Schiffszierrathe daselbst schnitzte, das Essen brachte, so benutzte er die Zeit, während jener Mittag hielt, an seinen Figuren zu arbeiten und sie zu verbessern. Es war Gelegenheit, den Knaben von 11 Jahren auf die Kunstakademie zu bringen. Der Vater hegte dabei den bescheidenen Wunsch, bald in ihm einen Gehülfen in seiner Handthierung zu erlangen. Eine höhere Plastik war schon früh das Ziel des schweigsamen, in sich gefehrten Bertel gewesen. Die Gyps-klasse in der Akademie und das Theater bot seiner Liebe zu schönen Formen Nahrung. Um so schmerzlicher mußte es ihm sein, erst nach vier Jahren des fleißigsten Schulbesuchs in die Gyps-klasse aufgenommen zu werden. Sein Lehrer wurde jetzt der Director Abildgaard, unter dessen Leitung auch Carstens studirt hatte, zu gegenseitigem Verdruß. Der fügsame Thorwaldsen freute sich, durch ihn die silberne Medaille zu erhalten, die Carstens zurückwies, da der bevorzugte Verwandte eines Lehrers die goldene empfangen hatte. Thorwaldsen blieb bescheiden, selbst da er, noch ein Schüler, veranlaßt wurde mit Gottfried Schadow zu concurriren. Dieser, bei seinem Aufenthalt in Copenhagen in die Akademie aufgenommen, lieferte, wie es der Brauch heischte, ein Receptionsstück, mit dem Abildgaard so wenig zufrieden war, daß er seinen Zögling aufforderte, ein Seitenstück zu verfertigen. Das kleine Relief stellt Herkules und Omphale dar. Nebeneinander auf der Löwenhaut sitzend, hält er die Spindel und sie die Keule. — Neben dem mythischen Gegenstande behandelte er mit Liebe einen biblischen, wie Petrus und Johannes den Lahmgeborenen heilen. Wenn die sichtbare Uebertragung der antiken Gestaltung auch befremdlich wirkt, so verdiente er für dieses Werk wohl die gold-

dene Medaille. Um einen Verdienst zu haben, fertigte er Wappenschilder, Uhrgehäuse, modellirte für einen königlichen Pallast nach Abildgaard's Zeichnung die Tages- und Jahreszeiten und etliche Musen. — Der nicht unbekannte, schwedische Hofbildhauer Sergell, der mit Trippel unter günstigeren Umständen dem Ansehen Canova's gegenüberzutreten Kraft gezeigt hätte, bewunderte die Geschicklichkeit und Behendigkeit, mit der Thorwaldsen diese Statuen von Stuck beendigte, und da er fragte, wie er die Figuren nur so hübsch ausführen könnte, so entgegnete der fleißige Jüngling ohne Arg: „Mit diesem Schabeisen.“

Abildgaard verschaffte ihm die Bestellung einer Büste von Bernstorff nach einem Gemälde. Hier war es ihm verdrießlich, daß der Mentor sein Thonbild zu verbessern unternahm, wodurch der Kopf nicht an Aehnlichkeit gewann. Thorwaldsen, ohne sich des unheimlichen Gefühls recht bewußt zu werden, fand kein Gefallen mehr an dem akademischen Treiben. Viel war er mit jungen, strebenden Künstlern zusammen, mit denen er nach dem weiblichen nackten Modell zeichnete oder in Thon arbeitete, oder, wenn solcher nicht vorhanden war, in Weißbrot. Die Unterredung der angehenden Künstler mogte sich oft um Carstens' Streben und Schicksal drehn, wenigstens wissen wir von einem unter ihnen, daß er oft über die schnöde Behandlung, die jenem in Copenhagen geworden, sich bitter aussprach, wodurch das Vorurtheil gegen das akademische Kunstwesen sich immer mehr steigern mußte. Nur mit Mühe konnte Thorwaldsen bewogen werden, um den großen Preis zu concurriren, an dessen Gewinn sich die Aussicht auf ein vierjähriges Reisestipendium knüpfte. Er war im Begriff, aus der Kammer zu entweichen, in der er zur Entwerfung der Skizze verschlossen werden sollte, als ihm ein Professor begegnete und ihn durch freundliches Zureden zurücknöthigte. Thorwaldsen bei seinem träumerisch unbestimmten Wesen, das der Bevormundung stets bedurfte, hielt eine Reise nach Rom damals vielleicht nicht einmal für ein Glück, da die Vorstellung alles dessen, was ihm widerfahren könnte, jeden entchiedenen Entschluß schwächte. Er malte lieber für geringen Lohn Portraits und vergnügte sich in einer dramatischen Gesellschaft, wo er einst in einer Rolle schmählich stecken blieb. Das Relief, das er lieferte, ist ein schwaches Erzeugniß, dennoch ward

ihm 1796, da er bereits 26 Jahre alt war, ein Stipendium von 400 Thlr. bewilligt. Thorwaldsen wollte es nur haben und benutzen, wenn einer der künstlerischen Freunde es mit ihm theilte; es mochte Gutmüthigkeit seyn, die ihn dazu bewog, vielleicht aber auch die Absicht, einen Gefährten zu gewinnen, der ihm bei seiner Unerfahrenheit mit dem Weltverkehr zu Hülfe käme. Dieser war aber zu edel, um auf den Vorschlag einzugehn. Gewiß hatte man sein Bestes im Sinn, als man ihm, der nicht italienisch, nicht französisch verstand, mit einer dänischen Fregatte nach Neapel zu gehen veranlaßte. Die Reise, so friedlich sich auch die Elemente zeigten, war mühselig und gefahrvoll. Man kreuzte hin und her, um, von den Feinden ungefährdet, vorzudringen, erst nach vier Monaten kam man ins mittelländische Meer; man legte in Malaga, Algier und Malta an. Thorwaldsen sehnte sich nach Dänemark zurück und wäre, wenn sich ihm ein Fahrzeug dargeboten hätte, unfehlbar heimgekehrt. Endlich erreichte er Sizilien und gebrochenen Herzens langte er in Rom an. Durch einen Brief des Bischofs Münter an den dänischen Archäologen Zoëga empfohlen, suchte er diesen auf, fand aber in ihm einen melancholischen, unzugänglichen Greis, der seiner römischen Gattin zu Liebe katholisch geworden und der sein ganzes Leben und Forschen für ein verfehltes erklärte. Von Zoëga wandte er sich zu Carstens, der in Folge namenloser Entsagung und Entbehrung und unausgesehten Grames an der Schwindsucht litt, die ihn in Jahresfrist hinraffte. Mit zitternder Hand zeichnete er noch als Anspielung auf den kaiserlichen Kunsträuber den Proconsul Verres, wie er das Dianenbild aus dem Tempel von Segesta entführt. Carstens' Zeichnungen erfüllten den Ankömmling mit Begeisterung und regten ihn zum Schaffen an, während Zoëga's antiquarische Bedenklichkeiten ihn entmuthigten. Carstens war der erste, der die Koffebändiger auf dem Quirinal, deren Winkelmann kaum mit einer Zeilege denkt, über die gefeiertsten Antiken in Rom setzte, und Thorwaldsen theilte das Urtheil. Seit 1801 hielt sich die Dichterin Friederike Brun, die Schwester des Bischofs Münter, in Italien auf, die sich lebhaft für Thorwaldsen interessirte, ob sie aber, wie Fernow öffentlich erzählte, es zu verhüten wußte, daß er nach Ablauf von vier Jahre nicht gezwungen war, daheim „sein Leben mit Arbeiten zu verzehren, die das Genie entwürdigen und zur Ver-

zweiflung bringen“ muß in Abrede gestellt werden. Thorwaldsen bezog ein kleines Atelier in der Straße Babuino, er kopirte den Kopf eines der Koffebändler, daneben zeichnete er Carstens' Blätter nach und versuchte sich in eigenen Compositionen. Die Kunde, daß Canova seinen feinwüchfigen Perseus als Repräsentanten des entführten Belvederischen Apoll gebildet hätte, bestimmte ihn wohl in derselben Größe 1801 einen Jason darzustellen, der das goldene Vließ, das er erobert, auf dem Arm trägt. Nachdem es ihm mit einer Pallas, einer Penthesilea und einer Melpomene nicht hatte gelingen wollen, wendete er die ersinnlichste Mühe an den vollsäftigen Argonautenführer. In dem Wunsch, sich zu genügen, ließ er seine Strenge das Standbild entgelten und schlug dem sorgsam gearbeiteten den Kopf ab, um ihm einen bessern aufzusetzen. Jason lenkte die Aufmerksamkeit auf den schweigsamen Dänen und Canova gestand, daß er in einem neuen und grandiosen Styl ausgeführt sey. An der Wirthstafel, wo jener täglich mit mehr als 30 Künstlern zusammen speiste, wurde er gefragt, ob er etwa ein Landsmann des Verfertigers des Jason sey. Der grämliche Zoëga erhielt eine günstige Meinung von dem Geschick des ihm Empfohlenen und säumte nicht, über ihn nach Copenhagen günstig zu berichten. Wenn es ihm schwer wurde, den Marmor zu ein Paar Büsten zu beschaffen, so war keine Aussicht vorhanden, die Statue in Stein zu bilden, um so trauriger für ihn, als das Ende der Stipendienzeit immer näher rückte und er nicht einmal Gelegenheit fand, seine mühevollen Arbeit nach der Heimath zu befördern. Die Abfahrt wurde bestimmt. Die Koffer wurden bereits auf den Wagen gepackt und nur auf einen Reisegenossen gewartet. Er erschien, erklärte aber, heute noch nicht mitfahren zu können. Der Betturin fluchte, verstand sich aber dazu, noch einen Tag zu warten, und mißvergnügt ging Thorwaldsen zu der Werkstätte zurück, die er für immer verlassen zu haben meinte. Ein Engländer, vielleicht nur durch den Namen geleitet, da die Werkstätte nach ihrem Begründer noch immer die Flarmanische hieß, besah die Gypsabgüsse und Modelle; er fragte, wieviel der Jason in Marmor kosten würde. Thorwaldsen forderte 600 Zechinen, der reiche Kunstfreund, es war Sir Thomas Hope, bestimmte den Preis auf 800 Zechinen und traf die Veranstaltung, daß der Künstler sogleich Hand ans Werk legen konnte. Thorwaldsens Schicksal war entschieden, er blieb in

Rom und fühlte sich glücklich. Aber während er an dem Jason arbeitete, verlor er die Lust daran und nur mit Widerstreben führte er den Meißel. Von allen Seiten drängten sich ihm dankbare Stoffe auf. Der Jason hat etwas Düsteres; er drückt nicht die Freude über den errungenen Sieg aus, sondern die Ahnung, den Zaubermächten, denen er vertraute, verfallen zu sein.

Mit der Uebernahme anderer Bestellungen wuchs sein Unwille, eine Statue ausführen zu müssen, die immer weniger den gesteigerten Ansprüchen, die er an sich machte, entsprach. Dazu kam, daß 1807 ein kaiserliches Dekret erschien, dem zufolge alle Verbindungen mit England aufgehoben werden sollten, und der ängstliche Künstler es für ungerathen hielt, den Jason zu vollenden, dessen Besteller allgemein bekannt war. Er schrieb an den Lord und fragte an, ob er nicht eine andere Statue seiner Erfindung ihm fertigen könnte, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid. So geschah es, daß er erst im Jahr 1828 seinen großmüthigen Beschützer befriedigte, um ihn indeß für das ungebührliche Hinhalten zu entschädigen, übermachte er ihm Gypsreliefs und Büsten unentgeltlich. Einen eigenthümlichen Reiz hatte es für Thorwaldsen, die Kunstfreunde schweigend zu einer vergleichenden Critik zwischen seinen Werken und denen Canovas aufzufordern, indem er dieselben Gegenstände behandelte, eine nackte Venus, einen Adonis, eine Hebe, einen Amor, eine Tänzerin und die Gratien. — Polyklet, nach einem alten Ausspruch, wagte sich nicht über glatte Wangen hinaus. Canova würde uns größer erscheinen, wenn er sich dasselbe zum Grundsatz gemacht hätte. Er ist nur glücklich in den Figuren eines Amors, einer Hebe, in zierlichen Gestalten, bei denen das Gefällige sich mit Charakterlosigkeit verträgt. Sein mädchenhafter Perseus ist so unangenehm wie seine Faustkämpfer, die in ihrer Uebertriebenheit uns als Carikaturen anwidern. Seine weiblichen Figuren, wie die Venus, die aus dem Bade gestiegen verführerisch sich mit einem Tuch verhüllt, die verlockenden Gratien, die Hebe mit den schwimmenden Augen entwickeln einen buhlerischen Liebreiz. Wenn ein Franzose sagte, daß moderne Statuen ohne Knochen und Nerven gebildet würden, die sich nur eben hielten, weil sie von Stein wären, so hatte er wohl Canova im Sinn. Fast scheint es bezeichnend, daß Canova sein Erstlingswerk, wie man weiß, von Butter bildete, Thorwaldsen dagegen von Brot. Thorwaldsens Venus, ein Erzeugniß des reiffen Stu-

diums ganz nackt, ist von kräftiger, gesunder Frische, zeigt statt falsche Verschämtheit die Unbefangenheit der Unschuld, eben so sind seine Gratien von Gefallsucht frei und sie würden mehr Lob verdienen, wenn sie weniger Ausdruck zeigten. Das Charaktervolle widerstrebt dem jungfräulichen Schmelz. Und wenn wir gerecht seyn wollen, müssen wir in einem Punkt seinem Nebenbuhler den Vorzug geben. In einem Epygramm der genannten Friederike Brun sagt die Antike mit Hinweisung auf Thorwaldsen:

„Aus der Vergessenheit Nacht rief mich des Genius Stimme.“

Der Adel der Antike besteht in dem in sich Abgeschlossenen, das über die alten Statuen bei aller Heiterkeit eine sinnige Feierlichkeit verbreitet. Der Mittelpunkt der Darstellung liegt bei ihnen nur in seltenen Fällen außerhalb des Dargestellten. In Canova's Hebe und Psyche erkennen wir keine Beziehung zur Umgebung. Von dem Theseus, der auf dem erschlagenen Minotaur sitzt, rühmte ein Italiener, daß Canova die Ruhe selbst zur Würde der Kunst erhebe. Thorwaldsens Venus hält den Schönheitsapfel und unwillkürlich denkt man sie sich dem Preisrichter gegenüber. Merkur bläuft auf der Stryx, um den Argus einzuschläfern, Jason mit dem Widderfell tritt bevorstehenden Gefahren entgegen. Ungleich glücklicher ist Thorwaldsen in Gruppen, weil hier eine Wechselwirkung der Figuren bedingt wird. Canovas Amor und Psyche, eine Gruppe, in der das herkulanische Gemälde mit dem Faun, der die liegende Nymphe küßt, wiedererkannt wird, hat das unangenehm Gespreizte der Ballettänzer, wogegen Thorwaldsens Erfindung, wie Amor die durch ihren Vorwitz entseelte Psyche wieder ins Leben weckt, eine edle Haltung bewahrt. Bei Thorwaldsen wurde die Liebe zum Theater, die ihn bis kurz vor seinem Tode nicht verließ, durch die Andacht, mit der er die ungeschminkte Natur betrachtete, unschädlich gemacht. Zu leicht hätte ihn sonst das Szenische zum Unwahren verleitet, zu Stellungen und Bewegungen, die nur durch das schnell Vorübergehende der lebenden Plastik zu entschuldigen sind. Das Maaßlose, theatralisch Prahlerische nehmen wir nur auf zwei Reliefs von ihm wahr. Achill auf einem Relief leidet an krampfhafsten Verzuckungen, da er nicht Herr seines Schmerzes sich der Sklavin Briseis beraubt sieht; Alexander in dem berühmten Bilderfries stolziert gleich einem Bühnenhelden auf dem Triumphwagen. Thorwaldsen fühlte die:

ses selbst und veränderte die Stellung des Weltoberers, der als Hauptperson imposant hervor treten sollte, zweimal ohne sich genügen zu können. Ueber das Natürliche hinaus möchten oft die Handbewegungen der Sprechenden seyn. Das Grabmonument, das als Relief den Baron von Schubart zeigt, wie er auf dem Todtenbette der Gemahlin sitzt, weckt in uns die Vorstellung eines deklamirenden Schauspielers. Sonst ist Thorwaldsen, dessen Darstellungen Handlung fordern, im Relief ein unvergleichlicher Meister und Canova tritt hier mit schülerhafter Unbehüllichkeit gegen ihn zurück. Das Seelenvolle mit dem Erhabenen, das idyllisch Gemüthliche, wofür er in der antiken Kunst wenig Vorbildliches fand, mit dem hinreißend Glanzvollen wußte er auf das Trefflichste zu vereinbaren. Der Geschichte und Handlung versteht er stets die passende Stimmung und den entsprechenden Seelenzustand unterzulegen. Thorwaldsen bedurfte, wie es scheint, in der ersten Periode seines Wirkens einer poetischen Anregung von außen und seine Bildungen verrathen es nicht selten, daß eine Entwicklung von innen nach außen ihnen abgeht. Cornelius, um einen ihm befreundeten Künstler zu nennen, sucht für den Gedanken die Form, er dagegen ergreift die sich ihm darbietende Form und durchbringt sie mit innerer Bedeutsamkeit. Thorwaldsen sah einst auf der Straße einen jugendlichen Lastträger sitzen in der gespannten Stellung, wenn es Zeit sei, schnell aufzuspringen. Er merkte sich, was er beobachtet, und sann darüber nach, zu welcher Götterfigur er die Gestalt anwenden könnte, und es entstand der Merkur, der den Augenblick abwartet, um die Jo dem eingeschlummerten Hüter zu entführen.

Zwischen den allegorischen und geschichtlichen Reliefs, die er schuf, bilden diejenigen die Mitte, die für Begräbnisse bestimmt, neben Bildnissen Genien und personifizierte Tugenden enthalten. Die Aufträge, die Thorwaldsen in der letzteren Weise empfing, waren von der Art, daß seine Erfindungen sich nicht in ermüdender Einförmigkeit um Jammer und Händeringen, um weinende Kindesengel und verlöschende Fackeln drehen. Er fertigte das Grabmal der Schauspielerin Böhmer, die in Folge der Pflege, die sie ihrer Mutter im Bade angeeignet ließ, dahin sank. Sie war die Stieftochter A. W. v. Schlegels und, in Beziehung auf ein Gedicht von ihm, sieht man sie auf dem Bild:

werk den Heilungsstrank darreichen; während eine Mitter ihr in den Fuß sticht. Ein anderes Grabmal bedeckt die Asche eines Jünglings Bethmann-Hollweg, der bei einer Feuerbrunst in Wien sich als Ketter ausgezeichnet, seine Kraft aber demmaßen überboten hatte, daß er, kurz' nachdem ihm ein schriftliches Anerkenntniß seines Verdienstes zugestellt war, den Folgen der Anstrengung erlag. Wir erblicken das Bildniß des Entschlummerten zwischen dem Genius des Ruhmes, der ihm die Bürgerkrone bringt, und dem Genius des Todes, der ihn umfängt. In Luzern sehen wir in einem Gärtchen in eine schroffe Felswand, die über einem Weiher hinanstiegt, einen riesenhaften Löwen gehauen, der von einem Speer durchbohrt auf einem Schilde mit der französischen Lilie zusammensinkt. Nicht der Tod konnte die Treue brechen, lehrt uns der Löwe in rührendem Ausdruck. Ein Offizier der Schweizergarde Ludwigs XVI. befand sich auf einer Urlaubsreise gerade in der Heimath, als seine Genossen in Vertheidigung der Tuilerien den Heldentod starben. Carl Pfyffer, so heißt er, ließ nach einem Modell von Thorwaldsen in kollossaler Größe das Bild in den Felsen hauen zum Andenken der Gefallenen, deren Namen darunter eingegraben stehn. Thorwaldsen hatte damals noch keinen Löwen gesehen und als nachmals eine Menagerie in Rom ihm Gelegenheit zu den gründlichsten Studien bot, bedauerte er, daß die Bestellung ihm nicht später gemacht sei.

Thorwaldsen hatte im Laufe der Arbeiten, die alle Theilnehmende freudig überraschten, Auszeichnungen von Dänemark, Deutschland und Italien empfangen. Der dänische König gewährte ihm eine Gratification, von Copenhagen und Florenz ward ihm der Professor-Titel ertheilt. Der Minister von Humboldt fragte ihn an, ob er ein Denkmal für die Königin Louise zu fertigen sich entschließen möchte, allein Thorwaldsen lehnte den Antrag ab, wie ihn auch Canova abgelehnt haben soll, mit Verweisung auf die Preussischen Bildhauer auf Rauch und Rudolph Schadow. Ehrevoller als Alles war ihm die Bestellung, einen Bilderfries für einen päpstlichen Pallast zu modelliren. Wenn er die Berücksichtigung seines Talentes hier auch nur dem Drang der Umstände verdankte, so verdankte er ihm unendlich viel; denn jetzt war ihm darzuthun vergönnt, wie weit er seinen Kunstgenossen überlegen war. Von dem Architekten

Stern wurde 1811 der päpstliche Sommerpallast zum Empfang Napoleons eingerichtet. Das Werk hatte Eile, ein Aufbieten aller Kräfte in Rom war nothwendig und so erklärt es sich, daß man sich an Thorwaldsen mit der Frage wandte, ob er es sich übernehme, in drei Monaten einen Bilderfries zu erfinden und in Gyps zu liefern, der, bei einer Höhe von  $3\frac{1}{2}$  F., 60 F. in der Länge messe. Thorwaldsen verhehlte sich nicht das Schwierige, nicht den Nachtheil, in dem er zu den andern Künstlern stand, denen zu ihren Compositionen längere Zeit gestattet war, dennoch hielt er sich der Aufgabe gewachsen und mit Bezugnahme auf den Sieger, der sich gern mit Alexander dem Großen verglich, stellte er nach Curtius dessen Einzug in Babylon dar. Muster war ihm der Fries des Parthenons mit dem panathenäischen Feste, auf dem wir eine Anzahl Götter erkennen, zu denen Frauen mit Libations-Gefäßen, Priester mit Opferstieren, Reiter und Wagenwettrenner in abwechselnder Reihenfolge ziehen. Das Relief, obgleich oft mehrere Figuren hintereinander stehen, ist außerordentlich flach, damit kein störender Schlagschatten die Vorstellung verwirre. Auf dem Alexander-Zuge Thorwaldsens erblicken wir als Bezeichnung des Lokals einen Fußgott mit einem Sieger zur Seite, einen Thurm hinter ihm, die Vereinigung des Euphrats und Tigris vergegenwärtigend. Das durch Fruchtbarkeit und seine Handelsverbindung blühende Land ermessen wir an den Handelsleuten, die zu Schiff ihre Waaren bergen, an dem Hirten, der seine Schafheerde in Sicherheit bringt. Aus den Mauern der Stadt strömt das Volk, das in ehrfurchtsvoller Unterwerfung wetteifernd dem Eroberer entgegen eilt. Als Geschenk werden Pferde, Löwen und Panther geführt, Sterndeuter ziehen dahin, um ihm Glück zu verheißen. Ein persischer Feldherr Macäus läßt silberne Altäre aufstellen und dem Sieger durch Tänzerinnen Blumen streuen. Bogaphanes, der die Festung nicht zu halten vermogte, tritt mit den Kindern vor ihn, damit diese mit gebeugtem Knie seine Gnade erflehen. Auf dem Wagen, den die Siegesgöttin lenkt, steht Alexander, den Blick zu den Beschauern gewendet. Von ihm war bereits die Rede. Hinter dem Triumphator aber wird der hoch sich bäumende Bucephalus geleitet. Neben einem Elephanten, der mit reicher Beute beladen ist, schreitet ein gefesselter Satrap, Züge von macedonischen Reitern und Kriegerern zu Fuß bilden ein reiches Gefolge. Der Bilderfries, in klarer Entfaltung des Mannigfaltigsten,

fand einen solchen Beifall, daß Thorwaldsen vier Exemplare fertigte, zwei von Marmor für die Christiansburg und für die Villa des Grafen Sommariva am Comersee mit manchen ergänzenden Gruppen. Der Schwede Atterbom schrieb: „Wahrlich als Napoleon die beschlossene Reise nach Rom aufgab, versäumte er das einzige, wirklich schöne Werk zu sehen, das die Kunst ihm als ein Opfer des Ruhms weihte.“ Das zweite Marmor-Exemplar war ursprünglich vom Kaiser bestellt, aber da sein Sturz während der Entstehung desselben sich ereignete, so ward es nicht nach Paris gesendet, sondern blieb in Italien zurück.

Als zwei hervorstechende Leistungen, die den Uebergang von der Jünglings-Periode zu der bewährten Meisterschaft verdeutlichen, haben wir das Basrelief mit der Nacht und die Statue der Hoffnung anzusehen. So lange behaupteten seine Gruppen einen Vorzug vor den einzelnen Figuren, seine Basreliefs vor den Gruppen. Die einzelne Figur aber ist der Preis der Bildhauer, die eine Welt für sich bildet, bei der alle Bezüge auf das, was außer ihr liegt, sich in ihrem Wesen wieder vereinigen und uns dieses in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Erhabenheit erkennen lassen; so haben wir uns den Jupiter des Phidias, die Venus des Praxiteles zu denken und die vorhandenen Antiken, die den griechischen Meißel bekunden, geben uns in reicher Zahl vollgültige Beispiele. Alle Kräfte, alle Eigenschaften, alle Neigungen sind in ihnen, obwohl ihre Stellung unbewegt, obwohl ihr Auge unbelebt ist, nicht allein verständlich, sondern in überzeugender Wahrheit ausgesprochen. Nicht der Moment ist für sie bestimmend, sondern ihr ganzes Seyn, ihre ganze Eigenthümlichkeit durchdringt jede Faser an ihnen. Sie sind physiognomisch, nicht mimisch. Das Umgekehrte fanden wir so lange in Thorwaldsens Bildungen. Das Interesse ist darin mehr ein äußerliches und wird uns als ein unstätes, vorübergehendes vorgeführt, nicht als bleibendes, das Schönheit, Wahrheit und Göttlichkeit in einander ausgehen läßt.

Wochen und Monate vergingen, so wird erzählt, in denen der nur im Schaffen frohe Künstler nichts vornehmen konnte. Da an einem Sommermorgen bildete er, es war im Jahr 1815, in glühendem Eifer, was ihm in schlafloser Nacht vorgeschwebt hatte. Ein Bild auf dem Kasten des Gypselus stellte die Nacht dar mit ihren

Zwillingen, dem Tode und dem Schlaf. Carstens entwarf danach eine Composition, die aber Thorwaldsen in der feinigern weit überbot. Das Relief erhielt sogleich beim Entwurf eine vollendete Ausführung, die den Meister bestimmte, sofort nach dem Gypsabformer zu schicken. Als er erschien, war das Seitenstück, die Aurora, unter dem Namen des Tages bekannt, auch schon beinahe vollendet und der Gerufene wartete nur kurze Zeit, um beide Thongebilde an sich zu nehmen. In der Nacht sehen wir einen Begriff verkörpert; das schweigend Ahnungsvolle ist in wenigen Zügen auf das Treffendste ausgedrückt. Es ist die Nacht, die sich tröstlich zu dem Müden herabsenkt. Der Gegenstand ist allgemein gehalten und doch so fern von der Zerflossenheit, die oft das Allgemeine um alles Interesse bringt. Der freudige Aufschwung, der im Gegensatz in der Aurora ausgesprochen werden sollte, ist weniger befriedigend. Durch diese Erfindung ist Thorwaldsen vornehmlich geworden. Sie haben eine bezaubernde Kraft geäußert, wie vielleicht kein anderes Kunstwerk. Wenn Raphaels Madonna della Sedia in allen Formaten und Massen ohne Aufhören vervielfältigt wird, so erklärt sich die lebhafteste Theilnahme größtentheils durch das religiöse Interesse; wenn die Statuetten von Napoleon fort und fort Käufer finden, so ist es der historische Name, welcher anzieht. Tag und Nacht können durch ihre Vorstellung an und für sich wenig ansprechen, nur wenige werden die Bedeutung der Zwillinge kennen, nur wenige werden es wissen, daß es Hesperus ist, der der Rosen streuenden Göttin vorleuchtet und dennoch haben wir den Grund des Gefallens nicht allein in der gefälligen Gruppierung, sondern vielmehr darin zu finden, daß der Gedanke in der Erscheinung klar ausgeprägt ist. Thorwaldsen hat mehrere Exemplare in Marmor ausgeführt, seine Schüler und andere Künstler kopiren sie häufig, Tag und Nacht werden in Muscheln geschnitten und in zahllosen Glaspasten gegossen, sie sind als Buchdrucker-Wignetten und gepresste Silberverzierungen käuflich. — Die Statue der Hoffnung ist Thorwaldsens Lieblingswerk. Auch ihre Bildung gehört ursprünglich der antiken Welt an. Nachdem Thorwaldsen in Gemeinschaft mit Rauch in der Restauration eines Reliefs mit den Parzen gezeigt hatte, wie er mit Verläugnung seiner Künstler-Eigenthümlichkeit sich in den Geist der Antike zu versetzen vermöge, bewährte er noch eine größere Pie-

tät gegen das Alterthum in der Restauration der erwähnten äginetischen Statuen-Gruppe, die vor Phidias Zeit entstanden ist. Der äginetische Styl wird schon von alten Schriftstellern als alterthümlich streng dem der attischen Schule gegenüber gestellt, das dorisch Herbe war dort hervorstehend, wie hier das ionisch Gebildete. In ihrer Unentwickeltheit war die äginetische Bildsäule noch mehr Säule als Bild, das geschmässig Architektonische schrieb geradlinige Umrisse vor, das Straffe, selbst bei weiblichen Figuren, läßt auch die freistehenden mit Karyatiden vergleichen, die Falten ihres Gewandes mit den dorischen Cannelüren. So wie manche Blume, die man im Widersatz zu der freien Entfaltung anderer stylisirt nennen könnte, den Stempel des Zierlichen trägt, so giebt das Gebundene, das Gemessene den äginetischen Statuen einen eigenthümlichen Reiz, namentlich zwei Frauengestalten, die über dem Tempelgiebel standen. Mit langen Kleidern angethan, heben sie im feierlichen Tanzschritt dieselben mit der linken Hand leise empor, indes sie in der rechten eine Blume halten. Auf dem Revers römischer Münzen wird die typische Figur Spes genannt. Thorwaldsen fühlte sich gedrungen eine solche Spes zu bilden. Sie ist keine Copie, sondern eine freie Bildung in gebundener Form. Wir erkennen in ihr das Schicksal, das in starrer Unbeweglichkeit die Welt bewegt, das, allen offenbar, stets verschleiert daherkommt, das leise auftretend unaufhaltsam vorschreitet, das die Erfüllung der Wünsche uns stets nur in unaufgeschlossener Blüthe zeigt. Thorwaldsen hat, wie dies aus den Figuren der Nemesis hervorgeht, schon früh und lange über den Begriff nachgedacht, der jetzt erst zur vollen Anschaulichkeit gedieh. Ein Sonett von Wilhelm v. Humboldt bezieht sich auf diese sinnige Erfindung, indem er die Statue zur Herde für die Ruhestätte seiner kunst sinnigen Gemahlin erwählte. Thorwaldsen ließ sich mit der Spes im Hintergrunde malen; er stellte seine Bildnißfigur dar, auf sie gelehnt, für sein eigenes Grabmal.

So in seiner Kunst vorgeschritten, unternahm er nach 22jährigem Aufenthalt in Rom im Jahr 1819 eine Reise durch die Schweiz und Deutschland nach seiner Heimath und empfing überall die aufrichtigsten Huldigungen. Von Gelehrten und Kunstkennern der unzweideutigsten Gesinnung, von Künstlern, die über das Schmeicheln und die Eifersüchtelei der Römer erhaben standen, vernahm

er die anerkanntesten Urtheile, vernahm er, was ihm selbst bis dahin nicht zur Klarheit gekommen war, wieviel er geleistet und welche Erwartungen man noch von ihm hege. In Copenhagen war die Christiansburg neu aus den Flammen entstanden und die durch das Bombardement eingeäscherte Frauenkirche war wieder errichtet. Thorwaldsen erhielt den ehrenvollen Auftrag, Schloß und Kirche mit weitschichtigen Werken seiner Erfindung auszustatten. Die Bestellungen häuften sich und die kaum abgebrochene Thätigkeit sollte in Rom mit verdoppelten Kräften wieder ihren Anfang nehmen. Thorwaldsen fühlte sich jetzt als der erste Bildhauer, der er war, und empfand keinen Neid darüber, daß Canovas Name in das goldene Buch auf dem Capitol eingetragen war, unter diejenigen, die sich um Rom die größten Verdienste erworben. Canova starb 1822 und Thorwaldsen merkte nicht auf das Kränkende, das die veranstalteten Traueracte für ihn enthielten. Er verfehlte nicht, mit seinen Schülern ihnen beizuwohnen, in denen Miffirini und andere ekstatische Lobpreiser darüber klagten, daß der zweite, dahin geschiedene Phidias keinen Geisteserben hinterlassen, daß die Bildhauerei in die Versunkenheit zurück zu fallen drohe, aus der er sie erhob.

Im Kreise der dänischen Künstler und Kunstfreunde, die sich Abends in einer Weinschenke zusammen zu finden pflegten, entstand in Folge jener Parentationen eine nicht geringe Aufregung. Wenn Thorwaldsen sich auch ferne hielt, so mußte er, daß er die Seele des Gesprächs war und daß das Verhältniß zwischen ihm und Canova lebhafter als je erörtert wurde. Er schwieg, schon um nicht andere im eifrigen Vertheidigen seiner Gerechtfame zu unterbrechen. Es wurden Züge mitgetheilt, die den Ruhm, den Canova fast allgemein als Mensch und Künstler genoß, nicht vermehrten. Der Fürst Borlonia, der von ihm die Gruppe des Herkules und Lichas ausführen ließ, wünschte von Thorwaldsen ein Seitenstück zu besitzen. Niemand war mehr erfreut als dieser, mit seinem Nebenbuhler in einem großen Werke sich messen zu können; allein auf des letzteren Veranlassung wurde die bereits eingeleitete Unterhandlung abgebrochen. Canova nannte den dänischen Emporkömmling, dessen Jason und Adonis ihm Bewunderung abnöthigten, einen göttlichen Menschen, allein er ließ keine Gelegenheit unbeachtet, ihn zurückzuschieben. Jene Freunde lachten über die unbegreifliche Verblendung

und Ueberschätzung, da die Italiener die durch Napoleons Kunstraub entstandenen Lücken durch Canova's Werke passend auszufüllen meinten und den Perseus auf das Postament des belvederischen Apoll, die scheinbar sich verhüllende Venus als Ersatz für die keusche Mediceerin wählten. Sie konnten für ihre Verwunderung nicht Worte finden, daß jene Redner in ihren Superlativ-Darlegungen Canova's Verdienste um die christliche Kunst hervorhoben, die an ihm den traurigsten Vertreter fand, während Thorwaldsen eben den Christus und die Apostel modellirte.

(Schluß folgt.)

---

## Das jubelnde Königsberg.

---

Mit großer Spannung verfolgt der Blick des deutschen Volkes jetzt wieder den Entwicklungsgang seiner Universitäten, welche mit Leidenschaft angegriffen und vertheidigt, verleumdet und gepriesen, doch jeden Falls noch einen unberechenbaren Einfluß auf die nationale Geistesbildung behaupten. Von dem Augenblicke an, als man an die zu begehende Jubelfeier unserer Albertina erinnerte, sah man daher mit Interesse einem Feste entgegen, welches mit Rücksicht auf den Ursprung dieser Universität, auf den gewaltigen Aufschwung, welcher von hier aus der geistigen Bewegung gegeben worden ist, auf so manche allgemein besprochene Vorgänge, welche in neuester Zeit hier ihren Schauplatz fanden, eine Wichtigkeit gewann, die über eine bloß provinzielle Betheiligung weit hinaus wies. Natürlich aber äußerte sich das Interesse daran hier am lebhaftesten, ja es nahm vielleicht in dem Bewußtsein, daß die Aufmerksamkeit des gesammten deutschen Publikums uns überwache, sogar den Charakter einer gewissen Reizbarkeit an. Man überbot sich in gutgemeinten Vorschlägen, welche mitunter aberwitzig genug ausfielen, um dem Feste Würde und folgenreichen Einfluß für die Zukunft zu sichern; man stritt sich um den Charakter, welchen es anzunehmen habe, um seine eigentliche Bedeutung, und während von der einen Seite die Besorgniß laut wurde, daß es nur dazu dienen würde, um den Präntensionen eines beschränkten, wenn auch gelehrten Zunftwesens historischen Glanz zu leihen, zitterten blöde und furchtsame Gemüther bei dem Gedanken, daß die bösen Liberalen dabei ihre Hand allzusehr beim Spiele haben würden.

Indeß je näher der bestimmte Termin heranrückte, um so mehr stimmten sich auf beiden Seiten die Erwartungen herab und fanden sich auf dem Niveau einer ziemlich ruhigen Neu-

gierde zusammen, welche nur durch die so widersprechenden Gerüchte über das Eintreffen oder das Nichteintreffen unsers erhabenen Rectors in Spannung erhalten wurde.

So kam der 25. August heran, an welchem Tage die Königlich deutsche Gesellschaft zur Sekularfeier unsers großen Landsmannes Johann Gottfried Herder's eine öffentliche Sitzung im Auditorium maximum des Universitätsgebäudes angekündigt hatte. Die Versammlung war nicht übertrieben zahlreich, aber in lebhaftester Aufregung. Man hatte erfahren, daß Se. Excellenz der Herr Minister Eichhorn die Sitzung mit seiner Gegenwart beehren werde, und bei der Stellung, welche er dem Geistesleben unserer Nation gegenüber einnimmt, mußte jedes Wort, welches hier gesprochen werden sollte, eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Und gewichtige Worte wurden gesprochen! Als Festredner trat zuerst Herr Prof. Rosenkranz auf. Er rechtfertigte zunächst im Eingange seiner Rede den Anspruch, welchen wir Ostpreußen haben, uns bei einem Feste zu Ehren Herders vorzugsweise zu betheiligen, indem dieser durch Geburt und Erziehung uns angehörig, durch die hier geknüpften freundschaftlichen Verhältnisse, namentlich mit Hamann, in steter Beziehung zu uns geblieben sei. Hierauf wies er den Entwicklungsgang nach, welchen der Gefeierte sittlich und intellektuell genommen; zeigte, wie das Pathos der Verwunderung das ihm eigenthümliche, sein Naturell aber wesentlich pädagogisch gewesen sei, jedoch in dem Sinne, daß er dabei weniger das Individuum, als das Volk, ja die Menschheit im Auge hatte. Aus diesen beiden charakteristischen Eigenschaften ward sein, oft so mißstimmendes Verhältniß zu den Zeitgenossen, z. B. zu Kant, erklärt. Ein übersichtliches Bild der großen, mannigfachen Verdienste Herders um die deutsche Nation und Literatur zeigte sodann die Unmöglichkeit, bei dieser Gelegenheit und an diesem Orte erschöpfend darüber zu sprechen, weshalb sich der Redner darauf beschränkte, zum Schluß noch diejenigen Eigenthümlichkeiten Herders näher zu beleuchten, welche seine Verwandtschaft mit unserm Provinzial-Charakter bezeugen, in welchem sich eine uns gemeinschaftliche lokale Färbung verfolgen läßt.

Noch einmal kam er dann auf dessen pädagogisches Naturell zurück, und indem er das Verhältniß beleuchtete, in wel-

chem damals die Schriftsteller zur Nation sich verhielten, und wie es sich damit in der Gegenwart verhält, erklärt er, warum Herders Andenken jetzt gerade wieder frisch und lebendig auftaucht, ganz abgesehen von dem zufälligen Anlaß der Sekularfeier, er erklärte es daraus: daß Herder, von Reformdurst gestachelt, fortwährend auf die That gedrungen habe und diese Sehnsucht nach der That die ganze neueste Zeit durchdringe.

Bei dem verschiedenartigen Einfluß, welchen Herder als Philosoph und als Theolog, als Schriftsteller und Staatsbeamter, als Dichter und als Mensch auf seine Zeitgenossen ausübt, bei der Schilderung seiner ganzen Eigenthümlichkeit — konnte es an Vor- und Rückblicken und Vergleichen mit gegenwärtigen Zuständen nicht fehlen und der Vortrag erregte daher das lebendigste Interesse, um so mehr, als man in ihm und dem nachfolgenden des Herrn Prof. v. Lengerke gewissermaßen ein Bekenntniß sah, welches die Universität von dem ihr immanenten Geiste ablegte, ein Bekenntniß, welches nach einer vorausgegangen Erklärung des Herrn Minister, wovon man noch in jener Versammlung Kunde erhielt, nicht ohne Muth abgelegt werden konnte.

Ja Herr v. Lengerke besonders stellte sich mit seinem Vortrage, welcher vorzüglich das Humanitätsstreben Herders zum Gegenstand einer poetischen Betrachtung nahm, und worin unter andern die Stelle vorkommt:

„Die Christuslehre — sprach er (Herder) frei —  
Genüge nicht des Menschen ganzem Wesen,  
Beruf zum höhern Ziele sei  
In seinem eignen Namen: Mensch zu lesen.  
Durch den Gedanken frei und groß  
Fand er im Menschheitsganzem seine Würde!“

mit gewissen Richtungen der Gegenwart, welche er als reaktionär bezeichnete, in direkteste Opposition.

Obwohl nun die Sekularfeier Herders mit der Sekularfeier unserer Universität eigentlich nur in einem zufälligen Zusammenhange der Daten stand und auch nicht in deren Festkalender aufgenommen war, so begrüßte man sie doch sogleich als die bezeichnendste Einleitung des ganzen Festes, dessen Charakter sich nunmehr entscheidend ausgesprochen zu haben schien.

Die eigentliche Feier begann Montags mit einem großen Konzert, womit die jetzigen akademischen Bürger ihre ältern Kommilitonen im v. Borckschen Garten begrüßten. Es war ein glänzendes, überaus zahlreich besuchtes Fest. Chargirte der Herren Studirenden, in geschmackvoller Uniform, empfingen am Eingange des Gartens ihre Gäste, welche, insofern sie Theilnehmer der Jubelfeier waren, sich bereits mit dem Albertusbilde und der Farbe ihrer resp. Fakultät (die Philosophen hatten blau, die Theologen violett, die Juristen carmoisin, die Mediziner scharlachroth) geschmückt hatten; stark besetzte Musikchöre, glänzende Beleuchtung, sinnige Transparents gewährten der Gesellschaft Unterhaltung, und von dem Strom einer allgemeinen Heiterkeit getragen, ward in größern und kleinern Kreisen das Fest des Wiedersehens von den ehemaligen Kommilitonen gefeiert, welche sich hier nach jahrelanger Trennung wieder einmal zusammenfanden. Doch wurde es nicht Jedem ganz leicht gemacht, sich harmlos dem schönen Eindrucke des Festes zu überlassen. Jeder geistige Genuß setzt gewisse reale Bedingungen voraus, welchen erst ein Genüge geschehen sei muß; bei einem Garten-Konzert, welches mehrere Stunden dauert, will man essen und trinken, vor allen Dingen aber sitzen. Hier fehlte nun sehr viel, daß diesen Ansprüchen auf gewöhnlichen Comfort entsprochen worden wäre. Zwar etablirte sich sehr schnell in der Nachbarschaft ein großes Meubel-Vermiethungs-Bureau, wohin die kleinen, nahe gelegenen Hauswirthschaften zusammenschleppten, was sie immer nur an Tischen und Stühlen austreiben konnten, Stück für Stück gegen einen Zins von 5 Sgr. vermietwend; aber nicht so leicht ward für Befriedigung des Magens gesorgt. Wohl wurde dann und wann ein Herr Marqueur erblickt; er ließ sich auch mitunter herab, euern Wünschen ein gütiges Ohr zu leihen, aber nur um eure Ungeduld zu steigern, wenn ihr so naiv waret, dar: auf irgend eine Hoffnung zu gründen.

So verließ denn ein großer Theil der Gesellschaft schon früh den Garten und eilte dem großen, allgemeinen Sammelplaz im Café national zu, wo sich Alt und Jung zusammenschaarte, um sich der Freude der Geselligkeit in altgewohnter Form des Commeresses zu überlassen.

Die alten Burschenlieder ertönten wieder, und wie die Soldaten Napoleons ihm bei seiner Rückkehr von Elba die dreifarbigige Kokarde freudig vorzeigten, welche sie in irgend einem Winkel ihres Tornisters verborgen gehalten hatten, so holten auch die ergrauten Komilitonen aus dem Schacht ihrer Erinnerungen wieder die Sagen des burschikosen Comments hervor, welches sie bei allem Predigen, Dociren, Referiren, Dekretiren und Rezeptiren doch nicht vergessen hatten.

Dienstag den 27. August ward diese „Kneiperei“ im größten Style fortgesetzt. Nachdem sich die verschiedenen Altersklassen am Morgen an den vorher bestimmten Sammelplätzen zusammengefunden und bei Gesang und Becherklang schon weiblich ergötzt hatten, zogen sie brüderlich geschaart mit lustigem Gesang gegen Mittag nach Königsgarten, wo unter freiem Himmel die Tafel aufgeschlagen und ein fröhliches Gelage gefeiert ward.

Von hier brach man nach dem Lokale der Deutschen Ressource auf, wo sogleich das Kommerffiren von Neuem begann und sich bis ziemlich spät in den Abend hinein verlängerte.

Mittwoch den 28. August begann das Fest einen mehr idealen Aufschwung zu nehmen. Um 11 Uhr war nämlich im Auditorium maximum eine feierliche Sitzung anberaumt, worin der Senat die offiziellen Glückwünsche der zahlreichen Deputationen in Empfang nahm. Hierunter befanden sich Deputationen der Universitäten zu Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Greifswalde, Halle, Jena, Kiel, Krakau, Leipzig, Rostock, Würzburg, Zürich. Herr Prorektor Burdach hatte die schwierige Aufgabe, alle diese verschiedenen Adressen anzunehmen und zu beantworten. Er that dies mit so vielem Geist, mit so großer Würde und in so prononcirtem Charakter, daß das Interesse der Anwesenden fortwährend gefesselt wurde, ja daß einzelne seiner Aeußerungen stürmischen Beifall hervorriefen. Dies war unter andern der Fall bei seiner Antwort auf die Anrede des Provinzial-Schulkollegiums, in dessen Namen Herr Schulrath Dr. Lucas folgende Worte sprach: „Eure Magnificenz und Einen Hochlöblichen Senat haben wir im ehrenvollen Auftrage des Königl. Provinzial-Schulkollegii in dieser feierlichen Stunde zu begrüßen. Das Königl. Prov.-Schulkollegium hat ein schönes Recht und

eine heilige Pflicht, seine Theilnahme an der Sekularfeier der Hochverehrten Universität darzulegen. In dem großen Werke der Reformation fand die Volksschule durch Luther ihre Wiedergeburt und für die höhern Studien erwarb sich Melancthon den herrlichen Namen des Lehrers von Deutschland. Dies Bestreben, alle Stände des Volks für Bildung und Gessittung, für ein in Gott begründetes geistiges Leben zu gewinnen, führte zur Stiftung von Albrechts Hochschule; dies Bestreben ist für unser Preußen durch seine Universität zur bleibenden Aufgabe geworden. Aber die Universität hat, des preussischen Namens würdig, auch in den Tagen der Gefahr es bewiesen, daß sie bereit ist, die höchsten Güter des Lebens mit dem Schwerte ritterlich zu beschützen; sie hat ihre Söhne zahlreich hinausgesandt in den Kampf für König und Vaterland, in jenen großen Kampf, unter dessen Siegeskränzen noch jetzt die Segnungen des Friedens gedeihen.

Die Universität hat in Tagen, die auch mir unvergeßlich sind, die Veredlung des akademischen Lebens sich mit glücklichem Erfolge zum Ziel gesetzt. Und so stimmen alle ihre Söhne, die ihr für das Leben, in seiner ewigen Bedeutung, zum tiefsten Danke verpflichtet sind, so stimmt die hohe Behörde, in deren Namen ich rede, in die Segenswünsche mit ein, welche heute das ganze Land freudig bewegen. Zum Andenken daran mögen Ew. Magnificenz dies Schreiben freundlich entgegennehmen, damit auch der fernen Zukunft ein Zeichen unsrer Dankbarkeit, unsrer innigen Theilnahme an dem Jubelfeste der hochverehrten Universität aufbewahrt bleibe! Gott erhalte, Gott schütze sie; Heil ihr!" Hierauf erwiederte Burdach: „Die Universität habe früher in noch innigerem Zusammenhange mit dem Prov.-Schulkollegium gestanden, als Dinter beiden angehörte. Allerdings hätten die Jünglinge gegen den allgemeinen Feind mit dem Schwerte gestritten, aber jetzt sei an der Zeit, im Frieden und auf dem Felde des Geistes zu streiten. Seit Dinter sei die geistige Volksbildung begründet; sein Geist und seine Wirksamkeit werde nimmermehr verkannt werden.“ Und nachdem der hierauf ausbrechende Beifall sich beruhigt hatte, setzte er noch hinzu: Das ist die Stimme des Vol-

fest, die Stimme der Wahrheit! mit ihr sind wir Alle einverstanden!“ \*)

Auch die Antwort auf die Adresse des hiesigen Magistrats ward mit lebhafter Aclamation aufgenommen.

Am Nachmittage desselben Tages traf endlich Se. Majestät der König in unsere Stadt ein. Er ward am Brandenburger Thor, welches festlich geschmückt war, von der dort enparade aufgestellten Schützengilde empfangen; von der Krämerbrücke flatterten ihm Fahnen und Wimpel entgegen und auf dem Schlosse erwarteten ihn die Behörden der Provinz und der Stadt.

Abends war die Stadt festlich erleuchtet, wobei sich namentlich das Portal des Altstädtischen Gemeindegartens auf der Steindammer Brücke, der Logengarten, in welchem an diesem Abende eine große Soiree für die Theilnehmer des Festes stattfand, und mehrere öffentliche Lokale günstig auszeichneten.

Donnerstag den 29. August fand um 9 Uhr des Morgens die kirchliche Feier in der hiesigen Domkirche statt, wohin sich Rektor und Senat in ihrer Amtskleidung, Luthermänteln mit Sammet ausgeschlagen, welcher je nach der Fakultät eine verschiedene Farbe zeigte, die Deputationen und Theilnehmer des Festes in feierlichem Zuge vom Albertinum aus, begaben. Se. Majestät der König waren, in Folge eines Flußfieberanfalls verhindert, der Feier beizuwohnen, welche mit einem Gesange der Gemeinde begann, worauf eine von Otto Nikolai komponirte Fest-Ouverture und die Liturgie folgte. Die Predigt hielt Herr Superintendent Dr. Gebser, und den Schluß machte eine von Heinel gedichtete und von Sämann komponirte Kantate.

Nach der kirchlichen Feier fand das von dem Festkomite der ehemaligen Universitätsgenossen arrangirte Diner in den beiden

---

\*) Herr Lucas hat sich durch diese Antwort Burdach's beleidigt gefunden und dagegen in **N<sup>o</sup> 207.** der Königsb. Allg. Zeit. remonstrirt. Wenn wir auch nicht die Naivität heucheln wollen, die Beziehung in den Burdach'schen Worten zu mißkennen, so sehen wir doch wirklich nicht ab, wie so? ein Angriff gegen Herrn Lucas darin enthalten sein soll, und dieser möchte sich daher durch seine Erklärung in den Fall gebracht haben, von welchem das Sprichwort gilt: **Qui s'excuse, s'accuse.**

vereinigten Sälen der Deutschen Ressource statt. Es hatten sich dazu Männer aus allen Ständen und von den verschiedensten Lebensverhältnissen und Altersklassen, wohl 300 an der Zahl, versammelt. Herr Dr. Dinter eröffnete das Festmahl durch Vorlesen nachstehender Adresse, welche die in Berlin sich aufhaltenden Kommilitonen, denen die Verhältnisse es unmöglich gemacht hatten, persönlich an den hiesigen Festlichkeiten Theil zu nehmen, an die hier versammelten Kommilitonen gerichtet hatten: „Kommilitonen! Entfernt von Euch zusammengetreten, um den Tag, an welchem vor 300 Jahren unsere Albertina, ein starkes Bollwerk gegen des Nordens Barbarei, in's Leben trat, festlich zu begehen, bieten wir Euch unsern brüderlichen Gruß und Glückwunsch. Das Gefühl der Brüderschaft, das uns, durch viele Meilen getrennt, ungleich an Alter, verschieden an Stand und Neigungen, Alle gleich beseelt, es ist die Frucht des Bewußtseins, daß in derselben Wiege uns Allen das geistige Leben aufging, daß dieselbe Mutter in Wissenschaft und treuer Forschung uns groß zog und die erhabensten Ideen der Menschheit in der empfänglichen Brust des Jünglings weckte. Aber nicht einzig dies Bewußtsein verbindet uns so nahe. Die Meisten von uns, denen es vergönnt ist, das 300jährige Stiftungsfest zu begehen, sind demselben heimathlichen Boden entsprossen, unter gleichen Gewohnheiten aufgewachsen, Träger desselben eigenthümlichen Geistes, sind Preußen. Doppelt ist daher das Band, das uns umschlingt, und freudig theilen wir heut Euer Fest als Kommilitonen und Landsleute. So möge denn der gemeinschaftliche Ursprung, dessen wir uns erfreuen, und die gleiche Bildung, welche wir genossen, uns Alle auffordern und ermahnen, durch muthiges, beharrliches Wirken für Wahrheit und Recht, für Licht und Freiheit unserer Albertina und unsers Landes Ruhm und Ehre zu wahren und zu mehren. Mit diesem feierlichen Glückwunsch rufen wir aus der Ferne allen Brüdern ein fröhliches Schmollis zu.“

Unmittelbar hieran schloß sich ein vom Subrektor Wechsler der Albertina, als „Erzieherin des preussischen Volks,“ gebrachtes Lebehoch. Die folgenden Toaste galten: „dem erhabenen Rektor unserer Albertina, Sr. Majestät dem Könige,“ „dem freien Geiste der Wissenschaft,“ und „dem Prorektor, geheimen Mediz.-Rath Burdach!“ An letzteres knüpfte sich der Vor-

schlag, demselben durch einen öffentlichen Festzug die allgemeine Anerkennung an den Tag zu legen und ihm zugleich ein Ehren- geschenk zu überreichen. Die deshalb angestellte Sammlung fiel so reichlich aus, daß der zu erwartende Ueberschuß, welcher, wie sich hernach ergab, 50 Thlr. betrug, dem Dinter-; Vereine als Fonds zu einer Burdach-; Dinter-; Stiftung überwiesen werden konnte. Später wurde noch den Manen Kants und Dinters, so wie dem Staatsminister v. Schön, dem allge- mein verehrten Lobeck und der Deffentlichkeit und Münd- lichkeit der Rechtspflege ein Lebehoch gebracht. Auch der Ueberschwemnten unserer Provinz wurde gedacht und zu ihrem Besten eine sehr reichlich ausfallende Sammlung veranstaltet.

Am Abende dieses Tages brachten die Studirenden Sr. Majestät dem Könige einen solennen Fackelzug. Es war ein prächtiger Anblick, diesen langen Zug von Weitem kommen zu sehen, wie er, gleich einem Feuerschweif sich durch die wogende Menge Bahn brach, bei dem Schalle zweier Musikhöre, von Marschällen in glänzender Uniform geführt, langsam-feierlich vor- wärts schritt und dann in dem großen Schloßhofe verschwand. Leider wurden Sr. Majestät durch Kränklichkeit verhindert, die Deputation der Studirenden zu empfangen, und das von E. Kleist, stud. theol., verfaßte Festgedicht entgegen zu nehmen, welches also lautet:

In Albertina's ruhmumglänzten Leben  
Ist nun das dritte Säkulum verhallt,  
Und seit sie ward, wuchs sie im regen Streben  
Heran zu einer herrlichen Gestalt;  
Sie durfte kühn ihr freies Haupt erheben,  
Des Wissens Schwert schwang sie mit Allgewalt,  
Sie strebt zum Licht auf ebenen, sichern Bahnen:  
Du warst ihr Schutz und Deine hohen Ahnen!

Drum nahet Dir am Feste hoher Freuden  
Fest ihrer Söhne frohbewegte Schar;  
Nicht kann in Worte unser Dank sich kleiden  
Für Deine Huld, die stets so offenbar;  
Möcht sie doch nie von Albertina scheiden,  
Die stets dem Throne treu ergeben war,  
Möcht Deine Huld auch ferner sie beglücken  
Und ihrer Söhne treues Herz entzücken.

Dann schmückt die Zukunft sie mit höherm Glanze  
 Als jener Kerzen lobend Flammenlicht;  
 Sie windet sich zu Deinem Herrscherkranze,  
 Und ihre treuen Söhne wanken nicht.  
 Ja, unsre Brust sei Schild dir, Helm und Schanze,  
 Denn unser Herz durchglühet Lieb' und Pflicht;  
 Dies ist das Band, das Fürst und Lande bindet —  
 Dies ist der Fels, darauf dein Thron gegründet.

Des Festes Wonne muß sich uns erhöhen,  
 Und freud'ger pocht das Herz in unsrer Brust;  
 In unserm Kreise dürfen wir Dich sehen,  
 Und unser König theilt des Festes Lust.

Mögst Du noch lang' auf Preußens Throne stehen,  
 Dann ist Dein Volk sich seines Glücks bewußt,  
 Noch höhern Ruhm kann dann dein Reich erstreben —  
 Und Preußens Har wird zu den Wolken schweben.

Der Herr Ober: Präsident von Preußen, Herr Bötticher,  
 nahm im Namen Sr. Majestät die Deputation in Empfang.

Freitag den 30. August fand die eigentliche akademische  
 Feier in der Domkirche statt, welcher auch Se. Majestät der  
 König bewohnte, und in Seinem Gefolge: die Königlichen Ho-  
 heiten der Prinz Adalbert von Preußen und der Prinz Karl  
 von Baiern, der Kriegsminister v. Boyen, der Kultusminister  
 Dr. Eichhorn, der Kab.:Minister Freiherr v. Bodelschwingh, der  
 Geh. Staatsminister v. Schön, die Generale der Infanterie  
 von Krauseneck und Uster und sämtliche hier versammelte hohe  
 Civil- und Militärbeamte. Herr Prof. A. Hagen hatte dazu  
 folgende Jubel: Cantate gedichtet:

Wallet zu des Tempels Stufen, wo der Weisheit Altar flammt!

Preis den Lehrern, die ihn schufen, heiligend ihr Priesteramt:

Was der Weihe Wort hier säte, heb' empor den Glaubensmuth.

Haucht den Odem der Gebete feiernd in des Opfers Blut.

Schon waren gelichtet die dunkeln Wälder,  
 Nicht stieg mehr aus Sümpfen erstickender Qualm,  
 Es spiegelt' im goldenen Segen der Felder,  
 Es spiegelte Gott sich im feiernden Psalm:  
 Denn Adalbert kam und füllte die Eiche  
 Und, ob sie auch krachend ihn selber erschlug,

Kein Bleiben war mehr dem gespenstlichen Reiche,  
 St. Adalbert nahm von dem Boden den Fluch.  
 Das Kreuz auf den weißen Panieren wehte  
 Beherrschend herab von dem Zinnenkranz,  
 Im Schutze der Burgen erblühten die Städte,  
 Stieg Königsberg auf in des Königs Glanz.

Das Ziel war errungen. Da schmiedeten Bande  
 Die Kreuzherrsnn und Priester den harmlosen Gau'n,  
 Es herrschte Gewaltthat im weißen Gewande,  
 Und Irwahn bestrickte das blinde Vertrauen.

Es werde Licht! rief Martin Luther. Die Thesen, wie ein Erdenstoß,  
 Erschütterten der Kirche Schoos,

Und von der siebentöpf'gen Mutter Riß sich der Tochter Unschuld los.  
 Der Ritter warf die Ordensregel, Das Pallium der Bischof fort.

Welch' Wunder, Gottes reines Wort

In vollem Lauf, mit vollem Segel Nach Preußen eilt es in den Port.  
 Des Glaubens Bollwerk zog die neue Schule, Die Geistes Freiheit aus  
 der Haft,

Die Lehrer auf der Wahrheit Richterstuhle Entfesselten des Denkens Kraft,  
 Und Siege feiert die Wissenschaft.

Auf! Jubel erschalle In Albertinas festlicher Halle!

Wie grün der Lorbeer ihr Haupt umflieht! Sie alterte nicht

In eifrigem Schaffen und Streben. Sie blühe und wachse fort und fort  
 Und wahre in heiligem Weben Der Königskrone heiligen Hort!

Nach Aufführung dieser von Sämann komponirten Kantate, hielt der akademische Redner, Geh. Regierungsrath Dr. Lobeck, die Festrede, welche den tiefsten Eindruck auf die Versammlung machte. Er schilderte mit kräftigen, eindringlichen Worten den hohen Beruf der Wissenschaft und die Gefahren, welche ihr stets gedroht haben und welche sich gegenwärtig noch ihrem Aufblühen, ihrem Vorwärtsschreiten entgegenstemmen. Er bezeichnete namentlich in der Gegenwart eine dreifache, dem Geiste feindliche Partei: die Propaganda der Unfreiheit, das schlechte, in Selbstsucht versunkne materielle Interesse und die in die Tiefe eines unklaren, trüben Gemüthlebens wühlende Offenbarungslust — welche eine neue Nacht der Barbarei herbeizuführen drohe, und schloß mit der Hoffnung, daß dieser dreifache

Feind von dem Geist der Wahrheit und von der, unter dem erhabnen Schutze Seiner Majestät erstarkten Wissenschaft besiegt werden würde.

An seine Rede schlossen sich die Anreden der vier Dekane und die damit verbundnen Ehrenpromotionen. Von der theologischen Fakultät sind 10 Doktoren und 8 Lizentiaten der Theologie durch den Dekan, Konsistorialrath Prof. Dr. Sieffert promoviret; von der juristischen durch den Dekan Prof. Dr. Jacobson sind 14 Ehrendoktoren creirt. Darunter: der Oberpräsident von Preußen Bötticher, die O.L.Gerichts-Präsidenten Fülleborn in Marienwerder, v. Reber in Insterburg und Siehr in Königsberg; von der medizinischen sind durch den Dekan Geh. Mediz.-Rath Prof. Dr. Sachs 9 Ehrendoktoren und von der philosophischen Fakultät durch den Dekan Prof. Dr. Meyer 18 Ehrendoktoren ernannt worden, darunter: der Geh. Staatsminister von Schön, der Gouverneur von Königsberg, General-Lieutenant Röhn v. Jaschy, die Gymnasial-Direktoren Ellendt und Skreczka, so wie der Prediger Voigt in Königsberg. Nach dieser Feierlichkeit, welche, so wie die Festrede in deutscher Sprache gehalten wurde, mit welcher, im Fakultätsleben unerhörten Neuerung die Universität einen rühmlichen und schönen Verjüngungs-Prozess an sich selbst vornahm, indem sie damit ihr Bestreben an den Tag legte, die Wissenschaft mit dem Leben in innigste Verbindung und steten Wechselverkehr zu setzen — folgte zum Beschluß ein vom Musik-Direktor Granzin aus Danzig aufgeführtes Te Deum.

Gegen 12 Uhr ward im Börsengebäude eine Armenspeisung auf Kosten der Kaufmannschaft vollzogen, welche an diesem und am folgenden Tage jedesmal 300 Personen bewirthete. — Um 1 Uhr aber versammelten sich der gestrigen Verabredung zu Folge mehr als tausend der ehemaligen Universitäts-Genossen auf Königsgarten und zogen Paarweise zum Albertinum, wo die jetzt studirende Jugend und ein großer Theil der hiesigen Einwohner sich ihnen anschloß. Ein Musikkorps an der Spitze, ging es von hier nach der Wohnung des Herrn Prorektor Burdach im Rypkeanum, wo sich die Menge in ehrfurchtsvollem Schweigen unter seinem Fenster aufstellte. Er erschien in würdiger Einfachheit, geschmückt mit dem Albertusbild. Alfred v. Auerswald nahm

das Wort und begrüßte den Gefeierten im Namen der ältern Söhne Albertina's als den Vertreter der alma mater, als deren würdigen Vertreter nicht nur nach der Form, sondern im vollsten, wahren Sinne des Wortes. Er erinnerte daran, daß vor länger als einem Vierteljahrhundert ihm bereits einmal die Ehre zu Theil geworden sei, den edlen Burdach im Namen der Kommilitonen zu begrüßen, und daß dieser schon in jener Zeit die Söhne der Albertina mit einem unauflösllichen Band an sich gezogen habe, gewoben aus dem geistigen, ewigen Stoff, der alles Große und Edle im Menschen eint und bindet, welches Band Burdach nie müde geworden sei, um Albertina's Söhne zu schlingen. Es sei dies Band vielleicht nicht die geringste Zier an dem Panier, welches der Gefeierte in diesen Tagen dem Triumphzuge der Albertina vorantrage und es schaarten sich um dasselbe auch die ältern Söhne der Universität, da in ihnen jene Flamme nicht erloschen sei, welche früh entzündet an dem heiligen Herde der Albertina, die Herzen für alles Hohe und Edle stähle zu jenem Muth, der „früher oder später den Widerstand der stümpfen Welt bezwingt.“

Burdach erwiderte dankend, „daß die ihm jetzt zu Theil werdende Ehrenbezeugung für ihn um so größer sei, da er nicht auf Erwerbung von Beifall auszugehen pflege, sondern in schlichter Weise nur seiner Ueberzeugung folge. Denn, er bekenne es, er sei stolz genug, sein hauptsächliches Streben darauf zu richten, daß er sich Selbstachtung erwerbe, indem er sein Handeln mit den Forderungen des unsterblichen Theils seines Wesens in Einklang zu setzen sich bemühe. Die ihm jetzt erwiesene Ehre aber übersteige bei Weitem sein Verdienst.“ Hierauf ergriff der Bürgermeister Sperling das Wort. Er wies auf „den Geist hin, der durch die Albertina und deren würdige Lehrer genährt, heute ein Gemeingut geworden sei der großen Masse der Gebildeten, die sich gedrungen fühlten, ihm in diesem Augenblicke ihnen Dank darzubringen. Es sei der Geist der Wahrheit, des Volkes, der sich heut Bahn mache.“ Sodann überreichte er im Namen der Kommilitonen dem Gefeierten einen werthvollen silbernen Pokal nebst einem silbernen Kredenzsteller und unter donnerndem, sich stets wiederholenden Lebehoch und dem Absingen des Gau-

deamus, so wie des Liedes: „Stoßt an, Albertina soll leben!“ bewegte sich die begeisterte Menge unter Burchard's Fenstern vorüber.

Am Nachmittage fand das vom Senat im v. Borksch'schen Garten veranstaltete Festessen statt. Das ganze Lokal war ebenso prächtig als geschmackvoll zu einem einzigen Salon umgeschaffen, welchem künstliche Springbrunnen Frische, Blumen-Gewinde und Transparents festliches Ansehen und eine wohl exekutirte Musik fröhliches Leben verliehen. Leider war auch diesmal die Bewirthung so unzulänglich, daß viele Theilnehmer, um nicht bei der festlichen Tafel zu verhungern, während der zwischen den einzelnen Gängen eintretenden langen Pausen nach nahe liegenden Restaurationen eilten, um sich dort satt zu essen. Glücklicher Weise waren sehr anmuthige Festgedichte verfaßt worden, mit deren Absingen, besonders da ein guter Trunk zum mindesten nicht fehlte, man sich über die Mahnungen des Magens täuschen konnte. Das Gaudeamus der Alten namentlich verdient auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden und mag deshalb sein Abdruck an dieser Stelle erlaubt sein.

Gaudeamus, olim qui  
Juvenes eramus!  
Senium nos tetigit,  
Sed nequaquam domuit,  
Ergo gaudeamus!

Alte Burschen, jubelt heut,  
Geht es auch bergunter!  
Wohl trat uns das Alter an,  
Dennoch stehn wir unsern Mann,  
Drum nur frisch und munter!

Sed cum circa tempora  
Coma jam canescat,  
Nugae, clamor, levitas  
Absint et protervitas,  
Ne qua erubescat.

Doch da um die Schläfe schon  
Uns die Locken grauen,  
Bleibe fern uns Lärm und Zanß,  
Sei bescheiden Scherz und Sang,  
Hörbar zarten Frauen.

Ergo vivat patria,  
Vivat rex cum lege! —  
Uxor nostra placida  
Filius et filia  
Cum nepotum grege!

Vaterland und König hoch!  
Eitt' und Recht daneben; —  
Weib und Kinder sanft und gut,  
Und der Enkel muntre Brut,  
Alle sollen leben!

Vivat academia,  
Vivant professores!  
Et qui coetaneis  
Nobis juncti studiis  
Restant auditores.

Pereat qui litteras  
Odit qualis—quantus!  
Absit et tenebrius,  
Et cum pseudo-sosio  
Praeli Rhadamantus!

Omnis vita brevis est,  
Nostra plus quam brevis;  
Nimium velocibus  
Inopina passibus  
Mors adest grandaevis.

Ubi sunt, qui juxta nos  
Olim floruerunt?  
Aegra trahunt corpora,  
Aut naturae debita  
Ante nos solvere.

Soli deo gloria!  
Nos hucusque stamus;  
Senium nos tetigit,  
Sed nequaquam domuit,  
Ergo gaudeamus.

Hoch leb unser Musensitz,  
Hoch die wackern Lehrer,  
Hoch, wer einst des Lebens Mai  
Mit uns theilte sorgenfrei,  
Hoch die alten Hörer!

Nieder mit dem Musensitz  
Hoher, niedrer Sphäre!  
Fern sei Dunkelmannerei,  
Wie Nachdrucker-Büberei  
Und Censoren-Scheerei!

Kurz nur ist des Lebens Lauf,  
Wir sind halb und drüber;  
Der fatale Sensemann  
Kommt mit raschen Schritten an,  
Führt den Greis hinüber.

Wo ist Mancher, den wir einst  
Flott gekannt hier haben?  
Podagra und Gliederzieh'n  
Fesseln an das Zimmer ihn,  
Ist er nicht begraben.

Dank dem Herrn! noch stehen wir,  
Wenn auch schwach mitunter;  
Trat uns auch das Alter an,  
Heut noch stehn wir unsern Mann,  
Drum nur frisch und munter.

Auch Herr Assessor Neusch hatte ein hübsches, humoristisches Festgedicht geliefert: „Gott grüß Dich Bruder Studio, Wo drückt Dich Dein Tornister? u. s. w.“, der acht und achtzigjährige Pfarrer Jakob Drwenzki aber ein Lied in polnischer Sprache geliefert.

Am selben Abende ward zwischen dem Brandenburger und Friedländer Thore ein Feuerwerk auf Kosten der Stadt abgebrannt; im Theater spielte der berühmte Döring den Richelieu

und Se. Majestät der König beehrte die Vorstellung mit seiner Gegenwart. Kaum ward Höchstdieselbe von dem versammelten Publikum erkannt, als dieses in ein lautes Hurrah ausbrach und von dem Orchester verlangte, daß es die Nationalhymne spiele. Dem Wunsche ward genügt und von tausend Kehlen ertönte das „Heil Dir im Siegerkranz.“

Leider mischte sich aber in die begeisterten Jubellaute dieses Tages auch ein Ausruf des Entsetzens und Abscheus. Einer der Kommilitonen, der Referendarius Schade, Schlesier von Geburt und zuletzt bei dem D.L.Gericht zu Insterburg fungirend, war am nämlichen Tage im Duell erschossen worden, wozu eine im Weinrausch ausgestoßene Aeußerung Veranlassung gegeben hatte. Sie betraf die Person des Königs und ein anwesender Ingenieur-Offizier hatte sich berufen gefunden, dieselbe persönlich zu rächen. Es war dies ein durchaus unziemliches Benehmen, welches, aus welchem Gesichtspunkt immer man es betrachtet, keine Entschuldigung verdient.

Für's Erste hat Schade die Beleidigung bei völliger Bewußtlosigkeit im trunkenen Muth ausgestoßen, wie er selbst schriftlich erklärt hat; aber auch abgesehen hiervon ist es eine sträfliche Anmaßung ohne Gleichen, persönlich für das Gesetz und dessen Ahndung eintreten zu wollen; es ist eine Anmaßung, welche, wäre der Fall nicht so tragisch, lächerlich genannt werden müßte, daß eine Privatperson es unternimmt: eine Majestäts-Beleidigung rächen zu wollen!

Sonnabend's den 31. August war der Tag der feierlichen Grundsteinlegung zu dem neu aufzubauenden Universitäts-Gebäude.

Ubermals versammelten sich die Theilnehmer des Festes, Senat und Deputationen im Albertinum und ordneten sich hier Paarsweise zu einem überaus glänzenden Zuge. Studenten im Festkostum, im Sammetrock und Barett mit hochwallenden weißen Federn, den bloßen Schläger in der Hand, eröffneten und schlossen den Zug, bildeten die Ehrenbegleiter des zeitigen Prorektors und der Dekane, und markirten die einzelnen Abtheilungen. Unmittelbar hinter den General-Anführern und einer Abtheilung hiesiger Studirenden gingen Deputirte der bei dem bevorstehenden Bau theiligten Gewerks-Meister und Altgesellen, geführt

von dem Reg. Baurath Kloth und dem mit dem Bau beauftragten Bau:Referendar Ulrich. Einem Sängerkhor, geführt von dem akademischen Musik:Direktor Sämann, folgten die Professoren und Dozenten der hiesigen Universität, unter Vorgang des Prorektors, Kurators, des Universitätärchters und der zeitigen Dekane. Darauf kamen die Deputirten der auswärtigen Universitäten, ihnen zunächst die Deputirte der Prov.:Kollegien und zum Schluß die ehemaligen und jetzigen Zöglinge der Albertina.

Der Zug bewegte sich unter dem Geläute der Glocken über den Domplatz, durch die Brobbänkenstraße, kneiphöfische Langgasse, altstädtische Schuhgasse, altstädtische Langgasse, Schmiedestraße, über den Schloßberg, den innern Schloßhof, durch die Prinzessinstraße und Junkerstraße nach Königsgarten, überall von einer unermesslichen Volksmenge begrüßt, welche Straßen und Plätze besetzt hielt, und gebrauchte, um an sein Ziel zu kommen, wohl anderthalb Stunden.

Als der Zug durch den innern Schloßhof ging, brachte man Sr. Majestät dem Könige, welcher an einem Fenster Seiner Wohnung stand, ein kräftiges Lebehoch und ebenso rief man, an Kant's Hause auf der Prinzessin:Strasse, welches über und über mit Kränzen behangen war, vorüberschreitend, seinen Manen ein begeistertes Vivat!

Auf Königsgarten waren alle Vorbereitungen getroffen, um der bedeutsamen Feierlichkeit auch äußerlich Glanz und Würde zu verleihen. Vor dem mittleren Eingange des Exerzierhauses war, nach Anordnung des Reg.:Bauraths Kloth, eine Tribune, mit Purpur und Gold drappirt, errichtet, unter deren mittlern Theile der Königl. Sessel stand. Unmittelbar vor demselben befand sich die Vertiefung, welche bestimmt war, den Grundstein aufzunehmen und eine Freitreppe führte unmittelbar von dem Königl. Sessel zu ihm hinunter. Neben der Tribune für den König und die anwesenden hohen Staatsbeamten in Dessen Gefolge, befanden sich rechts und links Tribunen für die Damen, zu deren Gunsten auch auf einem Theile des Daches des alten Exerzierhauses noch eine Estrade eingerichtet worden war. Der ganze vor den Tribunen liegende Platz war im Viereck abgeschlagen, um in demselben die Glieder der Universität, die Deputirten

der fremden Universitäten, der höchsten Prov.:Landes:Kollegien, der Provinzialstände und der Stadt Königsberg, die jetzigen und ehemaligen Zöglinge der Hochschule aufzunehmen. Mit Laubgewinden und Flaggenstangen worunter nebst mehreren Königlichen und städtischen Flaggen, auch die Universitäts:Jubelflagge mit dem Albertus:Wilde wehte, geziert, von einer dicht geschaarten Menschenmenge, Kopf an Kopf, besetzt, bot der ganze Platz ein ebenso anmuthiges, als charakteristisches Bild dar.

Innerhalb des geschlossenen Raumes ordneten sich die Teilnehmer des Zuges so, daß um die Vertiefung, welche den Grundstein enthielt, die Professoren in ihrer Amtsstracht nach der Reihenfolge ihrer Fakultäten von der linken Seite der Königlichen Bühne sich aufstellten, während rechts die Deputirten der fremden Universitäten standen. Der Königl. Tribune gegenüber stellte sich der Prorektor mit seinen Ehrenbegleitern auf, neben ihm auf einem blauweissen Kissen wurde die Urkunde dieses Neubaus gehalten, welche Sr. Majestät am vorhergehenden Tage zu vollziehen geruht hatten. Die übrigen Teilnehmer des Zugs umschlossen dieselbe in weitem Kreise. In der Vertiefung selbst nahmen zu beiden Seiten des noch offenen Grundsteins die Deputirten des Baugewerks Platz. Se. Majestät erschien in Begleitung Ihrer Königl. Hoheiten der Prinzen Adalbert von Preußen und Karl von Baiern, und wurden am Eingange des geschlossenen Raumes von dem Prorektor, den Dekanen, den chargirten Studenten und den Ordern der Feierlichkeit ehrerbietigst empfangen. Se. Majestät geruhten den Glückwunsch des Prorektors mit freundlichen Worten anzunehmen und ließen Sich von demselben nach Höchstihrem Sitz geleiten, worauf der feierliche Akt seinen Anfang nahm. Derselbe ward durch eine Rede des Prorektors eröffnet, worin derselbe dankbar anerkannte, daß Se. Majestät der König den erweiterten Bedürfnissen der Zeit, nach welchen für die Universität das alte Gebäude nicht genüge, Allergnädigst helfend entgegenkomme, und dem Kranze der Wohlthaten, mit welchem seit der Stiftung der Universität die erlauchten Ahnen Sr. Majestät dieselbe bedacht, eine neue werthvolle Perle beifüge. Glücklich das Land, wo der Fürst den Bedürfnissen des Volks helfend zuvorkomme! —

Professor Simson verlas hierauf die Urkunde über die Errichtung des neuen Universitäts-Gebäudes, welche also lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm u. s. w. thun kund und zu wissen, daß wir Unserer, von Unserm Ahnen, dem Herzog Albrecht gestifteten Landesuniversität zu Königsberg, über welche Wir Allerhöchstselbst das Rektorat führen, insonderheit zur Bezeichnung ihres dreihundertjährigen Bestehens in segensreicher Wirksamkeit, die Errichtung eines den Zwecken derselben vollständig entsprechenden Gebäudes auf dem Königsgarten hier selbst Allergnädigst zu gewähren und die Grundsteinlegung dazu, welche Wir Allerhöchstselbst zu vollziehen gemeint sind, zu befehlen geruht haben. Wir thun dies in fester Zuversicht auf Gottes gnädige Obhut und auf die fortwährende Wirksamkeit Unserer getreuen Universität für das Wohl des Vaterlandes und der studirenden Jugend. Demnach empfehlen Wir sie dem Schutze und der Fürsorge Unserer Nachfolger in der Krone, das Sie als ein Ihnen von Unserm Vorfahren überliefertes werthes Kleinod und theures Pfand bewahren und fördern, das von Uns der Universität gewährte Gebäude aber wohl erhalten und zu den bestimmten Zwecken gebrauchen lassen mögen. Gegeben u. s. w. am 30. August 1844.

Friedrich Wilhelm.“

Nach dem von allen Anwesenden gesungenen Choral: „Es woll' uns Gott gnädig sein u. s. w.“ wurde eine verblethete kupferne Büchse, in der die vidimirte Abschrift jener Urkunde, so wie die Vollziehungs-Urkunde über die Grundsteinlegung (von sämmtlichen Mitgliedern der Universität, den hier versammelten Staatsministern, Generalen u. s. w. unterschrieben) ein Exemplar der Statuten der Universität und ein Verzeichniß der Professoren, Beamten und Studirenden aus dem gegenwärtigen Semester eingeschlossen waren, in den Grundstein gelegt und derselbe geschlossen. Se. Majestät wurden nun von dem Rektor um Vollziehung der Grundsteinlegung ersucht, stiegen die Freitreppe hinab und antworteten, am Fuße derselben angelangt, auf die Anrede des Reg.-Bauraths Kloth: „Ich stimme von Herzen ein in Ihren Wunsch der baldigen Vollendung des Baues, weil sie beweisen wird, daß wir gute Zeiten haben.“

Dann wandten Sich Se. Majestät mit folgenden Worten an die Versammlung:

„Meine Herren! Unsrer Hochschule hat drei Jahrhunderte in hohen Ehren zurückgelegt, sie hat das Ihrige treu erfüllt; ja sie hat der Welt Männer ohne Gleichen, Sterne erster Größe geschenkt. Ihr viertes Jahrhundert bricht unter den Segnungen eines langen Friedens und unter dem Scheine der lang entbehrten Sonne an. Wir bezeichnen seinen Anfang, indem Wir den Grundstein zu dem neuen Obdach für ihre Wirksamkeit legen. Die Stunde ist günstig, um ihr aus vollem Herzen einen Glückwunsch zuzurufen — der Meinige ist kurz, aber inhaltschwer:

Sie sei ein Heerd des Lichts! zu einem Heerde des Lichts in unserm Norden schuf sie Herzog Albrecht; Er, der mit treuem Herzen dem wahren Lichte zugewandt war. Seine Schöpfung beweist, daß er dieselbe Loosung wie die Fürsten nach ihm gehabt, Meine, Meines Vaters, Meines Volkes Loosung: Vorwärts! das sei auch für und für die Loosung Unsrer Hochschule. Aber sie folge ihr nimmermehr auf der Irrbahn der Cometen oder auf dem Wege der Feuerbrunst, die — von Dunkel umhüllt — vorschreitet. Ihr Vorwärts sei das des Lichts der Sonne, das gleichmäßig ausgestrahlt, die Finsterniß wirklich erhellt, in tiefe Höhlen eindringt, das Nachtgefieder verscheucht, Keime entwickelnd, Blüthen entfaltend, Früchte reifend, Früchte, m. H., an deren Genuße die Menschen gefunden. Diese Früchte sind: Achte Gottesfurcht, aller Weisheit Anfang — ächte Treue, die da weiß, daß man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht — gute und edle Sitte, Liebe zum Lernen, Liebe zum Wissen, Liebe zum Handeln für das Gemeinwohl, zu Thaten der Ehre unter den Fittigen des Adlers.

In der festen Zuversicht, daß diese Meine Wünsche erfüllt werden, unter dem göttlichen Segen und durch die pflichttreue Pflege ihrer Lehrer, wie durch den edlen Sinn der Tugend, fordere Ich Sie Alle auf, während Ich die Hammerschläge thue, Unserer Albertina, dem Heerde des Lichts — für Unsern Norden — ein dreimaliges herzlich und kräftiges Lebehoch zu bringen!“

Se. Majestät vollzogen hierauf nach üblicher Weise die Grundsteinlegung durch drei Hammerschläge auf den Grundstein, worauf dem Könige Seitens des Prorektors ein dreimaliges Lebehoch gebracht wurde, in welches die begeisterte Menge kräftig einstimmte. Se. Majestät geruhten den Hammer darauf Se. Königl. Hoheit, dem Prinzen Karl von Baiern zu geben, welcher die drei Hammerschläge führte und demnächst Se. Königl. Hoheit dem Prinzen Adalbert den Hammer übergab. Darauf folgten der Prorektor, der Curator der Universität, die Dekane; sodann die anwesenden Staatsminister, Generale der Infanterie und Generallieutenants, die vier großen Hofämter der Provinz Preußen, der Oberpräsident der Provinz Preußen, die hier anwesenden Ausschüsse der Prov.:Stände, der Chef:Präsident des O.L.Gerichts zu Königsberg, der General:Superintendent, der Oberbürgermeister und die Vorsteher der Stadtverordneten endlich die beiden Baumeister.

Während dieser Handlung wurde ein von dem Diakonus Dr. Heinel gedichteter und von Sämann komponirter Chorgesang also lautend:

Das steinern Saatkorn, in der Erde Schoos,  
Keim künf'ger Größ', aus Königs Hand gefallen,  
Wach' hoch empor und wölb' aufsteigend groß,  
Ein Baum des Lebens, Geistdurchwehte Hallen!  
Daß sich das Aug' entzückt an ihrer Pracht  
Und sich der Geist entzünd' an Geistes Macht!

Wach' auf zum hehren Tempel, daß er rage,  
Der Eiche gleich des heiligen Vaterlands,  
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert trage  
Helleuchtend der Erkenntniß Strahlenkranz!  
Daß Altes sich zu Neuem umgestalte,  
In neuen Formen ew'ges Leben walte!

aufgeführt, worauf die Weihrede des Konfistorialraths Sieffert folgte. Der Choral: „Nun danket Alle Gott!“ beschloß die Feier, welche auf alle Gegenwärtige einen gewiß unverlöschlichen Eindruck gemacht hatte. Die höchste äußerliche Ehre, womit die Würde des Geistes und der Wissenschaft gefeiert werden kann, war durch den symbolischen Akt der Grundsteinlegung zu Tage gekommen; Unser großherziger, Geist- und Gemüthreicher Monarch hatte aus der Fülle Seines Herzens gesprochen, in Worten, welche die Versammlung elektrisirten; und der Himmel selbst schien Theil an dem schönen Fest zu nehmen, indem er sich zum erstenmale wieder nach langer Zeit, hell und wolkenfrei zeigte.

Die Professoren der hiesigen und die Deputirten der fremden Universitäten, so wie einige Studirende, waren von Sr. Majestät zur Tafel gezogen worden, wo Allerhöchstdieselben Ihren Beifall über die Anordnung und Ausführung der ganzen Jubelfeier huldreichst auszusprechen geruhten.

Der Nachmittag zeichnete sich abermals durch einen improvisirten Fest- und Ehren-Aufzug aus, und zwar diesmal zu Ehren Lobeck's. Er sammelte sich abermals auf Königsgarten, zog unter Begleitung zweier Musikchöre die Königstraße entlang, an dem Monument des Staatsminister v. Schön vorbei, welchen man durch ein herzliches Lebehoch ehrte, und stellte sich dann vor Lobeck's Wohnung (im Bibliothek-Gebäude der Universität) auf. Zum Redner wählte man den Direktor Ellendt, einen seiner ältesten Schüler. Dieser begrüßte den, von den Festordnern an das Portal des Hauses geleiteten Ehrenmann mit folgenden Worten: „Nicht ihm, dem durch sein Wissen berühmten Manne allein gelte diese Achtungsbezeugung, zu der sich die Versammelten gedrungen fühlten, sondern auch dem wohlwollenden, herzerwinnenden Lehrer, der durch tiefe Gemüthlichkeit in den Herzen des Lehrerstandes der Provinz ein unvergängliches Denkmal sich gesetzt habe. Einem solchen Lehrer bringe er sein Lebehoch!“ Darauf wurde ihm ein silberner Pokal, wie er in der Geschwindigkeit hatte angeschafft werden können, als Ehrengeschenk durch den Justizrath Skerle aus Danzig, Kant's ehemaligen Annuensiß überreicht und dabei bemerkt: „wie die Versammlung wohl wisse, daß sie damit eine Anerkennung der rühmenswürdigen Leistungen Lobeck's nicht zu gewähren vermöge, aber sie habe ge-

wünscht, durch irgend etwas ihre Liebe und Verehrung gegen den würdigen Mann zu bethätigen. Auch Geringes habe Werth als Gabe der Liebe.“ Auch der Oberlehrer Castell schloß sich den Rednern mit einigen herzlichen Aeußerungen an. Darauf erwiderte Lobeck: „Seinen Verdiensten um die Wissenschaft, der er die Kraft seines ganzen Lebens geweiht habe, sei diese Ehre zu groß. Er habe sich bemüht, zur Humanität hinzuführen, und das sei möglich durch die Sprachen, welche man zuweilen tadelnd „todte“ zu nennen pflegte. Er wünsche, daß in den Herzen der Lehrer dieselbe wurzeln möge, und die Anstalten und Gymnasien, an denen sie arbeiteten, Pflanzstätten dieser Humanität würden!“ Der Gesang des *Gaudeamus igitur* und: Stoßt an, Albertina soll leben — beschloß die Feier auf dem Hofe des Bibliothek-Gebäudes, nicht aber die zu Ehren Lobecks veranstaltete. Man hatte gehört, daß derselbe von Sr. Majestät dem Könige zur Tafel geladen sei und sprach nunmehr gegen ihn den Wunsch aus, ihm das Ehrengelait geben zu dürfen. Lobeck willfahrte und in der besten Ordnung geleiteten die Versammelten ihn nach dem Albertinum, wo er mit herzlichen Worten sich von ihnen verabschiedete.

Des Abends gab der Senat noch einen großen Ball im alten Moskowiter-Saale des Königlichen Schlosses, welchen auch Se. Majestät, jedoch nur auf kurze Zeit mit Ihrer Gegenwart beehrten. Der Fortschritt und das Vorwärtstreiben, die beiden Loosungsworte des Tages, machten aber daselbst wenig Glück, denn es war ein solches Gedränge, daß Jeder möglichst bald an den Rückzug dachte, zum großen Leidwesen der Damen, welche gewiß eine schlechte Meinung von den Gelehrten-Bällen fassen werden.

Sonntag den 1. September wohnten Se. Majestät dem Gottesdienste in der Schloßkirche bei, in welcher der General-Superintendent Dr. Sartorius predigte. Nach beendigtem Gottesdienst hielten Se. Majestät in Begleitung der hier versammelten hohen Herrschaften die Parade über die erste Division ab, wobei der Kriegs-Minister und General der Infanterie v. Bohn als Chef des 1sten Infanterie-Regiments dasselbe in Parademarsch vorbeiführte.

Des Nachmittags um 2 Uhr ward eine große Dampfschiffahrt nach Holstein von dem Comité der ehemaligen Universitätsgenossen veranstaltet, woran auch Damen Theil nehmen konnten, damit die Grazien dem Feste der Musen nicht fremd blieben. Die Dampfböte Delphin und Gazelle, letztere die Königsberger Brigg „Bertha“ im Schlepptau führend, mit Flaggen geschmückt und von Musikchören begleitet, waren zur Aufnahme der Gesellschaft bereit und stießen unter fröhlichem Vivatruf, welcher von der zahlreichen am Ufer zurückbleibenden Zuschauer-Menge erwidert wurde, vom Lande. Nach kurzer Fahrt gelangte man nach Holstein, dessen Besitzer Herr Magnus alle Anstalten getroffen hatte, die Gäste festlich zu empfangen. Vom heitersten Wetter begünstigt, ward hier noch ein angenehmer Nachmittag verlebt, welcher gewiß mit zu den schönsten Momenten des Festes gezählt werden wird.

Abends um 7 Uhr beehrten des Königs Majestät die durch die Sing-Akademie des Musikdirektor Kiel veranstaltete Aufführung des Graunschen Te deum in der Schloßkirche mit Ihrer Gegenwart; die Kommilitonen aber, alte und junge, strömten dem v. Borkschen Garten zu, wo der letzte große Kommers gehalten werden sollte. Die Königsb. Zeitung vom 31. August hatte die im Epidarstil gehaltene Mahnung gebracht: „Kommilitonen, zum Landesvater beim Kommers den 1. September bringt eure Mühen mit!“ — und die alten Häuser hatten diese Aufforderung wohl begriffen. Die Fidelität erreichte an diesem Abende ihren Gipfel, aber auch ihr Ende. Nachdem man beim Schmettern der Schläger, womit die Präsidies auf die Tische hieben, um Ruhe zu schaffen, beim Becherklang und Schmolliß-Trinken, beim Landesvater und pro patria Zechen sich noch einmal in die schwärmende Jugendzeit zurückversetzt hatte, erinnerte die gesezte Werkeltagsmiene und die zurückkehrende Ordnung des Geschäftslebens am andern Tage daran, daß, ob man auch auf Augenblicke sich über die Gegenwart täuschen kann, die Vergangenheit doch vergangen ist und durch keinen, noch so energischen Akt der Willkür wieder heraufbeschworen werden könne.

Indeß, wer wollte auch immerdar ein Jüngling bleiben! Man würde ebenso gut das Leben verkennen, wenn man vom Jünglinge das gereifte Wesen des Mannes verlangt, als wenn

man im Mannesalter den träumerischen Uebermuth und die sorglose Ausgelassenheit der Jugend festhalten wollte. Jedem Alter seine Bestimmung! Aber es giebt eine, allen Lebensaltern gemeinsame Bestimmung — das ist die Begeisterung für alles Schöne und Große, die Theilnahme für allgemeine Interessen, die fortschreitende Ausbildung des Geistes! — und diese Gemeinsamkeit der Lebensbestimmung aller Gebildeten ward durch das eben beendete Fest zu so lebendigem Bewußtsein gebracht, daß wir auf dessen unbergängliche Dauer hoffen dürfen. Und wie die Reformation, welcher unsre Universität ihren Ursprung verdankt, eine Reinigung an Haupt und Gliedern vornahm, so war das Fest, womit die Albertina das Andenken an ihre Gründung feierte, nicht bloß eine Glorifikation des Gelehrtenstandes, nein, es war ein allgemeines Fest, wobei sich Jeder betheiligte fühlte, weil Jeder sich seines Berufs bewußt ist, an der Arbeit des Geistes Theil zu nehmen.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß bei der ausgelassensten Lustigkeit und bei dem fröhlichsten Uebermuth doch nirgend der Anstand verlegt, kein Exceß begangen wurde. — Diejenigen aber, welche so gern Volksfeste improvisiren möchten, mögen bei diesem Feste, welches ein wahres Volksfest war, lernen, was dazu gehört; sie mögen sich überzeugen, daß äußerliche Veranstaltung dazu nicht hinreichen, daß eine Freude ohne einen konkreten Inhalt sich in's Nichts verliere, daß Volksfeste nicht gemacht werden, sondern sich von selbst machen müssen.

Auch Dichter haben einen abstrakten Begriff, wie z. B. die Freude, die Jugend, die Poesie u. s. w. zu besingen gesucht, aber sie brachten es damit zu keinem Liede.

Hier war Begeisterung, hier war Leben und Freude und der Gesang: „Stoßt an, Albertina soll leben, Hurrah hoch!“ war ein wohlverstandenes und darum so enthusiastisches Feldgeschrei.

**Vivat Albertina!**

R. B.

## Ueber N. von Thorwaldsen

von E. A. Hagen.

(S c h l u ß.)

Thorwaldsen behauptete gegen Menzel, daß die Bildhauerei dem protestantischen Gottesdienst sich eben so innig anschließe als die Malerei dem katholischen. Er bewährte das Wort durch die That, daß der gereinigte Glaube sich der Klarheit des classischen Alterthums zuwende. Die Malerei ist durch den Schein des Körperlichen phantastischer, durch die Farben spielender, durch das oberflächlich Schimmernde symbolischer als es der auf dem Grundpfeiler der Erkenntniß ruhende Protestantismus gut heißt. Wenn Thorwaldsen bei einem Theil seiner Bildwerke, wie erzählt werden wird, das Malerische ins Bereich des Klassischen zu ziehen suchte, so erkennt man, wie er bei seinen christlichen Idealen durch ein Fernhalten von dem, was ihm die gefeiertsten Gemälde vorhielten, eine protestantische Auffassung geltend zu machen strebte. Er sah es für eine heilige Aufgabe an, über die christlichen Symbole selbstständig nachzudenken und war beflissen, eine Verbindung zwischen der individuellen Vorstellungsweise und der Glaubenssagung zu vermitteln. Auf katholischen Altarblättern gehören die Heiligen als Vermittler halb der Madonna, halb denen an, zu deren Heil sie die Märtyrer-Palme erwarben, so daß für ihre Persönlichkeit kein Raum bleibt. Bei Thorwaldsen leben sie ihrem Beruf, aber auch sich selbst, das erhellet aus dem bewußten Ausdruck ihrer eigendsten Kraft, aus ihrem sichern Auftreten. Auf den Altarblättern blicken die Heiligen oft aus dem Bilde heraus, um den Anbetenden ihre ganze Hingebung an sie zu versichern. Thorwaldsen's Apostel blicken mehr in sich hinein und stellen sich uns so als Muster zur Nachfolge dar. Das Relief christlichen Inhalts, das Thorwaldsen als Zögling der Akademie in Kopenhagen fertigte ist antik gedacht, der erwähnte Taufstein, ein Cubus mit vier sculptirten Flächen, noch halb katholisch, indem wir hier eine Madonna mit dem Jesus- und Johannesknaben finden. In den Arbeiten für die Frauenkirche in Kopenhagen nehmen wir nur in Nebensächlichem eine Erinnerung an Raphael wahr, in den Hauptfiguren bewegt er sich selbstständig. Er giebt einer selten vorkommenden Vorstellung den Vorzug vor

dem Gangbaren, wenn jene ihm das Symbol treffender zur Anschauung bringt. Das Abendmahl behandelte er frei nach einem altflorentinischen Maler Luca Signorelli. Der Heiland sitzt nicht mit den Zwölf um eine Tafel, sondern stehend neben einem altarähnlichen Tisch reicht er den Kelch den Jüngern dar, die sich knieend hinzudrängen, während Judas sich hinwegschleicht. Viel Nachsinnen kostete ihn der Taufengel, den er zweimal modellirte, da ihm immer mißfällig in seinem Gebilde die Aehnlichkeit mit dem katholischen Weihbecken aufstieß. Die Scheu der Griechen, zu verhüllen, ließ ihn wohl in der Tracht zu karg verfahren, so daß die Absicht des Durchschimmerns der Formen, wenn auch fern von verführerischem Reiz, zu Tage liegt. Das Kleid ist nach griechischer Weise zugeschnitten, die Statue des Apostels Andreas hat eine entblößte Brust und die des Heilands trägt als Hülle nur einen einfachen Mantel.

Die von Thorwaldsen getroffene Anordnung der plastischen Dierden für die Frauenkirche ist folgende. Das Giebelfronton zeigt eine Gruppe von sechszehn Statuen in stufenmäßiger Größenabnahme und symmetrischer Gegenüberstellung. Johannes, dem Volke predigend, ladet zum Besuch des Heiligthums ein. Johannes, das Rauhe seiner ernsten Miene, das Dürre der Gestalt läßt uns ihn als den bußfertigen Bewohner der Wüste erkennen, steht in der Mitte und sein Wort versammelt Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen, die verschiedensten Stände, starre Zweifler und seelenvolle Andächtige. Der eine liegende Jüngling in einer Ecke ist dem Flußgott Ilissus zu vergleichen, der gleichfalls aufhorchend eine Giebelecke des Parthenons einnahm. Eine Mutter mit dem sich anschmiegenden Knaben hat eine nicht zufällige Aehnlichkeit mit der Jardinière Raphaels gemein, wenn auch die Mutter die gefeierte Vittoria aus Albano darstellt. Ein Mädchen mit einem Knaben zur Seite zeigt uns das Bildniß von Thorwaldsens Tochter. In der Vorhalle der Kirche sollten in Nischen die Sibyllen und Propheten stehen, als die ersten Verkündiger des Heilandes. In der Kirche finden wir die Reliefs der Taufe, hier ein Engel, der an einen der sirtinischen Madonna erinnert, und des Abendmahls. Ein Bilderfries mit dem Zuge nach der Schädelstätte umgiebt die Tribune. An die Pfeiler des Mittelschiffs lehnen sich die mehr als lebensgroßen Apostel an. Die Stelle des Judas nimmt Paulus

ein, der wie der Heiland von Thorwaldsen selber gearbeitet ist. Vor dem Altar kniet der Taufengel, auf dem Altare steht der 10 F. hohe Heiland. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,“ lesen wir dänisch auf dem Postament. Der gepriesene Heiland Dannekers mit dem verklärten Leibe und dem verklärten Gewande kann nur als eine Verirrung auf dem plastischen Gebiet angesehen werden und wir wissen, daß manche Verirrung um des Auffallenden willen als Tugend begrüßt wird. Thorwaldsen modellirte seine Figur sechs Mal, ehe es ihm vor Augen zu stellen gelang, was er auszudrücken gedachte, Einfachheit und Erhabenheit in Stellung, Miene und Gewand. Man erzählt, daß der Künstler im zielichen Frack, im Begriff zu einer Mittagsgesellschaft sich zu begeben, von Unruhe getrieben in die Werkstatt vor den thönernen Christus trat. Die Arme waren erhoben, mit der oft von ihm angewendeten Gebehrde des Emporweisens. Plötzlich fiel es ihm ein, die Arme nach unten zu wenden, den Trostbedürftigen entgegen und das *εὐχαριστος* wiederholte sich, indem er rief „Jetzt habe ich es.“ Der Heiland mit der Wunde in der Brust, den durchbohrten Händen milde niederblickend, sprach ihm jetzt vernehmlich: „Friede sei mit Euch!“ und der Künstler erfuhr es zuerst an sich.

Wenn Thorwaldsen in dieser Statue das Höchste leistete, so verräth gleichfalls jeder der Apostel, daß der schaffende Genius den Charakter jedes einzelnen mit der Tiefe des Gedankens zu durchdringen suchte, um nicht allein durch Attribute sondern durch Bergegenwärtigung einzelner Tugenden, die zum Heiland führen, sie von einander zu unterscheiden. Auch sie wurden das, was sie sind, nicht auf den ersten Wurf. Ost veränderte er sie und entwickelte ihre Göttlichkeit aus tiefem Nachdenken. Man vergleiche den Andreas in der Zeichnung bei Maffirini mit dem bei Thiele! Der Heiland und die Apostel mit dem Engel sind in Marmor ausgeführt, die Siebelfiguren dagegen in gebranntem Thon.

Wenn Thorwaldsen wie Canova eine Kirche im Geiste eigener künstlerischer Anschauung aufbaute, so theilt er auch, obgleich ein Keßer, mit ihm den Vorzug, die Peterskirche mit dem Marmor-Monument für einen Papst ausgestattet zu haben. Er verewigte hier die Züge eines Mannes, der, wenn sonst die Päpste nach Kephales' Ausdruck die Peterskirche zum Puffsaal ihrer Eitelkeit entweihten, der heiligen Stätte nur größere Heiligkeit gewähren kann.

Als Pius VII. aus der Gefangenschaft zu den Seinigen zurückkehrte, setzte Thorwaldsen eine Ehre darein, eine allegorische Figur zu dem für ihn aufgestellten Festgerüst zu liefern. Mit Rührung empfing er von dem ehrwürdigen Cardinal-Sekretair Gonsalvi die Aufforderung zum Mausoleum. Thorwaldsen stellte den Papst dar, wie Genien ihm die Palme und die Stralenkrone darboten. Gonsalvi mußte die Erfindung verwerfen, da der Papst noch nicht kanonisiert sei. Der Künstler begnügte sich jetzt, um an die Erlebnisse des greisen Märtyrers zu erinnern, als Sticerei auf dem Sarcophag die Märtyrerszeichen der Apostel anzubringen. Die Geschichte und der Ruhm sitzen neben ihm und als Thürsteher an der Todespforte, die am Sockel gesehen wird, stehen die Sapiencia coelesta und die Fortitudo divina, jene hat von der Pallas Aegis und Eule geborgt, diese von Herkules Löwenfell und Keule. Die Figuren haben keine dramatische, sondern nur eine gesellschaftliche Verbindung und das Denkmal kann demnach nicht als ein Ganzes, sondern nur im Einzelnen gewürdigt werden. Die lebensvolle Persönlichkeit des Greises drückt Wohlwollen und Ergebenheit aus. Wahrscheinlich war ein thronender Papst verlangt, ein knieender mit der Tiara zu Füßen, wie Canova's Clemens XIII., würde sich besser angenommen haben.

Für größer als die Uebertragung des Mausoleums gilt die Auszeichnung, daß die Akademie St. Luca Thorwaldsen zum Director erwählte, daß der bigotte Leo XII. die Wahl bestätigte, obgleich den Statuten gemäß den Mitgliedern in den Hauptversammlungen Andachtsübungen vorgeschrieben sind.

Im Jahr 1830 hatte Thorwaldsen einen zweiten Triumphzug durch Deutschland nach seiner Heimat unternommen. Als der sechszigjährige Künstler heimkehrte, freudig erhoben durch die ungeheuchelte Feier seines Verdienstes, hielt er den Kreis dessen, was er zu schaffen berufen war, keineswegs für geschlossen, vielmehr wähnte er, daß seine Phantasie freier und lebhafter als je die Flügel rege. Erfindungen drängten sich an Erfindungen von meist heiterem, launigem Inhalt. Ihn begeisterten dazu einerseits die pompejanischen Gemälde, für die durch Zahn's Bemühungen ein neues Interesse erwacht war, anderentheils die Lieder des teilschen Greises, die verjüngend ihn anlächelten. Ein schönes antikes Bild mit

dem Centaur, der von der Bacchantin, die er trägt, mit dem Thyrsus gezeißelt wird, scheint ihn schon im Jahr 1815 geleitet zu haben, als er auf einem für Neapel bestimmten Relief Dejanirens Entführung darstellte. Es ist malerisch empfunden und erfunden und wir nehmen eine Verkürzung in der Gestalt des Centaur's wahr, die im Relief als gewagt erscheint. Noch deutlicher ist die Abkunft eines anderen Werkes von dem antiken Bilde mit der Amoretten-Verkäuferin. Senes führt den neckischen Gedanken in einer Figurenreihe von Mädchen, Frauen und Greisen aus. Thorwaldsen ließ es dabei nicht sein Bewenden haben. In der dritten Periode seines Wirkens ist er durch und durch Erotiker. Jetzt stellte er eine Hirtin mit dem Amoretten-Neste, auf andern Reliefs die flügge gewordenen Liebesgötter dar, hier über das Meer, dort über die Erde schwebend. Er dachte den geflügelten Schalk sich zwischen den Schwingen des Schwans, auf einem Boot, an einem Netz beschäftigt, mit dem Psyche gefangen werden soll, er läßt ihn Jupitern Befehle diktiren, mit Ganymed würfeln, die Elemente bezwingen als den Beherrscher des Adlers, des Delphins und des Cerberus. Nach Anakreon hatte er schon in früheren Jahren den von der Biene gestochenen Amor gebildet, ferner den Sänger, der zu seinem Unglück den erstarrten Liebesgott erwärmt. Die letztere Vorstellung genügte damals nicht dem Erfinder, der sie zu zerstören gedachte: jetzt übertrug er sie nicht nur in Marmor, sondern schuf in ähnlicher Weise eine so reiche Zahl verwandter Gegenstände, daß ein gewisser Ricci ein eigenes Buch unter dem Namen: „der neueste Anakreon vom Commentator Thorwaldsen 1833“ herausgab. Allein, indem der Bildner die epigrammatisch zugespitzten Lieder auf den Marmor in Punkte setzte, ging oft die Pointe verloren und der Beschauer, der sich über die niedlichen Figuren freut, muß sich in den meisten Fällen erst erklären lassen, worauf eigentlich die Erfindung abziele. Ungleich gefälliger und allgemein ansprechend ist seine Kunst, wenn er in einzelnen Zügen aus der Kinderwelt das unbefangene Heitere, das harmlos Gemüthliche ausmalt in idyllischen Aeußerungen, die angenehm den epischen Rhythmus unterbrechen. Das Kind auf dem Arm der Mutter, das mit Eifer zu dem Hühnerkorb emporlangt, auf seinem ersten christlichen Bildwerk, der Knabe, der mit dem zuthätigen Lamme spielt auf dem Alexanderzuge, das kleine Geschwisterpaar unter den Giebelstatuen, das vor dem Hunde des Jägers zurückbebt,

obwohl es gern sich ihm nähern und lieblosen mögte, sind Figuren, die in liebenswürdiger Einfalt weit den mythischen Wesen vorzuziehen sind, die eine gefährliche Schalkheit verrathen sollen. Mehr als je spielte er jetzt mit den Formen, aber um die Theilnahme am Spiel sich lebendig zu erhalten, sorgte er durch die Wahl für eine heitere Anregung. Seine Freunde, besonders seine Landsleute, gaben es nicht zu, daß das Feuer seiner Schöpfergabe in etwas nachgelassen hätte. Eine Tänzerin, die er 1836 bildete, soll die ungeschwächte Jugendkraft bekunden. Der figurenreiche Bilderfries, auf dem der Heiland nach dem Golgatha geführt wird, ward dem Alexanderzuge an die Seite gestellt. In der Beschreibung wird, den berittenen Pharisäern (man hat sie sich wohl zu denken, wie die Rathsherrn, die in einem Stuckfries Giulio Romano's ängstlich gebückt auf abgetriebenen Mähren dem Kaiser Sigismund entgegenziehen) nachgerühmt, daß sie einen spaßhaften Eindruck machen. Je gerechter dieses Lob ist, je mehr werden wir eine Composition mit solchen Einzelheiten im Chor der Kirche mißbilligen. Nachdem Thorwaldsen die sogenannte Spes in hehrer Vollendung aus dem Marmor gezaubert, modellirte er wieder eine Nemesis und zwar auf einem Zweigespann. Namen bemerken wir am Riemenzeug der Koffe, Namen auf den Rädern, wie auf Dürer's Triumphwagen, zur Verdeutlichung des symbolischen Sinnes. Das Relief mit Raphael, das er bei Gelegenheit der Eröffnung des Grabes im Pantheon fertigte und als Sarkophag-Verzierung bestimmte, ein Amor bietet hier dem zeichnenden Maler zugleich die Rose und die Mohnfrucht dar, wurde nicht angenommen und verdiente es auch nicht. Die Erfindung beleidigt das Gefühl, indem sie auf Beschleunigung des Todes hinweist, anstatt uns ein Bild seines unsterblichen Schaffens vorzuhalten.

Mehr als billig wurde Thorwaldsens Kunst in der Porträtbildnerei in Anspruch genommen. Er fertigte mehr als 200 Büsten. Die Sicherheit, mit der im rohen Erdenkloß der prometheische Funke entzündet wurde, war für den, der die Werkstätte nicht flüchtig besuchte, anziehend genug, um dem Verfahren von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Der Gegensatz der Behendigkeit der Finger zu dem Ruhigen des Blickes und der ganzen Haltung, das Schweigsame des Künstlers, das beredt und immer beredter die todte Masse werden ließ, erhielt den Beschauer in der angenehmsten Spannung.

Einmal standen mehrere hinter ihm, als vor ihm ein Engländer, der gleichfalls stehend, sein häßliches Gesicht von aufgedunsener Fülle, mit triefendem Auge zum Modell darbot. Es schien, als wenn Thorwaldsen, der nur flüchtige Blicke dem Darzustellenden zuwandte, seine Form schon im unförmlichen Thonklumpen festzuhalten bemüht war, er fühlte an ihm unter dem Weichlichen, Unbestimmten das Feste, Unveränderliche durch, der Kopf erschien im richtigen Verhältniß mit straffen, angespannten Muskeln, die Knochen wurden immer mehr und mehr mit schwammigem Fleisch überpolstert, wodurch aber die Hohlheit nach Maafgabe des Originals nur zunahm bis auf das Auge, das frei und edel blickte. Das Modellirstäbchen hob alsbald den Mißstand. Die Augenlieder, die es berührte, zwinkerten, der Augapfel trat schwimmend zurück. Unter den Bildnißstatuen, die er lieferte, waren zwei für Warschau bestimmt, Copernicus und Poniatowski, die Schönheit beider giebt die zwanziger Jahre als die Zeit ihrer Entstehung an. Copernicus sitzend, der mit dem Planetarium in der einen, dem Zirkel in der andern Hand, mit der Kraft des Geistes siegreich den Ausspruch Josua's aufhebt, hat eine Kleidung, der, da die Polen ihn als den ihrigen sich zueignen, die polnische Nationaltracht zu Grunde liegt. Ganz ideal, bis auf die Gesichtszüge, den Reitern auf dem Alexanderzuge vergleichbar, ist der Heldenfürst, der in den Fluthen der Elster seine Beherztheit mit dem Tode küßte. Er befiehlt den Seinigen das Wagstück und zugleich, um es als erster auszuführen, spornet er das Roß. Dieses spitzt die Ohren und stukt, denn wie den Rossen Achills ahnet ihm der Untergang des Herrn. Die Statue sollte in Warschau nach dem Wunsch Thorwaldsens, der an Ort und Stelle den passendsten Ort zu ermitteln suchte, über einem Springbrunnen errichtet werden, damit das strömende Wasser das historische Interesse noch mehr vergegenwärtigte. 1830 bildete er die Bildnißstatue Lord Byrons. Nachlässig in den Mantel gehüllt, ließ ein bleicher Mann von einem Lohndiener sich in Thorwaldsens Werkstätte führen. Er meinte, es wäre genug, wenn er statt jeder Begrüßung nur seinen Namen Lord Byron nannte. Thorwaldsen hoch erfreut, sprach dadurch die Ehre des ihm gewordenen Besuchs aus, daß er sich sofort an den Modellirtisch stellte, um der Stunde ein Denkmal in seinem Bildniß zu setzen. Nach der Büste führte er nachmals eine Statue aus, die uns den Dichter im Mantel darstellt, mit der

Schreibtafel in der Hand, den Fuß auf einen Säulenstamm gesetzt Sie sollte in der Westminster-Kirche eine Stelle finden, ward aber später in Schottland aufgestellt. Die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian in München, die, nach einem Delgemälde gebildet, den Helden des dreißigjährigen Krieges ganz gewappnet auf einem stattlichen Rosse zeigt, voll Feuer und Entschiedenheit, ist das letzte bedeutungsvolle Werk des Meisters. Die Statue Gutenbergs in Mainz steht weit dagegen zurück und die Schillers in Stuttgart mögte sein schwächstes Erzeugniß sein. Unvollendet ist die Statue Conrads geblieben, die er auf Veranlassung des Kronprinzen von Bayern für die Carmeliterkirche in Neapel bildete; zu der Goethe's für Frankfurt, wie zu der des verstorbenen Königs von Dänemark für Jütland lieferte er Skizzen und an der Lutherbüste, für die Frauenkirche in Kopenhagen bestimmt, arbeitete er noch wenige Stunden vor seinem Tode.

Eine Sammlung der letztentstandenen Werke in Umrisen, die unter Thorwaldsens Aufsicht in Rom gestochen wurden, ist 1837 in Glogau ausgegeben. Sie erklären uns genugsam die dritte Periode seines Schaffens, die ungeachtet des üppigen Nachwuchses das herbftliche Ersterben verräth. Wenn Thorwaldsen sein Kunstleben als Schmuck für das Christianburger Schloß, mit einem kolossalen Herkules beschloß, wenn man diese auch wunderschön nannte, so konnte man doch nicht umhin, in einem Bericht von Kopenhagen einen Tadel auszusprechen, der, wenn er auch nur gegen die Wahl des Gegenstandes gerichtet scheint, bitter genug für den Altmeister, die Bestrebungen der jüngern Künstler über die seinigen stellt. „Warum holt man“, heißt es, „immer noch die Stoffe aus dem fernen, unserer ganzen Natur fremden Süden, da doch die eigene heimische Vorzeit so überschwänglich reich ist? Hoffen wir mit Dehlenschläger, daß die heranreifende tüchtige Jugend in dieser vaterländischen Beziehung ihre Aufgabe richtig erkennend, nach dem Vorgange Bissen's, mit Begeisterung erfassen möge.“ Merkwürdig ist es, daß das nordische Alterthum, das in der glücklichen, dichterischen Erneuerung seit lange eine vielseitige Theilnahme erregte, ihn wenig berührte, so daß H. Freund in Rom sich gezwungen sah, heimlich seine geistreichen Skizzen zu den Figuren eines Wodan, Braga und Loke zu entwerfen, um sich nicht das Mißfallen seines Lehrers

zuzuziehen, eben so merkwürdig ist es, daß die altdeutsche Kunst, deren Wiederbelebung der neuern Zeit zum Ruhm gereicht, nirgend in seinen Werken, wie etwa in denen Rauch's, sich äußert, obgleich die Abbildungen der Boiseréeschen Gemälde, seine Zimmer zierten, obgleich er dem Altaraufsatz in Schleswig vom Jahr 1521 vollen Beifall zollte.

Ehe wir Thorwaldsen 1838 auf seinem Heimzuge nach Kopenhagen begleiten, wo er seine Lebensrechnung abzuschließen willens war, müssen wir einen Blick auf seine Werkstatt werfen, wo er unsterbliche Kinder sich erzog, auf sein häusliches Wesen und seine geselligen Verhältnisse.

Auf der Piazza Barberini neben dem Palast, der ihm den Namen giebt, lagen die weitläufigen Räume der Werkstatt. Obwohl nur eine kleine Pforte zu ihnen führte, so ließen die gewaltigen Marmorblöcke, die davor aufgerichtet standen, sie nicht verfehlen, auf denen schwarze Kreuze die Entweihung verhüteten, die ehemals beim Zorn der Isis und der zwölf Götter verboten wurde. Das Thor des ersten Studio öffnete sich gegen ein kleines Gärtchen, in dem ungeachtet der stiefmütterlichen Pflege manche bunte Blume emporstieg zwischen den Marmorstücken, unter denen Schildkröten ihre Schlupfwinkel hatten. Unter der Werkstatt befand sich klassischer Boden, indem die Dielen in einem der Gemächer ein mit Schutt ausgefülltes Viereck antiker Substruktionen verbargen. Die Geister der Vorzeit grollten dem Nebenbuhler des alten Künstler Ruhms, denn im Jahr 1819 brach hier der schlechte morsche Holzboden unter der Last einer Marmorstatue. Es war zum Glück der Tag, an dem die Bildhauerkunst das Fest ihrer Schutzpatrone, der vier Gefrönten feiert, und daher alle Bildhauerwerkstätten geschlossen blieben. Am Abend vorher war noch an einer Statue, dem siegreichen Amor, gearbeitet, die am Morgen niedergestürzt mit abgeschlagenem Kopf gefunden wurde. Die Arbeiter voll Trauer über die Verfümmelung waren voll Dankes gegen ihre Heiligen, die ein größeres Unheil verhütet. Ein „Evviva!“ wurde ihnen aus vollem Herzen gezollt und als ein Ausfluß ihrer Wunderkraft mochte es angesehen werden, daß der Besteller der Statue, der Fürst Esterhazy, nicht eine neue forderte, sondern sich durch die mit angelegtem Kopf vollkommen zufrieden gestellt erklärte. — Wenn

einer der speicherartigen Räume zum Frommen der Besuchenden in einer möglichst symmetrischen Aufstellung von Marmorstatuen und Gypsabgüssen eine lehrreiche Uebersicht alles dessen, was der Künstler gebildet, darbot und das Ansehen eines Museums gewährte, so befanden sich in den andern bunt durcheinander Thonmodelle, Gypsabgüsse und unvollendete Marmorwerke und der Zufall allein sorgte bereitwilligst für die malerische Anordnung, in der das Wüste und das Ueberfüllte, das zur Vollendung Gezeigte mit dem noch Formlosen, das Heidnische neben dem Christlichen, die wirksamsten Gegensätze bildeten. Eine große Zahl Leute von bewährten Künstlern bis zu den gemeinsten Arbeitern herab waren hier in der mannigfaltigsten Art beschäftigt. Auch die Deutschen, wie Pettrich, Herrmann, Matthäi sprachen hier nur italienisch. Züge von Kunstreisenden aller Zungen und aller Trachten wanden sich zwischen ihnen hindurch. Der Lohnbediente, der ein französisches Italienisch hervorsprudelte, machte unter den Büsten besonders auf die eines indischen Königs aufmerksam, die nach einem seltsamen Portrait von der Hand eines indischen Künstlers, das daneben hing, auf Bestellung gebildet war, unter den Statuen auf den lieblichen Hirtenknaben, der fünfmal in Marmor ausgeführt und zwar zweimal für englische Lords. Alle Fragen beantwortete er auf das wortreichste, nur eine suchte er geschickt zu umgehen, nämlich wo Thorwaldsen wäre. Die Fremden gingen ihm oft vorüber, selbst wenn sie nur, um ihn zu sehn, die Welt seines Wirkens betreten hatten, obgleich seine ansehnliche Gestalt, seine edle Bildung, seine zarte Gesichtsfarbe ihn auffallend von der Mehrzahl der italienischen Mitarbeiter unterschied. Er gab wenig auf seine Haltung, auf seine Kleidung, die von einfachster Gattung lose auf seinem hängenden Körper hing. Seine Art war es nicht, sich bemerkbar zu machen, und er vermied es absichtlich, um zudringlichen Gästen nicht noch mehr Zeit zu opfern. Sein Kopf mit dem feinen Gesichtszuschnitt, dem hellblauen sinnigen Augenstern, dem vollen ehemals blonden Haar verdiente es, wenn er auch nicht ein solcher Genius gewesen, daß Camuccini, Vegas, Hefß u. s. w. ihn malten, daß er in Marmor der Nachwelt aufbewahrt wurde. Wohl konnte der Meister, wenn er es wollte auch durch seine Gestalt imponiren. Auf dem großen Masken-

ball, den alljährlich der Fürst Sorlonia giebt, wo so viel Edelsteine, als Rom in sich schließt, im reichen Lichterglanz erstrahlen, erschien er 1823 im Verein von Künstlern, die die vornehmsten Kunstbeschützer darstellten, als Lorenzo de Medici und durch sein Ehrfurcht gebietendes Wesen, durch seine Kleidung, die fern von Schimmer gediegene Würdigkeit zeigte, ragte er obherrschend über das bunte Maskenvolk. In der Werkstatt hätte man schon durch seine nie rastende Thätigkeit ihn leicht von den Gehülfen unterscheiden können, wenn er in Marmor auch nur ausnahmsweise arbeitete und gewöhnlich in Thon skizirte. Auch, wo man ihn geschäftslos währte, war er es nicht und folgte mit aufmerksamem Blick jeder Erscheinung, um zu beobachten und zu lernen. Wie der Taschenspieler, auch fern von seiner Zauberbühne, mit den Eskamotirugeln Uebungen anstellt, so hielt Thorwaldsen, wenn er aus der Werkstatt sich nach seiner Wohnung begab, stets eine Thonkugel zwischen den Fingern verborgen, um durch ein bedachtes Umbilden die Ideen festzuhalten, die ihm auf der Straße aufstiegen. Als er in der Folge übermäßigen Arbeitens kränkelte, gab man ihm den wohlmeinenden Rath, künftig sich weniger anzustrengen, worauf er entgegnete: „Bindet mir die Hände auf dem Rücken zusammen, so nage ich die Statue mit den Zähnen aus dem Marmor heraus.“ Noch im vorigen Jahre waren ihm zehn Tage genug, um die kolossale Statue des Thadäus, wenn er auch zu ihr die misrathene eines andern Apostels verwandte, ohne Beihülfe zu modelliren. Um sich selbst in seinen Werken genug zu thun, war er strenger gegen sie als seine Kunstrichter und zerstörte sie lieber, als daß er sich abmühte, dem Todtgeborenen Lebensschein anzukünsteln. Friederike Brun rettete seine Melpomene von dem ihr bestimmten Untergang, Hermann Freund das Relief mit Anakreon und Amor. Die Gratin, die ein König besungen und sie über die Canovas erhoben, fand er sich veranlaßt umzuarbeiten. Ueberaus mild war er dagegen in Beurtheilung fremder Arbeiten und bedacht, alles Lobenswerthe hervorzuheben. Sorgsam modellirte er die Erfindung einer Dame und bei dem Denkmal des Fürsten von Leuchtenberg in München, schloß er sich mehr als es wünschenswerth war, der Angabe Klenze's an. Für ein in Silber auszuführendes Werk bildete er Jesus zu Emaus in einem Geschmack, der augenschein-

lich ein Eingehen in die Weise der Goldarbeiter darthut. Wenn junge Künstler ihn um Rath angingen, so ertheilte er ihn gern und stets mit rücksichtsvoller Zartheit. Wer ihm mit Vertrauen entgegenkam, dem half er und Malern selbst zeichnete er am Carton, dem Gedanken der Composition genau sich anschmiegend.

Thorwaldsen war unvermählt und wohnte mit deutschen Künstlern in einem Hause neben dem Monte Pincio, das nach der Besitzerin, einer achtbaren Wittwe, Casa Buti hieß. Er lebte und aß mit der Familie zusammen. Die obere Gelegenheit, die aus wenigen Zimmern bestand, theilte er mit seinem Schüler, dem als Professor verstorbenen H. Freund, der in einer Kammer vor seiner Wohnstube schlief. Antike Bronzen und Thonvasen standen auf den Bücherschränken und Spinden. Die Wände waren über und über mit Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und Steindrücken bedeckt. Manches Gemälde hatte er gekauft, um talentvolle Künstler zu ermutigen und unterstützen, unter den Zeichnungen waren ihm die Blätter von Carstens das wertheste Besizthum. In den Schubladen befand sich eine reiche Gemmen- und Münzsammlung. Zur letztern gehörten drei goldene Denkmünzen, die auf ihn geschlagen waren. Orden, Sterne und Kreuze in allen Formen und Farben, ein kostbares Sortiment von Tabacksdosen und Brillantringen, die ihm meist von vornehmen Reisenden als Andenken übermacht waren, waren daneben eingeschlossen. Es konnte nicht unbenutzt bleiben, welche Summen dem Künstler zugeführt wurden, der allein für das Modell zur Poniatowski-Statue 20,000 Species-Thaler empfangen, und die Furcht vor räuberischen Anfällen hieß ihn, keine Vorsichtsmaßregel außer Acht zu lassen. Ueber seinem Bette hingen zwei geladene Pistolen. Diese, anstatt ihn zu schützen, hätten ihm bald, es war im Jahr 1823, den Tod gegeben. Wenn in Rom nach den stillen Fastentagen die Glocken wieder zum Osterfest einladen, so wird überall das Geläut durch Freudenschüsse unterbrochen, die Löpfe, in denen so lange die verdrüßliche schmale Kost bereitet wurde, werden auf die Straße gebracht und mit Pulver in die Luft gesprengt. Zu dem Jubel wurde Thorwaldsen von dem Sohn des Hauses, einem liebenswürdigen Knaben, um seine Pistolen gebeten. Während er die scharfe Ladung aus der einen Pistole zog, hatte der Kleine die

andere von der Wand herabgelangt. Sie ging los und Thorwaldsen stürzte zu Boden. Er war an der linken Hand verwundet, weniger als es oft durch den Meißel geschehen war. In allergrößter Aufregung war er lange für keine Beruhigung zugänglich, das ganze Haus und namentlich der Thäter, wenn sie auch der heiligen Madonna Opfer gelobten, weil diese von der Unschuld ein Verbrechen milde abgewandt, waren in Verzweiflung, durch die Stadt verbreitete sich das Gerücht, daß Signor Alberto erschossen oder daß wenigstens ein Mordversuch gegen ihn gewagt sey, Militair erschien, um den Knaben abzuführen, und die sich häufenden Ungelegenheiten konnten nur dadurch einen Abschluß erhalten, daß ein glänzendes Fest zur wunderbaren Rettung des Meisters veranstaltet wurde. In einem der dazu gedichteten italienischen Verse las man:

Isländscher Bildner gleich dem Phidias  
 Stirb! sprach des Neides Haß  
 Der alten Griechen Haß. Da hob sich Jason  
 Empor vom Todesgraus:  
 Wer wagt es, rief er aus,  
 Wer einen solchen Künstler zu ermorden,  
 Der durch mein Bild unsterblich schon geworden?

Thorwaldsen fand besonders nach Canova's Tode bei den Italienern aufrichtige Liebe und Anerkennung. Man tabelte es, daß Cicognara, der nur sein Buch über die Geschichte der Sculptur niedergeschrieben zu haben schien, um Canova als den Wiedererwecker der antiken Kunst zu feiern, Thorwaldsens mit keiner Sylbe erwähnt habe. Seine beiden vornehmsten Schüler sind Italiener Pietro Tenerani und Luigi Bienaimé, beide aus Carrara, die in seinem Geiste bereits ausgezeichnetes geliefert. Zu seinen italienischen Schülern gehört auch ein Abkömmling Raphael Morghens, Namens Carlese, dies ist in so fern bemerkenswerth, als Morghen Canovas größter Verehrer war. Wie der Maler Camuccini war Benvenuti in Florenz ihm zugethan. Misfirini gab *Opere del A Thorwaldsen* 1831 heraus und der Fürst Torlonia machte großartige Bestellungen bei ihm, wie ehe dem bei Canova. Die Arkadische Schäfergesellschaft nahm ihn als Mitglied auf unter dem Namen Alessandro Rodio, der

mit dem Anklang an Agesander Rhodius die Erinnerung an Thorwaldsens Alexanderzug enthalten sollte.

Mit scheinbarem Interesse unterhielt er sich Abends in vornehmen Soireen, er war nicht unempfindlich für die Auszeichnungen, die ihm von den Höchsten gespendet wurden. Mehr als auf die Dekorationen durch Orden, that er sich etwas darauf zu gut, daß der Kaiser von Rußland ihn umarmt und zur Darstellung einer Büste ohne Umstände Hals und Brust sich entblößt habe, daß er einen Ball mit der Königin von Bayern eröffnet und daß contractliche Bedingung gewesen sei, der Enthüllung des Denkmals des Fürsten von Leuchtenberg beizuwohnen und durch seine Gegenwart die Feier zu erhöhen. Sichtbar heiterer und freier fühlte er sich im Kreise gleichgesinnter Kunstgenossen, vornämlich unter seinen Landsleuten. Gleichviel, ob diese vornehm oder gering waren, begegnete er allen mit derselben liebevollen Gesinnung; er schlug am heiligen Abende jede Einladung ab, um mit ihnen den landesüblichen Weihnachtäbtei zu verzehren. Die Abende, an denen er sich des Zwangs der anstandsvollen Conversation, der Fesseln entledigt sah, mit denen auf eine Allen unerklärliche Weise ihn eine Dame an sich kettete, verlebte er meist mit den Landsleuten in einer Osterie, wo auf plumpen, nur durch den Ellbogen der Gäste geglätteten Tischen der Wein vom Kellner in Hemdeärmeln servirt wurde. Lindau malte Thorwaldsen so mit der Cigarre im Munde, seinem Pudel Pistos schmeichelnd, während ein Landmädchen den Saltarello tanzt. Oft ließ er sich die Mandoline reichen und begleitete das Tambourin der Tänzerin geschickt und mit aufmerkamer Beachtung des wechselnden Taktes.

Die Stiftung eines Museums in Kopenhagen zur Aufnahme aller Werke Thorwaldsens in getreuen Abgüssen, war wahrscheinlich von Thorwaldsen ausgegangen. Auf Anregung der Professoren Thiele und Freund wurde 1837 zu dem Bau eine Subscription eröffnet, der, wenn die Kosten von 200,000 Thlr. erschwungen wären, binnen drei Jahren errichtet sein sollte. 30 Künstler verbanden sich, Arbeiten zu liefern, die zum Besten des Fonds verkauft werden sollten. Ein Brief aus Rom von Thorwaldsen enthielt die urkundliche Bestimmung: „Es ist mein Wille, daß alle meine Kunstfachen, sowohl die von mir gefertigten Marmorarbeiten, als die von mir gekauften Malereien, Kupferstiche, Vasen, Bronzen, Gemmen, Bücher

und Handzeichnungen dem Museum gehören sollen.“ Der Architekt Bindesböll legte ihm einen Plan vor, dem er volle Zustimmung schenkte. Die Unterzeichnungen fielen aber minder günstig aus, als der Anfang des Unternehmens es erwarten ließ. Die Sendung von Kunstfachen, die von Rom aus erfolgte, erregte statt der Freude Verlegenheit, denn man wußte sie nicht unterzubringen und in Jahresfrist blieben die Kisten uneröffnet. Verschiedene Meinungen, die schon bei Gelegenheit der Reformationsfeier im Jahre vorher sich vernehmen ließen, als die für die Frauenkirche bestimmten Statuen zum ersten Mal der öffentlichen Schau ausgestellt werden sollten, schädeten wie damals auch jetzt der guten Sache.

Thorwaldsen, der mit dem Gedanken umgegangen war, in Rom einen von Bramante gebauten Palast anzukaufen und diesen mit Fresken nach Carstenschen Erfindungen verzieren zu lassen, glaubte auf einmal wahrzunehmen, daß das italienische Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich sei. Neben der Einladung, sich nach München überzusiedeln, hatte er von dem jetzt regierenden König von Dänemark wiederholt die Einladung erhalten, seine Heimat zum dauernden Aufenthalt zu erwählen. Er versprach jetzt seinen Landsleuten unter ihnen seine letzten Jahre zu verleben. Er ward zum Director der Akademie der Künste in Kopenhagen ernannt. Die Freude steigerte sich, als unvollendete Marmorarbeiten nach Kopenhagen kamen, ein sicheres Zeichen, daß der Meister ihnen bald folgen werde. Die Trennung von Rom war aber nicht leicht, um so weniger, als Arbeiten, die für Italien bestimmt waren, noch der Vollendung warteten. Wenn Thorwaldsen auch schrieb, daß er keine neue Bestellungen mehr annehmen, daß er die Marmorarbeiter nach und nach entlassen werde, so hatte er doch nicht die Kraft, dem Entschluß treu zu bleiben. Es war schon in Zweifel gestellt, ob er jemals den italienischen Boden wieder verlassen werde, als er, nachdem bereits ein großer Theil seiner Kunstschätze eingepackt und abgesendet war, sich mit einer dänischen Fregatte nach Kopenhagen begab. Als Vorfeier der Ankunft ließ sich am Abend des 16. Sept. 1838 ein majestätisches Nordlicht sehen. Die Einholung des Künstlerfürsten durch reich decorirte Fahrzeuge, deren Flaggen in leicht erkenntlichen Bildern seine Meisterwerke entfalteten, war ein Volksfest, das allbelebend sich weit über die Stadt hinaus erstreckte. Durch ein Gemälde ward das Andenken der feierlichen Begrüßung im Ha-

fen der Nachwelt erhalten. Auszeichnungen und Hulbigungen empfangend der Greis, mit dem stummen Dank der Nahrung. Für die Aufrichtigkeit der Verehrung bürgte die lebhafteste Fortdauer in höhern und niedern Kreisen. Bauern kamen noch lange viele Meilen weit, um den berühmten Landsmann zu sehen, in den Landschenken weigerten sich die Wirthe von ihm Bezahlung anzunehmen, ein Raubmörder, dem bereits das Urtheil gesprochen war, besang seinen Geburtstag. Biel hielt sich Thorwaldsen in dem Landhause einer Frau von Stampe auf, welche, damit er sich ganz heimisch fühlte, ihm daselbst eine eigene Werkstatt einrichten ließ. Wenn auch niemand mehr als er solche Aufmerksamkeit erkannte, so mußte er doch, nachdem der Freudesturm sich abgestillt hatte, in den kleinlichen Verhältnissen, in denen sein künstlerisches Streben sich hier zurecht finden sollte, viel vermissen. Sehr bald mogte ihm wieder voller als der Titel Director und Conferenzzrath der Name Signor Alberto klingen, an den sich sein Ohr gewöhnt hatte. Nur den nothdürftigsten Forderungen der Akademie, die das Schloß Charlottenburg inne hatte, war genügt, mit dem Bau des Museums, das seinen Namen führen sollte, stand es bedenklich, in der Frauenkirche hatte die Aufstellung der Statuen noch immer nicht stattgefunden, ein Umstand, der ihn so verstimmt, daß er nicht über ihre Schwelle treten mogte. Kein Wunder, daß die Sehnsucht nach Rom, die selbst bei günstigerer Gestaltung der Dinge nicht zu beschwichtigen gewesen wäre, ihn mächtig ergriff, so daß er nach drei Jahren eine Reise dahin unternahm, um die nachgelassenen Schüler, die mehrere Arbeiten zu beendigen hatten, in ihrem Wirken zu unterstützen. Aber auch in Rom behagte es ihm nicht mehr, wie vorher, da er die Verhältnisse aufgelöst sah, die ihn so lange an den heiligen Boden banden, die Weltstadt war ihm enger geworden, die manche Freunde seitdem verlassen. Das Gerücht, er werde nie mehr zurückkehren, widerlegte sich bald. In Jahresfrist war er wieder in Kopenhagen. Der König bestimmte ein Gebäude, in dem so lange Theater-Decorationen gemalt waren, für Thorwaldsens Museum. Es erhob sich ein Streit darüber, ob sich dasselbe dazu eigne oder nicht. Thorwaldsen war müde, fruchtlose Rathschläge zu machen und anzuhören und erklärte sich einverstanden mit der Einräumung des Gebäudes zu dem vielbesprochenen Zwecke. In den öffentlichen Blättern las man: „mein Alter, meine Kunst und meine Gesund-

heit fordern Ruhe und Frieden und diese für mich so wichtigen Güter verkümmere mir keiner, der mich lieb hat." Die nothgedrungene Ausgleichung dieser vaterländischen Angelegenheit befriedigte seine Verehrer nur wenig, um so größer war aber die Freude, als die Frauenkirche, ohne die Vollzähligkeit der Apostel abzuwarten (es fehlten noch zwei) zu einem heiligen christlichen Museum eingeweiht wurde. Der Professor Freund führte die Aufstellung der Statuen, in wenigen Tagen aus und unter dem endlosen Zuströmen der Menge wurde das Ofterfest in den von der Kunst geweihten Räumen feierlich begangen. Thorwaldsen wohnte dem Gottesdienst bei und hielt das Kind des ihm in ganzer Liebe erkekenen Professors Freund über der Tauffchale, die sein Meißel gebildet. Als er mit dem Geschied versöhnt schien, beugten ihn die härtesten Schläge. Freund starb plötzlich in der Blüthe der Manneskraft, der nach der Bestimmung des Meisters alle Marmorwerke, die er unfertig hinterlassen mögte, vollenden sollte. Bald darauf verlor Bröndsted das Leben durch einen Sturz vom Pferde. Wie in unglücklicher Vorahnung, hatte Thorwaldsen kurz vorher die Verwendung der im Bau unterbrochenen Marmorkirche zu einer dänischen Bathalla vorgeschlagen. Für solche Verluste konnte ihn nicht die königliche Guld entschädigen, die die Aufführung des Museums nach dem Binesböllschen Plan bestimmte mit Anweisung ausreichender Mittel. Wenn er auf diese Weise sein höchstes, dem Vaterlande dargebrachtes Eigenthum gesichert sah, so sollte er noch erleben, daß eines seiner Werke, auf das er stolz war, jählings dem Verderben Preis gegeben ward. Die russische Regierung erließ den Befehl, die Statue des Fürsten Poniatowski sowohl im Bronzeguß als im Modell in Stücke zu zerschlagen. Im Anfange dieses Jahres wurde Thorwaldsen wieder in Rom erwartet. Statt seiner kam die Kunde dahin, die dort nicht geringere Betrübniß erregte als irgendwo, denn Rom streitet mit Kopenhagen um den Ruhm, seine erste Vaterstadt zu sein. Thorwaldsen verschied in der Nacht zum 25ten März, da er am Abend in dem Theater erkrankte, wo er nach der Arbeit Erholung suchte. Die Aerzte erklärten, daß ein Herzübel Grund seines unerwarteten Hintritts gewesen sei. Zu seiner Ruhesstätte hatte er den innern Hof des Museums sich gewählt, und für sie, wie erzählt ist, seine Bildnißstatue, auf die Hoffnung (nicht, wie es in einem Bericht heißt, auf das Hoffnungsanker) gestützt, gefertigt. Durch das

Testament verließ er dem Museum, daß als das Thorwaldsensche nie zertheilt und vereinzelt werden darf, nicht allein alle seine Kunstwerke, deren größere Zahl sich noch in Rom befindet, sondern auch zur Vermehrung einen Theil seines Vermögens und nach dem Tode seiner Adoptivtochter und deren Descendenten, das ganze. Dem Bildhauer Bissen übertrug er die Vollendung seiner unfertigen Marmorwerke. Die Leiche des Meisters in einem Sarkophag, an dem die Parzen und eine Victoria prangten, wurde aus der Frauenkirche, wo sie beigesetzt war, in feierlichem Zuge nach dem Museum getragen. Ein fürstliches Begräbniß ehrte den Künstlerfürsten, an dem der Hof und alle Vornehmen Theil nahmen. Reden wurden in der Kirche und am Grabe gehalten und eine Cantate von Dehrenschlager unter anderen Gefängen gab der Feier künstlerische Weihe.

Er wünschte Ruhe und Frieden, durch ungerechte Klage verkümmere sie ihm keiner, der ihn lieb hat!

Vom Professor Thiele, der auf des Verbliebenen Wunsch 1832 ein vierbändiges Werk über ihn herausgab, haben wir glaublicher Weise bedeutende Nachträge zu erwarten. Die ungenügenden Umriffe, in denen bis dahin Thorwaldsens Leistungen einem größeren Publikum zugänglich geworden sind, werden hoffentlich durch ausgeführte Kupferstiche ersetzt werden, wie sie theilweis nach Overbeck's Zeichnungen von Bettelini und Marchetti und besonders von Umsler, ferner nach Begas von Rucheweyh erschienen sind. In der Gallerie Aguado ist zierlich unter seinem Namen eine Salmacis gestochen. Nirgend wird eine solche unter seinen Statuen aufgeführt und wahrscheinlich lag es ihm stets fern, eine Hermaphroditen-Gestalt zu bilden.

## Darstellung der gegenwärtigen Einrichtung des von Conradischen Provinzial-Schul- und Erziehungs-Instituts.

Von D. E. F. Neumann, zeitigem Direktor desselben.

Der am 12. Juli 1798 zu Danzig verstorbene Königl. Polnische Kammerherr Carl Friedrich von Conradi bestimmte in seinem Testamente die eine Hälfte seines gesammten sowohl unbeweglichen als beweglichen Vermögens, welches er in der Provinz Westpreußen, in Danzig oder sonst außerhalb Landes besaß, zur Errichtung einer Anstalt, die den Namen „von Conradisches Provinzial-Schul- und Erziehungs-Institut“ führen und Jünglinge, welche in andern Schulen in den ersten Vorkenntnissen unterrichtet wären, zu Landwirthen, Schullehrern und Handwerkern vorbereiten, ausgezeichnete Genies aber im Studiren so weit bringen sollte, daß sie auf die Akademie oder auf ein Gymnasium geschickt werden könnten. Die Ausführung seines letzten Willens war den beiden Testaments-Executoren, dem Königl. Geheimen Kriegsrathe Carl Friedrich von Beyer und dem Kaufmann Jacob Dirksen in Danzig, unter der Oberaufsicht der Königl. Westpreussischen Landesregierung zu Marienwerder und unter Approbation und Autorisation des Königl. Ober-Schulcollegiums zu Berlin übertragen. In Folge der darüber geführten Verhandlungen wurde ein in jeder Beziehung herrlich gelegener Platz auf dem von Conradischen Stiftungsgute Jenkau, ein und eine Viertel Meile von Danzig, ausgewählt und auf diesem dreizehn Gebäude, theils massiv, theils in Fachwerk errichtet, die zur Aufnahme der Jöglinge, Lehrer, des Dienstpersonals und zu ökonomischen Zwecken bestimmt waren. Im October 1801 wurde die Anstalt (Conradinum) eröffnet.

Da der Stifter in §. 11. seines Testamentes den ausdrücklichen Wunsch ausspricht, dieses Institut dem Publikum auf alle Art nützlich zu machen und dem Referenten aus vielfältiger Erfahrung es bekannt geworden ist, daß von dem Bestehen einer

solchen Anstalt, geschweige von ihrer Einrichtung, der größere Theil der Einwohner dieser Provinz keine Kenntniß hat, so hält er sich zu einer Mittheilung darüber verpflichtet.

Das von Conradische Provinzial: Schul: und Erziehungs: Institut besteht im Sommer 1844 aus drei über einander stehenden Klassen, in welchen 40 Zöglinge und 9 Schüler, theils aus den angrenzenden Ortschaften, theils Privatpensionairs der Lehrer von 4 definitiv angestellten und 2 Hilfslehrern unterrichtet werden. Die Anstalt verfolgt dieselbe Tendenz, welche den höheren Bürgerschulen nach dem Ministerial: Rescript vom 8. März 1832 gesteckt ist. Sie hebt in ihrer untersten Klasse da an, wo die eigentliche Elementarschule aufhört und baut sich, je nachdem der Zufluß von Zöglingen es nothwendig macht, durch Anlegung von neuen Klassen und Anstellung von Lehrern in die Höhe auf, so daß, wenn sie dereinst an ihren Abiturienten die Forderungen des genannten Ministerial: Rescripts erfüllt hat, es ihr unbenommen bleibt, ihren Zöglingen auch Gelegenheit zur Erwerbung praktischer Kenntnisse zu geben, welche dem Deconomen, dem Schullehrer und Gewerbetreibenden von Nutzen sind.

Die Unterrichts: Gegenstände, nach Klassen und wöchentlichen Stunden vertheilt, giebt folgendes Verzeichniß an.

	I.	II.	III.
1) Religion	2	2	2
2) Deutsch	4	4	6
3) Lateinisch .	3	5	4
4) Französisch	5	3	-
5) Mathematik .	4	4	4
6) Geometrie .	2	2	2
7) Naturbeschreibung .	2	2	2
8) Physik .	2	-	-
9) Geschichte	2	2	2
10) Geographie .	2	2	2
11) Singen	2	2	2
12) Zeichnen	2	2	2
13) Schreiben . .	-	2	4
14) Gymnastische Uebun: gen oder Spiele	6	6	6

Der Kursus in den beiden untern Klassen ist einjährig, in der obern zweijährig.

Der Unterricht im Deutschen, überhaupt die allgemeine Bildung, wird durch Privatlectüre gefördert, welche der Institutsdirektor leitet und zu diesem Zwecke wöchentlich einmal von der Anstaltsbibliothek Bücher an die Zöglinge austheilt.

In zwei außerordentlichen Stunden, aber unentgeltlich, wird Unterricht in der Harmonielehre und im Orgelspiele ertheilt, theils als allgemeines Bildungsmittel, theils um in der Anstalt immer solche Zöglinge zu haben, welche den Gesang beim Morgen- und Abendgebete und bei der Hausandacht am Sonntage mit der Orgel begleiten können.

Die öffentliche Prüfung und die Versezung nach den höheren Klassen findet jährlich in der letzten Hälfte des Septembers Statt.

Zeugnisse werden am Schlusse jedes Quartales gegeben und dann zugleich die Plätze in den Klassen nach Conferenzbeschluss bestimmt.

Die Ferien der Anstalt sind zu Weihnachten 2 Wochen, zu Ostern 1½ Woche, zu Pfingsten 1 Woche, im Sommer 3 Wochen, zu Michael 1½ Woche.

Die elternlosen und auch diejenigen Zöglinge, bei denen dies pädagogische Rücksichten erheischen, bleiben während der Ferien in der Anstalt und werden von dem Lehrer, der die Wochenaufsicht führt, beaufsichtigt.

Die im Institute eingeführte Hausordnung ist folgende: Die Zöglinge wohnen nach der Bestimmung des Direktors in Familien, zu sechs bis zwanzig abgetheilt, in den ihnen angewiesenen Stuben und schlafen in derselben Abtheilung in besondern Schlaffälen. Sie stehen unter der speciellen Aufsicht eines Lehrers, der mit ihnen in demselben Hause wohnt (Familienlehrer), und zwar in der Art, daß der Lehrer sich an jedem Morgen davon überzeugt, ob sie rein gewaschen, gekämmt und an Kleidern und Stiefeln abgebürstet sind; daß er sie anhält, ihre Kleider und Wäsche an den dazu bestimmten Plätzen aufzubewahren; daß er den Umgang der Familie überwacht und Streitigkeiten schlichtet; endlich daß er von der Verwendung des Taschengeldes Kenntniß nimmt.

Morgens fünf Uhr werden die Zöglinge geweckt und müssen völlig angekleidet um fünf Uhr zwanzig Minuten, wenn das Zeichen mit der Glocke gegeben wird, auf ihrer Wohnstube erscheinen. Hier wird bis sieben Uhr Arbeitsstunde gehalten, dann im Speisesaale gemeinschaftlich gefrühstückt. Bis 7 Uhr 50 Minuten Erholung im Freien oder auf der Wohnstube; dann versammeln sich sämtliche Zöglinge im Betsaale der Anstalt zum Morgengebete. Von acht bis zwölf Uhr Lehrstunden. Um zwölf Uhr begeben sich sämtliche Zöglinge nach ihren Schlaffälen, um sich die Hände zu waschen, von dort auf das mit der Glocke gegebene Zeichen nach dem Speisesaale. Von ein bis zwei Uhr ist jeder Zögling verpflichtet, Falls es nicht das Wetter unmöglich macht, im Freien, entweder auf dem Spielplage, oder in der sogenannten kleinen Schonung oder in seinem Garten zuzubringen, den er bei der Aufnahme zur Bearbeitung zugewiesen erhält. Von zwei bis vier Uhr Lehrstunden. Um vier Uhr Backbrod im Speisesaale; gleich darauf bis fünf Uhr Turn- oder Spielstunde; von fünf bis sieben Uhr Arbeitsstunden auf den Wohnstuben. Um sieben Uhr gemeinschaftliches Abendbrod im Speisesaale. Nach dem Abendbrode bis acht dreiviertel Uhr ist es den Zöglingen gestattet, sich nach eigener Neigung zu beschäftigen, Musikunterricht zu nehmen und sich unter einander zu besuchen. Um neun Uhr gehen die Zöglinge, nachdem ein gemeinschaftliches Abendgebet gehalten ist, zu Bette; um später aufzubleiben bedarf es der besondern Erlaubniß des Direktors. Das frühere Aufstehen am Morgen wird jedesmal, wenn nicht besondere Gründe dagegen sind, gestattet. Von dieser Tagesordnung macht der Mittwoch und Sonnabend, insofern Nachmittags von zwei bis vier Uhr Statt der Lehr- Arbeitsstunden sind, und der Sonntag eine Ausnahme. An diesem Tage stehen die Zöglinge erst um sechs Uhr Morgens auf und dürfen auch etwas länger in den Schlaffälen verweilen, um die Wäsche zu wechseln und die unreine an die dazu bestellten Personen, von welchen sie dieselbe am Schlusse der Woche gereinigt zurückerhalten, abzugeben. Um neun Uhr versammeln sie sich zur Hausandacht, welche vom Direktor gehalten wird, auf dem Betsaale. Die Mahlzeiten und das Abendgebet werden zu den gewöhnlichen Stunden gehalten. Die übrige Zeit benutzen sie nach eigener Wahl zum Arbeiten, zur Unterhaltung und zum Spielen.

Dafür daß die Tagesordnung pünktlich beobachtet und ausgeführt wird, ist jedesmal der Lehrer verantwortlich, der die Wochenaufsicht führt (Wochenaufseher).

Die Anstalt hat ihre besondern Festtage, welche theils mit besserer Bespeisung, theils mit Spaziergängen, theils mit Auf- führung von passenden Schau- oder Lustspielen, jedesmal aber mit Declamationen, kleinen Reden und Aufführung von Gesän- gen gefeiert werden. Diese sind:

- 1) Der 18. Januar, Preußens Erhebung zum Königreiche;
- 2) Der 12. Juli, der Todestag des Stifters, an welchem des- selben dankbare Erwähnung geschieht;
- 3) Der 15. October, der Geburtstag des Königes.

Außerdem werden, wenn sich eine geeignete Veranlassung dazu darbietet, Spaziergänge in Begleitung eines oder sämt- licher Lehrer unternommen. Ebenso ist es den Zöglingen gestat- tet, zu ihren Verwandten oder in Geschäften einen Ausflug zu machen, jedoch nie ohne vorher die Erlaubniß des Direktors oder in dessen Abwesenheit die des Wochenaufsehers und Familien- lehrers einzuholen. Bei diesen muß auch sofort nach der Rück- kehr Meldung gemacht werden. In den Sommermonaten findet bei gutem Wetter ein Kirchgang nach dem Dorfe Wonneberg Statt. Dorthin geht die Anstalt jährlich zweimal zur Abend- mahlsfeier und wohnt auch der Prüfung und Einsegnung der Confirmanden aus ihrer Mitte bei.

Sobald ein Zögling erkrankt, muß er dem Direktor gemel- det werden, der alsdann, wenn es nöthig ist, für seinen Anzug nach der Krankenstube, für seine Pflege und für die Herbeischaf- fung des Institutsarztes, Dr. v. Duisburg in Danzig, Sorge trägt.

Jeden Mittwoch und Sonnabend trägt der Institutsdiener die Briefe und das Gepäck der Zöglinge nach Danzig zur Post und bringt das Angekommene nach dem Institute. Empfang- nahme und Ausgabe desselben besorgt der Direktor.

Alle drei Wochen findet eine Fußwäsche der Zöglinge Statt; im Sommer baden sie wöchentlich einmal in der Na- daune. Die allgemeinen Spaziergänge und Gartenanlagen der Anstalt werden von den Zöglingen unterhalten, zu welchem Zwecke für die Zeit, in welcher die Schonung gereinigt wird, an einigen Nachmittagen die Unterrichtsstunden ausfallen.

Mit dieser Hausordnung wird der Eintretende sowohl durch die Lehrer, als auch durch die Zöglinge, welche in seiner Familie dieses Amt haben, — Stubenälteste — Schlaffaalälteste — bekannt gemacht und wird ihm gesagt, daß er in Abwesenheit der Lehrer den Anordnungen derselben Folge zu leisten habe. Bestimmte, anderweitige Gesetze hat die Anstalt nicht, Alles, was hierüber zu sagen ist, läßt sich unter drei Gebote zusammenfassen:

- 1) sprich unter allen Umständen die Wahrheit;
- 2) leiste deinen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam;
- 3) verhalte dich gegen Lehrer und Genossen, gegen Dienstleute und Fremde so, wie du es vor deinem Gewissen verantworten kannst.

Zeigt sich irgendwie ein Mißbrauch, der allgemein zu werden droht, so macht der Direktor beim Morgen- oder Abendgebete darauf aufmerksam und fügt im Wiederholungsfalle ein Verbot mit Androhung einer Strafe hinzu. Als allgemeinstes und fast immer ausreichendes Strafmittel gilt die Ermahnung, Zurechtweisung, das Ausschelten unter vier Augen, oder vor der Klasse oder in der Conferenz. Bei mangelndem Fleiße muß der Träge die Aufgaben während der Erholungstunden nacharbeiten; derjenige, der sich fortgesetzt unordentlich in Kleidern und Büchern zeigt, wird beschämt; wer sich ein unehrerbietiges Betragen zu Schulden kommen läßt, einsam verschlossen. Körperliche Züchtigungen, die äußerst selten vorkommen, werden nur bei hartnäckiger Lüge oder unbeugsamem Troze angewandt.

Bei der Bespeisung der Zöglinge ist der Gesichtspunkt festgehalten worden, ihnen eine dem jugendlichen Alter angemessene, schmackhaft bereitete und reichliche Kost zu verabreichen. Sie erhalten für den Tag in vier verschiedenen Portionen ein Pfund Brod, welches aus unverfälschtem, reinem und feingebeuteltem Roggenmehle bereitet ist; zu Frühstück und Besper ein Quartier reiner, unvermischter Milch, wie sie von der Kuh kommt; zu Mittage dreimal wöchentlich Fleischspeise, am Sonntage Braten, an drei Tagen zwei, an vier Tagen ein Gerücht (Schüssel); zu Abende Vorspeise mit Milch (Butter) oder Kartoffeln in der Schale mit frischer Tischbutter oder Butterbrod und ein Drittel berliner Quart reiner, unabgerahmter Milch. Alle Speisen wer:

den in so großer Quantität bereitet, daß die Zöglinge sich nach Verlangen und Bedürfniß davon ausbitten können.

Die Verwaltung des Instituts sowohl in ökonomischer als in doctrineller Hinsicht liegt unter Obergewalt der Königl. Regierung zu Danzig dem Direktorium der von Conradischen Stiftung ob, welches aus den Herren Commerz- und Admiraltätsdirektor von Grobdeck zu Danzig, Landschaftsdirektor von Gralath auf Sulmin, Justizrath Suchland zu Danzig, Gutsbesitzer Collins auf Gr. Bölkau und dem Institutsdirektor besteht. An diesen oder auch geradezu an den Institutsdirektor werden die Gesuche um Aufnahme in das Institut gerichtet und ebenso bei demselben die schriftliche Verpflichtung der Eltern oder Vormünder niedergelegt, worin sie erklären, den Bedingungen der Aufnahme genügen zu wollen. Diese Bedingungen sind außer den oben bezeichneten Vorkenntnissen des Aufzunehmenden: die Zahlung einer jährlichen Pension von achtzig Thalern in vierteljährigen Pränumerationsraten an die von Conradische Stiftungskasse in Danzig (Nendant derselben ist Rechnungsrath Schulz); die Besorgung der erforderlichen Bücher und anderer Lehrmittel; die Beschaffung der Bekleidung, der Leib- und Bettwäsche, eines Bettgestelles mit Matratzen und Decken, dreier Servietten, eines Speiselöffels von Silber oder Zinn (mit dem Namen oder Wappen des Besitzers), der Bürsten, Kämme, eines Spaten und einer Harke, welche das Eigenthum des Zöglings bleiben. Neben den Pensionsstellen von achtzig Thalern sind zur Erleichterung hilfsbedürftiger Eltern, die durch obrigkeitliche Atteste ihr Unvermögen nachzuweisen im Stande sind, Stellen zu fünfzig Thaler jährlicher Pension errichtet; auch bestehen siebzehn Freistellen, welche den Inhabern nicht nur freien Unterricht und Unterhalt, sondern auch vollständige Bekleidung gewähren, aber nur an Kinder aus den von Conradischen Stiftungsgütern oder in deren Ermangelung an ganz arme, jedoch talentvolle und sittlich wohlerzogene Knaben und Jünglinge vergeben werden. Die Höhe des Pensionssatzes giebt durchaus keinen Anspruch auf einen Unterschied in der Bespeisung oder Behandlung. Das Schulgeld für die Knaben und Jünglinge aus den benachbarten Ortschaften, welche nur dem Unterrichte in der Anstalt beiwohnen, beträgt vier und zwanzig Thaler jährlich; die Privatpensionen der Lehrer zahlen fünfzehn Thaler jährliches Schulgeld.

Nach diesem Abrisse der äußeren und inneren Einrichtung der Anstalt bleibt dem Referenten noch übrig, einige Worte über den Geist, der in derselben herrscht, hinzuzufügen. Um diesen zu bezeichnen, weist er auf das Ideal hin, welches ihm bei der Leitung der Anstalt vorschwebt: es ist kein andres als das Leben einer christlichen Familie. Die Bedingung desselben die wahre Gottesfurcht, welche die Verheißung dieses und des künftigen Lebens hat; das Mittel zur Darstellung in Wort und That die Liebe, welche langmüthig und freundlich ist, die Liebe, die nicht eifert, die nicht Muthwillen treibt, die sich nicht bläht, die Liebe, die sich nicht ungebärdig stellt, die nicht das Ihre sucht, die Liebe, die sich nicht erbittern läßt und nicht nach Schaden trachtet, die sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit freut. — Es bedarf wohl kaum einer Bemerkung, daß diese Liebe eine strenge Zucht nicht nur nicht ausschließt, sondern sie hervorruft und in ihrer wahren Berechtigung darstellt. Soviel glaubt Referent in Wahrheit sagen zu können: die Zöglinge sind froh und glücklich, ihre Unschuld wird bewahrt, ihr Glaube an die Offenbarung Gottes durch seinen Sohn genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wissen verehrt, ihr Herz gehoben. Die Masse der Anstalt ist gut; Schlechtheit und Verdorbenheit fühlt sich im Ganzen unseres Thuns und Seins nicht behaglich, sie wird entweder überwunden oder entfernt.

## G e w e r b l i c h e s.

(Fortsetzung.)

### 1. Erkennung der Verfälschung des Essigs mit Schwefelsäure.

Professor Garnier macht im Journal de Chemie médicale, Februar 1844, Seite 96, auf ein Mittel, die Verfälschung des Essigs mit Schwefelsäure zu erkennen, aufmerksam, welches bisher wohl schwerlich dazu benutzt wurde. Bekanntlich verwandelt Schwefelsäure unter Beihülfe der Wärme das Stärkmehl zuerst in Dextrin und dann in Traubenzucker. Im ersteren Zustande wird es vom Iod weinartig violett gefärbt, im letzteren findet, nach Maaßgabe des Fortschrittes der Zersetzung, Farbenveränderung und endlich gar keine Färbung mehr statt. Wenn der Essig nur  $\frac{1}{1000}$  Schwefelsäure enthält, so läßt sich diese durch die Anwendung von Stärkmehl, — 8 Grane auf  $3\frac{1}{3}$  Unzen Essig —, das man zusammen mit dem Essig in einem gewöhnlichen Fläschchen erhitzt, leicht entdecken. Bei dem verfälschten Essig nimmt man in zehn Minuten schon die Farbenveränderung wahr und in zwanzig bis dreißig Minuten ist es entfärbt.

### 2. Einer Bekanntmachung der königlichen preussischen Regierung zu Merseburg entnehmen wir nachstehende Rathschläge zur Vertilgung des Hauschwammes.

Es lassen sich die Mittel, den Zerstörungen, welche der Holzschwamm in den Gebäuden anrichtet, Grenzen zu setzen, in solche theilen, welche der Erzeugung des Schwammes vorbeugen, und in solche, welche dazu dienen, den ausgebrochenen Schwamm wieder zu vertilgen.

Um der Entstehung des Schwammes vorzubeugen, müssen schon bei der Wahl der Baustelle besondere Rücksichten genommen werden. Man wähle da, wo überhaupt eine Wahl des Bauplatzes zulässig ist, wo möglich eine hohe trocken gelegene Stelle zum Bauplatze, vermeide das Bauen auf stark gedüngtem Boden und grabe, wenn es thunlich ist, denselben einige Fuß tief aus und fülle diese

Stelle mit trockenem Kiese an. Man suche das Austrocknen der Mauern dadurch zu befördern, daß man nicht mehr Mörtel zum Mauerwerk verwendet, als zur Verbindung der Steine erforderlich ist, nur trockene Bruchsteine, welche die Bergfeuchtigkeit nicht mehr in sich haben, und keine von Nässe ganz durchdrungenen Ziegel in Anwendung bringt, den äußeren Putz, insofern derselbe angebracht werden soll und man es nicht, was in den meisten Fällen anzurathen ist, vorzieht, das Mauerwerk bloß auszufügen, erst im zweiten oder dritten Jahre nach Aufführung des Gebäudes anbringt und, was nicht genug zu empfehlen ist, überhaupt das übereilte Bauen vermeidet.

Zu den Unterlagen der Bedielung in der unteren Etage wähle man, wo es ohne die Kosten unverhältnißmäßig zu steigern möglich ist, trockenes Eichenholz und verwende zur Unterfüllung derselben in einer Tiefe von wenigstens zwei Fuß trockenen, durchgeseihten Kies, zerstoßene Schlacken, trockenen durchgeseihten Mörtel alter Gebäude, oder, wo dieselbe zu haben ist, Steinkohlenasche. Es muß diese Ausfüllung jedoch erst dann geschehen, wenn das Gebäude unter Dach ist. Die Unterlaghölzer müssen dabei in ihren Zwischenräumen unausgefüllt bleiben oder, was noch mehr zu empfehlen ist, um sie von allen Seiten frei zu erhalten, auf gemauerte Pfeiler gelegt werden. Man lege die Schwellen der Fachwände nie unter 2 Fuß über das benachbarte Terrain und bringe über dem Bruchsteinmauerwerk der Plinthe eine Kollschicht von gut ausgebrannten Ziegelsteinen an, nehme überhaupt auf eine hinlängliche Höhe des Unterbaues Bedacht. Man verwende, wenn es die Umstände gestatten, nur Bauhölzer, welche kernig, gesund, nicht zu jung und nicht in der Saftzeit geschlagen sind.

Die Balkenköpfe, so weit sie in der Mauer zu liegen kommen, bestreiche man mit heißem Steinkohlentheer, umgebe sie mit Lehm und lasse, wenn gerade Decken in Anwendung kommen, den Zwischenraum, zwischen den Dachbalkenköpfen unausgemauert. Lehmwände an feuchten Orten, in Verbindung mit Fachwerk, neigen sehr zur Fortpflanzung des Schwammes, sie sind daher unter diesen Umständen nur mit Vorsicht in Anwendung zu bringen.

Die untersten Schichten an und um das Holz müssen von gebrannten Mauersteinen mindestens einen Fuß hoch gemauert sein. Wenn möglich lege man statt der Balkenkeller, in welchen sich der

Schwamm an den Balken zuerst einzufinden pflegt, gewölbte Keller an.

Man forge dafür, daß die aufgeführten Mauern nicht lange dachloß stehen, und helfe den entstandenen Dachlecken alsbald ab. Zu allen Bedielungen, Fußleisten, Thüren, Gesimsen, Fenstern u. s. w. wähle man trocknes Holz.

Endlich suche man dem Traufregen und Grundwasser freien Abzug vom Gebäude zu verschaffen, was durch zeitiges Abplastern des Trottoirs um das Gebäude mit gehörigem Gefälle und einer Unterstampfung von Lehm, so wie durch die Anbringung von Dachrinnen bewerkstelligt wird. An solchen Orten, an welchen ein Aufsteigen der Feuchtigkeit aus dem Boden zu besorgen ist, schützt man die Etagemauern am besten gegen das Eindringen derselben, wenn man über der sorgfältig abgeglichenen Plinthe eine Glastafeldecke mit Glasstreifen über den Fugen anbringt, welche in ganz dünnen Mörtel, oder noch besser in Romanzement gelegt werden. Das Ausfüllen der Balkenfelder trägt wesentlich zum Verstopfen der so von allen Seiten eingeschlossnen Balken und der Unterlagehölzer der Bedielung und dadurch zur Erzeugung des Schwammes bei.

Das Fortlassen des Füllmaterials, oder da wo eine Bretterverschalung und eine Wellerung zugleich Statt finden soll, die Anbringung der letzteren nahe unter der Bedielung ist daher sehr zu empfehlen; für gewöhnliche Gebäude verdient jedoch die Methode, die mit Lehmstroh umwickelten Stecken oder Wellerhölzer nicht an der untern Kante der Balken anzubringen, sondern dieselben in eine Ausfaltung der oberen Fläche einzulegen, daher die Balken im Zimmer vortreten zu lassen, empfohlen zu werden. Bei Schulen u. s. w., bei denen durch diese Konstruktion noch an freier Höhe gewonnen wird, kommt es auf eine regelmäßige Eintheilung der Balken dabei gar nicht an; kann man bei bedeutenderen Gebäuden dieselbe zugleich mit dieser Konstruktion in Verbindung bringen, so lassen sich die vertieften Balkenfelder mit geringen Kosten geschmackvoll verzieren. In Stallgebäuden bedarf es nur des nicht umwickelten, oder geflammten Schalholzes.

Das Verblenden der Fachwerkswände durch die Vermauerung eines halben Ziegelsteins kann der Verbreitung des Schwammes nur förderlich sein. Das Holz der Fachwände, welches häufig noch nicht ausgetrocknet ist, wird dadurch mit dem frischen Mauerwerk

in Verbindung gesetzt und der Luft völlig entzogen, da die andere Seite durch den inneren Verputz völlig gedeckt ist.

Häufig entsteht der Schwamm auch durch den Gebrauch der Gebäude. Schon während des Baues schlagen Zimmerleute und Tischler ihre Werkstatt in denselben auf, fertigen Treppen, Fenster, Thüren, richten Fußböden zu und sorgen nicht für die vollständige Forträumung alles Abfalles, der Späne u. s. w. Kaum ist das Gebäude vollendet, so wird es bezogen. Die Fenster quellen, weil die feuchten Wände beim Einheizen ausdünsten; es wird daher kein Fenster geöffnet, weil man besorgt, es nicht wieder schließen zu können, oder weil man befürchtet, daß die durch das Heizen erzeugte Wärme verloren gehe. Die Kälte veranlaßt die Bewohner allerlei Geschäfte in der Stube vorzunehmen, die sonst in den übrigen Theilen des Hauses verrichtet werden. Man kocht und wäscht in der Stube oder bewahrt wol gar Kartoffeln u. s. w. in derselben auf. In dieser Weise wird eine so feuchte Luft in den Wohnstuben solcher neuen Gebäude erzeugt, daß die Entstehung des Schwammes davon eine nothwendige Folge sein muß.

Hat sich der Schwamm schon eingefunden, so läßt er sich am sichersten dadurch wieder vertilgen, daß man alle davon inficirten Theile des Holzes, Mauerwerks u. s. w. aus dem Gebäude entfernt und durch neue ersetzt, und wenn es angeht durch Zugöffnungen in den Mauern unter den Fußböden, welche unter Umständen auch mit Schornsteinröhren in Verbindung gesetzt werden können, die beständige Circulation einer trockenen Luft herbeizuführen sucht. Luftzug und Sonnenlicht sind die besten Mittel zur Vertreibung des Holzschwammes, nachdem die vom Schwamme ergriffenen Stellen ausgeschnitten sind und man sich eines Beizmittels zum Bestreichen dieser Stellen bedient hat. Es sind mehrere dieser Beizmittel empfohlen. Am besten dürfte sich jedoch eine Mischung von einem Gewichtstheile Eisenvitriol und sechs Gewichtstheilen Wasser bewähren. Diese Mischung wird mit einem Pinsel häufig über die vom Schwamme ergriffene Stelle gestrichen, nachdem derselbe durch Bürsten und Abtrocknen von der Oberfläche fortgeschafft ist. Bei der Anwendung dieses Mittels wird sich in der Regel selbst dann ein günstiger Erfolg zeigen, wenn auch das Fortschaffen der angegriffenen Theile, z. B. des Mauerwerks, nicht Statt finden kann.

### 3. Ueber die Erkennung eines fremden Farbestoffes in den Weinen.

Bei mannigfachen Versuchen, welche der Apotheker Jakob anstellte, um zu erkennen, ob ein Wein mittelst Attichbeeren (*Sambucus Ebulus*. Forek's Flora Prussica, Taf. 67. № 352.) oder Lakmus gefärbt sei, erzeugte das basisch essigsaure Blei mit dem ersteren Saft eine so entschiedene Reaktion, daß der Genannte diese Verfälschung für die Zukunft für unmöglich hielt, wegen der Leichtigkeit der Entdeckung; seitdem aber überzeugten ihn zwei Versuche nach einander, daß das Merkmal, welches er für sicher und unfehlbar hielt, diesen Werth nicht besitze und ihn sogar völlig verliere, wenn man statt auf frischen Attichbeeren-saft, auf in Gährung begriffenen oder schon gegohrenen Saft reagire. Derselbe sah sich demnach genöthigt zu seinem Zwecke ein anderes Mittel zu suchen. Ein solches fand er in der gleichzeitigen Anwendung von basisch essigsaurem Blei einerseits und schwefelsaurer Thonerde, so wie kohlen-saurem Ammoniak andererseits.

Die mit verschiedenartig gefärbten Weinen angestellten Versuche ergaben nachstehende Resultate.

Reaktionen des reinen und des mit verschiedenen Pigmenten gefärbten Weines mit schwefelsaurer Thonerde und kohlen-saurem Ammoniak.

Natürlicher Wein.	Graulicher Niederschlag.
Mit Campecheholz gefärbter Wein.	Dunkelvioletter
Fernambuckholz	Karminrosenrother =
Feldmohn	Schiefergrauer
Attichbeeren	Hellvioletter
Hollunderbeeren	Bläulichgrauer
Hartriegel	Hellgrüner
Lakmus	(Farbe des Eisenvitriols). Karminrosenrother Niederschlag.

Man ersieht hieraus, daß mehrere dieser Niederschläge einander so ähnlich sind, daß man sich nicht wohl über sie aussprechen könnte, wenn nicht noch ein anderes Reagens mit zur Hilfe gezogen würde; wirklich leistet das basisch essigsaure Blei hierzu treffliche Dienste, wenn es obige Reagentien in Zweifel lassen.

So zeigen das Campecheholz und die Attichbeeren, deren Reaktionen verwechselt werden könnten, mit einigen Tropfen der Bleilösung auffallende Verschiedenheiten. Ebenso Fernambuchholz und Lakmus. Es muß jedoch bemerkt werden, daß eine nur geringe Quantität Lakmus, einem Weine zugesetzt, dessen Farbe erhöht werden sollte, sich gegen schwefelsaure Thonerde und kohlensaures Ammoniak unempfindlich zeigt, daß daher in diesem Falle der Wein bis zur Extrakt-Konsistenz abgedampft und von dem Extrakte eine sehr kleine Quantität in etwas destillirtem Wasser aufgelöst werden muß, um wie oben behandelt zu werden.

Reaktionen des reinen und des mit verschiedenen Pigmenten gefärbten Weines mit basisch essigsaurem Blei.

Natürlicher Wein.	Bläulich grauer Niederschlag.
Mit Campecheholz gefärbter Wein.	Schwach dunkelblauer Niederschlag.
Mit Fernambuchholz gefärbter Wein.	Weinrother Niederschlag
Mit Feldmohn gefärbter Wein.	Schmutziggrauer Niederschlag.
Mit frischem Attichbeeren-saft gefärbter Wein.	Bläulich grauer Niederschlag, von dem natürlichen Farbstoff des Weines herrührend; überschwimmende Flüssigkeit schön violett.
Mit gegohrenem Attichbeeren-saft gefärbter Wein.	Lebhaft grüner Niederschlag.
Mit Hollunderbeeren gefärbter Wein.	Nicht sehr auffallend schmutziggrüner Niederschlag.
Mit Hartriegelbeeren gefärbter Wein.	Ebenso.
Mit Lakmus gefärbter Wein.	Bläulichgrauer Niederschlag.

Es ergiebt sich hieraus:

1) daß ein Wein nicht mehr künstlich gefärbt werden kann, ohne daß dieser Betrug sogleich erkannt würde;

2) daß die schwefelsaure Thonerde und das kohlensaure Ammoniak, wie oben angewandt, die meisten zur Fälschung des Weines dienenden Farbstoffe erkennen lassen;

3) daß das basisch essigsaure Blei ebenfalls zu demselben Zwecke gute Dienste leistet, namentlich wenn die von ersteren Reagentien hervorgebrachten Erscheinungen kein entschiedenes Urtheil erlauben;

4) daß mittelst dieses Reagens sehr leicht zu erkennen ist, ob der durch schwefelsaure Thonerde und kohlensaures Ammoniak in einem Weine erzeugte violette Niederschlag von Attichbeeren oder Campecheholz herrührt; im ersteren Falle erhält man nämlich durch das Bleisalz einen schön grünen Niederschlag oder einen bläulichgrauen mit violetter Färbung der überstehenden Flüssigkeit, je nachdem der Attichbeeren-saft frisch oder in gegohrenem Zustande angewandt wurde, im letzteren Falle einen schwach dunkelblauen Niederschlag;

5) daß dasselbe für das Eakmus- und Fernambukholz gilt, womit die schwefelsaure Thonerde und das kohlen-saure Ammoniak einen rosenrothen Niederschlag erzeugen, welche sich aber gegen den Einfluß des Bleisazes verschieden verhalten; bei dem Eakmus erzeugt sich nämlich durch Bleießig ein bläulichgrauer, bei dem Fernambukholz ein weinrother Niederschlag.

#### 4. Verfahren um bei der feuchtesten Witterung schöne Lichtbilder zu erhalten.

Da es ungemein schwierig, um nicht zu sagen unmöglich ist, bei nassem Wetter schöne (Daguerre'sche) Lichtbilder zu erhalten, so versuchte Herr Desbordeaur diesem Umstand durch künstliches Austrocknen der Luft im Innern des Apparats zu begegnen. Er brachte daher in das Kästchen, worin die jobirte Platte der Einwirkung des Lichts ausgesetzt wird, eine Substanz, welche die Feuchtigkeit stark anzieht, und erhielt wirklich sehr schöne Lichtbilder bei einer Witterung, bei der sie ohne diese Vorrichtung alle einen graulichen Ton bekommen. Er benutzte zuerst zu diesem Zwecke essigsaures Kali, dann wendete er mit demselben Erfolge Chlorcalcium (geschmolzenen salzsauern Kalk) an.

Außerdem fand es Herr Desbordeaur vortheilhaft, in den Quecksilberkasten auch eins dieser Salze zu bringen. Ferner bemerkte er, daß nach seiner Erfahrung die schwärzlichen Flecken, welche sonst schöne Bilder häufig entstellten, fast immer von etwas Feuchtigkeit herrühren, die von der Baumwolle, womit man die Platten abwischte, darauf zurückgelassen wurde und er empfiehlt daher, diese Platten in einem gut verschließbaren Kästchen aufzubewahren, auf dessen Boden man ein zerfließliches Salz ausgebreitet hat.

### 5. Mittel zum Wasserdichtmachen der Sohlen.

1 Pfund Leinölfirniß wird erwärmt und unter stetem Umrühren  $\frac{1}{2}$  Pfund gepulvertes Colophonium darin aufgelöst. Mit dieser warmen Auflösung bestreicht man mittelst einer Bürste die Sohlen und Nähte mehrmals, indem man jeden Anstrich trocknen läßt, ehe der folgende aufgebracht wird; der letzte Anstrich wird in noch klebrigem Zustande mit feinem Quarzsande bestreut, dieser mit einem Brettchen fest angeedrückt und das Ganze getrocknet. Dergleichen Sohlen sind zwar sehr steif und fast unbiegsam, aber ganz wasserdicht und fast unverwüßlich.

### 6. Verfahren zum Bierbrauen für Haushaltungen.

Malz und Hopfen werden in der gewöhnlichen Art mit einander gekocht, nachdem die Würze auf beiläufig  $20^{\circ}$  Reaumur abgekühlt ist, vermischt man sie mit der Hefe und schüttet sie auf einmal in das Faß. In den Deckel des Fasses wird dann eine gebogene Röhre eingesteckt, die in einen Wasserbehälter ausmündet, so daß also keine Luft zu dem Fasse Zutritt hat, während die gebildete Kohlensäure frei in das Wasser austreten kann. Das Faß muß bei diesem Verfahren fünf Wochen lang auf einer Temperatur von  $12 - 17^{\circ}$  Reaumur erhalten werden. Man erhält auf diese Weise ein vortreffliches Bier; die obersten und untersten Schichten, welche die Unreinigkeiten enthalten, müssen aber beseitigt werden.

### 7. Häuser-Abputz.

Sgraffitto heißt eine in Italien, besonders in Rom übliche Verzierungsart der mit Mörtel verputzten Häuserfacaden, welche Schönheit mit großer Haltbarkeit vereinigt und in unserem nördlichen Klima gewiß den Vorzug vor Gyps- und Stuckverzierung verdient. Zur Herstellung derselben nimmt man gewöhnlichen Mörtel, wie er zum Abputz dient, färbt ihn durch Kohlenstaub oder irgend eine Erdfarbe, grau, braun u. s. w. und überzieht damit die zu verzierende Stelle. Nun streicht man mit der Farbe an, welche als Grundton dienen soll, pauscht nach dem Trocknen die Zeichnung auf die Mauer mittelst Kohlenstaub durch und gravirt oder kratzt nun nach Anleitung der Zeichnung die Grundfarbe mittelst einer eisernen Spitze so weg, daß die Farbe des Mörtels durchkommt.

Durch Schraffirung u. s. w. kann man natürlich die Zeichnung beliebig ausführen.

(Inneröstr. Industrie- u. Gewerbeblatt. 1842, № 68.)

### 8. Verschiedene Arten von Kitt.

Will man eiserne Gegenstände in Stein dauerhaft einkitten, so mengt man 7 Theilen Gyps 1 Theil Eisenfeilspäne bei. Der Gyps muß aber gut, oder, wie man sagt, hixig sein, ist dies nicht der Fall, so macht man ihn dadurch gut, daß man ihn in einer Büchse noch einmal ausglüht. Das Kitten muß rasch geschehen, weil der Gyps in diesem Zustande sehr schnell trocknet. Sollen die gekitteten Stellen weiß bleiben, so müssen die Eisenfeilspäne weggelassen werden, weil diese immer einen Fleck zurücklassen. Statt dieser setzt man dann dem Wasser zur Löschung des Gypses auf 1 Theil Wasser 5 Theile Eiweiß zu, bewahrt aber die gekittete Stelle bis zu völligem Austrocknen, welches hier sehr langsam erfolgt, vor scharfem Luftzuge. — Auch Steine werden auf die letztgenannte Weise sehr dauerhaft zusammengekittet, noch besser aber mit dem heißen Steinkitte, bestehend aus einem Theil Schwefel, 1 Theil Steinpulver und 2 Theilen Pech. Dieser Kitt wird ganz heiß angewendet, und auch die zu kittenden Stellen zuvor sorgfältig erhitzt. — Gyps mit verdünntem Leimwasser giebt ebenfalls einen sehr guten Kitt. — Der sogenannte Sparkalk, ein wenig gebrannter Gyps, wird als ein sehr gutes Material für Häuerverzierungen, Fußböden in Küchen u. s. w. gerühmt. Dieses Material, bloß mit Wasser gelöscht, bindet langsam, ist daher sehr bildsam, erlangt aber nach völligem Austrocknen, welches erst in 3—4 Tagen erfolgt, außerordentliche Härte und Festigkeit. Besorgt muß man aber sein, daß bis zum völligen Austrocknen der Luftzug abgehalten wird.

(Gewerbe-Blatt für Sachsen. 1842. S. 294.)

### 9. Ersatz für die Glasfenster bei Mistbeeten.

Statt des Glases überzieht man nämlich die Fensterrahmen mit einem feinen weißen baumwollenen Zeuge. Solches wird, um es durchsichtiger und gegen die Mäße dauerhafter zu machen, mit einer Masse überzogen, deren Mischung aus 8 Loth ge-

kochtem Leinöl besteht, zu dem man 4 Loth pulverisirten, trockenen weißen Käse und 4 Loth gelöschten weißen Kalk genommen hat. Hat man diese drei Bestandtheile mit einander gemischt, so setzt man 8 Loth Eiweiß und eben so viel Gelbes hinzu, nachdem beides durch Schlagen mit einander vermischt und dünnflüssig gemacht ist. Das Del verbindet sich leicht mit den übrigen Theilen und der Anstrich wird biegsam und hell durchsichtig. Diese Fenster bedürfen bei den stärksten Sonnenstrahlen keiner Bedeckung.

(Fortsetzung folgt.)

St. B.

---

## Die Königl. Preuß. Renten-Versicherungs-Anstalt.

Wir erhalten in einer Brochüre unter dem Titel:

Entwurf zur Reform der Königlich Preussischen Renten-Versicherungs-Anstalt nebst einer Beurtheilung ihrer Statuten den Theilnehmern zur Belehrung vorgelegt von dem Verfasser der „Darstellung aller Verträge über das menschliche Leben.“  
 Marienwerder 1843. Bei Albert Baumann.

eine genaue Darstellung der Natur des gedachten Instituts, welche Darstellung wir unsern Lesern um so mehr empfehlen, als der größte Theil derselben, mit den Verhältnissen der genannten Versicherungs-Anstalt nicht bekannt sein dürfte. Ganz besonders beherzigenswerth erscheint uns dasjenige, was der Hr. Verfasser darüber in Beziehung auf übertriebene Verheißungen sagt. Wir wollen solches unsern Lesern nicht vorenthalten, um sie auf den Inhalt des gedachten empfehlenswerthen Schriftchens um so aufmerksamer zu machen.

Die Renten-Versicherungs-Anstalt, deren Beurtheilung ihren Theilnehmern hier vorgelegt wird, sagt der Hr. Verfasser, ist nichts anders, als eine Sparkasse, in welche Personen gleichen Alters ein Kapital einlegen, mit der Verpflichtung, es ungekündigt stehen zu lassen. Nach ihrem Ableben fällt es ganz oder theilweise — je nachdem sie hierüber contrahirt haben, — der gemeinschaftlichen Kasse anheim.

Ob die Zinsen der Einlagen ganz oder zum Theile dem Capitale zuwachsen, oder in festgesetzten Terminen gezahlt werden sollen, hängt ebenfalls von einer besondern Bestimmung der Theilnehmer ab. Je größer das Quantum ist, welches bei ihren Lebzeiten, oder nach ihrem Tode ihren Angehörigen aus dem gemeinschaftlichen Fond zurückgezahlt wird, um desto geringer muß natürlich der Gewinn der längstlebenden Mitglieder ausfallen.

Eine solche Verbindung steht daher im umgekehrten Verhältnisse zu einer Lebens-Versicherungs-Bank. In dieser fallen die Gewinne den Erben der zuerst abgehenden Mitglieder zu, den desfalligen Verlust aber müssen die längstlebenden übertragen. Den größten Verlust erleidet der letzte, den größten Gewinn dagegen be-

ziehen die Erben desjenigen, welchen der Tod zuerst aus der Gesellschaft ruft. Er fällt nach und nach von ungefähr 90 Procent auf Null herab, die Verluste dagegen steigen in demselben Verhältnisse, sobald die Hälfte der Theilnehmer ausgeschieden ist.

Ein zweiter Unterschied zwischen beiden Instituten besteht darin, daß die Mitglieder einer Renten-Versicherungs-Anstalt, wie schon bemerkt ist, sich über die Zahl und Größe der Gewinne beliebig einigen können; es ist aber nothwendig, den Plan und die Uebersicht von Gewinn und Verlust, — wie in einer Lotterie — den Statuten beizufügen, so daß jeder Theilnehmer daraus ersehen kann, in welchen Terminen er die Zahlung einer Quote zu erwarten hat, und wie hoch sie sich belaufen wird. Man nehme an, daß eine Gesellschaft von 100 Personen im Alter von 30 bis 35 Jahren mit einer simplen Einlage von 100 Rthlr. ein Capital von 10,000 Rthlr. zusammenbringt. Sie beschließt, die Zinsen und Zinseszinsen dieser Summe so lange stehen zu lassen, bis die Hälfte ihrer Mitglieder durch den Tod ausgeschieden ist, welches innerhalb 30 bis 33 Jahren der Fall sein wird, und dadurch erhält ihr Capital einen Zuwachs von ungefähr 12000 Rthlr.

Ferner ist festgestellt, daß ein jeder der 50 übrig gebliebenen Theilnehmer aus dem Gesamtfond von 22000 Rthlr. und dessen Zinsen bis zu seinem Ableben eine jährliche Rente von 35 Rthlr. erhalten, und mit dieser Zahlung so lange fortgefahren werden soll, bis sich nicht mehr als 10 Mitglieder am Leben befinden, die den Bestand der Kasse unter sich theilen.

Ein solches Uebereinkommen enthält 50 Rieten und 50 gleichstehende Gewinne. Die zuerst abgegangenen 50 Mitglieder verlieren ihre Einlage von 100 Rthlr. ganz zum Vortheile ihrer Mitcontractanten, die in einem Alter von 60 Jahren und darüber eine lebenslängliche Unterstützung von 35 Rthlr. jährlich beziehen, und den zehn längstlebenden den Rest ihrer Kasse zur Theilung überlassen.

Die Unternehmer unsrer Renten-Versicherungs-Anstalt haben sich auf eine solche Darlegung ihres Plans nicht einlassen wollen. Inhabts der Statuten verheißten sie den Theilnehmern eine gesteigerte Rente bis zum Betrage von 150 Rthlr. für eine simple Einlage von 100 Rthlr., ohne das Rentenjahr zu bestimmen, in welchem sie ihr Versprechen erfüllen können, und wenn das der Sache nicht kundige Publikum wohl selbst eingesehen hat, daß ein so außer-

ordentlicher Gewinn nur sehr wenigen Theilnehmern im höchsten Alter zufallen könne, so hielt es sich doch zu der Erwartung berechtigt, die Mehrzahl der Theilnehmer werde mindestens eine Rente von 50 Rthlr. zu beziehen hoffen dürfen. Allein die Rechnung stellt sich in Vergleichung mit der obigen ungleich niedriger, denn es gehen der Anstalt nicht nur durch die in den Statuten festgestellten jährlichen Rentenzahlungen die Zinsen und Zinseszinsen ganz verloren, sondern es wird auch das Capital selbst nicht zur Theilung gebracht, so, daß sämmtliche Mitglieder jeder einzelnen Altersklasse nichts weiter als die landüblichen Zinsen ihrer Einlagen erhalten, diese aber bei ihrem Ausscheiden andern zur Nutznießung überlassen müssen, mit welchen sie gar nicht contrahirt haben. Es bedarf daher keines ausführlichen Beweises, daß der Gewinn, welcher sich nur auf die Zinsen von den Einlagen der durch den Tod ausscheidenden Mitglieder beschränkt, nur den wenigen von ihnen zu Theil werden kann, die sich eines hohen Alters von 75 bis 80 Jahren zu erfreuen haben, wogegen sie ihr Capital selbst einbüßen müssen.

Die Unternehmer scheinen dieses wohl eingesehen zu haben, und setzen daher ein großes Gewicht auf einen Reservefond, durch welchen das Steigen der Renten befördert werden soll. Ihm fließen zu:

1. Die Eintrittsgelder a  $\frac{1}{2}$  Procent oder 15 Sgr.
2. Die Intervallar-Zinsen von Geldern, die in dem zur Subscription der Theilnehmer bestimmten Zeitraume, — in der Sammelperiode — eingehen.
3. Ein Aufgeld von 6 Pfennigen pro Thaler von denjenigen Mitgliedern, welche den zur Einzahlung ihrer Capitalien bestimmten Termin versäumt haben.
4. Der Zinsen-Ueberschuß, welcher nach Abzug der jährlich zu zahlenden fixen Renten verbleibt. Er beträgt von den drei ersten Klassen 2 Procent, wird aber durch die der 5ten und 6ten Klasse ausgesetzte Rente von 4 Rthlr. 10 Sgr. und 5 Rthlr. 5 Sgr. bis auf  $\frac{1}{2}$  Procent wieder aufgehoben, und kann daher nur
5. in dem Mehrbetrage der zu 4 Procent angenommenen Zinsen von dem Einlage-Capitale bestehen. Der Zinsfuß steht jedoch leider niedriger, als zu 4 Procent.

Ferner erhält der Reservefond:

6. Die Zinsen von Nachtrags = Zahlungen unvollständiger Einlagen, während der Einzahlungsjahre.
  7. Ueberweite Zinsen-Ueberschüsse bei der Zuschreibung der unvollständigen Einlagen zum Renten=Capitale.
  8. Die der Anstalt durch Versäumung der Hebungstermine zugefallenen jährlichen Renten.
  9. Zinsezinsen, welche im Laufe eines jeden Jahres bis zum Termine der Rentenzahlungen erhoben werden.
  10. Das Ugio von veräußerten Staats-Papieren, insofern es nämlich das bei dem Einkaufe gezahlte Ugio übersteigt.
- Hierbei dürfte wohl die Ausgabe das gehoffte Plus weit übersteigen und eher Verlust, als Gewinn entstehen, zumal da auch die Gebühren der Mäkler berücksichtigt werden müssen,
11. Intervallar-Zinsen wie ad 2. bei eintretender Erweiterung der Einzahlungstermine.
  12. Zinsen des ganzen Reserve-Fonds.

Von allen diesen vermeintlichen, größtentheils unbeträchtlichen Hebungen fallen einige ganz aus, wie bei **N<sup>o</sup> 5.** und **10.**, auch wird ad **N<sup>o</sup> 12.** der Reservefond einen äußerst geringen Zinsertrag liefern, weil aus demselben zuerst die Kosten der ausgedehnten Verwaltung bestritten werden müssen, bei welcher die Führung von 90,000 Contos ein zahlreiches Personal beschäftigt. Man wird durch die Behauptung, daß der Kostenaufwand mehr als den achten Theil aller aus dem Capitalfond beziehenden Hebungen beträgt, der Wahrheit nicht zu nahe treten, und sich überzeugen, daß die Gesellschaft außer ihrem Capitale noch einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Zinsen verliert.

Aber auch die Verwaltung dieses Reservefonds ist unrichtig und verstößt gegen alle Rechtsgrundsätze, indem er als ein gemeinschaftliches Eigenthum sämtlicher Altersklassen betrachtet, und dadurch der Antheil der drei ersten Klassen zum Vortheile der letzten wesentlich geschmälert wird. Mögen die Unternehmer immerhin es für unthunlich halten, für jede Altersklasse einer jeden Jahres-Gesellschaft hinsichtlich der Benutzung ihrer Fonds eine eigene und abge sonderte Rechnung zu führen, so hindert sie doch nichts, mit dem Gesamtfond aller Klassen ein General-Depositorium zu bil-

den, aus welchem der Antheil jeder einzelnen an dem Zinsenertrage nach Verhältniß ihres Einlage-Capitals beim Jahreschlusse berechnet und übertragen werden muß. Denn jede Altersklasse hat nur für sich contrahirt, und steht mit den übrigen in gar keiner Verbindung. Ohne Zweifel hat man bei der ungleichen Feststellung der jährlichen Renten den Vortheil berücksichtigt, welcher den ersten Klassen durch Uebertragung der Nutznießung eines Capitals-Antheiles der letztern nach ihrem Aussterben zu Theil werden soll; allein daraus folgt weiter nichts, als daß die Unternehmer ein unrichtiges Verfahren mit einem andern noch weit unrichtigern haben ausgleichen wollen, indem die jährliche Rente von  $5\frac{1}{8}$  Rthlr. den Mitgliedern einer Gesellschaft, in welcher die jüngsten das fünf und funfzigste Lebensjahr überschritten haben, für den Verlust ihres Einlage-Capitals keinen zureichenden Ersatz gewährt, und wenn dieses wirklich der Fall wäre, insofern die Rentenzahlung nicht mit dem Ableben einzelner Mitglieder theilweise erlöschen, sondern von dem Gesamt-Capitale bis zum Tode des letztlebenden geleistet werden soll, so würde zwischen den drei ersten Klassen und der letzten ein förmlicher Leibrenten-Contract bestehen, in dessen Folge jenen das Eigenthum und die ganze Nutznießung der zur sechsten Klasse gehörenden Einlagen sofort überwiesen werden mußte, um die ungefähr dreißig Jahre hindurch fortlaufenden Rentenzahlungen zu bestreiten. Hierüber geben nun die Statuten den Theilnehmern gar keine Aufklärung, und noch weniger ersieht man aus ihnen, auf welche Weise der Rentenzuschuß von  $\frac{1}{3}$  Procent für die fünfte Klasse wieder ausgeglichen wird. Wie zweckwidrig übrigens ein solcher Nebenvertrag zwischen den einzelnen Klassen ist, der ihre dem Hauptvertrage zuwider laufende Verbindung mit sich führt, wird selbst dem Laicn einleuchten.

Wir gehen auf den eigentlichen Zweck der Anstalt zurück und wiederholen unsre Bemerkung, daß die Mittel zur Erreichung desselben klar und deutlich dargelegt werden müssen, weil jeder Theilnehmende vorher wissen will, was er dabei zu verlieren oder zu gewinnen hat. Ihm ist bekannt, daß ein Institut ohne einen besondern Fond nur einen Gewinn liefern kann, der aus dem Verluste eines Theils der Mitglieder entspringt, und daß zur Fortdauer der Anstalt Gewinn und Verlust gleichgestellt werden muß. Er überzeugt sich ferner, daß der eigentliche Vortheil nur in den Zinseszinsen seiner Einlage besteht, die er für sich selbst nicht berücksichtigt, miewohl sie

von den Einlagen sämmtlicher Mitglieder ein beträchtliches Neben-Capital bilden, und er giebt sein Geld als entbehrlich hin, um im günstigen Falle — gleich dem Lotteriespieler — einen Gewinn zu beziehen, dessen er im Alter bedarf. Seine Hoffnung hält mit dem Risiko noch mehr als das Gleichgewicht. Aus diesem einfachen Grunde war es Pflicht der Unternehmer unsrer Renten-Anstalt, auf die Vergrößerung des Fonds — durch Zinsezinsen — Bedacht zu nehmen, und jede kleinliche Vertheilung der Renten zu vermeiden, an welcher den Theilnehmern um so weniger gelegen ist, als der geringe Betrag der jährlichen Zahlungen, durch jedesmalige Beschaffung der Lebens-Atteste, durch Porto-Auslagen und Procura-Gebühren beträchtlich geschmälert, die Verwaltung selbst aber äußerst erschwert und kostspielig gemacht wird. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel durfte ihnen nicht zweifelhaft bleiben, wenn sie die Absicht hatten, ihre übertriebenen und bei der jetzigen Einrichtung völlig unerreichbaren Verheißungen nur zum kleinsten Theile zu erfüllen.

Es würde sich wohl der Mühe verlohnen, den Gewinn zu berechnen, welchen die Mitglieder jeder Alters-Klasse nach den Statuten im günstigsten Falle zu hoffen berechtigt sind. Eine Rechnung dieser Art durchzuführen, ist nicht anders möglich, als daß man aus den seit vielen Jahren gesammelten Erfahrungen über den Abgang einer beträchtlichen Zahl von Personen gleichen Alters — aus Sterblichkeits-Tafeln — die Anwendung auf die bestehende Gesellschaft macht. Solche Tafeln sind uns von Süßmild, Baumann, Lambert, Ritter und andern, auch in neuerer Zeit von Babbage geliefert, von welcher letzteren aber ihrer augenscheinlichen Unrichtigkeit wegen gar kein Gebrauch zu machen ist. In jenen zeigt sich eine erhebliche Verschiedenheit des Resultats nur in dem Abgange von Personen im Alter vom 35sten bis zum 55sten Lebensjahre; insbesondere fällt die Sterblichkeit der Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft bis zum 50sten Jahre nicht so hoch aus, als sie aus allgemeinen Todtenlisten berechnet ist, wie solches der Hofrath Karsten in seiner Theorie der Wittwenkassen dargethan hat, wogegen sie in den weiter vorgerückten Jahren sich vergrößert. Man erwäge hierbei, daß nur völlig gesunde und kräftige Personen zu einer Wette auf langes Leben sich entschließen werden, nicht aber solche, die mit einer chronischen Krankheit behaftet sind, folglich kein langes Leben erwarten dürfen, und diese sind in den Sterblichkeits-Tafeln eben-

falls zur Berechnung gezogen. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß die Vertilgung der Blatternseuche in der Sterblichkeit der Kinder bis zum 15ten Jahre, seit 50 Jahren ein günstigeres Resultat gewährt. Die Stufen der Sterblichkeit der Menschen in jedem Alter sind daher noch bei weitem nicht zureichend bewährt, indem die darüber vorhandenen Tabellen noch einer wesentlichen Berichtigung bedürfen, allein ihren deshalb ihre Brauchbarkeit gänzlich abzuspochen, scheint zu paradox, um andern Hypothesen, welche gar kein Fundament haben, Glauben beizumessen. Nur ununterbrochen fortgesetzte Sammlungen einer Reihe von Zufällen, aus der Erfahrung genommen, führen zur Wahrscheinlichkeit, und, gehen sie ins Unendliche, zur mathematischen Gewißheit.

Es kann übrigens bei unserer Renten-Anstalt auf den Umstand gar nicht ankommen, ob bis zum sechzigsten Lebensjahre der Mitglieder eine größere oder mindere Sterblichkeit eintritt, wenn nur so viel feststeht, daß im Durchschnitt die Hälfte einer zahlreichen Gesellschaft junger Personen jenes Alter nicht erreicht. Die andere Hälfte geht nach und nach in den folgenden 20 Jahren durch den Tod ab, und diejenigen Mitglieder, welche das achtzigste Jahr überleben, müssen zu den Ausnahmen gerechnet werden. Die von dem ältesten der bekannten Gesetzgeber vor mehr als 3300 Jahren gemachte Erfahrung, daß das menschliche Alter sich nur auf 70 bis 80 Jahre erstreckt, hat sich bis auf den heutigen Tag als richtig bewährt, und daher ist das Vorgeben neuerer Statistiker, „die vorgeschrittene Cultur habe eine längere Lebensdauer bewirkt,“ ein eitler Wahn, der keinen Glauben verdient. Die mehr zu- als abgenommene Vergeudung der Jugendkräfte erzeugt, besonders in großen Städten, welche in jedem Tausend der lebenden Einwohner höchstens acht bis zehn achtzigjährige Greise aufzuweisen haben, eine Menge von funfzigjährigen Greisen, die in den jetzt viel häufiger als vormals besuchten Heilbädern ihre verlorene Lebenskraft, wiewohl vergebens, wieder zu erlangen suchen, nachdem sie sich selbst ein frühes Grab bereitet haben. Die Kunst der Aerzte vermag ihnen so wenig als denjenigen, die bis zur Erlöschung ihres Stammes im dritten oder vierten Gliede die Sünde ihrer Väter büßen, das geschwächte Lebensorgan zu stählen.

Wir wollen versuchen, den Theilnehmern eine Uebersicht von dem muthmaßlichen Steigen ihrer Renten zu geben, ohne uns jedoch an eine arithmetische Genauigkeit für jede Altersklasse zu binden.

Vom ersten bis zum zwanzigsten Rentenjahre wird sie durchschnittlich auf vier Procent stehen bleiben, weil eines Theils der Abgang der Mitglieder mit Ausnahme der ersten und letzten Klasse nur unbeträchtlich ausfällt, anderentheils aber die Rückzahlungen an die Erben sowohl, als die unvollständigen Einlagen den Gewinn verringern. Wir wollen indessen den reinen Betrag desselben bis zum 30sten Rentenjahre auf  $1\frac{1}{2}$  Procent annehmen, und hiernach hätten die Theilnehmer vom 20sten Rentenjahre an eine steigende Rente bis zu  $5\frac{1}{2}$  Procent zu hoffen, indem der jährliche Zuwachs auf  $\frac{1}{20}$  Procent arbitrirt ist.

In den folgenden 10 Jahren steigt wahrscheinlich die Rente mit einem etwas größern Gewinne von jährlich  $\frac{1}{4}$  Procent auf 8 Rthlr., und vom 40sten bis 50sten Rentenjahre bis zu 12 bis 13 Rthlr.

Wir dürfen nicht weiter gehen, um zu beweisen, daß alle Theilnehmer der Anstalt vor dem Eintritt ihres 70sten Lebensjahres durchschnittlich bei weitem nicht die landüblichen Zinsen ihres als verloren hingegebenen Capitals beziehen, und dieses erst in den folgenden 10 Jahren zurückerhalten können. Der Total-Verlust von  $\frac{1}{10}$  der Gesellschaft geht augenscheinlich nur theilweise auf 80jährige Greise nach und nach über, so daß nicht mehr als höchstens 10 von 100 die Glücklichen sind, welche eine Rente zu 50 bis 150 Rthlr. von den Zinsen erhalten, welche ihnen von den Capitalien der ausgeschiedenen Mitglieder zufallen.

Der von sämmtlichen Contrahenten für sich selbst aufgebrauchte Fond von ungefähr anderthalb Millionen Thalern, wird willkürlich und widerrechtlich an 20 nachfolgende Gesellschaften zur Nutznießung verschenkt, und wächst durch hinzukommende Einlagen zu einer ungeheuern Summe an, deren fernere Verwendung erst nachgewiesen werden muß, indem die Statuten darüber gar nichts bestimmen.

Ob übrigens der Verlust die einzelnen Altersklassen gleichförmig trifft, oder von einer mehr als von der andern getragen wird, darauf kann in der Hauptsache gar nichts beruhen. Mögen die Mitglieder der sechsten Klasse für ihren Capitals-Verlust durch die stipulirte Rente von  $5\frac{1}{6}$  Procent sich als abgefunden betrachten, so tritt doch bei ihnen das Mißverhältniß ein, daß nur der zehnte von ihnen einen beträchtlichen Gewinn zu erwarten hat, welchen die drei ersten Klassen liefern müssen, insofern ihnen das Renten-Capital nicht als Eigenthum, sondern nur mit  $\frac{3}{8}$  Antheil zum Nießbrauche verschrieben ist.

Ein anderes Mißverhältniß entspringt aus der Bewilligung unvollständiger Einlagen. Indem ihren Eigenthümern nach 40 bis 50 Jahren gleiche Rechte mit ihren Mitcontrahenten, welche das festgesetzte Renten-Capital berichtigt haben, gewährt werden, müssen diese bis dahin einen zehnfach größern Beitrag zu den beträchtlichen Kosten der Verwaltung gegen jene liefern, die gerade durch eine zehnfach vermehrte Arbeit mittelst der fortlaufenden Zuschreibung ihrer zurückbehaltenen Zinsen verursacht werden. Wer sich auf ein gewagtes Geschäft einlassen will, muß das dazu erforderliche Geld — wie beim Lottospiel — enthalten können, oder ganz zurückstehen.

Außer dem durch die Kosten entstehende Verluste dürfte noch ein zweiter durch den Umstand eintreten, daß das Curatorium der Anstalt bei dem gesunkenen Zinsfuße von dem in den Statuten gemachten Vorbehalt Gebrauch zu machen, und die verheißene jährliche Rente herabzusetzen genöthigt sein wird.

Wir gehen zur Beantwortung einer Frage über, die eine spezielle Erörterung über das Steigen der Renten ganz unerheblich und überflüssig macht. Diese Frage ist:

Welche Zahlungen werden der Societät aller Alters-Klassen bis zu ihrem Aussterben überhaupt aus der Anstalt geleistet?

Die Antwort ist klar. Die Zahlungen erstrecken sich nicht weiter, als auf die landüblichen Zinsen des Gesammt-Capitals der Gesellschaft, mit diesem aber wird aber ein beständiges Fideicommiss zur Nutznießung für nachfolgende Gesellschaften gebil-

det, und zwar ohne weitere Bestimmung, wenn das Recht zur Theilnahme künftig eingeräumt werden soll, wiewohl die Nothwendigkeit dieser Maaßregel einleuchtet, weil sonst nach 70 bis 80 Jahren der Zubrang zu einem Institute, welches die Rente von vielen Millionen verschenkt, so ungeheuer werden wird, daß in der Residenz kein Platz zur Aufbewahrung der Bücher übrig bleibt, in welchen die Namen aller Expectanten registrirt werden müssen.

Es besteht daher nur ein simpler Leibrenten-Contract zwischen den Unternehmern und der Societät, der als gesetzwidrig und ungültig zu betrachten ist, wengleich eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 10. Juni 1835 aus unbekanntem Gründen das durch richterliche Erkenntnisse bestätigte Gutachten bewährter Rechtslehrer, „daß in Leibrenten-Verträgen die gekaufte Rente den landüblichen Zinsfuß zum Erfaze des Kaufcapitals übersteigen muß,“ verworfen hat, weil in dem vorliegenden Falle eines Theils eine enorme Verletzung über die Hälfte, andern Theils aber ein Irrthum der Rentenkäufer, durch leere Versprechungen der Unternehmer nachgewiesen werden kann, auch haben diese selbst in der Einleitung zu den Statuten sich verpflichtet, die Gesamt-Einnahme, in welcher natürlich die Capitals-Einlagen mitbegriffen sind, zum Wohl aller Mitglieder zu verwenden und ihnen im vorgerückten Alter eine Unterstützung zu gewähren, die sich ohne Rückgewähr ihrer Capitalien unmöglich absehen läßt. Was sie nun bewogen haben mag, dieser Zusicherung entgegen, die Hauptvertheilung der ohnehin gegen den Capitals-Verlust viel zu niedrig gestellten Renten bis über das höchste Lebensalter der Mitglieder auszusetzen, darüber enthalten ihre bisherigen Erläuterungen gar nichts, was den Theilnehmern über die klar begründete Besorgniß eines überaus großen Verlustes nur einigermaßen zur Beruhigung gereichen könnte, am wenigsten ist hierzu ihre in der Haude und Spenerschen Zeitung auf vielfache Bedenklichkeiten der Sachverständigen erlassene Bekanntmachung, daß sich niemand sanguinischen Hoffnungen hingeben dürfe, für zureichend zu achten.

Sämmtlichen Mitgliedern der Societät bleibt hiernach nichts anders übrig, als entweder auf die Rückzahlung ihrer Einlagen, oder — wenn das Institut ferner bestehen soll — auf dessen

Total-Reform durch eine wesentliche Abänderung der Statuten zu bringen.

Der Herr Verfasser theilt demnächst Vorschläge zur Total-Reform des Instituts mit, bei welchen er

Baumanns Anmerkungen und Zusätze zu Süßmilch's göttlicher Ordnung,

dessen Warnung an das Publikum, die Sterbebeitrags-Gesellschaften betreffend,

Littro's Anleitung zur Berechnung der Lebensrenten,

und Karstens Theorie der Wittwenkassen

benutzt und sich bemüht hat, sie dem Laien klar und verständlich zu machen, damit ein jeder selbst prüfen möge, was er an der Theilnahme an einem Lebens- oder Renten-Versicherungs-Institut nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit verlieren oder gewinnen könne.

Man lese das Schriftchen, dessen Inhalt so wohl befriedigen, als auch denjenigen willkommen sein wird, die mit solchen Untersuchungen weder aus Wahl, noch von Berufswegen, oder wegen Zeitmangels sich beschäftigen mögen, dennoch aber über die Sache sich gründlich unterrichten möchten.

---

**Lehmann's Borussia,**

2ter Theil,

recensirt von M. Rosenheyn.

Von dieser gehaltvollen Sammlung deutscher Gedichte aus dem Gebiete der Geschichte Preußens für Schule und Haus ist nun der zweite Theil erschienen, welcher den Zeitraum vom Jahre 1740 bis jetzt umfaßt. Wenn schon der erste Theil durch liebliche vaterländische Dichtungen so schön verziert war, so ist es der zweite in noch größerem Maße. Reich geschmückt mit den herrlichsten Liederkränzen, steht gleich zu Anfang des Buches der große Held des siebenjährigen Krieges dar, vor Allem aber umfaßt die großartige Zeit der deutschen Befreiungskriege gegen Napoleon einen so herrlichen Schatz von fernigen und patriotisch begeisterten Dichtungen, daß ein jeder Vaterlandsfreund, insonderheit auch derjenige, welcher jene Heldenzeit mitgemacht (kämpfend oder mitfühlend), sich durch Lesung jener in so begeisterter Zeit entstandenen vaterländischen Ergüsse lebhaft bewegt fühlen wird.

Doch auch die übrigen Zeitperioden unserer vaterländischen Geschichte sind in die köstlichsten Goldrahmen der Dichtung eingefast worden. Ueberall Schönes und Gediegenes, oft in überraschender Weise. Zum Beläge hiefür diene gleich der Anfang. Die Sammlung des zweiten Theiles beginnt mit des biedern U<sub>3</sub> Kraftode: „Das bedrängte Deutschland,“ woran sich Gleims Grenadierlieder und einzelnes Hiehergehöriges von Kleist, Ramler und der Karschin anreihen\*). Unter diesen ehrwürdigen Sängern der sog. Hallischen Schule begegnen wir nun auch plötzlich den herrlichsten Dichtungen neuerer Poeten, die als ein wahrer Schmuck dieser Sammlung dastehen. So lesen wir S. 37 ein äußerst launiges Lied auf Zietzen von Fr. v. Sallet, S. 62 E. Geibels: Sanssouci, ein herrliches Gedicht, S. 64 v. Holteis: Der Preuße

\*) Sollte nicht auch Götz Patriotisches geliefert haben? Dies wäre um so auffallender, als er eine geraume Zeit durch Feldprediger gewesen.

in Lissabon, S. 68 eine hübsche Anekdote aus Friedrich d. Gr. Leben dargestellt von Stieglitz, und S. 120 unsers Rhesa Philosophengang in Königsberg. Und solcher Ueberraschungen werden uns im Verlaufe des Buches viele zu Theil.

Mit welcher Sorgfalt und Mühe der Verfasser zu Werke gegangen, zeigt der Umstand, daß wir nicht allein die Gedichte der ausgezeichnetsten Dichter neuerer Zeit hier antreffen (also Lieder von Arndt, v. Eichendorf, Falk, Fouque, Körner, Lengerke, Kopisch, Schenkendorf, Simrok, Seidel, Stagemann, Stieglitz, Rückert, Zedlitz), sondern auch die weniger allgemein bekannter Poeten. Und die Zahl Letzterer ist groß. Sie alle aber verdienen die gerechteste Anerkennung, unsere Liebe, unsern Dank. Hierher gehört der Name eines Besseldt, Bobrik, Bornemann, Brockhausen, v. Chappuis, Cosmar, v. Deppen (gen. Straß), Firmenich, F. Förster, Gemmel, Heinel, v. Holtei, Krampitz, Lappe, Lehmann (der Verf. selbst), Marggraf, Nagel, Ortlepp, Pruz, Pudor, Raymann, Rousseau, v. Sallet, Schröer, v. Stolterfoth, Struve, Thiersch, Tieffenbach, Weber, Ziehnert.

Doch nicht bloß die politische Geschichte Preußens, sondern auch seine innere Geschichte umfaßt diese Sammlung. Daher sind nicht nur Kriegshelden, sondern auch Geistes- und Friedenshelden, Heroen auf dem Throne, wie in der Hütte, ferner auch Volksfagen aufgenommen worden, wodurch diese Gedichtsammlung um so mehr an Mannigfaltigkeit und Interesse gewinnt. So finden wir unsern Herder und Kant, unsern Dinter und Borowsky, Werner, v. Schön, v. Stein, Schleiermacher und v. Humboldt darin besungen.

Demnach ist dieses Buch vorzugsweise für die Jugend und für den Unterricht in Schulen geeignet. Es wird, wie der Herr Verfasser selbst sagt, das historische Interesse erwecken und erweitern helfen, und sonach theils dem Unterrichte in der vaterländischen Geschichte vorbauen, theils denselben begleiten und so im wahren Sinne des Wortes ein Preussisches Lesebuch sein können. Wie sehr es sich besonders zu Declamationsübungen eigene, kann ich aus schon gemachter eigener Erfahrung versichern, da meine Schüler mit wahren Heißhunger über diese Gedichtsammlung herfielen und kein Gedichtbuch zu Declamationsübungen lieber mögen, als Lehmanns Borussia.

## Verzeichniß der für Studirende in Ostpreußen gestifteten Stipendien.

(Fortsetzung.)

### **XL. Groebianum (oder Groebenianum) Stipendium.**

**J**oachim Erdmann von der Gröben hat in seinem zu Schrengen am 27. August 1750 errichteten Testamente eintausend Thaler zu einem Stipendium vor 2 armen von allen Vermögen entblößte Bürgers oder auch ganz gemeiner, ja auch unterthäniger Leute Söhne solcher Gestalt destinirt:

Es sollen erwähnte 1000 Thlr. als ein perpetuirliches onus auf Schrengen und Kottitlack haften, davon jährlich die Interessen a 6 von Hundert mit 60 Thlr. der Besitzer gemeldeter Güter dem Herrn Dr. Schumann gegen Quittung zu bezahlen hat . . . von diesen 60. Thlrn. hat ein jeder der 2 Knaben 6 nach einanderfolgende Jahre jährlich 25 Thlr. zu genießen, jedoch mit dieser expresse Bedingung, daß er theologiam studire und mit aller Gottesfurcht und Frömmigkeit wandle, damit er dermaleins in den Stand gesetzt werde, verirrtten Seelen den rechten Weg zum Himmel zu zeigen. Es dependirt also von dem Gutfinden gemeldeten Herrn Dr. Schumann und des Besitzers von Schrengen und Kottitlack, was vor Subjecta selbige zu diesem Stipendium vor würdig und geschickt halten. Es müssen aber alles Vermögens entblößte arme Kinder sein, deren Eltern oder Vorsteher nur so viel übrig haben, den Anfang in der Rastenburgischen lateinischen Schule machen zu können. Nach dem Ableben sowohl des Dr. Schumann als des Besitzers von Schrengen und Kottitlack bleiben die folgenden Herren Erzpriester zu Rastenburg und folgenden Besitzer gemeldeter Güter beständig constituirte Curatores Stipendii, und nimmt sowohl Herr Dr. Schumann als die folgenden Herren Erzpriester vor ihre Treue und Sorgfalt, welche sie wegen der Studien gemeldeter beider jungen Leute auf das Strengste zu observiren haben, von

den jährlich einkommenden 60 Thlrn., 10 Thlr. als ein Ange-  
denken von mir sich ab.

Ich verlasse mich lediglich auf die Vorsorge beider Cura-  
tores Stipendii, als welchen die genaueste Aufsicht über die zwei  
Stipendiaten im Namen Gottes auf ihr Gewissen binde, daß sie  
keinen andern Stipendiaten erwählen, als den seine Armuth,  
Fähigkeit, christliche Auferziehung und Conduite rekommandiret.  
Sobald ein solcher junger Mensch aller ernstern Vermahnung un-  
geachtet (er sei schon auf der Schule oder schon auf der  
Universität) sich die guten Gottes Wege nicht gefallen lassen,  
sondern in seiner Eigenheit und gottlosen bösen Willen fortwan-  
deln will, so ist selbiger sogleich seines Stipendii verlustig und  
ein anderer frommer Knab aus der Rastenburgschen Schule zu  
erwählen. Hieraus erhellet schon, daß der Anfang mit einem  
solchen Menschen, der zum Stipendiat erwählt werden soll, in der  
Rastenburgschen Schule gemacht werden muß, und hat jeder Sti-  
pendiat, wie schon gemeldet, das Stipendium 6 nach einanderfol-  
gende Jahre (von dem Jahre an gerechnet, da er anfängt grie-  
chisch und hebräisch zu lernen, bis dahin ihn seine Eltern oder  
Vormünder bringen müssen) zu genießen; dabei ihm solange er  
in der Rastenburgschen Schule bleibt, 10 Thlr. jährlich einbehal-  
ten werden sollen; die er aber sobald er auf die Akademie geht,  
sich als einen Vorschuß zu seinen Stipendien von dem Rasten-  
burgschen Herrn Erzpriester, welcher Curator administrans be-  
ständig bleibt und die cassam in Händen hat, auszahlen u. s.  
6 Jahre richtig berechnen lassen kann; alsdann er über die rich-  
tige Auszahlung gebührend zu quittiren verbunden ist. Sollte  
aber der Stipendiat, wie schon erwähnt, sich des Stipendii un-  
würdig machen, so verliert er auch das jährlich gesammelte  
Quantum, und soll es dem 2ten Stipendiaten, wenn er sich tu-  
gendhaft aufführt, zufallen; im Fall aber beide wegen ihrer bö-  
sen Aufführung abgesetzt würden, sollen die Neuerwählten es  
künftig auf der Universität zu genießen haben; wiewohl diese  
Absetzung und Erwählung eines Stipendiaten wohlbedächtig und  
ohne alle eigennützige Absichten geschehen, auch gewissenhaftes  
Zeugniß von den sämmtlichen Informatoreibus der Rastenburg-  
schen Schule, oder wenn die Abzusetzenden schon auf der Univer-

sität, und selbige Collegia gehalten, von dem Prof. theologiae und von ihren Beichtvätern eingeholt werden muß.

Dies Stipendium vergeben der jedesmalige Superintendent zu Rastenburg und der jedesmalige Besitzer der Güter Schrengen und Kottitlack in einem jährlichen Betrage a 25 Thalern jezt an je zwei Schüler der obern Klassen in Rastenburg oder an einen Schüler und an einen Studiosus unter Oberaufsicht der Regierung zu Königsberg.

## XLI. Grundianum Stipendium.

Dies Stipendium ist in einem Testament, welches zur Pestzeit am 11. August 1620 zu Königsberg errichtet ist, von dem in Lübek gebornen Johann Grund, Magister und Diaconus an der Thumkirche, fundirt.

Ich will, daß eintausend Mark Preussische Landesweh rung in 20 Groschen in einer Mark gerechnet sollen genommen und an einen sichern gewissen Ort auf landesübliche Zinsen ausgethan werden. Darüber ich dann die Herrn Rectores und Professores dieser löblichen Universität zu Königsberg zu Executoren will erbeten und eingesetzt haben, daß sie nunmehr die jährlichen In teressen unter des Herrn M. Georgii Molleri Pfarrer und Herrn Johannis Vogleri Diaconi allhier im Kneiphof ihre Söhne, die zum Studiren tüchtig und dabei bleiben werden, spendiren und vertheilen sollen. Wenn aber dieser meiner geliebten Herrn Col legarum ihre Söhne nicht mehr studiren werden, oder ihr Brod selbst werden erwerben können, also ist mein Wille, daß wo von meinem Bruder oder Gefreunden einer oder mehr studiren wird; daß alsdann die Interessen von den 1000 Mark dem oder den selben sollen gegeben und zugestellt werden. Doch mit dem Be dingte, daß des rechten Pfarrers und der Herrn Diaconi ihre Söhne, so in künftigen Zeiten allhie im Kneiphofe an der Thum kirche sein werden, in alle Wege vor meinen Freunden zu diesem Stipendie nächsten sein sollen.

Die Verwaltung dieses Stipendiums hat der akademische Senat zu Königsberg. Das gegenwärtige Kapital ist 332 Tha ler, die Zinsen betragen 14 Thlr. 21 Sgr. und das Stipendium 10 Thaler.

## XLII. Hagianum Stipendium.

Dies Stipendium ist in dem 1620 gemachten Testament der Jungfrau Elisabeth Hagius, Tochter des am 31. August 1620 verstorbenen Magister Peter Hagius, Rector an der Thumschule zu Königsberg, fundirt.

Das übrig Gebliebene soll man zu Gelde machen, und solche Gelder der Universität zu Königsberg einantworten, welche man an einen sichern gewissen Ort auf Interessen austhun, und von den jährlichen Interessen armer Leute Kinder, welche Theologiam studiren und der rechten reinen lutherischen Lehre, der uralten augsburgischen Confession verwandt und zugethan sein werden, zum Studirens halber, doch mit diesem ausdrücklichen Anhang, daß, wofern von ihrer Freundschaft Jemand studiren würde, daß dieselben zu diesem Stipendio jederzeit die nächsten vor Allen Andern sein sollten, damit also ihres seligen in Gott ruhenden Herrn Vaters, wie auch ihr Namen ewig bleiben möge.

Das gegenwärtige Kapital dieses Stipendii beträgt 591 Thaler, wovon die Zinsen 26 Thaler betragen, und das Stipendium mit 19 Thalern ausgezahlt wird.

## XLIII. Hannemannianum Stipendium.

Nach einem Schreiben des Braunsberger Magistrats vom 15. Januar 1784, heißt es von dem damaligen Besitzer des adelichen Gutes Rodelshöfen, Ignaz v. Hannemann:'

Eben derselbe bezahlt an den Magistrat nach der von Einer hochverordneten Regierung erfolgten Bestätigung dieses Vergleichs die Summe von 2000 Thlr., welche Magistrat mit Concession E. Königl. Kammer zur Errichtung eines Stipendii auf der Universität zu Königsberg anlegen und die Revenues davon seinem Stipendiaten, den er selbst vorzüglich aus seinen Stadtkindern jedesmal wählen und auf 3—4 Jahre nach Königsberg abschicken wird, zur Fortsetzung seiner Studien verabreichen, damit ein oder das andere fähige Subject, welches anjeko aus Mangel der nöthigen Hilfsmittel für den Dienst des Publici verloren geht, Gelegenheit erhalte, seine Talente zu entwickeln.

Dem Magistrate zu Braunsberg steht die Collation und die Aufsicht über dieß Stipendium zu. Da das Capital der 2000 Thaler in Pfandbriefen angelegt ist, so beträgt das Stipendium jezt nur jährlich 70 Thaler.

#### XLIV. Hauptbanko; Stipendium.

Da bei der vierten Ziehung der Prämie auf Staatsschuldscheine ein Gewinn von 90,000 Thalern der Hauptbank in Berlin zugefallen war, so wurde ein Theil desselben zur Errichtung von Stipendien für evangelische Theologen verwendet, in der Art, daß bei gleicher Qualifikation die Söhne hilfsbedürftiger Bankbeamten einen vorzüglichen Anspruch haben sollen.

Nach den Bestimmungen der von Se. Majestät dem Könige 1823 genehmigten Stiftungsurkunde sollen in der Regel 5 bis 7 Stipendien von nicht über 150 und nicht unter 100 Thalern jährlich von Ostern 1824 ab vertheilt werden. Von einem jeden Bewerber zu einem solchen Stipendio wird erfordert, daß er ein geborner Inländer sey, daß er seine Bedürftigkeit durch glaubhafte Zeugnisse nachweise, insofern sie nicht etwa den Collatoren sonst bekannt ist, daß er bei seinem Abgange von der Schule das Zeugniß der Tüchtigkeit zu den Universitätsstudien erhalten habe, daß er auf einer inländischen Universität die evangelische Theologie studire, und daß er endlich nachweise, daß er wenigstens schon ein halbes Jahr auf einer inländischen Universität studirt habe.

Zu Collatoren der Anstalt hat Se. Majestät der Königin den jedesmaligen Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und den jedesmaligen Chef der Preussischen Banken ernannt.

#### XLV. Hornianum Stipendium.

Dieß Stipendium ist am 23. Junius 1635 durch das Testament des Studiosus Simon Horn gestiftet.

Dem ewigen Gott zu Ehren und zu Beförderung der Studiorum meiner Freunde und Landsleute, wie auch mir selbst zum unsterblichen Gedächtniß, ordne und will ich, wenn Gott, der Herr, in diesem meinem schweren Lager über mich gebieten sollte, daß nach Uberschlagung meiner Verlassenschaft meine hernach

benannten Erben davon 15,000 Mark Preuß. außs Löbenichtſche Rathhaus geben und zahlen ſollen, welche ich zu dem Ende hiez mit deputire, daß zu ewige Zeiten die davon gefallenen üblichen Interereffen: 900 Mark zu Stipendiis ſollen diſtribuir und angewandt werden, alſo und dergestalt, daß wo Jemand meiner Freunde oder Schwager ſeine Studia ſo weit gebracht, daß er dieſelbe zu continuiren auf Univerſitäten ſich zu begeben Luſt hätte, alſdann E. Rath der Stadt Löbenicht, die deſſen Callatores ſein werden, die Hälfte ſolcher Interereffen als 450 Mark demſelben zur förderlichen Hülfe, ſeine Studia dadurch fortzuſetzen, dieſ zu geben ſchuldig ſein. Die übrigen 450 Mark der Interereffen aber ſoll Einem ic. ic. Rath frei ſtehen an fremde zuvörderſt Löbenichtſche Kinder, oder dafern daſelbſt keine tüchtige und dazu qualificirte Perſonen vorhanden, auch auß denen andern beiden Städten Königsbergs ebenfalls zu Stipendia anzuwenden.

Der Magiſtrat zu Königsberg verwaltet dieß Stipendium, deſſen Fond gegenwärtig 4643 Thaler beträgt; an Zinſen kommen 194 Thaler ein, und jeder der beiden Stipendienportionen beträgt 86 Thlr. 15 Sgr.

(Fortſetzung folgt.)

# **Nationalismus und Supernaturalismus,** ihr Verhältniß und ihre Beziehung zur Auslegung der Bibel. \*)

Nach dem Französischen des Orientalisten S. Munk,  
Königlichen Bibliothekar's in Paris.

Als Beitrag zur Einleitung in die biblische Theologie deutsch bearbeitet  
von Dr. H. Solowicz, israelit. Prediger in Marienwerder.

---

## Motto.

So Weisheit in dein Herz gedrungen, und  
Erkenntniß deiner Seele angenehm ist; wird  
Ueberlegung über dich wachen, Einsicht dich  
hüten. Dich zu retten von dem Wege der Bö-  
sen, von dem Manne, der Verkehrtes spricht;  
die verlassen die Pfade des Rechts, um zu  
gehen auf den Wegen der Finsterniß. Spr. 2,  
10 — 14.

**Mit** dem ungeheuern Fortschritte, den die neuere und neueste  
Zeit im Gesamtgebiete des menschlichen Denkens, Erkennens  
und Wissens gethan, ist die Epoche des Zwanges für immer zu  
Grabe gegangen. Der Mensch will überall frei sein; die mate-  
rielle und politische Emancipation genügt ihm nicht mehr, er  
weiß, daß es noch eine höhere Freiheit giebt, die nämlich des

---

\*) Das berühmte, von Herrn S. Cahen in Paris herausgege-  
bene Bibelwerk mußte selbst in Frankreich, dem Lande der Denk- und  
Sprechfreiheit, wegen der freien, aber auf echter wissenschaftlicher Gründ-  
lichkeit beruhenden Forschung, welche in den Anmerkungen und Erklä-  
rungen vorwaltet, heftige Angriffe von Juden sowohl, wie von Christen  
in Tagesblättern und in Privatbriefen erfahren. Herr S. Cahen schrieb  
zu seiner Vertheidigung „ein Wort zur Abwehr“; aber auch dieses ver-  
mochte nicht die Gegner zu beruhigen. Da trat denn in aller Beschei-  
denheit unser rühmlichst bekannter deutscher Orientalist, Herr Munk, auf

Denkens und Glaubens, und darum opfert er sehr gern und freudig auf dem Altare der Wahrheit die schönen Phantasiebilder, welche den Reiz seiner Jugend verherrlichten. Wohl müssen wir denjenigen für unglücklich halten, der aus Thorheit seinem Glauben und der angestammten väterlichen Tradition entsagt; aber um so mehr ist der in Ehren zu halten, der sich durch eine tiefe innere Ueberzeugung hingerissen fühlt und nur auf die Stimme seines Gewissens hört. Schätzens- und achtenswerth aber ist vollends ein Jeder, welcher ohne sein Bewußtsein zu opfern der Vernunft folgt, und in dieser die göttliche Offenbarung, welche er sonst nur außer sich, auf dem Gipfel Sinai's, an den Ufern des Jordan und auf den Bergen Jerusalem's gesucht hat, wieder zu finden weiß. —

Der einzige Lichtstrahl, welcher die Finsterniß des höchsten Alterthums aufzuhellen vermag, ist die heilige Schrift. Ohne Zweifel war es nur eine göttliche Inspiration, welche in der Zeit einer so großen Abgötterei, einem Menschen die herrliche Idee eingeben konnte, einen einzig einzigen Gott, als Schöpfer und Erhalter des Weltall's zu verkünden, und auf dieser Grundidee die politische und religiöse Erziehung eines in Unwissenheit und Uberglauben versunkenen Volkes zu gründen. Daß die göttliche Stimme von der Höhe Sinai's unter Blitzen und Donner sich hören ließ, oder daß sie in einem Menschen von höherem Genie sprach, thut dem Ruhme Gottes und der Religion, welche in der arabischen Wüste gestiftet wurde, keinen Eintrag. —

Die Erziehung des hebräischen Volkes begann mit Moses, und ward durch die Männer, welche man Seher oder Verkünder der Gottheit nannte — erst sehr spät legte man ihnen den Namen Propheten bei <sup>1)</sup> — fortgesetzt. Das Geschäft der

---

den Kampfplatz, der „um Niemanden Anstoß zu geben, abstrahirend von allem partikulären Glauben, die Beweise in der Hand und im Namen der Wahrheit sprechend“ eine Würdigung (examen) des Streitiges schrieb und ihm auch ein Ende machte.

In der deutschen Bearbeitung habe ich alles auf jenen Streit Bezügliche weggelassen, und mich bemüht dem Ganzen den Charakter einer Originalarbeit zu geben. Möge sie auch dem deutschen Publikum zur Erkenntniß der Wahrheit förderlich sein.

1) „Denn was heutzutage den Propheten, nannte man vordem den Seher.“ 1. Sam. 9, 9.

Iß.

Iß.

Propheten war, das Volk über göttliche Dinge zu unterrichten, und das mosaische Gesetz einfach zu erläutern. Die Kunst das Kommende vorauszusagen, war nicht das, was sie wesentlich charakterisirte, und wenn sie von der Zukunft sprachen, so waren es eher Ahnungen, Besorgnisse und bloße Hoffnungen, als bestimmte Voraussetzungen. Nun wurde das Verhältniß, in welchem diese großen Männer zur Gottheit standen verschiedentlich aufgefaßt. Die Einen nahmen, gestützt auf die Autorität der Dogmen — die sie über die Vernunft stellen — eine partikuläre Offenbarung Gottes an, welche auf übernatürliche Weise einem solchen Individuum wird; d. h. Gott wird dem körperlichen Auge des Menschen sichtbar, spricht und ertheilt Aufträge. Die Einsprüche, die die Vernunft gegen diese Annahme geltend macht, weisen sie mit dem Ausspruche zurück, die Vernunft sei zu schwach, um in die Tiefen der Gottheit zu dringen und die ewigen Wahrheiten der Religion zu verstehen. Hinwieder machten Andere im Gegentheil die Autorität der Vernunft geltend und sagten: weil es nur eine Wahrheit geben kann, so muß die Religion, welche sich als die absolute Wahrheit ausgiebt, durch sich selbst verstanden werden, sie muß sich der Vernunft als wahr zeigen, ohne sich auf historische Zeugnisse zu berufen und zu stützen. Sie geben auch keine übernatürliche Offenbarung zu, sondern behaupten: Gott offenbare sich in der Natur und besonders im Menschen, dem Meisterstücke der Natur. Diejenigen nun, in welchen sich die göttliche Vernunft auf eine sehr herrliche Weise offenbart hat, sind die Auserwählten Gottes, die Propheten, nach christlicher Anschauung, auch die Apostel. Nach den Ersteren ist es also Gott selbst, der durch den Mund des Propheten spricht; dieser ist nicht frei, was er ausspricht, oder niederschreibt ist kein Produkt seines Denkens und seiner Reflexion, vielmehr spricht und schreibt er nach dem Diktat Gottes, und die menschliche Vernunft ist nicht berechtigt, mit ihrer Kritik diese heiligen Worte zu prüfen, die hermeneutischen Regeln, deren man sich bei profanen Schriften bedient, sind auf die heiligen Schriften nicht anwendbar, und es giebt nichts weiter, sagen sie, als die religiösen Dogmen, welche uns zum Verständniß der heiligen Schriften führen müssen. Die Letzteren erkennen im Gegentheil in den heiligen Schriften nur eine höhere Vernunft, die aber immer

eine menschliche, immer nur nach dem Grade unserer Intelligenz gestaltete ist, und glauben eine rationale Kritik daran anwenden zu dürfen. Die exegetischen Regeln sind dieselben, welche man an die Schriftsteller des profanen Alterthums anwendet und die heilige Schrift fällt in den Bereich der Kritik.

In Deutschland, wo trotz der spekulativen Philosophie, das religiöse Bedürfnis sich nie verleugnen konnte, in diesem klassischen Lande der Gelehrsamkeit sind die gedachten zwei Ansichten, mit gleicher Ueberzeugung, mit gleicher Religionsliebe, mit gleicher Verehrung der heiligen Schriftsteller verfolgt worden. In beiden Systemen wurden Vernunft und Offenbarung nicht als zwei entgegengesetzte Elemente betrachtet, vielmehr ordnete man in dem einen die Vernunft dem Dogma unter, in dem andern das Dogma der Vernunft; jenes nannte man Supernaturalismus, dieses Rationalismus.

So lange diese Systeme sich in ihren Grenzen hielten, so lange blieben sie ihrem Grundprincipe treu — d. h. sie betrachteten Offenbarung und Vernunft als einander untergeordnet, nicht aber als entgegengesetzt —; sie konnten sich gegenseitig in der Exegese nützlich werden, obschon der Rationalismus, weniger gebunden durch positive Gesetze, in seinen Bewegungen freier sein mußte. — Wenn aber der Rationalismus zuweilen in eine anti-religiöse Philosophie ausartete, so dankte der Supernaturalismus seinerseits gänzlich die Natur ab, und verfiel in einen für das religiöse Gefühl tausendmal gefährlicheren Mysticismus, als der des Ultrarationalismus. Dieser Mysticismus nahm noch zuweilen eine philosophische Färbung an, und indem er die Dogmen durch eine Art von Vernunft befestigen wollte, untergrub er die Fundamente der Religion, und wir laufen Gefahr, uns zu verwirren in dem großen Gefolge, welches dieser philosophisch-religiöse Mysticismus am Ende aufgetrieben hat: er stürzt alle Religion und führt zum Pantheismus.

Aber selbst der in seinen Schranken sich haltende Rationalismus wird gar zu häufig noch in unseren Tagen von Juden sowohl, wie von katholischen und protestantischen Christen mit ungestümer Hefigkeit angegriffen, als wenn durch seine Exegese die heilige Schrift dem Verderben preisgegeben und der Hauptumsurz aller Religionen herbeigeführt würde. Zur Erklärung

und Erläuterung der heiligen Schriften wird nun von ihnen ein anderes System der Exegese vorgeschlagen, gegründet auf dem Mysticismus der Kabbala, die sie als die höchste und wahrste Alterthumswissenschaft und für so alt als das Menschengeschlecht selbst ausgeben; die Juden hätten sie nur vergessen, in der Torah aber wurde sie ihnen erneuert wiedergegeben, besonders aber in dem Evangelium und der Apocalypse des heiligen Johannis und in den Episteln des heiligen Paulus. —

Diese Anschauungsweise muß durchaus zurückgewiesen werden. Dem System der Kabbala ist weder eine so große Achtung zuzugestehen, noch ist das Alter dieser Doktrin beglaubigt; sie ist eine reine ausländische Pflanze, welche dem Juenthume eingepropft wurde, als die Bewahrer der heiligen Schriften auf fremden Boden gebannt waren. Nichts im alten Testament läßt die Existenz einer geheimen Wissenschaft verspüren, und nur die Bücher der letzten Epoche bieten einige Züge der neuen Lehren von Gott und Natur dar. Weit entfernt den Mysticismus zu begünstigen, wollte Moses die Israeliten zu einem Priesterreiche und einem heiligen Volke heranbilden; d. h. er wollte ihnen alles das offenbaren, was er selbst über Gott und Schöpfung wahrgenommen, und ihnen alles das enthüllen, was bei den Egyptern unter dem Namen Mysterien nur einer privilegierten Priesterkaste bekannt war, welche letztere noch nicht den reinen Monotheismus, den herrlichen Gott, welchen Moses dem hebräischen Volke bekannt machte, kannten. Selbst die Engel, welche bei den Kabbalisten eine so große und bedeutende Rolle spielen, sind dem reinen Mosaismus fast fremd, es wird deren auch in der Schöpfungsgeschichte nicht erwähnt. Wenn Moses zuweilen von Engeln spricht, so scheint er bloß auf alte, im Volke noch lebende Traditionen Rücksicht zu nehmen; die Lehre von den Engeln erscheint nirgend in seinem Systeme des Monotheismus, die Existenz der Engel bildet niemals ein Dogma seiner Religion. Er kannte keine Engelnamen, wir finden diese erst bei den Israeliten nach der Zeit des babylonischen Exil's: (Schemot ha-melachim alu imahem mibahel. Palm. Jerus. tract. Rosch ha schanah.) Die Cherubim sind ohne Zweifel nur symbolische Dinge, welche an die egyptische Sphinx erinnern,

wie man aus der fanatischen Beschreibung des Propheten Ezechiel erfieht. 2)

Die Lehren von Engeln und Dämonen beginnen unter den Israeliten sich erst nach ihrer Bekanntschaft mit den Chaldäern und Persern zu verbreiten, und welches auch der Sinn der Ezechielischen Visionen sei, welche Mythologie oder reinere Symbolik sie auch sei, diese Visionen haben nicht in der alten Religion der Hebräer ihre Wurzeln. Aller Bemühungen ungeachtet, welche sich die Kabbalisten gaben, ihr System auf den Mosaismus zu gründen, konnten sie doch nicht den geringsten Beweis über das hohe Alter der Kabbala aufbringen. Das Buch *Jezirah* ist eben so wenig die Arbeit Abraham's wie Adam's und über den jungen Ursprung des *Sohar* ist man allgemein einig. (Vergl. das Buch: *Mitpachat ha-sefarim* von R. Jakob ben Zebi.) Was aber die Basis der kabbalistischen Doktrin bildet, die Emanationslehre und Trinität, so sind diese bei den Juden noch viel jünger, als die Kenntniß der Engel und Dämonen, der Principien des Guten und Bösen. Allein wie alt überhaupt die Quelle dieser beiden Doktrinen auch sei, so beginnen sie sich doch erst zu einer Art von System im Neuplatonismus zu entwickeln, durch die Lehre vom *λογός*. — Unter den Ptolomäern haben sich die jüdischen Philosophen in Alexandrien mit diesen platonischen Doktrinen befreundet und sie in das Judenthum hineingetragen, woraus dann die Kabbalisten hervorgingen. Zur Zeit als Jesus auftrat, begann die Logosdoktrin, welche die Emanationslehre und die Trinität gebar, unter den Juden einige Festigkeit zu erlangen, aber sie wurde sehr wenig von den Juden Palästina's, und nur von den Alexandrinischen gebilligt.

---

2) Die Zoroasterische Religion hat viel Aehnlichkeit mit dem Judäismus, welchen wir in den Büchern Ezechiel's und Daniel's und vorzüglich bei den Kabbalisten hervortreten sehen, und wenn es wahr ist, daß Zoroaster viel später, als genannte Propheten lebte, so ist es nicht weniger wahrscheinlich, daß sie alle aus derselben Quelle, aus der alten Religion der Perser und der Weisheit der Chaldäer geschöpft haben. Denn es ist noch nicht erwiesen, daß Zoroaster der erste Stifter und Begründer der Religion der Zenda Besta gewesen; es ist im Gegentheil wohl möglich, daß er nur ihr Reformator war. (*Tychsen de religionum Zoroastricarum apud veteres gentes vestigiis* im neunten Bande der Göttinger Jahrbücher.

Jesus, obschon sich oft, nach der Darstellung der Evangelisten — als Anhänger der allegorischen Interpretation zeigend, (wie z. B., als er den Sadduzäern die Auferstehung der Todten soll haben beweisen wollen, Matthäus 22, 31. 32. „Habt ihr aber nicht gelesen von der Todten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaks, und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.“), Jesus, der sich wesentlich als Apostel der Moral ausgab, beschäftigte sich wenig mit metaphysischen, philosophischen und spekulativen Theoremen; wie Sokrates wollte er die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabrufen. Die Lehre von der Dreieinigkeit, wenn sie zu der Zeit schon existirte, war nur rein spekulativ, und ohne Zweifel Jesus nur wenig bekannt. Man wollte zwar das Gegentheil aus den letzten Versen des Evangeliums Matthäi, aus den Worten: Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters; und des Sohnes, und des heiligen Geistes.“ Matth. 28, 19. beweisen; allein die Echtheit dieser Stelle ist von vielen Gelehrten bezweifelt und angegriffen worden (Eichhorn Einleitung in's alte Testament Band I. de Bette, Lehrbuch der christlichen Dogmatik Band I. S. 232 — 33.) und Falls sie auch echt wäre, beweist sie nichts mehr als daß das Dogma von der Dreieinigkeit vom Apostel anerkannt wurde, und er legte es seinem auferstandenen Jesus in den Mund, aber die Dreieinigkeitslehre war selbst den andern Aposteln unbekannt. In der Offenbarung des Johannes und in den Briefen des Paulus ist allerdings eine kabbalistische Anschauung sichtbar, indem da die beiden Apostel den Logos lehren, sie auch die Dreiheit der Gottesidee anerkennen. Aber es ist noch ein großer Unterschied zwischen der ideellen Trinität und der der Kirchenväter, und man kann nicht behaupten, daß in den Schriften der beiden Apostel das Dogma und Philosophem der Trinität auf eine explicirte Weise sich finde. Die Stelle, welche man aus der ersten Epistel des Johannes citirt, ist als unächt erwiesen (vergl. de Bette a. o. a. D. S. 258).

Diesem allem nach, sind die Spuren der Kabbala, welche man in der Bibel finden will, im alten Testamente nicht vorhanden, und kaum begann sie sich in einigen Büchern des neuen bemerklich zu machen. Es würde also nur wenig Verstand und

Vernunft verrathen, wollte man die Exegese der Bibel auf das kabbalistische System basiren, und dieses der Bibel anpassen, da die Bibel ihm sich nie anpassen wird. Denn nicht nur das Judenthum, sondern auch das Urchristenthum ist dem Philosophen der Trinität entgegen, welches auf die Spitze getrieben, ein reiner Pantheismus ist. Hierunter ist nicht die dogmatische Trinität der Kirche zu verstehen, welche ob schon der spekulativen Trinität entsprossen, doch nur die bloße Form behalten hat, und übrigens auch nicht behauptet in der Vernunft begründet zu sein; im Gegentheil sie giebt sich als Mysterium aus, und beruft sich nur auf den Glauben. (*Impossibile est, sagt Thom. Aquin. summa. tot. theol. part. 1. quaest. 32., per rationem naturalem ad trinitatis divinarum personarum cognitionem pervenire . . . . Qui autem probare nititur Trinitatem personarum naturali ratione fidei dupliciter derogat.*) Es ist bloß die Trinität gemeint, welche uns in der Kabbala und in der Gnosis entgegentritt, welche mehrere moderne Philosophen aufstellten, und dadurch sich autorisirte glaubten, ihr System auf die Bibel zu bauen, während es mit ihr in direktem Widerspruch steht. In dem Worte Elohim wollen manche demuthsvolle Fromme eine mystisch-dogmatische Anspielung auf eine Gottheit sehen, welche in ihrer Substanz einig, in der Person aber dreifach sei. Diesen Leuten braucht man bloß mit den Worten eines deutschen Schriftstellers zu antworten, den man oft genug beschuldigt hat, daß er viele Zusammenstellungen mache und häufige Anspielungen in Documenten des Alterthums finden wolle. „Moses“ sagt Görres (*Mythengeschichte S. 514*) „um sein Volk in der Idee der Einheit Gottes nicht zu verwirren, verwarf gänzlich die Trinität der Chaldäer und Egypter, die einzige Offenbarung der Gottheit, welche bei diesen in drei Personen erscheint, stellt sich hier in Jehova dar, und Alles, was die Kirchenväter in den Büchern des alten Testaments zu finden glaubten, um das entgegengesetzte Dogma zu befestigen, beruht auf einer willkürlichen Interpretation und auf Vorurtheilen. (Vergl. Eusebius Praef. evang. 1. 7. c. 5. und 1. 11. c. 10.).“

Und auf was zweckt in der That die Kabbala und das Emanationsystem im Großen ab? Die Emanationslehre, welche wir mehr oder minder modificirt, mehr oder minder idea-

listet im Neuplatonismus, in der Kabbala, in der Gnosis und in mehreren modernen Systemen finden, läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: Keine Substanz kann aus dem Nichts hervorgehen, Alles, was ist, hat seinen Ursprung in der ewigen Idee, in einer vorzüglichen Quelle göttlichen Lichtes, in Gott. — Philo, der aus Nationalstolz, die Bibel zur Quelle der philosophischen Lehren der Alexandrinischen platonischen Schule machen wollte, Philo leugnete gänzlich, daß Etwas aus dem Nichts erschaffen werden kann. Er nahm zwei Grundursachen an, deren eine **thätig**, die andere aber **leidend** ist, und durch die Thätigkeit der ersteren auf die zweite wurde die Welt geschaffen. — „Nichts“, sagt er „ist aus dem Nichts hervorgegangen, und nichts geht dahin wie der zurück.“

Rabbi Elieser, Sohn Hirkkan's, mit dem Beinamen, der Große, schien eine gleiche Lehre anzunehmen, weil er in einer weitläufigen Allegorie sagt, daß Gott die Himmel aus dem Lichte seines Mantels und die Erde aus dem unter seinem Throne befindlichen Schnee geschaffen habe. (Pirke de Rabbi Elieser Cap. 3.)

Maimonides (Moreh Nebuchim 11. 26.) erschrickt über diese pantheistischen Lehren des Rabbi Elieser; allein sie sind der Grund des ganzen kabbalistischen Systems. „Nicht aus dem Nichts“, sagen die Kabbalisten, habe Gott die Welt geschaffen, sondern aus dem Eosoph, dem Unendlichen, d. h. aus sich selbst.“ Er selbst, wenn wir so sagen dürfen, ist Welt geworden, indem er sich durch verschiedene Sefhirot, Sphären, entwickelte. Warum ist nun aber Gott Welt geworden? Wie ist die reine Idee zur Materie geworden? Um diese Fragen zu beantworten, haben die Anhänger der Emanationslehre tausend Formeln, tausend intelligibele philosophische Kategorien; aber in der Verkehrtheit ihres ganzen Systems sieht man Gott nicht, man schaut in dem, was sie Gott nennen, nur den Brennpunkt, aus welchem die Welt ausstrahlte. — Die Kabbalisten haben wohl gefühlt, daß sie die Materie nicht unmittelbar vom Geiste entstehen lassen können, oder die Existenz des Geistes in der Materie zugeben: sie nahmen daher

- 1) eine mittelbare Schöpfung, oder eine erste Emanation an, welche sie den Sohn Gottes, oder den Urmenschen, Adam Kadmon nannten, (das ist auch die Bedeutung des *λογος* bei Philo und einigen Aposteln) von welchem die Welt durch Vermittelung der Sefirot ausstrahlte, und
- 2) die Rückkehr Gottes zu sich, welche sie Simzum nannten.

Versucht man's auch diese Schwierigkeiten durch einige andere aufzulösen, oder diese dunkeln Worte kabbalistisch zu deuten, der Pantheismus ist immer darin zu finden. Aus der Christenwelt während des ganzen Mittelalters gebannt, flüchtete sich diese orientalische Philosophie nach Asien, wo ihre Wiege war, und als fremde Sache fand sie, trotz der absoluten Einheit und Antitrititätslehre des Alcoran, unter den Muselmännern viele Theilnahme. (Vergleiche Tholuck, die spekulative Trinitätslehre des säären Orients). 3)

Als die Herrschaft des Scholasticismus geschwunden war, kehrte die gedachte Lehre unter dem Schutze Spinoza's zurück, welcher aus dem Neuplatonismus und der Kabbala den Grundzug seines Systems geschöpft zu haben scheint, obschon seine Theorie von der Substanz sehr von der der Emanation abweicht. (Wachter, Spinozismus im Judenthum. Amsterdam 1699. Basnage, hist. des Juifs Tom 4. c. 7. Brucker, hist. crit. phil. II. S. 1054.)

Durch Kant und Fichte indirekt zurückgewiesen, lebte diese orientalische Philosophie durch Schelling auf, und Hegel brachte sie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit, und machte sie wieder zu einem vollständigen Systeme. (Die Einheit ohne die Zweierheit, sagt Schelling, ist leer und tod, und wahr ausge-

---

3) Man könnte versucht werden, auch in dem, was Maimonides *Moreh* 1. Cap. 8. gleich andern arabischen Philosophen sagt, daß Gott das Denken, der Denkende und das Gedachte sei, eine Trinität zu finden. Allein dieses Philosophem gründet sich auf einen Satz der Aristotelischen Metaphysik, wo dieser Philosoph den Unterschied zwischen *ζῶον αἰδιδόν*, lebendigem Wesen *νοῦς*, *νόησις* und *νοητόν* feststellte. Eine leichte Prüfung dieses Satzes reicht hin, den großen Unterschied zwischen der Lehre des Philosophen von Stagira und der Trinitätslehre des Plato zu finden.

drückt ist sie nichtig und nichts. (Vergleiche Darlegung des Verhältnisses der Naturphilosophie zu Fichte.)

Es ist hier der Ort nicht in's Einzelne des neuen Pantheismus der Deutschen, welcher, wiewohl in der Methode verschieden, doch in seinen Resultaten der orientalischen Philosophie gleichkommt, einzugehen; allein es soll nur damit gesagt sein, daß die deutschen Theologen, welche mehr oder weniger die Systeme Schellings oder Hegel's angenommen, wie Schleiermacher, Marheinecke und andere, imgleichen, daß die Kirchenväter, welche dem Neuplatonismus huldigten, genöthigt waren, indem sie ihre Systeme dem Christenthume anpassen wollten, dasjenige für die Realität dieser Religion zu halten, was nur deren Hülle ist. Denn nur diese ist's, welche sie ihren Systemen geliehen haben. 4)

Wie wenig aber vermögen diese Systeme das menschliche Herz zu beruhigen! Liebe, Vertrauen, Hoffnung, Freiheit, alles, was das moralische und religiöse Gefühl des Menschen aufrecht hält, ist verschlungen in dem, was sie Idee nennen. Gott ist nur eine Art Fatalität, welcher sich im Weltorganismus offenbaren muß; die Unsterblichkeit ist nur die Identification des Individuums mit der absoluten Idee: endlich für alles, was die Religion tröstliches hat, geben sie nur eine leere Abstraktion. Das ist der Mysticismus, das der Pantheismus! —

Aber die rationale Auslegung der Bibel findet nicht nur in supernaturalistischen Christen ihre Gegner, nein, auch die Rabbiner sehen dadurch ihr Judenthum gefährdet und treten dagegen so gern in die Schranken. Darum wollen wir einen Augenblick diese theologische Meinung festhalten, und sehen, ob denn in der That der Rationalismus der Religion so gefährlich ist. Ihr, die ihr die Vernunft nicht wollt sprechen hören, da wo es sich um den Glauben handelt, muß man nicht sagen, euer

---

4) In diesen Irrthum verfallen auch täglich die protestantischen Judenmissionen, welche die meisten Länder Europa's, und besonders Polen überschwemmen. Sie bedienen sich fragmentarischer Auszüge aus dem Sohar und anderen kabbalistischen Werken, um die armen Juden, welche nichts von all dem verstehen, zu bekehren. Wie es scheint verstehen die Herren Missionare ebenso wenig davon, und täuschen somit wissentlich diejenigen, welche ihnen angehören wollen.

Glaube fürchte den Tag und sei zu schwach, um die Strahlen des Lichtes zu ertragen? Ist nicht euer Glaube auf einige schlecht interpretirte Worte gegründet, und wird er nicht gleich erschüttert werden, wenn man euch zeigen wird, daß weder die Vernunft, noch die Geschichte eure Art Interpretation billige? Der unsterbliche Kant sagt an einer Stelle: eine Religion, welche der Vernunft den Krieg erklärt, kann sich gegen diese nicht lange erhalten, und mit der Fackel der Geschichte in der Hand könnten wir die Wahrheit dieser Worte beweisen. Ihr wollt nicht, daß man die heilige Schriften nach den Prinzipien der gesunden Vernunft erkläre, überall müssen euch Wunder, Verheißungen und einzelne Dogmen führen; ihr seid denn die Ungläubigen, ihr seid es, welche die Wahrheit an sich nicht erkennen wollt, ihr sehet sie gefährdet, wenn man euch sagt, daß dieses oder jenes Wort der heiligen Schrift einen andern Sinn, als wie eure Tradition ihn gebe, habe. Es ist wahr, die Propheten waren von der Gottheit inspirirt; aber sie sprachen zu Menschen — und — die alten Rabbiner, viel toleranter als ihr, haben es öfter wiederholt: die Torah (heilige Schrift) spreche in der Sprache der Menschen, *dibra torah kil'schon b'ne adam*. Nach den Regeln dieser Sprachweise und nach den Gesetzen der Logik muß man also die Schrift erklären, und welche Anspielungen und Dogmen man auch an die Schrift anlehnen könnte; „die Schrift, behaupten die Rabbiner, kann nie ihren buchstäblichen und rationalen Sinn verlieren“ *En mikra joze mide p'schoto*. Ihr behauptet nun die absolute Infallibilität der kanonischen Bücher, ihr wollt nicht, daß man deren Authentizität, deren Ursprung untersuche, und doch haben die alten Rabbiner, viel aufgeklärter als ihr, diese Materien der Erörterung unterworfen. Sie bezweifelten sogar die Vollständigkeit des Pentateuch's, als ein Werk Moses, indem sie richtig wahrnahmen, daß die letzten acht Verse nicht den Moses zum Verfasser haben können; ja sie wollten sogar einige kanonische Bücher für apokryphisch erklären, wie die sogenannten Sprüche Salomo's, den Prediger (Kohélet) und ganz besonders das Buch Ezechiel, weil darin Widersprüche zu finden sind, die die Vernunft in der heiligen Schrift nicht obwalten lassen kann.

Im Talmud babil, Traktat Baba batra 1. heißt es: Moscheh katab sifro upirschat Bileam, wi Hoschua Katab sifro uschemoneh pesukim sch'betorah, Moses hat sein eigenes Buch und die Abschnitte von Bileam und Job geschrieben, und imgleichen hat Josua sein Buch und die acht letzten Verse des Pentateuch's geschrieben, woraus hervorzugehen scheint, daß nach der Meinung einiger Rabbiner, Moses, obwohl Redakteur des ganzen Pentateuch's, sich doch sehr alter Dokumente, für die Parteien, die seiner speziellen Mission fremd waren, bedient habe. Denn hier wird sifro, sein Buch, von pirschat Bileam „dem Abschnitt über Bileam“ unterschieden, und es würde gar sehr ungenau sein, wollte man unter dem Worte sifro „sein Buch“ den ganzen Pentateuch verstehen, und die Episode von Bileam für einen eigenen Theil betrachten. Sifro „sein Buch“ bezieht sich vielmehr auf Alles, was dem Moses eigen ist, und schließt die besonderen Stücke anderer Dokumente aus, und der Autor der citirten Stelle wollte sagen, daß die Episode über Bileam, obgleich dem Gesetze Moses fremd, von ihm doch redigirt worden sei. Ebenso gehört eine zweite nicht minder wichtige Stelle hierher: In demselben Talmud, Traktat Sabbath fol. 30 und 13. sagt Rabbi Jehudah im Namen Rab's: die Weisen wollten das Buch Kohelet (den Prediger Sal.) für apokryphisch erklären, weil dessen Inhalt vielfache Widersprüche bietet. Und warum ist's unterblieben? weil des Buches Anfang sowohl, als dessen Ende religiöse Sprüche ausmachen. Imgleichen wollte man das Buch der Sprüche (Sal.) apokryphiren. Bei der Gelegenheit ist noch Rechnung's, Sohn Hiskia's zum Guten zu gedenken; denn wäre er nicht, so wäre das Buch Ezechiel apokryphisch erklärt worden, weil sein Inhalt den Worten der Thorah widerspricht. 5)

Rabbi Saadja Gaon aus Fajume in Egypten (geb. 892 gest. 941 oder 42.) sagt in der Vorrede zu seinem ha-emunot

5) Das griechische ἀπόκρυφος ist wahrscheinlich die Uebersetzung von dem Hebr. *genusim*, durch welches Wort man Manuscripte bezeichnete, deren öffentliche Vorlesung in der Synagoge verboten war;

w'ha - deot, „Glauben und Wissen“ betitelten Buche: „Nur die unwissende und abergläubische Menge ist es, welche da glaubt, die Vernunft und die freie Forschung seien mit der Religion unverträglich. Allein diese macht es uns im Gegentheil zur Pflicht, die von Gott uns gegebene Vernunft zu gebrauchen.“

Das Haupt der midraschischen Exegeten, Rabbi Salomon Tizchaki (Raschi) (geb. 1040 zu Troyes in der ehemaligen Champagne, gest. 1105.) bedauerte es in seinem Alter öfter, daß er nicht die schlichte Erklärungsart, Peschat genannt, in seinem Kommentare befolgt habe; dies berichtet sein Enkel Samuel ben Meier, in seinem Kommentare Raschbam zu Genes. 37. 1.

Ja, zu jeder Zeit sind die größten Kommentatoren, welche die Synagoge hervorgebracht, der rationalen Auslegung gefolgt, indem sie die Bibel nach der Grammatik und dem gewöhnlichen Verstande erklärten, ohne sich von der Tradition zurückschrecken zu lassen. An ihrer Spitze steht Rabbi Abraham ibn Isra (geb. 1119 zu Toledo in Spanien, das Todesjahr ist ungewiß), welcher in die Auslegung der Bibel einen klaren von Vorurtheilen freien Verstand brachte, und der in seiner dunkeln Sprache oft eine Kritik niederlegte, welche unserer modernen Nationalisten würdig ist. Spinoza führt in seinem theologisch-politischen Traktat Kap. 8. eine merkwürdige Stelle aus Ibn Esra's Kommentar an, wo dieser Rabbiner sich auf die freisinnigste Weise über die Redaktion des Pentateuchs ausspricht. Der Wichtigkeit wegen möge die Stelle aus Ibn Esra mit der Erläuterung Spinoza's hier ihren Platz finden. „Ibn Esra, sagt letzterer, ein Mann von freiem Geiste und bedeutenden Kenntnissen, war unter Allen, die ich gelesen, der erste, dem dieses Vorurtheil (in Betreff der wahren Verfasser der heiligen Bücher) auffiel; er hat es zwar nicht gewagt, seine Ansicht offen darzulegen, aber er deutete doch selbst in den dunkeln Worten die Sache gar sehr

---

sei es daß sie abgenutzt und fehlerhaft waren, sei es daß ihr Inhalt nicht mit denjenigen heiligen Schriften übereinstimmte, die als vom heiligen Geiste inspirirt anerkannt waren. (Vergleiche Hottinger, thesaur. philog. p. 514.)

an, und ich scheue mich nicht, sie klarer wiederzugeben und gewißlicher darzuthun. Die Worte Jbn Esra's, welche sich in seinem Commentare zum fünften Buche Moses finden, lauten folgendermaßen: „Jenseit des Jordan“ u. s. w. sobald du das Geheimniß der Zwölf verstehst: dann erkennst du auch in „Und Moses schrieb das Gesetz“ und „der Kanaani war damals im Lande.“ „Auf dem Berge Gottes soll es sich zeigen.“ „Siehe sein Bett ist ein eisern Bett.“ die Wahrheit. „In diesen wenigen Worten wird angedeutet, daß nicht Moses, sondern Einer, der nach ihm gelebt, den Pentateuch geschrieben habe, und daß das Buch, welches Moses geschrieben ein anderes gewesen sei. Zur Erläuterung bemerke ich, daß das erste Citat anzeige, die Einleitungsworte zum Deuteronomium können durchaus nicht von Moses, der nicht über den Jordan gegangen war, geschrieben worden sein. — Das zweite Citat deutet darauf hin, daß weil das ganze Buch Moses bloß auf dem Umfang eines Altars (Deut. 27, 8. Josua 8, 30—32.) geschrieben war, welcher nach der Ansicht der Rabbiner, nur aus zwölf Steinen bestand, so folgt daraus, daß das Buch Moses von einem weit kleineren Umfange gewesen sein müsse, als der Pentateuch. Dies glaube ich auch, wollte unser Autor durch das Geheimniß der Zwölfzahl andeuten, wenn er nicht darunter etwa die im eben angeführten Kapitel des Deuteronomiums sich vorfindenden 12 Flüche meinte, welche nach seinem Dafürhalten vielleicht nicht im Gesetzbuche eingeschrieben waren, und zwar deswegen, weil Moses außer des Aufschreibens der Gesetze auch noch den Leviten befahl, die Flüche vorzulesen und das Volk darauf durch einen Eid zur Beobachtung des Gesetzes zu verpflichten. Vielleicht aber wollte er damit das letzte Kapitel des Deuteronomiums vom Tode Moses bezeichnen, welches Kapitel nur aus zwölf Versen besteht. Doch ist hier der Ort nicht, darauf näher einzugehen. Das dritte Citat will sagen: im Deuteronomium Kapitel 31, 9. heißt es: „und Moses schrieb das Gesetz.“ Diese Worte kann nicht Moses, sondern muß ein Anderer, der die Thaten und Schriften Moses aufzählt, geschrieben haben. Das vierte Citat bezieht sich auf Genes. 12, 6. wo erzählt wird, daß Abraham das Land Kanaan durchwanderte, und hinzufügt „die Kanaaniter wa:

ren zur Zeit im Lande“ was offenbar die Zeit, in welcher dies geschrieben, ausschließt. Deswegen muß dieses nach Moses Tod, und als die Kanaaniter schon vertrieben waren und jene Gegenden nicht mehr inne hatten, geschrieben worden sein; was übrigens Ibn Esra in seinem Commentare zu dieser Stelle also ausdrückt: „Und der Kanaani war damals im Lande“, es scheint, daß Kanaan (Enkel Noach's) das Land Kanaan von einem Andern als Besitz eroberte, und wenn dem nicht so, so steckt hier ein Geheimniß und der Einsichtige schweige.“ Das heißt: wenn Kanaan diese Gegenden erobert hat, so wäre der Sinn: die Kanaaniter waren schon damals im Lande, mit Ausschluß einer frühern Zeit, in welcher andere Völker dasselbe bewohnten. Wenn aber Kanaan, wie aus Genes. 10, folgt, dieses Land zuerst bebauete, so bezeichnen die Textworte eine gegenwärtige Zeit (IN zur Zeit), nämlich die des Verfassers und nicht die des Moses, da zu dessen Zeiten die Kanaaniter allerdings das Land bewohnten. Dies ist nun das Geheimniß, was er zu verschweigen rath. Das fünfte Citat ist eine Hinweisung auf Genes. 22, 14. Dort wird nämlich der Berg Moriah der Berg Gottes genannt; diesen Namen hatte er aber erst nach dem er der Erbauung des Tempels gewidmet wurde. Zu Moses Zeiten war die Erwählung des Berges noch nicht geschehen, denn Moses führt noch keinen von Gott erwählten Ort an, er sagt vielmehr, daß Gott sich einen erst erwählen werde, der den Namen Gottes bekommen werde. — Das sechste Citat nimmt Bezug auf Deuteronomium 3. Dort werden bei der Erzählung von Og, dem Könige von Basan folgende Worte hinzugefügt: Nur Og, König von Basan war vom Ueberreste der Refaim noch geblieben; siehe sein Bett, ein Bett von Eisen, es ist in Rabat der Söhne Ammon, neun Ellen seine Länge u. s. w.“ Diese Parenthese zeigt auf's deutlichste, daß der Verfasser dieser Bücher lange nach Moses gelebt habe. Denn eine solche Redensart führt nur der, welcher sehr alte Dinge erzählt und den Ueberresten das historische Alter beglaubigen will. Ohne Zweifel ist dieses Bett erst zu David's Zeit, der nach 2. Samuel. 12, 30., die Stadt eroberte, gefunden worden. Doch nicht nur hier, sondern auch etwas weiter unten fügt derselbe Geschichtsschreiber den Worten Moses bei, daß

Jair, der Sohn Menaschah's den ganzen Strich Argob bis zum des Gebiete Geshuri und Maachati eroberte, und nannte sie, das Baschan, nach seinem Namen, Dörfer Jair's, bis auf diesen Tag. Dies, behauptete ich, fügte der Geschichtsschreiber zur Erläuterung der vorhergehenden Worte Moses hinzu. Jene Worte lauten nämlich: Und das übrige Gilead und das ganze Baschan, das Königreich des Og habe ich dem halben Stamme Menaschah gegeben, der ganze Strich Argob sammt jenem ganzen Baschan wird Land der Refaim genannt. Ohne Zweifel kannten die Hebräer zur Zeit dieses Verfassers die dem Stamme Juda unterworfenen Dörfer unter dem Namen „Dörfer Jair's und nicht unter dem Namen, Striche Argobi, noch unter der Benennung Refaim daher mußte er erklären, welches die Plätze seien, welche von Alters her so benannt wurden, und zugleich mußte er den Grund angeben, warum sie zu seiner Zeit nach dem Namen Jairs, der aus dem Stamme Juda war und nicht aus dem Stamme Menaschah, genannt wurden (siehe 1. Buch der Chron. 2, 22. 23). — So weit Spinoza über Jbn Esra. —

Nach ihm schrieb David Kimchi aus Narbonne (blühte gegen Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) einen herrlichen Kommentar über die Bibel, in welchem die Tradition fast keine Berücksichtigung fand. Er begann, selbst den Text der heiligen Schrift kritisch zu behandeln, indem er das Keri und Ketib als bloße Varianten ausgab (siehe seine Vorrede zum Buche Josua) und suchte deren Ursprung in den Schreibfehlern der Abschreiber, während die Tradition ihnen einen mystischen Sinn unterlegt und sie für so alt, wie das Gesetz selbst hält. — Don Isaac Abrabanel (geb. zu Lissabon 1437, gest. in Venedig 1508) spricht über die Zeit der Abfassung eines jeden der heiligen Bücher und nimmt mit einiger Ausnahme die Meinung Kimchi's über Keri und Ketib, in welchen er einen, nicht nur durch Abschreiber, sondern durch die Autoren selbst veranlaßte und sich eingeschlichene Partie Fehler, erkennt; er unterstützt diese Meinung durch Gründe und durch triftige, entscheidende Belege, indem er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn darauf hintweist, je entfernter die Bücher von dem goldenen Zeit:

alter der hebr. Sprache sind, desto mehr Fehler und Varianten sind in ihnen zu finden. (siehe seine Vorrede zu Jeremiah.) Der Pentateuch allein blieb von seiner Kritik verschont, er fürchtete daran zu rühren. — Elia ha Levi, auch Levita genannt (geboren 1472, gest. in Venedig 1549) stürzte alle Träumereien der Rabbiner die Heiligkeit und unerträgliche Echtheit der Vokalpunkte und Tonzeichen betreffend, über den Haufen, und wies nach, wie diese Zeichen erst um das Jahr 436 nach der Zerstörung des zweiten Tempels (506 nach Christ.) durch die Akademie der Massorethen zu Tiberias erfunden worden sind. (Siehe die dritte Vorrede zu seinem Buche *Massoretha; Massoret.*) Wenn nun demnach die Vokale von keinem größeren Werthe, als ein Kommentar sind, so ist es auch dem Uebersetzer erlaubt manches anders als die Massoreten auszulegen, und in zweifelhaften Fällen auch andere Vokalzeichen zu denen der Massoreten unterzusetzen, obschon diese als das Werk einer Akademie und gegründet auf langen und gründlichen Untersuchungen immer von dem Exegeten als eine sehr zu beachtende Autorität betrachtet werden müssen.

Diesen Beispielen könnten noch eine große Menge anderer hinzugefügt werden, wenn nicht die hier gesetzten Grenzen daran hinderten; die herbeigebrachten dürften aber zur Genüge beweisen, wie selbst die strenggläubigsten Rabbiner immer die rationale Auslegung der Bibel vor der mystischen und supernaturalistischen vorzogen. Nicht minder ist diese Methode von christlichen Gelehrten gebilligt worden, und es sollen hier nur einige citirt werden, deren Autorität von der ganzen Christenheit wohl anerkannt ist. „In so sehr wichtiger Sache, sagt Lactant. (*Inst. divin. 1. 2. Cap. 8.*), wo das Lebensverhältniß sich concentrirt, muß Jeder zu sich selbst Zutrauen haben, und sich bei der Erforschung und Erwägung der Wahrheit mehr auf eigenes Urtheil und eigene Sinneswahrnehmung verlassen, als sich gläubig durch die Irrthümer Anderer betrügen lassen, gleichsam als wäre er der Beruf nicht theilhaftig geworden. Gott gab einem jeden Menschen nach Gebühr Weisheit, damit er, was er vom Hörensagen hat, prüfe, und das mit eigenen Ohren wahrgenommene erwäge. Nicht darum weil die Alten uns in der Zeit vorangegangen, haben sie uns auch in Weisheit übertroffen, welche, da sie doch

Allen in gleichem Maße zu Theil geworden, von unsern Vorfahren nicht in Beschlag genommen worden sein kann. Ein Gemeingut ist sie, wie das Licht und die Helligkeit der Sonne, sie ist das für das menschliche Herz, was die Sonne für die Augen. Da es nun allen Menschen angeboren ist, klug zu sein, d. h. die Wahrheit aufzusuchen, so werden diejenigen, welche ohne eigenes Urtheil das Gutachten unserer Vorfahren billigen, dem Viehe gleich, von Andern geleitet.“<sup>6)</sup>

Luther meint, daß die Schrift vor Allem grammatikalisch erklärt werden müsse: *scriptura primum intelligi debet grammaticè, antequam possit explicari theologice*, und die meisten und größten Theologen der protestantischen Kirche haben würdiger Weise die Worte Luthers interpretirt. „Die Vernunft, sagt Knapp (Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre Theil 1.) als das höchste Vermögen der Intelligenz und freiwillig handelnd, bildet den wesentlichen Charakter der Menschlichkeit, und nur durch diese allein wird der Mensch der Religion fähig. Darum spricht die Bibel mit großer Achtung von diesem großen Geschenke der Gottheit und befiehlt uns selbst zu überlegen und zu prüfen die religiösen Materien, und folglich uns der Vernunft zu bedienen und die Wahrheiten der Religion zu prüfen.“

Reinhard, nachdem er gesagt, die Vernunft könne und solle die Worte der Schrift prüfen, fügt noch folgendes hinzu: „die Regeln der heiligen Exegese sind nur Sentenzen der menschlichen Vernunft und die feine Unterscheidungskraft, welche den Interpreten überall leiten muß, ist die Vernunft, welche durch

8) *Oportet in ea re maxime, in qua vitae ratio versatur, sibi quemque confidere, suoque iudicio ac propriis sensibus magis niti ad investigandam et perpendendam veritatem, quam credentem alienis erroribus decipi tanquam ipsum rationis expertem. Dedit omnibus Deus pro virili partione sapientiam ut et inaudita investigare possent, et audita perpendere. Nec quia nos illi temporibus antecesserunt, sapientia quoque antecesserunt, quae si omnibus aequaliter datur, occupari ab antecedentibus non potest. Illibabilis est tanquam lux et claritas solis, quia ut sol oculorum, sic sapientia lumen est cordis humani. Quare cum sapere, id est veritatem quaerere, omnibus sit innatum, sapientiam sibidimunt, qui sine ullo iudicio inventa majorum probant, et ab aliis pecudum more ducuntur.*

häufige Uebung am sichersten im Stande ist, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.“ (Vorlesungen über Dogmatik S. 28). Reinhard erkennt auch nicht mehr die Infallibilität der heiligen Schriftsteller an. „Die Wirkungen des göttlichen Einflusses, sagt er, zeigen sich bei den heiligen Schriftstellern nur dann, wenn sie über religiöse Materien sprechen. Durch die Inspiration wußten sie nicht Alles, und wußten sie über andere Dinge nicht mehr als andere Menschen, welche nicht in einem unmittelbaren Rapport zu ihren Funktionen standen.“

Die Werke Storr's, Shott's, Meander's bieten eine Menge ähnlicher Stellen dar, wiewohl die Rechtgläubigkeit dieser Gelehrten, gleich der eines Knapp und Reinhard niemals von der protestantischen Kirche bezweifelt worden ist. An den Früchten sollt ihr sie erkennen! beurteilt sie nach ihren Früchten, den Eichhorn, den Herder, den Paulus, den de Vette und Gesenius. Die Supernaturalisten gestehen diesen Gelehrten zu, daß sie dazu beigetragen, über verschiedene dunkle Passagen des alten Testaments, Licht zu verbreiten. Ist das das ganze Verdienst, welches ihr an ihnen findet? Wie kennt ihr sie nur so wenig! Welchen ungeheuern Vorschub haben sie nicht dem Bibelfstudium geleistet, welches Licht haben sie nicht über die heilige Schrift verbreitet, der die Finsterniß der Dogmatik so viele Uebel bereitet hatte! Wenn die Bibel eine lange Zeit den beißenden Spöttereien der Philosophie des 18ten Jahrhundert's ausgesetzt war, so hatte lediglich der Dogmatismus daran Schuld; der Rationalismus wußte die lächerlichen Vorurtheile der Voltaire'schen Schule zu zerstören, gegen welche ihr nur Flüche und Schimpfwörter ausstießet. Der Rationalismus bewirkte, daß Indifferentisten die Bibel lesen, und ihr wenigstens ebensoviel Bewunderung zollen, als den alten Profanschriften; der Rationalismus war's, der zu Ende des 18ten Jahrhundert's Deutschland von der Philosophie eines Voltaire, Dupuis u. dgl. m. gerettet, und der jetzt dazu bestimmt ist, den Protestantismus in Deutschland, von dem sich einschleichenden Mysticismus zu retten. —

Die frommen Christen beklagen sich, daß der Rationalismus die Synagoge an sich reißt; wir wünschen uns dazu Glück, und erstauern über die Rückschritte, welche sich in der protestan-

tischen Kirche kund geben, während die katholische Kirche mit großen Schritten zur geistigen Freiheit vorschreitet: wir erstauen, daß protestantische Theologen, wie Tholuck und seine Schule, ihr ungeheures Wissen darauf verwenden, die Irthümer eines bejammernswerthen Mysticismus zu begünstigen und zu verbreiten, während katholische Theologen, wie Hermes, Zimmer, Laménais und viele andere ihren Glauben mit dem Geiste des Jahrhundert's in Einklang zu bringen und darzuthun streben, daß der Katholicismus das Licht nicht zu scheuen brauche. Der wahre und echte Glaube ist in Deutschland in Gefahr, er hat auf der einen Seite mit der neuen Philosophie, oder dem Pantheismus, und auf der andern mit dem Mysticismus zu kämpfen, die beiden Feinde haben sich die Hände gereicht, und der Nationalismus allein kann den Glauben retten. Das ist nun das Gute, was dieses System gestiftet und noch stiftet, wo aber ist das Böse? Der Rationalist erkennt, daß die Religion eine Tochter des Himmels, ein Geschenk der Gottheit ist, er unterscheidet sich nur vom Supernaturalisten in der Weise der Auffassung der Offenbarung. Die Bibel enthält für ihn das göttliche Wort, er übt danach die Sittengesetze und seine Pflichten gegen Gott, König und Vaterland, und worin besteht demnach das so große Uebel, was diese Erkenntnißweise stiftet? In Nichts, in gar Nichts. — Zum Schlusse mögen hier noch drei von den Anmerkungen des Herrn Cahen hervorgehoben werden, die ihm bittere Vorwürfe verursacht haben. Die eine wurde von den Rabbinern, die beiden andern von den Redacteur's der Archives du Christianisme getadelt. Die Rabbiner haben in der Anmerkung über die Beschneidung eine Kegerei erblickt. Herr Cahen leugnete aber nicht, daß die Beschneidung bei den Israeliten ein religiöses Zeichen sei, er sagte nur, daß sie auch einen medicinischen Zweck gehabt haben könnte, und daß auch andere Völker, sie aus derselben Ursache ausüben, was schon 18 hundert Jahre vor Herrn Cahen der jüdische Philosoph Philo (de circumcissione) und Josephus (contra Apionem 1. 11. Cap. 13.) behauptet haben. Herr Cahen hat nur darin gefehlt, daß er nicht bemerkte, es sei die Beschneidung der Juden von der anderer Völker des Alterthums und ebenso der äthiopischen Christen und Muselmänner wesentlich verschieden, und der Unter-

schied wäre so groß, daß die Beschneidung der Juden als Unterscheidungszeichen anzusehen sei. Tacitus sagt ausdrücklich bei Gelegenheit, wo er von den Juden spricht (hist. V. 5.), „sie haben die Beschneidung eingeführt, damit sie durch dieses Kennzeichen erkannt werden.“ Uebrigens würde es schwer sein, die Existenz dieses Gebrauches bei den andern Völkern des Alterthums, zu leugnen, und eine Stelle im Propheten Jeremiah, welche den Kommentatoren viel zu schaffen gemacht hat, spricht sogar dafür (Jeremiah 9, 24 und 25). Vergleiche die Schrift: Ueber die Beschneidung zunächst in religiös; dogmatischer Beziehung von Dr. S. Holdheim 1844 und Dr. Bergson's Buch: die Beschneidung vom historischen, kritischen und medizinischen Standpunkte. Berlin 1841.

Die Geschichte von der Schlange und dem Sündenfalle des ersten Menschenpaares wurde von Herrn Cahen in der Anmerkung eine Fabel genannt; die Redakteur's der Archives beschuldigten ihn deswegen der Kezerei. Aber wie richtig bemerkte dagegen Herr Cahen in seinem „Wort zur Abwehr“ daß die Gelehrten der Synagoge sowohl, wie die der Kirche, jene Erzählung auf gleiche Weise betrachteten, und in der Schlange nur die Darstellung des bösen Geistes, der Versuchung, oder des bösen Prinzip's, welches dem Menschen inne wohnt, gesehen haben. „Die Schlange“, sagt der Seher, welcher den Redakteur's eine große Autorität ist, „ist der böse Gedanke, der Todesengel“ (Sohar. 1. 35. der Amsterdamer Ausgabe) und die Rabbiner sagen es mit andern Worten, nämlich „daß der böse Gedanke es sei, den man Satan nennt, und dieser bringt den Tod.“

Vorzüglich war es die Erklärung des Wortes Schilo, Genes. 49, 10. welche die Orthodorie der Redakteur's der Archives, die in diesem Worte nach dem Beispiele einiger Rabbiner und Kirchenväter den Messias sehen wollten, verwundet hat. Herr Cahen sagt nun in seinem „Wort zur Abwehr“ diese Streitfrage ist sehr delikate; der Kampf hierüber, hieße auf brennenden Kohlen gehen. Indem ich (Munk) ganz die Zurückhaltung des Autor's billige, und den Widerwillen schätze, welchen er empfindet, in theologische Streitigkeiten sich einzulassen, kann ich doch unmöglich gegen die Bemerkungen der Archives schweigen. Vor

Allem erkläre ich, daß meine Entgegnung hier ganz negativ sein wird, ich will nicht die von Herrn Cahen angeführte Erklärung des Wortes Schiloh von R. Samuel ben Meier rechtfertigen, ich finde sie nicht befriedigend. Was aber bedeutet denn sonst das Wort Schiloh? Wir wissen hierüber nichts, die Exegeten waren und sind über dieses Wort, wie über viele andere ἀπαξ λέγομενα in Verlegenheit. Der Sinn, welchen die Redakteur's der Archives annahmen ist noch minder befriedigend, und beim besten Willen kann kein von Vorurtheilen freier Christ dieses Orakel auf Jesus anwenden, weil die Herrschaft des Hauses Juda schon gänzlich ungefähr 600 Jahre vor Jesu aufgehört hatte. Die Hasmonäer oder Makabäer — waren die Nachkommen des Hohenpriesters Aharon. Nun behaupten zwar die Archives, daß selbst seit der Gefangenschaft bis zur Erscheinung Jesu der Stamm Juda einen wirklichen Vorrang vor den übrigen Stämmen genossen habe. Wir finden nichts in der Geschichte, was diese Behauptung bekräftigt, wofern man sich nicht, auf das, was einige Rabbiner sagen, stützen will, daß nämlich der Erzvater Jakob, von den Häuptern der theologischen Akademien, den Trümmern des Königsstammes Juda, welche noch einigen Schein von dem alten Glanze des davidischen Hauses aufrecht hielten, gesprochen habe. (Talmud babli, Sanhedrin fol. 5.) Aus dem einzigen Umstande, daß man den Sinn des Wortes Schiloh nicht kennt, folgt noch nicht, daß es den Messias bedeute. Wenn unter diesem Worte überhaupt irgend ein Mensch zu verstehen ist, so paßt die Stelle besser auf Nebukadnezar, als auf den Messias. Denn dieser König bewirkte, daß die Herrschaft von Juda gewichen und es waren ihm auch die Völker unterworfen. (Das Wort jikhat bedeutet nicht versammeln, sondern gehorchen.) Nöthigen Falls könnte man in Ansehung auf diese Person für das Wort Schiloh eine Etymologie finden, die weder seltsamer, noch willkürlicher wäre, als die von einigen Alten gegebene, und in den Archives wieder aufgenommene. Man könnte z. B. schiloh für schalo-scholelo raptor ejus nehmen. —

Uebrigens bemerken die Archives, es sei dem Herrn Cahen, der vorgiebt einen jüdischen Glauben zu haben, als kein Verbrechen anzurechnen, wenn er nicht an die Erfüllung der Genes.

49, 10. enthaltenen Prophetie glaubt. Ich sage noch mehr: Herr Cohen braucht nicht vorzugeben, er habe einen jüdischen Glauben, er kann ihn innigst besitzen, ohne dadurch verpflichtet zu sein, Stellen des Pentateuch's und selbst der Propheten zu verdrehen, um darin den Messias zu finden, das heißt denjenigen, den die Juden erwarten. Der Glaube an den Messias ist kein Fundamentaldogma des Judenthums, das hat Rabbi Joseph Albo gegen Maimonides bewiesen (Siehe Vorrede zu Jftarim.). Selbst der Talmud führt eine Stelle an, (Hillel) welcher glaubte, die messianischen Weissagungen seien schon unter der Regierung des Königs Hiskias erfüllt worden. (Talmud babli Sanhedrin fol. 99.) Rabbi Moses ben Nachman, dessen Aussprüche bei den Juden vom größten Gewichte sind, sagt in seinem Buche „von der Erlösung“, Sefer ha-geulah, „Wohl ist der Glaube an den Messias von den israelitischen Theologen anerkannt. Des ungeachtet haben die Hoffnungen, welche der Israelit für die Zukunft hegt nicht die Ankunft eines persönlichen Messias, die Zurückkunft in das heilige Land und die Wiederaufbauung des Tempels zu Jerusalem zu ihrem Vorwurfe, wohl aber die Seligkeit, welche den Tugendhaften in der andern Welt erwartet. Ja, er gesteht es offen, „daß der kein Keger ist, welcher an die ewige Dauer des Exil's glaubt.“

Siehe Sefer ha-Geullah Ende des 2ten Buches und Meor Enajim zu Ende des 43ten Kapitels. Man sieht also, daß dieser Glaube für die orthodoxe Juden wohl verbindlich, aber für sie immer nur ein Glaubensartikel zweiten Ranges sei, und sie sind nicht verpflichtet, um die Grundlagen ihrer Religion aufrecht zu erhalten, überall messianische Weissagungen zu finden. Sie werden solche am wenigsten in den Büchern suchen, die zu einer Zeit geschrieben sind, in welcher die Idee von einem Messias, unter den Israeliten noch nicht keimte. Diese Idee konnte erst zu der Zeit entstehen, als die Theokratie, welche unter der Regierung David's und Salomo's den höchsten Glanz erreicht hatte, nach diesen Regierungen sich ihrem Untergange zu nähern anfing. Anfänglich verkündeten die Propheten unbestimmte Hoffnungen einer besseren Zukunft, nachher nahmen diese

Hoffnungen mehr Bestimmtheit an, sie bezogen sie auf das Haus David, und bezeichneten einen aus dem königlichen Hause David's, der sie verwirklichen sollte. Die rabbinischen Kommentatoren, diesem tröstlichen Glauben, dem sie zumeist einen geistigen Sinn beilegten, beipsichtigend, hängen doch nicht zu sehr daran, und Abrabanel erklärt eine große Anzahl Weissagungen, die die Tradition für messianisch hält, rein rationell. Herr Cahen durfte also diesen Weg in den Propheten befolgen, ohne sich zu compromittiren, und ohne die messianische Stelle, nach dem Ausspruche des Archives, zu escamotiren. 7)

---

7) Man vergleiche vorläufig noch über diesen Gegenstand unsere „Beleuchtung“ in № 29 und 30 des Literaturbl. des Orients 1842, und nehme die Bemerkung hin, daß die Verwechslung der Begriffe „Erlösung“ und „Messias“ der einzige Grund all' der verschiedenen Ansichten über diesen Glaubensartikel ist, was wir in unserer nächsten Arbeit ausführlicher darthun werden. Sz.

---

## Von der unerläßlichen Mitwirkung des Arbeiters zu seiner eigenen Erhebung.

Bei der so allgemein verbreiteten Theilnahme für das mitunter sehr beklagungswerthe Schicksal des Arbeiters, wie sie namentlich in der letzten Zeit auch auf literarischem Gebiete ihre Organe gefunden, und in einzelnen Fällen vielleicht, noch mehr prägnant als besonnen und unbefangen sich ausgesprochen hat, kann es kaum befremden, wenn aus lebhaftem Mitgefühl für den Leidenden, neben den Forderungen die man zu seinen Gunsten glaubt stellen zu müssen, die Ansprüche an ihn selbst gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Als Parallele zu dem bekannten Ausspruch jenes so berühmt gewordenen Autokraten: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“ — möchte sich die Ansicht so mancher Volksfreunde in Bezug auf den Arbeiter mit den Worten bezeichnen lassen: Alles für den Arbeiter; nichts durch ihn. Unter den deutschen Schriftstellern, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, der arbeitenden Bevölkerung zu ihrem Rechte im weitesten Umfange zu verhelfen, ist namentlich Theodor Mundt so beachtenswerth, daß es wohl nicht erst der besondern Rechtfertigung bedarf, wenn hier einigen seiner bezeichnenden Aeußerungen Bemerkungen sich anschließen, die, ohne auch nur im Entferntesten den Gegenstand erschöpfen zu wollen, eines Theils die oben berührten so oft außer Acht gelassenen Beziehungen des fraglichen Gegenstandes andeuten sollen.

Die materielle Noth soll durch die „Organisation der Arbeit“ beseitigt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der gegenwärtigen Noth des Arbeiters durch volle Verwendung seiner Kräfte und durch angemessene Verwerthung seiner Erzeugnisse abgeholfen werden kann und soll. Man mag dieß immerhin „Organisation der Arbeit“ nennen und die Verwirklichung derselben von umfassenden und weitverzweigten Vereinen erwarten; gewiß ist auf diesem Wege Bedeutendes zu erzielen. Nur hätte man dabei doch sich zu hüten, daß man nicht nur zu bald zu Gunsten des „freien“ Arbeiters einen drückenden Zwang ein-

führe, der dann für den Arbeiter nicht weniger wie für den Abnehmer in sehr empfindlicher Weise lähmend wird. Es ist fast unmöglich, daß diese Vereine nicht an den Einen wie den Andern nachgerade Zumuthungen einer launenhaften Prohibitiv-Gesetzgebung machen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß dem Arbeiter, indem man ihm auf besonderem Wege mit einer Art von mathematischer Gewißheit und mechanischer Nothwendigkeit den Absatz sichert, zugleich der Aufwand von sittlicher Kraft und Haltung erspart wird, den er sonst für die Erwerbung und Erhaltung der „Kundschaft“ zu machen genöthigt ist. An die Stelle des freien Verhältnisses des Arbeiters zu seiner „Kundschaft“ ein Verhältniß, das, wenn auch nur innerhalb eines sehr engen und bescheidenen Kreises, alle ausreichende Gelegenheit bietet für Entwicklung und Bewährung sittlicher Thätigkeit eines ehrenwerthen Charakters, für Erweckung gegenseitiger Achtung und Liebe, und für einen immer fester umschlingenden auf gegenseitiges Wohlwollen beruhenden Verband, an die Stelle eines solchen Verhältnisses auf sittlichem Grunde tritt vielleicht, wie gesagt, mechanische und materielle Nothwendigkeit. Es wird dem Arbeiter das entzogen, was in allen andern Kreisen der Gesellschaft die Schule des Lebens ausmacht, diejenige freie Wechselbeziehung der Menschen, welche in ihrer primitiven Nothwendigkeit durch ihr Verhältniß zu den materiellen Bedingungen des Daseins auf beiden Seiten, in gleicher Weise für den Menschen stets auch das erfolgreichste Erziehungsmittel bleibt. Und warum sollte dem Arbeiter allein die geistige, sittliche und religiöse Erhebung vorenthalten sein, die sonst ein Jeder im muthvollen und vertrauensreichen Kampfe mit den drückenden und hemmenden Verhältnissen gewinnt?

„Hauptgedanke unserer Zeit“ sagt Mundt (Freihafen Mai 1844 „Die englische, französische und deutsche Gesellschaft“) ist, daß jeder Mensch ein Recht darauf hat, zu existiren, und die Gesellschaft muß so eingerichtet werden können, daß diesem Recht des Daseins jeder Mensch darin zu genügen vermag.“ Sollte wirklich jeder Mensch seit so vielen Jahrtausenden stets mit dem Recht und sogar mit der Pflicht zum Dasein (so lange der Selbstmord für unerlaubt gilt) in die Welt, in die Gesellschaft versetzt sein, und die Gesellschaft bis jetzt noch nicht die Bedin-

gungen dieses Daseins bieten können? So wie die Erde zuverlässig so viel Nahrung bietet, als für die Gesamtheit ihrer Bewohner erforderlich ist, eben so bietet auch die Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, einem Jeden die Bedingungen des Daseins, vorausgesetzt, daß keine Verbote — etwa mit Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß wie in Bezug auf die Juden, dem Einen oder dem Andern die, seinem innern Berufe angemessene Wirksamkeit und Erwerbsthätigkeit vorenthalten. Die Bedingungen des Daseins sind vorhanden, aber die Gesellschaft ist nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn sich der Einzelne in Bezug auf diese Bedingungen vergreift, und nachdem er sie einmal ergriffen und sich dabei vergreifen hat, dennoch hartnäckig daran fest hält, wenn er bei der Wahl sich von ganz ungehörigen Motiven, vom Herkommen, von der Neigung zum Bequemen, von der oberflächlichsten Würdigung des in Aussicht gestellten Erfolges u. s. w. leiten ließ. Allerdings würden Vereine hierin wohlthätig wirken, die es sich zur Aufgabe machen, wie bei einem wohlangelegten Bewässerungssystem den Ueberfluß an Kraft auf der einen Seite, der andern die dessen bedarf zuzuwenden. Aber solche Vereine haben es denn so wenig mit der „Einrichtung der Gesellschaft“ zu thun, wie die Assurancegesellschaften, wie die Mäßigkeitsvereine, obwohl namentlich die Wirksamkeit der letztern zumal in manchen Gewerbsdistricten kaum geringer anzuschlagen ist, als die der Vereine für „Organisation der Arbeit“ selbst bei sehr sanguinischen Hoffnungen. Wenn man in letztem Falle nicht ganz gegen zu große Bevormundung des Arbeiters, der dabei das werthvollste, die freie Entwicklung des sittlichen Charakters einbüßen würde, auf seiner Huth sein kann, so ist es fast nicht weniger unzulässig, wenn man dabei zugleich die Miene annimmt, als hätte man der Gesellschaft neue Grundfesten zu geben, als wären alle bisherigen Errungenschaften europäischer Bildung und Geseßgebung in Staub und Moder zerfallen, und hätten ihrer Auferstehung durch die Arbeiter-Associationen entgegenzusehen. Glaubt man durch Letztere dem „Mißbrauch der menschlichen Kraft“, einer Bedrückung des Arbeiters von Seiten der Geldaristokratie entgegenzutreten, so sehe man sich nur vor, daß man dabei nicht zugleich gegen die freie Concurrrenz ankämpfe, und indem man sie untergräbt zugleich die Segnungen der

industriellen Betriebsamkeit gar sehr verkümmere. Nur die freie Concurrenz ist die letzte und höchste Instanz für die Bestimmung des Werthes der Arbeit, jeder willkürliche Eingriff kann nur störend und bei größerem Belange selbst zerrüttend wirken, wenn auch zugegeben werden muß, daß einer abnormen, so zu sagen krankhaft gesteigerten Concurrenz mit Recht entgegen getreten würde.

„Unser Zeitalter“, sagt Mundt (ebendasselbst) „ist darauf hingewiesen, sich die höchsten Genugthuungen der menschlichen Würde zu verschaffen, es ist die Zeit der Genugthuungen, in der wir leben, und diesen wahrhaft großen Drang in unserer Brust haben die Socialisten zum richtigen Ausgangspunkte ihres Denkens genommen. . . . Diese Wissenschaft des Glücks, um die es sich allerdings jetzt in der Welt handelt, sie braucht nicht neue Elemente des Glücks zu schaffen, sondern sie ist bloß die Wissenschaft einer bessern und gleichmäßigeren Vertheilung alles auf Erden möglichen und bestehenden Glücks.“ Es ist ein gar schönes Ziel, die Genugthuung der menschlichen Würde und verdient gewiß die edelsten und mächtigsten Anstrengungen. Aber die wahre Genugthuung der menschlichen Würde, ist zunächst nur mit der wahren Freiheit gegeben, mit derjenigen Freiheit, die über jeden Druck und über jede Verkümmerng erhaben ist, die nur der Mensch selbst sich geben, und die ihm Niemand rauben kann, es ist die sittliche Freiheit, die Freiheit des Menschen mit dem ursprünglichen reinen Adel des Geistes, mit der vollen Unabhängigkeit und Ueberlegenheit allen Zumuthungen der Eitelkeit und Genußsucht, der Gemeinheit und Frivolität gegenüber. Ob die Socialisten zunächst auf diesem Gebiete die Genugthuung der menschlichen Würde suchen, mag hier dahin gestellt bleiben; gewiß ist jedoch daß sie sie nicht lediglich auf diesem Gebiete suchen, und daß die Religion, wo sie sie suchen, oft diesem Gebiete fernab liegt. Offenbar wird von den Socialisten für den Arbeiter zunächst materielle Verbesserung seiner Lage angestrebt, und wenn von Genugthuung der menschlichen Würde die Rede ist, so denkt man dabei, nicht ohne Hinblick auf das Verhältniß des Sklaven und des Leibeigenen, an den „Mißbrauch der menschlichen Kraft“ durch Diejenigen, die den Arbeiter für seine Leistung zu entschädigen haben. Als wenn die Nothwendigkeit die den freien Arbeiter nöthigt, zu unzulänglichen und

oft zu den drückendsten Bedingungen zu arbeiten, als wenn diese Nothwendigkeit nicht auch, nur in andern Formen und Verhältnissen, diejenigen die ihn dinge, den Fabrikherrn zum Beispiel, beherrschte, die Nothwendigkeit, die unter dem Namen Conjunction mit tyrannischer Gewalt den Hohen wie den Niedern sich unterwirft und mit eherner Hand auf beiden lastet. Bei dem vollen Maße von äußerer Freiheit, mit der der Arbeiter die Bedingungen seines Verhältnisses eingeht und darin verharrt, bei der Abwesenheit alles eigentlichen, physischen Zwanges, möchte hier die Forderung einer Genugthuung der menschlichen Würde fast als eine arge Verdrehung erscheinen, die um so weniger unbedenklich ist, je schwerer die Anklage ist, die sie in sich schließt. In der Annahme daß die nahrungsbedürftige Lage des Arbeiters durch unverhältnißmäßig geringen Lohn gemißbraucht wird, kann man selbst in den einzelnen Fällen, wo sie besonders motivirt scheinen möchte, und um so mehr im Allgemeinen, nicht vorsichtig genug sein; da man nur zu gern und nur zu leicht jene eben bezeichnete Nothwendigkeit, die auch die Brodherrn beherrscht, übersieht. Daß jedoch Letztere zu Reichthümern gelangen, während die Arbeiter in Armuth verharrten, ist nicht auf Rechnung des geringen Arbeitslohnes zu schreiben, sondern ist, abgesehen von günstigen Handelsconjuncturen, lediglich Ergebnis der Benutzung von Capitalien, die die massenhafte Erzeugung und deren Absatz möglich machen; daher auch der baldige Ruin von Unternehmungen, welche solcher Grundlage entbehren, so sehr häufig ist. Wohl ist die Masse der Erzeugnisse, die den Fabrikherrn reich macht, ein Produkt des Arbeiters, aber in eben der Weise, wie selbst oft die Herabsetzung des Lohnes sein eigenes Produkt ist, nämlich nicht des Einzelnen, aber der Gesamtheit. Was namentlich die Herabsetzung des Lohnes betrifft, so geht dieß aus der unvermeidlichen Concurrnz der nahrungsbedürftigen Arbeiter hervor, und wie wohlthätig auch hier eine gewisse Bevormundung des Arbeiters wirken mag, daß er kein geringeres als das für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zulängliche Arbeitslohn annehme, so ist doch damit jedenfalls ein ganz fremdes, ganz ungehöriges und so eigentlich unnatürliches Element in das Verhältniß hineingetragen, weil damit der natürlichen Wirkung der Concurrnz, deren Ergebnis hier das allein naturgemäße ist,

entgegengetreten werden soll. Allerdings sollte nur die normale, vernünftige Concurrenz statt finden, die dann auch keiner Bevormundung bedarf. Wie sehr unstatthaft es ist, die Entwicklung dieser Verhältnisse anders als auf dem Grunde des freien Uebereinkommens zu erwarten, zeigt namentlich England, das vor Deutschland immer Jahrzehende der Erfahrung auf diesem Gebiete voraus hat. Dort hat man sich selbst bei dem furchtbarsten Elend der Fabrikbevölkerung an manchen Orten, und bei aller Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche die Gesetzgebung diesen Zuständen widmet, doch jede Zumuthung fern gehalten, die volle Freiheit der Bewegung in diesen Verhältnissen anzutasten. Die Gesetzgebung hat durch keine ihrer Bestimmungen jene volle Freiheit des Verhältnisses irgend beeinträchtigt und die Associationen zur Erhöhung des Arbeitslohnes, wie sie zuweilen hier und da aufgetaucht sind, haben weder eine nachhaltige Wirkung und ein andauerndes Bestehen gehabt, noch sind sie über ihre atomistische Isolirtheit hinaus gekommen und zu einer Organisation gelangt.

Je weniger demnach auf der äußern, materiellen Seite des Arbeiterverhältnisses, von einer Genugthuung der menschlichen Würde die Rede sein kann, um so mehr ist sie wie im Allgemeinen in allen Klassen der Gesellschaft in Bezug auf das Geistige und Innere im Auge zu behalten. Der Genugthuung der menschlichen Würde von Andern muß überall die eigene Genugthuung voraus gehen. Erst wenn man selbst die eigene Würde schätzt, und es damit bezeugt, daß man sich alles Unwürdige fern hält, hat man den vollgültigen Anspruch sie von Andern in ihrem Rechte anerkannt zu sehen. Bildung und Gesittung ist auch für den Arbeiter der einzige richtige und wahre Weg, der menschlichen Würde in sich Genugthuung zu verschaffen. Diese eigene Genugthuung muß er selbst sich verschaffen, bevor er irgend eine andere, jedenfalls dieser untergeordnete, in Anspruch nehmen kann. Allerdings ist die Stellung des Arbeiters in der Gesellschaft noch nicht eine solche die auf der vollen Anerkennung des Menschen und auf der durch den menschlichen Geist bedingte ursprüngliche Gleichheit aller beruht. Daß sie aber eine solche werde, hängt nicht bloß von der Verbesserung und Erhebung der Societät im Allgemeinen ab, in welche der

Standes; und Rangunterschied bis jetzt jene Gleichheit und die Souverainität der Bildung noch zu wenig zu ihrem Rechte kommen läßt, sondern auch von dem Maße, in welchem der Arbeiter, seinem Lebensverhältnisse gemäß, an der allgemeinen Menschenbildung Antheil hat und zur Humanität gelangt ist. Und hier ist es eben, wo der Arbeiter für seine Erhebung zunächst auf sich selbst angewiesen ist. Wohl können Associationen auch hier durch Herbeischaffung von Bildungsmitteln, durch Gründung und Organisation von Bildungsinstituten überaus heilsam wirken; aber sie richten damit zugleich Anforderungen an die Selbstthätigkeit des Arbeiters für die Benutzung der dargebotenen Hülfe. Noch mehr als bei der intellectuellen Cultur gilt dies von der sittlichen Haltung des Arbeiters. Solche Genugthuung der menschlichen Würde, die der Arbeiter sich selbst giebt, kann in der That wie eben angedeutet wurde auch das Augenmerk der Socialisten sein und von ihnen kräftig gefördert werden. Doch bleibt auch im besten Falle hierbei die Selbstthätigkeit des Arbeiters immer Hauptsache, und Aeußerungen des excentrischen Philanthropismus, welche gerade diesen letztern Punkt so sehr in den Hintergrund stellen, und den Arbeiter als ein durch barbarische Behandlung völlig kraftlos und stumpf gewordenes und in jeder Lebensbeziehung lediglich auf das Mitleid Anderer angewiesenes Geschöpf erscheinen lassen, möchten selbst in Bezug auf die wohlmeinendsten Bestrebungen für die Arbeiter zu den unvortheilhaftesten, fast zu den gefährlichsten gehören.

Solche geistige und innerliche Erhebung des Arbeiters ist dann auch nicht ohne Einfluß auf die materielle Seite seines Lebensverhältnisses. Seine Achtung gebietende Bildung und Gesittung, nöthigt seinem Brodherrn selbst Achtung ab, und damit zugleich jene Theilnahme, die man keinem Menschen vorzuenthalten kann, der durch eine seinem Verhältnisse angemessene geistige und sittliche Haltung seine menschliche Würde, und damit sich selbst als einen zum Glücke gleich Berechtigten beurfundet. Und von dieser Theilnahme eben ist dann noch allenfalls das für die materielle Erhebung des Arbeiters zu erwarten, was Socialisten, indem sie die Arbeiter in Masse gegen die Brodherrn vereinigen möchten um Diesen Bedingungen vorzuschreiben, vergebens zu erzielen suchen würden. In seinen meisten Be-

ziehungen, wie auf seinen äußersten Gränzen ist das Leben ein Kampf der Freiheit mit der Nothwendigkeit. Auch hier kann die oft zermalmende Nothwendigkeit in dem Verhältnisse des Arbeiters, die aber eben aus der von dem Brodherrn wie von dem Arbeiter ganz unabhängigen Gestaltung der Sachlage selbst hervor geht, nicht durch eine andere, so zu sagen, künstlich geschaffene Nothwendigkeit, sondern zunächst nur durch die Freiheit, durch die menschliche Freiheit im besten Sinne des Wortes gebrochen und besiegt werden. Wenn der Brodherr seinen Arbeiter nicht mehr bloß unter sich, und nicht, wie es die Socialisten wollen, gegen sich, sondern neben sich und mit sich sieht, wenn seine Achtung für den Arbeiter nicht durch feindliche Auflehnung verkümmert wird, und nicht dadurch, daß Socialisten ihm in seinen eignen Arbeitern eine von Haß erfüllte, stets über ihre „Entwürdigung“ ergrimnte Masse und eine geradezu feindliche Macht gegenüber stellt, so dürfte er dann wohl zu Gunsten des Arbeiters auf so manche Vortheile verzichten, welche jene mechanische Nothwendigkeit ihm gegen den Letztern einräumet, und dürfte dann auch noch im Stande seyn, in umfassenderer Weise, im Bunde mit in gleicher Weise menschlich und theilnehmend gesinnten Genossen, von der Macht bedeutender materieller Mittel und einer nicht weniger bedeutenden Stellung unterstützt, jener mechanischen Nothwendigkeit selbst den Krieg zu erklären, und im Interesse der Leidenden auf die so drückende Sachlage selbst, einen selbstständig gestaltenden Einfluß zu nehmen. Wenn man das drückende Verhältniß des Arbeiters als Ergebnis der Willkühr des Brodherrn darstellt und die Verbesserung von der durch den Arbeiter geschaffenen Nothwendigkeit hofft, so ist dieß gerade die Umkehrung des Verhältnisses, denn von der Freiheit ist zunächst, wie eben angedeutet worden, die Verbesserung zu hoffen, und der Nothwendigkeit ist das Drückende der gegenwärtigen Lage zuzuschreiben. Jener Einfluß der freien Bestimmungen bietet dann auch den Incidenzpunkt für die sonst von den Arbeitern so sehr gewünschte Intervention der Regierung. Denn wenn die Regierung die auf sittlichem Grunde gewonnenen Maßnahmen der Brodherrn zu Gunsten des leidenden Arbeiters unterstützt, so unterstützt sie mit ihren gesetzlichen Bestimmungen eine sittliche Nothwendigkeit, die selbst wieder eben nur die Freiheit ist, nicht

jene künstlich geschaffene unberechtigt und darum störend ergreifende Nothwendigkeit, wie sie zum Theil von den Socialisten angestrebt wird. Nur im Einklange und im Zusammenwirken dieser Gewalten kommt, dem sehnlichen Wunsche des Menschenfreundes gemäß, in dem Verhältnisse des Arbeiters die oft so schmerzlich vermiste Humanität zu ihrem Rechte.

Von der Wuthsucht des Volkes sagt Mundt (Freihafen April:heft 1844): „Dieser Trieb hat seinen ächten Ursprung in dem Freiheitstrieb des Volkes, und man sollte ihn namentlich in unserer Zeit nicht zu sehr schelten und einschränken wollen, da das Volk darin auch das historische Bedürfniß verräth etwas aus sich zu machen. . . .“ (Hier sucht Mundt darzuthun, daß dieser Trieb nicht im Zusammenhange mit dem Verbrechen steht.) . . . „Wenn es jetzt zuweilen sich über seinen Stand herauspust, wenn es fast aller Orte seine schöne und durch die alte Tradition ihm gebotene Volkstrachten abzustreifen beginnt, wenn es um vornehmer zu scheinen als es ist, nicht mehr seine alten Volkslieder singt, sondern etwas aus der neuesten italienischen Oper, wenn es durch dies Alles sein . . . aus den geheimsten Trieben der Geschichte ihm in sein Blut getretenes Verlangen anzeigt, daß es sich jetzt zum allgemeinen Niveau der Gesellschaft erheben, daß es auf der Höhe dieser menschlichen Vereinigung, welche der Staat ist, sich als ein gleichberechtigtes Wesen im Sonnenschein des Gesetzes niederlassen will — so zügelt doch diesen Trieb wenn Ihr ihn für gefährlich ansehet, aber . . . dadurch daß Ihr diese gegenwärtige Zerfallenheit des Volkes mit seinem eignen Stand . . . einrichtet zu einem politischen Dasein, das sich selbst erkannt hat, um sich selbst vertreten zu können, und dadurch, daß das Volk etwas ist, wird es zugleich sein krankhaftes Gelüst, mehr zu scheinen als es ist, verloren und gestillt haben.“ Die städtischen Institutionen, die Communalordnungen sollen „eine entscheidende Form, ihre weiteste Entwicklung zur Oeffentlichkeit, ihre allseitige Durchdringung mit dem universellen Staatsleben“ erhalten. „Das Volk hat dann nicht mehr nöthig, durch schöne Kleider es den Vornehmen gleich zu thun, es ist dann durch sein innerstes Wesen und durch seine öffentliche Bestimmung schon ganz und gar geschmückt . . .“

Von dem Bestreben der Leute aus dem Volke, in äußerer Sitte und Lebensweise der höhern Klasse der Gesellschaft sich gleichzustellen, ist auch im August-Heft der Preuß. Prov.-Blätter d. Jahrg. die Rede gewesen. Es ist dort gegen die Klagen Welp's über Verderbniß im Volke wegen der zunehmenden Verbreitung eines gewissen Comforts daran erinnert worden, daß das in solcher Weise „erhöbete Selbstgefühl des Arbeiters, mit den Gebildeten „„theilweise in äußerer Sitte““ und Lebensweise zu rangiren, oft ein Bollwerk gegen die sonst nur zu leicht hervorbrechende Rohheit, so zu sagen, die Vorhalle zur eigentlichen, dem bescheidenen Lebensverhältnisse angemessene Geistes- und Gemüthsbildung“ ist, und weil „der Geist es ist, der alle gleich macht“, die Darstellung dieser Gleichheit im Aeußern zugleich auch wieder Ausdruck ist, für die ursprüngliche geistige Ebenbürtigkeit „deren sich der Mensch bewußt sein muß, um Zumuthungen geistiger Beziehungen . . . in ihrem Rechte und ihren unabweislichen Ansprüchen anzuerkennen.“ Vollkommen hinreichend ist es jedoch in diesem Falle, daß das Volk, wenn, wie in Städten, die gewerbliche Beschäftigung, das Zusammenleben schon Veranlassung dazu geben, den Unterschied in der äußern Erscheinung, so gut es die Verhältnisse gestatten, zurücktreten läßt, wenn es in seine Häuslichkeit diejenigen Elemente der Lebensweise höherer Stände aufnimmt, welche eine Verfeinerung, oder Milde rung, oder eine wahre Bereicherung der seinigen ausmachen, und namentlich auch seine Geselligkeit zu veredeln geeignet sind. Aber der modischen Ausschweifungen und des modischen Tands, der fragenhaften Verzerrung, der Abscheu erregenden Caricatur eines durch wahre Bildung, durch Wissenschaft und Kunst geweihten menschlichen Daseyns, wie sie sich in jenen höheren Klassen nur zu oft darlegt, bedarf das Volk nicht, und der Dandy aus dem Volke, der selbst jenen dünnen Firniß von äußerer Bildung seines Vorbildes vermissen läßt, ist ein Gegenstand des tiefsten Ekels. Und auch diese äußere Gleichstellung ist wie gesagt immer doch nur Mittel für Höheres; sie ist so zu sagen die Umzäunung innerhalb welcher eine sittliche Welt sich aufbaut. Der Mensch hat zunächst seine Bedeutung in sich zu suchen, nicht außer sich, und der Niedrigste im Volke macht davon keine Ausnahme. Es ist ein gerechter Stolz, der Stolz, mit dem selbst

der niedrigste Arbeiter von seinem Fleiße, von seiner Pünktlichkeit und Diensttreue, von seiner Unbescholtenheit und redlichen Hingebung, von dem sittlichen Geiste seiner Häuslichkeit und etwa dann noch von seinem Antheil allgemeiner Bildung zu sprechen vermag; hierin liegt denn auch das große Geheimniß, für den Arbeiter, wie er es anzufangen habe etwas zu bedeuten, und das „historische Bedürfniß des Volkes etwas aus sich zu machen“ mag immerhin auf diesem Wege sich abfinden lassen, und gewiß weit eher als durch die Armseligkeiten eines rohen Prunkes und durch die plumpe Parodie, die es oft ergöglich genug in seiner Nachäffung der ihm fremden und keineswegs immer nachahmungswerthen Weisen der höhern Stände darbietet. Doch, es wird ein anderes Abfindungsmittel empfohlen: Das politische Dasein.“ Aber das politische Dasein setzt vor Allem die Beziehung zu Andern, und somit hat auch hier der Mensch seine Bedeutung mehr außer sich als in sich, mehr durch Andere als durch sich. Wenn ein Mensch erst etwas zu werden hat, so ist ihm nichts gefährlicher als die Selbsttäuschung und der Dünkel über das, was er ist. Allerdings dadurch, daß das Volk etwas ist, wird es zugleich sein krankhaftes Gelüste, mehr zu scheinen als es ist, verloren und gestillt haben.“ Aber es könnte auch sehr bald aufhören und sich alle Mühe ersparen wollen auf sittlichem Grunde etwas aus sich zu machen, wenn für jeden Einzelnen schon sein politischer Einfluß der ihm zugetheilt wird, hinreichen soll, um ihm das Bewußtsein zu geben daß er etwas ist. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß selbst die ausgedehntesten politischen Rechte des Volkes seiner sittlichen Erhebung nicht sogar förderlich sein könnten; nur sollte das Volk sich nicht durch die politische Geltung über die Mängel jener sittlichen Erhebung verträsten.

In Bezug auf die Genüsse des Volkes bringt Mundt (Freihafen Mai 1844) auf „geeignetes Veranstellen von Vergnügungen, in welchen die höhern, sittlichen und nationalen Zwecke des Volkes sich spiegeln, und diese Vergnügungen werden wichtiger sein, als alle planmäßig angeordnete Betrübungen, die das Volk zu Gott führen sollen, um es sich selbst und seinen nächsten Angelegenheiten zu entfremden.“ Namentlich soll der Sonntag durch jene Vergnügungen seine besondere Weihe er-

halten, „der Sonntag, an welchem das Volk sich menschlich gehörend will und soll, zugleich dieser Tag der Erkenntniß, daß es allgemeines Glück für Alle giebt, und als diesen Tag der Erkenntniß ist er das allgemeine Symbol aller socialen Bestrebungen; und der Hauptgedanke des Socialismus, daß alle Menschen glücklich sein sollen, er ist ein uralter Sonntagsgedanke der Völker, er wird alle Sonntage neu unter dem Volke geboren, wenn die Glocken zur Kirche rufen, oder die Musik zum Tanz, da jubelt und klingt es in den geheimsten Gedanken des Volkes um das ganze menschliche Glück.“ Man sieht, der Socialismus verlangt ziemlich viel von sich, nichts geringeres als die Beschaffung des allgemeinen Glücks. Die Vorsehung ist da wohl bescheidener gewesen! Unter diesen Umständen kann es weiter auch nicht befremden, daß der Socialismus und die Art wie er den Sonntag für sich in Anspruch nimmt. Der Kampf gegen den Welt Schmerz darf auch solche Opfer nicht scheuen. Jedoch auch diese Propaganda des Vergnügens und des Glücks unter dem Volke erregt einiges Bedenken. Auch hier möchte es leicht gerathener sein, den Arbeiter zunächst sich selbst, seinen Mitteln und Kräften zu überlassen. Das Vergnügen soll ein Lohn der Arbeit sein, und die Arbeit soll sich selbst lohnen. Es ist dies die sittliche Bedeutung des Genusses, daß er die unmittelbare Frucht der Arbeit ist. Nur der Genuß der die eigene Schöpfung des Arbeiters ist, erfreut ihn zunächst, und eben deshalb. Auch in andern Kreisen haben officielle Vergnügungen, die bei gewissen Anlässen veranstaltet werden, etwas von Unbehaglichkeit, wenn nicht die Gewährung der Theilnahme und des Zutrittes selbst zugleich eine höhere sociale Anerkennung ausspricht. Für den Arbeiter aber, möchten öffentliche Vergnügungen, die augenfällig wegen seines eigenen Unvermögens veranstaltet werden, leicht den Charakter öffentlicher Austheilungen haben, nur als ein Almosen anderer Art erscheinen. Das Vergnügen ist der zarte süße Duft des Lebens; das Leben selbst muß ihn erzeugen, mit voller Spontaneität. Das Vergnügen ist in dieser Beziehung das Maß des Lebens, und deshalb hat der Anblick von dem Vergnügen und dem Genuß des Arbeiters oft so viel Rührendes, Ergreifendes, und für diesen selbst auch wieder so viel Erhebendes und Veredelndes. Das Vergnügen hat individuelle Bestimmtheit, ist

Ausdruck der Individualität; es ist eine Form des individuellen Daseins, die in den grandiosen allgemeinen Volksvergnügungen untergeht. Uebrigens dürfte dem Arbeiter der sich „zum allgemeinen Niveau der Gesellschaft erheben will“, doch nachgerade die Auszeichnung widerstreben, allein auf Kosten Anderer vernügt zu werden.

Das Bewußtsein der eigenen Kraft giebt ein Bewußtsein der eigenen Würde, und nur wer sich der eigenen Würde wahrhaft bewußt ist, kann sie auch bewahren und allen Stürmen und Angriffen trotzend aufrecht erhalten. In Bezug auf den Arbeiter mag daher dieses bei allen den menschenfreundlichen Bestrebungen, deren Gegenstand er jetzt ist, sorgfältig im Auge behalten werden, wenn man nicht ihn an sich selbst irre werden lassen, und das Edelste in ihm gefährden will.

£ — 0 — §.

---

**Nachtrag zu einer im November-Hefte des vorigen Jahrgangs dieser Blätter enthaltenen Nachricht über Napoleons verunglückte Gefangene-nehmung.**

Mitgetheilt von F. Gottschalk in Preussisch-Eilau.

Auf den Seiten 390 bis 393 des erwähnten Heftes ist eine Erzählung des ehemaligen Unterofficiers im 15. Infanterie-Regimente, kölnischen Gutsbesizers Schenk aus Wegeninken, über die Erbeutung des Reisewagens des Kaisers Napoleon am Abende des 18. Juni 1815 enthalten, aus der hervorgehen soll, daß Schenk und einige andere wackere Männer bald den Kaiser gefangen genommen hätten, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch zeitig aus dem Wagen herauszuspringen, und sich zu retten.

In diesen Tagen ist eine Geschichte des 15. Infanterie-Regiments von einem ehemaligen Officier desselben, jetzigen Land- und Stadtgerichts-Direktor in Eisleben, Dörk, erschienen, \*) die über die von Schenk gelieferte Erzählung ebenfalls berichtet, aus der aber hervorgeht, daß im Reisewagen des Kaisers, als er erbeutet wurde, Niemand gefessen, also auch Niemand zu seiner Rettung hätte herauspringen können. Diese Erzählung ist um so glaubwürdiger, als sie gleichsam über die Erbeutung des Wagens ein gerichtliches Zeugniß abgibt, denn nach dem Kriege klagte beim Ober-Landesgerichte in Breslau ein Theil der nach ihrer Heimath entlassenen Füseliere des Regiments gegen ihren damaligen Führer, Oberst-Lieutenant a. D. von Keller, auf Herausgabe und Theilung der in Napoleons Wagen gemachten Beute; der Verfasser, bei Einleitung des Processus Adjutant des Regiments, mußte zu den Akten ein Zeugniß darüber liefern:

\*) Vergl. b. Allgem. Preuß. Staatszeitung *N* 254, die eine Beurtheilung des genannten Werkes enthält, in welcher der nachstehend besprochene Gegenstand ebenfalls seine Erörterung findet.

wie die Besitzergreifung des am Abend des 18. Juni 1815 erbeuteten Wagens Napoleons geschehen sei, und welche Umstände vorher und nachher sich dabei ereignet hätten.

Dieser Bericht beruht auf Angaben, wie sie nur an den nächsten Tagen nach der Schlacht allgemein als bekannt besprochen wurden, also als notorisch angesehen werden können, auch ist er mit dem Zeugeneide bekräftigt; er wurde auch vor der Veröffentlichung Sr. Majestät dem verstorbenen Könige und dem Feldmarschalle Graf Sneyenau vorgelegt, letzterer, der den angeführten Thatsachen so nahe stand, hat nichts über diesen Bericht zu erinnern für nöthig befunden.

In dem Werke des Directors Dörk wird nun die Erbeutung des Reisewagens auf den Seiten 138 u. folg. nachstehend erzählt:

„So drang dann auch das Bataillon bei dem gegen 9 Uhr Abends versuchten letzten entscheidenden Angriff hinter Planchenoit vor, wendete sich dann links und gelangte an die von Brüssel nach Charleroi führende Straße in dem Augenblicke, als die französische Armee in wilder Flucht auf und neben der Chaussee davon eilte. Dem Feuer der verfolgenden Engländer und Preußen ausgesetzt, war das Bataillon genöthigt zu halten und dicht an der Chaussee sich niederzulegen; jenseit der Letzteren hielt sich noch ein Trupp französischer Infanterie und empfing die Verfolgenden mit Gewehrfeuer, worauf die Infanterie der Verbündeten halten blieb und nur einige Reitertrupps dem Feinde folgten. Noch war der Bataillons-Commandeur über die nun zu ergreifende Parthie zu einem Entschlusse nicht gekommen, als der General Graf Sneyenau, damals Chef vom General-Staffe der preussischen Armee, jetzt General-Feldmarschall im preussischen Heere, an uns heransprengte und nach Bejahung der Frage:

ob das Bataillon in Ordnung sei?

aufzubrechen und ihm zu folgen befaht. Bald nach unserem Vorgehen hörte man von vorn her Gewehrfeuer; in einer neben der Chaussee gelegenen Meierei — ferme Caillou oder Maison du Roi, wo Napoleon in der Nacht zuvor sein Hauptquartier hatte, setzte sich französisches Fußvolk und hielt die preussische Reiterei, welche in dem durch den am 17. Juni gefallenen

Regen durchweichten Acker nicht fort konnte, und sich auf der Heerstraße halten mußte, im Vorrücken auf. Ein vom Bataillons-Commandeur zum Angriff der Meierei vorgeschickter Zug eröffnete ein vom Feinde erwidertes, heftiges Gewehrfeuer; da derselbe indeß nicht vorwärts kam, und man der eingetretenen Dunkelheit wegen von den entgegenstehenden Hindernissen von ferne sich nicht überzeugen konnte, so erhielt der Berichterstatter von dem Bataillons-Commandeur den Befehl, mit etwa zwanzig Tirailleurs, deren eigentlicher Führer früher durch einen Musquetenschuß in der Brust verwundet war, neben der ferme wegzugehen und einen Seitenangriff zu machen; welcher dann auch bei dem ersten Anlauf mit Hurrah! gelang und das Verlassen der Meierei von Seiten der Franzosen zur Folge hatte. Jetzt folgte auf der geöffneten Straße unsere Reiterei wiederum dem Feinde, mir aber wurde die Führung der Spitze des Bataillons, aus 1 Hornist, 2 Unterofficieren und 20 Füsiliere bestehend, übergeben. Ohne Hinderniß rückten wir nun wohl über eine kleine Stunde weit vorwärts, bis wir von vorn her heftiges Gewehrfeuer hörten, und gleich darauf uns entgegen, die Chaussee entlang, Reiterei im stärksten Laufe ansprengte; es war die unstrige, welche wir jedoch durch schnelles Uberspringen der Chausseeegraben Platz machten. Da der Feind ihr indeß nicht nachfolgte, so war die Spitze bald wieder im Vorgehen. Bald darauf fanden wir einzelne verlassene Kanonen auf der Chaussee stehen, dann mehrere, endlich war der Weg durch Kanonen und Munitionswagen völlig versperrt. Die dadurch erregte Vermuthung, daß wir uns in der Nähe eines Defilees oder Dorfes befänden, ward durch feindliches Feuer bestätigt, mit welchem wir uns empfangen sahen, ich ließ die Meinigen nur einige Gegenschüsse thun und commandirte dann zum Sturme; mit Hurrah! ging es über und neben den Kanonen und Wagen weg nach dem Eingange des inzwischen zu erkennenden Dorfes — es war Genappe — zu, wo bei unserer Ankunft seitwärts vom Wege her ein Wagen durchzukommen suchte, den wir früher schon and zwar von da ab, wo wir die Straße mit Geschütz versperrt fanden, — rechts von der

Chaussee etwa 20 Schritte von uns, im durchgeweichten Boden nur mit Mühe sich fortbewegend, wahrgenommen hatten. Im Augenblick unserer Ankunft am Dorfs-Eingange hatte der Führer des Wagens die Pferde losgemacht und sprengte mit ihnen ins Dorf hinein,\*) und wir hätten uns sofort des Wagens bemächtigen können. Wir trieben aber die den Eingang vertheidigende feindliche Infanterie mit dem Bajonett vor uns her, und gelangten so bis in die Mitte des Dorfes, wo sich unseren Augen ein Schauspiel seltener Art darbot. Vor uns war die Straße durch die Franzosen völlig gesperrt; Mann an Mann standen sie so dicht zusammengedrängt, daß sie nicht vermochten sich irgend zu bewegen. Ein am entgegengesetzten Ende des Dorfes aufgehendes mattes Feuer erleuchtete die Straße und ließ uns die ganze, wohl aus Tausenden bestehende Masse überblicken und selbst die Waffenart der Einzelnen unterscheiden. Ein sogleich gemachter Versuch, mit dem Bajonett in diese Menschen-Masse hineinzubringen, scheiterte aber an ihrer wirklichen Undurchbringlichkeit; ich mußte mich daher darauf beschränken, die uns zunächst stehenden Feinde wehrlos zu machen, durch hineingeschickte Kugeln die Verwirrung zu

---

\*) In mehreren Kriegsbeschreibungen, selbst in Professor Manso's classischem Werke: Geschichte Preußens vom Hubertsburger Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft. Thl. 3. Seite 373. wird erzählt, daß Napoleon auf seiner Flucht erst bei Genappe aus dem Wagen gesprungen sei. So natürlich es ist, daß Napoleon seinen Reisewagen bis dicht an die Schlachtlinie herankommen ließ, um ihn im Falle einer Verletzung zu besteigen, so unwahrscheinlich ist es doch, daß Napoleon, der nach französischen Berichten (*Gen. Vaudoncourt histoires des campagnes 1814 et 1815. Tom. IV. pag. 47.*) sich bis zum letzten Augenblicke des Kampfes bei seinen Gardes, also zu Pferde aufhielt, während der Flucht den Wagen bestiegen haben sollte, dessen Fortkommen doch so vielen Zufällen unterworfen worden war. Auch erwähnen dieses Umstandes die französischen Geschichtschreiber nicht, selbst Gourgaud nicht in seiner auf St. Helena geschriebenen Geschichte dieses Feldzuges von 1815. Uebrigens hätte Napoleons Herauspringen aus dem Wagen an dem Eingange von Genappe mir und den Meinigen nicht entgehen können, weil wir in dem Augenblicke des Anhaltens kaum zwanzig Schritte davon entfernt waren.

mehren und so durch Schrecken die Auflösung des Knäuels zu bewirken. Aus einer Seitenstraße sprengten Haufen feindlicher Kürassiere, welche wir vergebens durch ihnen entgegengeschießtes Gewehrfeuer zurückzuhalten versuchten, in die Masse hinein, hinter uns her und aus den Häusern stürzten feindliche Krieger jeden Ranges herbei, um sich den übrigen anzuschließen; in diesem wilden Treiben und kaum zehn Schritte von dem dichten Haufen entfernt, stand ich mit einem freiwilligen Jäger und 15—18 Füsiliern wohl eine Viertelstunde lang, bis endlich der Vortrupp des Bataillons, vom Capitain, nachherigen Obrist-Lieutenant von Humbrach geführt, anlangte. Zur Umgehung des Feindes wird nun schnell ein kleiner Trupp seitwärts geschickt, welcher kaum sein Feuer hören ließ, als die verwirrte Masse vor uns sich plötzlich auflöste, der Feind sich zerstreute und nach dem Ausgange des Dorfes hineilte, wo wir mit ihm zu gleicher Zeit anlangten, uns festsetzten und alles, was im Dorfe zurück war, ein Paar tausend mit mehren Generalen und Stabsofficieren zu Gefangenen machten. Der vor dem Dorfe erbeuteten Kanonen waren Achtzig.“

„Das Feuer, wodurch die Franzosen offenbar versucht hatten, das Dorf in Brand zu setzen, und so das Verfolgen zu hindern, hatte übrigens nicht weiter um sich gegriffen; wahrscheinlich hatte Mangel an Zeit das Mißlingen dieses Planes verursacht.“

„Während die entkommenen Feinde nach allen Seiten hin flohen, sammelte sich dicht hinter Genappe das Bataillon, in dessen Mitte der General Graf Gneisenau sich befand, auf des letztern Geheiß wurde die Hymne: Herr Gott dich loben wir! angestimmt, welche wohl nie mit mehr wahrer Rührung und höherer Andacht gesungen worden ist, als hier im Augenblick des Sieges und der überstandenen Gefahren. Doch kurz nur war die Ruhe; mit kräftigen Worten forderte Graf Gneisenau die Füsiliere zu neuer Verfolgung des Feindes auf; das von dem erfahrenen Feldherrn dem allverehrten Könige gebrachte, aus Aller Munde jubelnd tönende Lebehoch hat wohl oft schon in Zeiten der Noth die sinkenden Kräfte preussischer Krieger gestählt; wie mußte es jetzt nicht den Muth der Sieger zu neuen Anstrengungen begeistern! Ein einstimmiges Vor-

wärts! Vorwärts! war die Antwort des Bataillons. Die Ermüdeten und vor allen die Trommelschläger und Hornisten wurden auf erbeutete Pferde gesetzt und nun rückte das nunmehr vereinigte Bataillon auf der Chaussee nach Charleroi weiter vor. Nach halbstündigem Marsche gewahrten wir rechts und links die weiten Bivouakfeuer der gelagerten Ueberreste des französischen Heeres, deren aufgestellte Wachtposten uns gehörig anriefen. Ein allgemeines Feuern und Hurrarufen, vermischt mit dem Trommeln und Blasen der rechts und links ausgeschickten reitenden Spielleute war die Antwort; von Neuem stoh der Feind, eine Menge Gefangene uns wiederum zurücklassend. Immer folgend und ihn vor uns hertreibend, gelangten wir bald an ein Paar an der Chaussee gelegene Häuser, Villers genannt, wo die Geldwagen Napoleons, die Bagage seines Hauptquartiers, die sämtlichen Wagen der Marschälle und höhern Kriegsbeamten verlassen und in höchstem Gewirre durch einander gefahren gefunden wurden. General Gneisenau, welcher stets in unserer Mitte ritt, erklärte, daß Alles, was im Dorfe sich befinde, rechtmäßige Beute und Alleineigenthum des Bataillons sein solle, von welchem ein Theil (nämlich die bisher an der Spitze gewesenen Tirailleurs) im Dorfe zurückgelassen wurde, ein anderer Theil aber noch weiter vorrückte, den Feind, wo er ihn traf, aufjagte und forttrieb, und den General Gneisenau über Quatre-Bras, Mellet und Frasne hinaus bis zum Anbruch des Tages begleitete.“

„Die dem Füselier-Bataillon zugefallene Beute, unter welcher sich der Sr. Maj. dem Könige zur Aufbewahrung in dem Kronschatz überreichte Brillanten-Schmuck Napoleons befand war unermeslich; es ließen aber Zeit und Ort die gehörige Benutzung derselben nicht zu; noch weniger war eine gleichmäßige Vertheilung möglich. Zwar sollte zu letzterm Behuf alles Geldwerthe gesammelt werden; bei der Dunkelheit der Nacht war es aber unmöglich, dies mit Genauigkeit durchzuführen; jede Ordnung hörte aber auf, als der noch weiter vorgegangene Theil des Füselier-Bataillons in das Dorf zurückkehrte; sich von den Zurückgebliebenen beeinträchtigt glaubte und sich, so gut es gehen wollte, zu entschädigen suchte; auch fanden sich bald andere Truppengattungen ein, gegen deren

Zugreifen man sich nicht sichern konnte; endlich verhinderte körperliche Müdigkeit, der Meisten eine ordnungsmäßige Aufsicht.“

„Jeder nahm nun was er glaubte gebrauchen zu können und warf es wieder fort, wenn er etwas Besseres fand. Bald ging das allgemeine Streben aber nur nach Gold. Silbergeschirre und Silbergeld wurden wegen der Schwierigkeit des Fortbringens gegen Gold oft zum zehnten Theile ihres Werthes vertauscht; alle Reisewagen mußten stehen bleiben und fielen jedem Liebhaber zu, der nur Pferde hatte sie fortzuschaffen. Am meisten aber wurden die gefundenen Edelsteine, deren Werth den Füseliren ganz unbekannt war, verschleudert, selbst viele Tage nach der Schlacht wurde in den Lagern ein förmlicher Handel damit getrieben, und dergleichen kleinere Steine, deren jeder doch einen Werth mehrerer Napoleonsd'or hatte, zu fünf für ein solches Goldstück gekauft, früher waren die größten Steine für ein paar Napoleonsd'or zu kaufen; mancher erhielt sie umsonst. So hatte ein Füselier eine goldene Dose, mit Brillanten gefüllt, gefunden, unter denen Steine von der Größe einer Haselnuß; in der Meinung, daß es Glassteine seien, wollte er sie eben wegwerfen, als ein alter Unterofficier dies gewahr wird, und sämtliche Steine von jenem sich erbittet und erhält. Wenn gleich der Unterofficier mehrere der Steine wieder um den Preis den sie ihm kosteten weggegeben hatte, so ward er doch ein reicher Mann; er hatte auch, um die Steine besser aufzubewahren, die Dose vom Füselier gefordert, dieser sie ihm aber abgeschlagen, weil er sie zur Schmierbüchse gebrauchen wollte.“

„Wie aber auch das Glück nach herkömmlicher Weise seine Gaben verschieden ausgetheilt hatte, so befand sich doch jeder der Unterofficiere und Gemeinen, die der Verfolgung beigewohnt hatten, in dem Besitze einer bedeutenden Summe Geldes; ein jeder hatte eine Anzahl Napoleonsd'or, manche deren 1000 bis 2000 Stück.\*) Aber auch für diejenigen Fü-

---

\*) Mehrere legten ein Theil ihres Geldes bei der Kriegskasse nieder und kauften sich später in ihrer Heimath mit Grundstücken an. Ein mit einem Ackerhofs angefassener gewesener Füselier hatte es sich zur Gewohn-

feliere, welche erst am folgenden Morgen ankamen, war noch Vieles vorhanden, und es mochte wohl jeder genug haben; denn ich erinnere mich nicht, von irgend Einem eine unzufriedene Aeußerung gehört zu haben; nur die Verwundeten gingen leer aus. Von den Officieren waren nur wenige, denen Gold und Edelsteine zu Theil geworden, nicht Jedem ist es gegeben, in solchen Stunden auch an sein persönliches Interesse zu denken."

Auf Seite 150 erwähnt der Verfasser noch:

„Am Tage nach der Schlacht, den 19., bewilligte der Feldmarschall Blücher dem Füselier-Bataillon einen Ruhetag, in welchem beschlossen wurde, den erbeuteten, von einem Füselier gefundenen und dem Major von Keller behändigten Kronschmuck Napoleons Sr. Majestät dem Könige als einen Beweis der Treue und Liebe des Bataillons zu überreichen. Außerdem werden von den mit dem Wagen Napoleons bei Genappe erbeuteten Gegenständen sein Degen im Kadettenhause in Berlin, sein Hut, seine Orden und der kaiserliche Krönungsmantel auf der Kunstkammer im königlichen Schlosse ebendasselbst aufbewahrt und den Besuchern vorgewiesen.“

Die Füseliere des 15. Infanterie-Regiments bestanden aus Litauern, Samländern und Natangern.

---

heit gemacht, in der Dorfschenke an jedem Sonntage alle gewesene Soldaten im Trunke frei zu halten, unter dem Beding, daß sie bei der Gesundheit, welche er jedesmal dem Füselier-Bataillon des 15. Infanterie-Regiments brachte, aufstehen und die Mützen ziehen mußten. Dies geschah noch im Jahre 1819, wie der Justizbeamte des Orts versicherte.

---

## Ueber die Gruppe des Laokoon.

Vorlesung von E. A. Hagen.

Die Gruppe des Hohenpriesters in der Zerstörung Jerusalems von Kaulbach wird in einer Beschreibung des Gemäldes mit dem Laokoon verglichen.

Es tödtet sich der Hohepriester mit den Söhnen, um nicht als Gefangener den Triumph des siegreichen Imperators zu verherrlichen. Sein Tod ist der erschütternde Schlußakt des großen Dramas. Einen Gegensatz bildet der trojanische Priester, der mit den beiden Söhnen unfreiwillig nach fruchtloser Anstrengung einem grausen Schicksal erliegt. Er bildet das schauerliche Vorspiel zu dem Untergange Iliums. Jener den Zorn der Gottheit empfindend giebt sich und sein Vaterland auf. Dieser erhebt seine Warnungsstimme zum Heil des Vaterlandes und ladet dadurch den Zorn der mit den Griechen verbündeten Gottheit auf sich. Jener will nicht der Ueberlebende seyn als letzter Zeuge des Kampfes. Dieser eröffnet den Kampf, der in den Mauern der Vaterstadt bald entbrennt, und bietet alles auf, um, nach Goethe's Ausdruck, aus dem lebendigen Netz der Schlangen das Leben zu retten. Dort sehen wir das Ende und hier den Beginn einer verhängnißvollen Katastrophe.

So verschieden auch die beiden Gegenstände sind, so dürfte es doch nicht befremden, wenn nach der Art, wie die Auslegekunst von den Archäologen von jeher betrieben wurde, jemand mit der Behauptung aufträte, der Kaiser Titus, in dessen Hause der Laokoon stand, habe die Marmorgruppe fertigen lassen als ein Denkmal der von ihm veranlaßten Zerstörung Jerusalems. Daß der Laokoon, den Winckelmann dem Zeitalter des Lysippus zuschrieb, in Rom für den Kaiser Titus gearbeitet sey, ist jetzt eine ziemlich allgemeine Annahme, obgleich sie sich allein auf die Auslegung einer Stelle des sonst nicht als zuverlässig gerühmten Plinius begründet. Stimmen wir ihr bei, so hat alle Kunsttheilung, die auf den Werth und die Bedeutung der Antiken zurückgeführt wird, ein Ende.

Mag nicht von vorn herein das Disharmonische, das uns in der Gruppe auffällt, uns veranlassen, einer Meinung beizutreten, als deren Vorkämpfer Lessing anzusehn ist. Manche gerechte Ausstellungen, die sich uns aufdringen, fallen nicht dem Künstler, sondern dem Ergänzter zur Last.

Vater und Sohn vereinigen sich zu einer kunstmäßigen Gruppe, die für eine Nische bestimmt war, denn die hintere Seite ist nur im Rohen ausgearbeitet. Dem Künstler kam es ganz besonders auf eine pyramidale Anordnung an, dies erkennen wir aus dem verschiedenen Maaßstab, den er bei den Figuren annahm. Es sind nicht Knaben, sondern sie mögen bereits 15 bis 17 Jahre zählen, die das Jammergehick des Alten theilen, der vor der umgarnenden Arglist des Feindes warnt und von gräßlichen Schlangen — er hörte sie schon in der doppelzüngigen Klage des Ueberläufers zischen — sich umwunden sieht. Der Vater ist kolossal gegen die lebensgroßen Söhne gehalten, um die Form zu gewinnen, an die sich das Auge bei dem bedeutamen, statuarischen Giebelschmuck gewöhnt hatte; desto störender ist das Hinausragen des rechten Arms, der aus dem Schlangenknaul die gewaltigen Fäden zieht. Absichtlich sind wider Naturwahrheit die beiden Schlangen kantig dargestellt, denn sie sollten sich leicht von den gleich starken Armen der Söhne unterscheiden, es sind doppelte Windungen vermieden, von denen Virgil redet, um bequem die beiden Schlangen vom Kopf bis zum Schwanz zu verfolgen, denn der Blick sollte nicht, anstatt sich an der Hoheit des ganzen Kunstwerks zu erfreuen, mit der Abwicklung des Schnörkelzuges sich beschäftigen. Wenn wir den Kopf der einen Schlange wahrgenommen, der als das bewegende Moment besonders ins Auge fällt, so kann uns auch nicht der der andern entgehn, da beide in gleicher Linie stehn. Es mußte, wie das Ende der einen Schlange, das der ältere Sohn vom Fuß abzustreifen bemüht ist, so auch das der anderen Schlange sichtbar seyn. Durch eine mehr parallele Richtung der obern Schlange würde besser dem Zueinanderlaufen vorgebeugt und dem Gewirr, das uns anfänglich aufstößt, begegnet sein. Am Haupte des Laokoon vermiffen wir die Priesterbinde, die um so nothwendiger erscheint, als in der Hefigkeit des Kampfes ihm das Gewand, das sonst stets den Priester bekleidet, entglitten ist.

Eine Bezeichnung der Art war erforderlich, damit nicht der Würfel, auf dem der Vater sitzt, als eine gewöhnliche Stütze angesehen werde, sondern als der Altar, auf dem Laokoon kurz vor Troja's Fall dem Neptun opferte. Sie war erforderlich, damit das Nebeneinanderstehn der Figuren nicht als zufällig angesehen würde, indem die Söhne ihn bei der Opferhandlung, Chorknaben gleich, als Camilli unterstützten. So wohnten nach der Erzählung in der Iliade die Söhne dem Opfer bei, das der Greis Chryses verrichtete, und hielten das Opfergeräth.

Ein Aufsatz über den Laokoon eröffnet die Propyläen, eine Zeitschrift, durch die Goethe den Wiederaufbau einer gesunkenen Kunst bezweckte. Wir können sagen, daß der Laokoon bei seiner zur Nachfolge auffordernden Bedeutung an den Propyläen steht, die zu dem goldenen Zeitalter der Kunst führen.

Wenn wir in Vasari's Künstlerbiographien lesen, daß die Luft und die Lage Roms besonders geeignet sey, wunderbare Gedanken und Werke hervorzurufen, daß der Künstler hier gleichsam eine neue Seele und einen gediegenen Geschmack erhalte, daß der eine, der auf Irrwege gerathen, in Rom sich wieder zurecht gefunden und durch die Anschauung alter und neuer Meisterwerke vom Wahn geheilt sey, daß der andere, der in Rom Treffliches geleistet, sobald er davon gegangen, nur Mittelmäßiges gefertigt habe, wenn die Größe, die am klassischen Boden haftet und Erhabenheit ausstrahlt, also geschildert wird, so hatte der Verfasser vornämlich den Anfang des 16. Jahrhunderts im Sinn. Vorher scheint sich die Heiligkeit des Ortes mit der Kunst nicht vertragen zu haben, ob auch mehrere Päpste sie begünstigten. Die glückliche Zeit des kunstsprangenden Roms fällt zwischen den Regierungsantritt Julius II. im J. 1503 und die Erstürmung und Plünderung der Weltstadt durch die Spanier im J. 1527. Julius II., der sich mit dem Schwerte Pauli abbilden ließ, bewirkte mit dem Eifer einer heiligen Sache die Vertreibung der Franzosen aus dem Kirchenstaat und aus Italien und erregte durch das nationale Unternehmen einen fruchtbaren Aufschwung der Ideen. Das Beengende der religiösen Sagen wurde gehoben, da in dem Mediceer Leo X. einen Freigeist die Tiare krönte. Mitten durch die Feuerbrände, die vom Vatikan aus auf die Kirchenfeinde geschleudert wurden, schlichen sich

reformatatorische Ansichten ein. Eine wohlthätige Bewegung weckte überall außergewöhnliche Kräfte. Rom ward das Ziel aller Baukünstler, Bildhauer und Maler und in ein Paar Jahrzehnten entstanden Werke in solcher Fülle, von solcher Großartigkeit, daß bewährte Meister aus Florenz; aus jener Stadt, die sonst den Vorrang in der Kunst behauptete, sich in Rom erdrückt von der Masse des Schönen sahen und mit der Wehmuth des Unerreichbaren nach abgekürztem Besuch heimkehrten, daß die Maler Benedigs und der Lombardei die Ueberlegenheit Raphaels und Michelangelo's ehrend anerkannten. Aus dem Kampf, in den die Künstler Roms mit einander traten, erwachsen die Helden, aber noch mehr als die Wechselwirkung unter einander hob es die Geister, daß auch die antike Welt durch redende Zeugen zum Wettstreit aufforderte und wie absichtlich den verhüllenden Schleier da abwarf, als das lebende Geschlecht genug herangebildet zu seyn schien, ihre Sprache zu verstehen. Beinahe gleichzeitig wurden neben andern ausgezeichneten Werken der Torso des Herkules, der belvederische Apoll und der Laokoon entdeckt.

Bei den Schätzen, die aus dem Schooß der Erde gehoben wurden, mogte oft der Wunsch laut geworden seyn, daß die Gruppe des Laokoon wieder gefunden werden mögte, denn Plinius, der sie in dem Hause des Titus sah, bezeichnet sie als eine Leistung, die allen Werken der Malerei und der Bildhauerkunst vorzuziehen sey, denn der lateinische Lieblingsdichter des Mittelalters beschreibt in der Aeneide den furchtbaren Tod des trojanischen Priesters mit den beiden jugendlichen Söhnen in malerischer Anschaulichkeit. Ueber die Findung der Gruppe im J. 1506 besitzen wir den Brief eines Künstlers. Francesco, der Sohn des berühmten Architekten Giuliano da San Gallo schreibt: „Ich zählte nur wenige Jahre das erste Mal, daß ich in Rom war, als dem Papst gemeldet wurde, daß in einem Weinberg bei S. Maria Maggiore einige sehr schöne Statuen gefunden wären. Der Papst befahl da einem Diener: Gehe und sage dem Giuliano da San Gallo, daß er sich schnell aufmache, sie zu sehn! und so ging er schnell dahin; er wollte, daß auch Michelangelo Buonarrotti dahin ginge und so machten wir uns auf den Weg, ich zur Seite meines Vaters. Ich stieg hinab, wo die Statuen lagen. Sofort sagte mein Vater: Dies ist Laokoon, dessen Plin-

nius erwähnt. Man machte die Oeffnung größer, um sie hervorzuziehen zu können“, u. s. w. Ein anderer Zeitgenosse, der Antiquar Andrea Fulvio berichtet uns, daß das Marmorwerk auf dem Esquilin in den sogenannten Sieben Sälen, unterirdischen Räumen, die zu Wasserbehältern der Titusbäder gedient haben, gefunden worden sey. Der Besizer des Weinberges war Felix de Fredis, der sich den kostbaren Fund nicht mit Geld abkaufen lassen wollte. Er trat ihn gegen einen Antheil an dem Lateranischen Thorzoll dem Papste ab. Auf dem Grabstein jenes Mannes setzte man die, für Italien weniger auffallende, Inschrift, daß er wegen seiner Tugenden und wegen der Entdeckung des göttlichen Standbildes Unsterblichkeit verdiente. In dem Belvedere, einem Bau, den Julius II. als Verlängerung des vatikanischen Palastes begonnen hatte, wurde der Laokoon aufgestellt. Vieles war an dem Werke verkehrt. Sandrart's Angabe, daß erst bei der Einnahme Roms der rechte Arm des Vaters abgebrochen sey, ist nicht wahrscheinlich. Außer diesem Arm bis zum Schultergelenk fehlte auch der rechte Arm des jüngern Sohnes, die rechte Hand und das rechte Bein des ältern Sohnes. Michelangelo sollte die Ergänzung übernehmen. Er führte aber nur den rechten Arm des Vaters und nur im Groben aus. Noch zu Winkelmanns Zeit lag derselbe, der jetzt nicht mehr aufzufinden ist, auf dem Fußgestell der Gruppe. Nach Vasari arbeitete der Priester Giovanni Agnolo Montorsoli nach Angabe Michelangelo's in den Gemächern des Belvedere und erneuerte den linken Arm des Apoll und den rechten des Laokoon. Dieser Verfasser erzählt aber wieder im Leben des Baccio Bandinelli, eines Nebenbuhlers Michelangelo's, daß „er den antiken Laokoon am rechten Arm, da er abgebrochen und nicht aufzufinden war, restaurirte.“ Nach einem wohl gerathenen Wachsmodell bildete er ihn wahrscheinlich aus Marmor. Der vorhandene rechte Arm ist von Stuck und kommt schon auf einer Abbildung vom J. 1544 vor. Als Ergänzter werden sonst noch Lorenz Bernini, der 1680 starb, und Cornacchini (ein Künstler des Namens lebte um 1730) genannt. Das Nichtübereinstimmende der angefügten Gliedmaßen weist genugsam auf die Arbeit von verschiedener Hand in verschiedener Zeit hin. Das Standbild erregte die lebhafteste Begeisterung, die Bewunderer

wallten zahlreich zu ihm hin und es ward mehrfach besungen. Der gelehrte Jacob Sadoletto, der als Geheimschreiber Leos X. im Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam stand, feierte es durch ein heroisches Gedicht. Michelangelo nannte den Laokoon ein Wunder der Kunst, Andrea del Sarto wählte ihn als Vorbild, als er das Dresdner Bild mit der Opferung Isaaks malte, Tizian zeichnete als Satire auf Bandinelli, der das Werk über treffen zu wollen sich vermaasß, die Gruppe in der Verbindung von drei Affen, Hannibal Caracci entwarf sie mit Kohnle aus dem Gedächtniß, als sein Bruder vor einem Kreise angehender Maler die Schönheit dieser Antike entwickelt.

Der Laokoon, wenn er auch nicht ursprünglich römischen Boden angehörte, ward so Italiens eigendstes Besiðthum. Um so schmerzlicher war es, daß er 1797 mit dem Torso des Herkules, mit dem belvederischen Apoll und anderen berühmten Statuen nach Paris entführt wurde. In ihrem Gefolge kehrte er 1815 in das Belvedere zurück.

Eine nicht geringe Zahl deutscher Kunstgelehrten ließen sich über ihn in Entwicklung sehr verschiedener Ansichten vernehmen wie Winkelmann und seine Herausgeber, Mengs, Lessing, Heyne, Goethe, Thiersch, Müller, Gerhard, Welcker, Schnaase.

Plinius nennt uns die rhodischen Bildhauer Agesander, Polydorus und Athenodorus, die in planmäßiger Uebereinstimmung den Laokoon schufen. Den Namen des letzteren Künstlers finden wir in der Inschrift eines schwarzen Marmorsockels wieder. Aus ihr ersahn wir, daß Athanodoros (wie er hier genannt wird) der Sohn Agesanders gewesen, das Nämlische ist von Polydor anzunehmen. Plinius sagt, daß das Zusammenarbeiten mehrerer Künstler dem Ruhm eines Kunstwerkes Abbruch thue, weil weder einer die Ehre in Anspruch nimmt, noch mehrere als gleich theiligt genannt werden können. Der Laokoon, sagt er, steht **im Hause des Kaisers Titus** und mit ähnlichen erprobten Werken, deren Ausführung gemeiniglich die Thätigkeit mehr als eines Meisters erheischte, **haben** viele Künstler die Kaiser-Paläste **erfüllt**. — Aus der hier umschriebenen Stelle des Plinius ist gefolgert, daß die Verfertiger des Laokoon zur Zeit des Titus gelebt haben müßten, weil

ihr Werk im Hause des Titus stand (!), ferner daß sie Zeitgenossen der Künstler gewesen seyn müßten, weil diese (die sämmtlich genannt werden) mit ähnlichen Werken die Kaiserpaläste erfüllt haben. Der Zusammenhang bedingt aber keineswegs die Annahme, daß die Verfertiger des Laokoon darum, weil ihr Werk andere Künstler zur Darstellung ähnlicher Gruppen reizte, mit diesen zur selben Zeit lebten. Dessen nicht zu gedenken, daß zwei antike Gruppen in Rom, die als Seitenstücke gearbeitet sind, mit den Namen von zwei Bildhauern bezeichnet wurden, zwischen deren Blüthenzeit an 80 Jahre liegen, so giebt es in der neuern Kunstgeschichte vielfache Beispiele, daß im Einklange mit den Arbeiten verstorbener Meister ein jüngeres Geschlecht ähnliche zu bilden bemüht war. Aus der betreffenden Stelle kann chronologisch nur gefolgert werden, daß bei Lebzeiten der Künstler die Werke, die sie nach Maassgabe des Laokoon geliefert, in den Kaiserpalästen aufgestellt wurden. Gegenwärtig steht in der Nachbarschaft des belvederischen Apoll und des Laokoon der Perseus und die Faustkämpfer-Gruppe des Canova. Wen dürfte es befremden, wenn ein Tourist heutigen Tages vom Belvedere also berichtete: Es steht daselbst die Laokoon-Gruppe. Gleichermassen hat Canova das Belvedere mit den erprobtesten Werken erfüllt. — Wer mögte aus der Angabe den Schluß ziehn, daß Canova zur Zeit des Schreibers gelebt haben oder gar, daß die Verfertiger des Laokoon Zeitgenossen Canovas gewesen seyn müßten. Beachtungswerth erscheint es, daß Plinius unmittelbar nach den uns sonst unbekanntem Künstlern einen Plastiker namhaft macht, der unter dem Kaiser August arbeitete. Demnach erscheint es fraglich, ob einer der Künstler dem Zeitalter des Kaisers Titus angehörte. Wenn Plinius vom Laokoon anführt „der im Hause des Kaisers Titus steht“, so ist damit noch nicht einmal gesagt, daß dieser die Aufstellung des Standbildes veranlaßte. Vielleicht nur um im Ausdruck zu wechseln, nennt Plinius nach dem regierenden Herrscher die Kaiserpaläste hier das Haus des Titus. — Leichter klärt sich die dunkle Stelle auf, wenn wir sie so verstehn, daß der Laokoon, dieses alle Gemälde und Bildhauereien überbietende Prachtstück als Muster galt, daß man an umfangreichen plastischen Arbeiten, an solchen Gruppen Gefallen fand und mit solchen vorzugsweise die Kaiserpaläste ausstattete.

Wenn Sadoletto in seinem Gedicht die Gruppe in dem berühmten Rhodus entstehen läßt, so begründete er diesen Ausspruch wohl zunächst dadurch, daß Agefander, Polydorus und Athenoborus Rhodier waren. Ueber eine andere Gruppe, den so genannten Farnesischen Stier in Neapel, belehrt uns Plinius, daß sie aus Rhodus nach Rom geführt wurde, daß sie im Augusteischen Zeitalter Besizthum eines bekannten Staatsmannes war. Ein Vergleich zwischen ihr und dem Laokoon fällt sehr zu ihrem Nachtheil aus. Der Farnesische Stier zeigt uns eine bunte Zusammenstellung des Verschiedenartigen. Die Hauptfiguren sind zwei Brüder Amphion und Zethus, die einen wüthenden Stier halten, um an seine Hörner die böse Stiefmutter festzubinden. Goethe rühmt es insbesondere am Laokoon, daß seine ihn umwindenden Verderber nicht als Massen erscheinen, sondern nur als ausgetheilte Kräfte anzusehn sind und nichts von der Schönheit der Figuren verdecken. Bei jener Gruppe zieht der Stier die Aufmerksamkeit von den Jünglingen ab. Auch hier sind uns die Verfertiger bekannt. Zwei Künstler, die Brüder waren, haben die brüderlichen Jünglinge gebildet, wie der Laokoon und seine Söhne von einem Vater mit zwei Söhnen ausgeführt ist. Beide Gruppen sind darin ähnlich, daß sie den Kampf des Menschen mit dem Thier zur Anschauung bringen und ungewöhnliche Kraftäußerungen entwickeln. Beide haben noch das mit einander gemein, daß Plinius sie als „aus demselben Stein“ bestehend beschreibt. Sie sind indeß aus mehreren Stücken, der Laokoon aus sechs, zusammengefügt. Plinius will wahrscheinlich nur Gruppen verstanden wissen, die aus einer Masse zu bestehen scheinen, indem sie eine gemeinschaftliche Base haben.

Wenn das minder gelungene Werk der Farnesische Stier spätestens zu Augustus' Zeit entstanden seyn muß, so sehen wir uns dadurch schon veranlaßt, die Entstehung des Laokoon einer früheren Periode als es geschieht zuzuschreiben. Das Emporkommen einer neuen, der fünften Bauordnung zur Zeit des Kaisers Titus und seines Bruders zeigt, wie tief der Geschmack damals gesunken war. Die Bildwerke am Titusbogen sind nur im Vergleich zu denen der späteren Triumphbogen löblich zu nennen, ihre Erfindung ist geistlos langweilig. Erst um die Zeit der flavischen Kaiser flammte die Kunst noch einmal vor ihrem Er-

löschen auf, doch beleuchtete sie meist nur die unmittelbaren Erscheinungen des Lebens. Die spiralförmig gewundenen Kriegszüge auf den Ehrensäulen Roms, die Portraitbildungen eines Hadrian und Antinous sind die letzten namhaften Marmorwerke.

Als ein Beweismittel, daß der belvederische Apoll in der Kaiserzeit erfunden sey, hat man den Mangel antiker Copien angeführt, denn die schöneren Werke kommen sonst in formgetreuen oder sinnverwandten Exemplaren vor. Von Laokoon kann man vier Nachbildungen, wenn gleich nur in Bruchstücken, nachweisen. Die eingegrabenen Pupillen, die bei Marmorköpfen vom Verfall der Kunst zeugen, der vergrößerte Ausdruck machen der Gruppe die Originalität nicht streitig. Ein ihr ähnliches Werk war sicher jenem Maler bekannt, der im 4. oder 5. Jahrhundert die Miniaturen zu der Vatikanischen Handschrift des Virgil lieferte. Nach der Aeneide umwinden die Schlangen zuerst die kleinen Leiber der Kinder und verwunden die Glieder mit tödtlichem Biß, darauf den Vater, der ihnen zu Hülfe eilt mit der Waffe, mit der er den hohlen Leib des hölzernen Rosses durchstochen. Nicht ist in den Versen gesagt, daß die Schlangen den Vater mit den Söhnen verflechten, nicht, daß der Vorfall sich am Altar ereignete. In der Miniatur kniet der Alte auf dem Altar und streckt stehend die Arme aus, auch erscheint er nackt, indem das Gewand wie im Sturm emporgehoben wird. Mehrmals umschnüren die Schlangen strickartig ihn mit den zu beiden Seiten befindlichen Kindern. — Die vor Winckelmann mehrfach ausgesprochene Meinung, die rhodischen Bildner müßten bei der Arbeit die Aeneide vor Augen gehabt haben, ist als keine Gewährleistung anzusehn, das Werk dem Augusteischen Zeitalter beizulegen. Nicht Agesander und seine Kunstgehülfen, wohl aber die Ergänzter kannten Virgils Schilderung.

Wenn wir den geistigen Gehalt betrachten, so bietet uns die Gruppe der Niobe die meisten Vergleichungspunkte dar. Wie Laokoon die Minerva, so hat auch Niobe eine Göttin beleidigt, er durch patriotische Gesinnung, sie durch überschätzende Mutterliebe, beide sehen sich mit den Ihrigen einem unentflieharen Geschick, einem augenblicklichen Tode preisgegeben. Die Erfindung der Niobe-Gruppe rührt von Scopas oder Praxiteles her, welche Zeitgenossen waren und durch den Ausdruck des anmuthig An-

ziehenden die Mitte hielten zwischen der ernstern Erhabenheit des Götterthums in den Idealen des Phidias und dem zu göttlichem Adel hervorgebildeten Heldenthum in den Werken des Lysippus. Die Mutter der Niobiden, in deren Schooß sich das jüngste Töchterchen flüchtet, ist von göttlicher Abkunft, sie bekundet in den Mienen, die über gemeinen Schmerz erhaben sind, einen edlen Troß und in der Gefahr erkennt sie weniger das Leiden, als die Kränkung unantastbar erscheinender Würde. Die älteste Tochter blickt zu dem vom Pfeil erlegten Jüngling in stiller Trauer herab, während ein Bruder in stürmischer Eile zur Flucht sich wendet. Wir sehen kein feiges Ergeben in das Unabwendbare, keinen nutzlosen Kampf mit dem Ueberwältigenden. Wir sehen die aus göttlichem Geschlecht Entsprossenen dem ungerechten Verhängniß gegenüber. Die Figuren in der Niobiden-Gruppe, die ein Aufgeschrecktseyn, ein banges Elend ausdrücken, das in Jammer und Händeringen sich ausspricht, sind, wie der verschiedene Marmor es schon beweist, in den edlen Verein in späterer Zeit eingeschwärzt. — Vom Laokoon sagt Winckelmann: „Die Vollendung der Statue macht es wahrscheinlich, daß ihre Meister zur Zeit Alexanders gelebt haben.“ Lysippus, der sich vornehmlich durch Herkules-Statuen auszeichnete, von denen wir eine abbildlich im Farnesischen Herkules besitzen, steigerte die Formen, wie sie das Leben darbietet, zu übermenschlicher Großheit und genügte Alexandern, wenn er in seinen Portraitbildern die schiefe Haltung des Halses beibehielt und doch seinem Kopf das Ansehen eines Jupiters und Helios zu geben verstand. Nachdem die Kunst in einfacher Größe das Höchste in verschiedenen Richtungen erreicht, nachdem sie zuerst das Erhabene, dann das Zierliche und endlich das heroenkräftig Gewaltige in ewigen Typen festgestellt hatte, haben wir eine Periode anzunehmen, in der die Meister nach Durchbildung des Verschiedenen ihre Virtuosität geltend machten und sich, um sich zu zeigen, an Vorwürfe wagten, die ehedem als dem Begriff des Hohen widerstrebend verschmäht wurden. Es wurde Aufgabe, Menschen in ungewöhnlichen Situationen aufzustellen, wo es einer viel geprüften Kunstfeindschaft bedurfte, die Symmetrie festzuhalten, die von Polyklet bis zu Lysippus in ruhigen Stellungen leicht bewahrt werden konnte. Bis dahin hatte sich der Geist der homerischen Gesänge, die er:

habene Einfalt, die parteilose Ruhe in vollem Ansehn behauptet. Nach Alexanders Zeit, so scheint es, äußerte das Ausdrucksvolle, das gesucht Wirksame der Tragödie einen unabweisbaren Einfluß auf die bildende Kunst. Wer verkent im belvederischen Apoll das Theatralische? In seinem siegprangenden Wesen ist das Selbstgefühl, das den antiken Statuen eigen, auf die Spitze getrieben. Sophokles hatte neben dem leidenden Philoktet auch einen Laokoon gebichtet und ein Nachhall von ihm mag uns in der Schöpfung der rhodischen Bildhauer erhalten seyn. Das Plastische spielte bei dieser Umwandlung in das Malerische über. Eine Statue will meist von allen Seiten gesehn seyn, sie stellt einen Akt dar, in dem selbst die spannendste Handlung einen Moment der Ruhe und die mit ihr verbundene Abgeschlossenheit bezingt. Die Handlung wird zur Charakteristik und wir sehen weniger, was der Gott thut, als was er zu thun im Stande ist. Das Gemälde, schon durch den Farbenzauber dem Beweglichen verwandter, versetzt uns mitten in das Getreibe und liefert uns ein Bruchstück der Geschichte, das bedeutsam genug ist, um über den Ausgang nicht in Zweifel zu stehn. Vom Laokoon ist richtig bemerkt, daß das Werk das Gepräge des Malerischen habe. Nicht entsprechend den antik plastischen Erfordernissen ist es für eine bestimmte Beleuchtung, nämlich von der linken Seite her, berechnet. — Wenn dem Zeitgemäßen es nie an Verehrern fehlte, so mußte der kriegerische Sinn der Römer an Gebilden, in denen sich eine imposante Kraftfülle, ein Kampf auf Leben und Tod ausdrückte, ein besonderes Gefallen finden und sie wurden von Rhodus her verlangt, wo eine Vorliebe für das Kolossale vorherrschte. Von einer Gruppe, wie bemerkt, wissen wir es wenigstens, daß sie aus Rhodus nach Rom gebracht sey.

Denjenigen Archäologen werden wir daher beizupflichten haben, die die Erfindung des Laokoon und des Farnesischen Stiers in einem Zeitraum nach Alexanders Tod setzen, bevor die griechische Kunst durch griechische Bildhauer nach Rom verpflanzt wurde. Wie wenig genau auch die Bezeichnung ist, wenn es heißt, ein Werk vor der Kaiserherrschaft, so mögte sie am wenigsten einem mit Beweisen zu erhärtenden Widerspruch unterliegen.

Im Laokoon sehen wir nichts Ideales, sondern das Vollkommene, das in der Uebereinstimmung aller Theile, in so weit sie nicht vom Ergänzer herrühren, seine Begründung findet. Mengs sagt, man setze die Züge des Laokoon in Ruhe und wir finden in ihm die Schönheit des belvederischen Apoll wieder. Man könnte im Gegensatz bemerken, daß die Gesichtstheile durch den Ausdruck, der die Züge keineswegs verzerrt, nur gewonnen haben. Der Zuschnitt streift an die Satyrbildung, an die Form mehrerer Centaurenköpfe, weshalb Canova in seiner Theseusgruppe dem erliegenden Centauren einen Laokoonskopf gab. In den Zügen des ältern Sohnes, der noch keinen Schmerz erduldet, finden wir nichts mehr rühmenswerth als das Wesen der Gespanntheit.

Den Rang, den der Laokoon als ein Kunstwerk erster Größe einnimmt, behauptet er durch seine Harmonie, durch den gleichmäßigen Uebergang einer Empfindung in die andere, durch den nothwendigen Wechsel der Leidenszustände, durch die Deutlichkeit bei scheinbarer Verwirrtheit, durch das Natürliche selbst in ungewöhnlicher Aufregung, durch das Edle im Augenblick des Schreckens, mit einem Wort durch Klarheit, die das richtige Verständniß aller Theile zu einander fordert, die das momentan Zufällige ausschließt und nur Leidenschaftslosigkeit anerkennt. Den Ausdruck des Laokoon haben manche Maler für greise Märtyrer auf Altarblättern abgeborgt. Laokoon zeigt in gleichem Grade Leiden und Selbstbezwungung. Aber es ist keine Unnatur an ihm bemerkbar, er empfindet nicht in der Duldung erhebenden Beruf, nicht im Schmerz verklärende Lust. Die Märtyrer-Schauerlichkeit, die das Mittelalter predigt, die sich in einer stoischen Verhöhnung des Menschlichen verräth, verdüstert nicht die Antike. Das Sinnliche ist nicht erdrückt, sondern das Geistige steht mit ihm im Gleichgewicht.

Das gütige Schicksal, ruft Winckelmann, das auch über die Künste bei der Vertilgung wacht, hat aller Welt zum Wunder den Laokoon erhalten. Das Vorhersehen der Gefahr, das Ringen mit ihr und das Erliegen sehen wir in den drei Figuren. Der ältere Sohn drückt Ueberraschung aus, der Vater Anstrengung und der jüngere Sohn Erschöpfung. Der ältere Sohn will den Schlangerring vom linken Fuß abstreifen, da erblickt er den rechten

Arm in ähnlicher Weise umstrickt und er schaut zu dem Vater, wie ein Unrecht es ihm vorrückend, durch solche Bande an ihn gefesselt zu seyn. Der Alte sucht mit dem linken Fuß einen Stützpunkt neben dem Altar zu finden, um sich kräftig emporzuheben, da fühlt er die Giftzähne in seiner Weiche und unwillkürlich sieht er sich zum Marterfuß zurückgedrängt. Der jüngste Sohn, dessen Oberkörper nur noch lebt, strebt den Kopf der zweiten Schlange wegzureißen, aber durch die Windung um den linken Arm wird er behindert, seinem Todfeinde mehr als unmächtigen Widerstand entgegenzusetzen. Die Unschuld des Knaben, der matt um Hülfe steht, in dessen wehmüthigen Augen die Empfindung, um einen Winkelmannschen Ausdruck zu brauchen, in einem trüben Dufte zu schwimmen scheint, bewegt zum Mitleid. In welchem hohen Grade das Charakteristische in jeder Figur zur Einheit in allen Theilen erhoben, wie die Verschiedenheit sorgfältig durchgeführt ist, werden wir anerkennen müssen, wenn wir den linken Fuß des Ältern, mit dem rechten Fuß des jüngern Sohns vergleichen, dort sehn wir so viel aufgebotene Spannkraft als hier krampfhafte Erstarrung. Das Gefühl des Vaters schwankt zwischen der Aufgeregtheit, die der eine seiner Leidensgefährten bezeigt, und der Hinschmelzung des andern. Gewaltsam kämpft er, den ehemals, wie es das Band am Hinterkopf zeigt, die Priesterbinde zierte, zwischen den Rettung Verlangenden, aber des fruchtlosen Erfolges gewiß, sendet er zum Himmel muthlose Klagen. Goethe, der seine Ansicht über den Laokoon, lange vor der Herausgabe der Propyläen, schon damals faßte, als er zuerst in der Sammlung der Gypsabgüsse in Mannheim mit ihm bekannt wurde, nennt die Gruppe eine tragische Idylle und mögte alles Blutige, alles Entsetzen Erregende, wohl weil er es nicht mit der Antike für vereinbar hielt, durch seine Erklärung verdecken. Nach ihm hat die Schlange noch kein Gift in die Adern des jüngern Sohnes gestößt, durch das Pressende der Windungen wird ihm nur das Athemholen erschwert, die andere Schlange beißt nur, weil der Vater unwillkürlich mit der linken Hand sie drückt, und bringt so ihm an der empfindlichsten Stelle jene Wunde bei, die das Zurückfliehn des ganzen Leibes bewirkt. Goethe scheint das Augenblickliche der Ueberwältigung durch die dämonischen Gewalten verkennen zu wollen, wodurch die Leiden:

den im Anblick der größten Gefahr kleiner Unbequemlichkeiten, als da sind Einengung, schweres Athmen, sich nicht bewußt werden. In der Hastigkeit der Schlangen verräth sich aber deutlich die Wuth, mit der sie über ihr Opfer herfallen, wenn auch, wie es deutlich Spuren darthun, der Kopf der oberen Schlange nicht in der Art heißhungrig zuschnappte. Nur die untere Schlange mögte der alte Marmor in ähnlicher Weise gezeigt haben, der Kopf ist hier nicht ergänzt, der vordere Theil kettet das rechte Bein des Vaters mit dem jüngeren Sohn unauflöslich zusammen, so daß alle Bewegung aufhört und nur des Alten Riesenkraft dem Druck widerstrebt. Die obere Schlange ist zum großen Theil neu und ihre Windungen sind nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, da die linke Hand des Vaters theilweis, der rechte Arm ganz neu ist. Nothwendig ist es, die Ergänzungen ins Auge zu fassen, um das Kunstwerk richtig zu beurtheilen. Wenn der rechte Arm des jüngern Sohnes sich so zierlich krümmt, als wenn ein Tanzmeister ihn gestellt, wenn die rechte Hand des älteren Sohnes in glatter Sauberkeit so charakterlos ausgefallen ist, daß man sie auf Kupferstichen zu verändern für schicklich erachtete, so zeigt der rechte Arm des Vaters in stamländischer Derbheit einen übertriebenen Ausdruck. Virgils Vers: „er strebt mit den Händen die Schlangenringe zu zerreißen“ bestimmte den Ergänzter am Original zu meistern und es um eine Schönheit zu bereichern. Da über zwei Hände nicht zu verfügen war, so wurde der Rechten allein das Zerreißen zugemuthet, die in der Art emporgehoben der Aufstellung in der Nische fast widerstrebt. Am Rücken der Figur sieht man deutlich, daß die Schlange wagrecht darüber hinfuhr, wahrscheinlich kam sie unter der rechten Achsel zum Vorschein und wand sich um den Arm, der zur bessern Concentrazion der Gruppe über das Haupt sich hinbeugte. Michelangelo erkannte das Richtige und bildete so einen mit der Schlange umwundenen Arm. Ein Bruchstück einer antiken Laokoonfigur in Neapel enthält einen Theil des rechten Arms und läßt über die angegebene Richtung desselben keinen Zweifel übrig.

Von den verfehlten Ergänzungen blicken wir um so lieber zu der Herrlichkeit des alten Gebildes. Der Vater als die Hauptfigur fesselt vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Das kräftige Alter enthüllt sich uns nicht weniger in den behenden Bewegun-

gen, als im blühenden Körper. Ein Kunstschriftsteller bemerkt, daß das Außerordentliche der antiken Bildung in der Verbindung der Fülle mit der Gewandtheit bestehe, zwei Eigenschaften, die wir gemeinhin im Leben von einander getrennt finden. Wenn wir früher die Füße der Kinder betrachteten als wohl erhaltene Theile des Marmorwerks, so dürfen wir am wenigsten den rechten Fuß des Alten, der ganz unversehrt ist, übersehn. Der Fuß ist hier verhältnißmäßig eben so ausdrucksvoll als der Kopf. Im Leben, in den Erzeugnissen der christlichen Kunst tritt das, was wir Ausdruck nennen, in einzelnen Punkten hervor. Die Maler vor Raphael leisteten nur mittelmäßiges in Figuren, die nicht verhüllt sind. Bei den alten Meistern dagegen ist der Ausdruck über die ganze Gestalt verbreitet in verhältnißmäßiger Vertheilung. Man könnte sagen, daß das triumphirende Wesen des belvederischen Apoll wie im Auge und in der Lippe, so sich im Schenkel kundgebe, daß der idealische Bauch der Bacchusstatuen, von dem ein Archäolog redet, und die damit verbundene weiche Indolenz in jedem Gliede sich wiederhole. Nirgend vermiffen wir in der Antike den Ausdruck einer bewußten Ruhe oder Thätigkeit. Aber nicht alle Theile des Körpers sprechen gleichviel Seele aus, die Extremitäten mehr als der Leib, die Hand mehr als der Unterarm, dieser mehr als der Oberarm, der Fuß mehr als das Bein. Doch wie im Antlitz, so in allen Gliedmaßen verdüstert sich die eigentliche geistige Regung, wenn die ruhige Bewegung in das Stürmische übergeht, die bedachte Handlung in blinden Ungeßüm ausartet. Das Zusammenkrallen der Finger, das Ballen der Faust ist nicht minder widerwärtig als jede Verzerrung der Gesichtszüge. Die Darstellung der bloßen physischen Kraft hat nur den Reiz der Karikatur und erscheint selbst bei Beschränkung der Wahrheit als übertrieben. Die Bildhauer des 16. Jahrhunderts liebten es, auffallende Contorsionen selbst ohne dringliche Motive hervorzukehren, um so das Uebermenschliche zu veranschaulichen, beim Laokoon besteht es darin, daß unter den ungeheuersten Qualen nichts an das Ungewöhnliche streift. Am rechten Fuß des Vaters, obwohl das Leiden nicht zu verkennen ist, nehmen wir nichts Entstellendes wahr. Bei dem immer strafferen Einschnüren durch die Schlange mögten sich die Zehen in schmerzhafter Zuckung zusammenkrümmen,

aber die geistige Beherrschung äußert ein bedeutsames Gegengewicht und läßt nicht die Verkümmernng der schönen Formen zu. Winckelmann meint, daß Virgil tief unter Agesander stehe, da jener den Priester ein furchtbares Geschrei zu den Sternen erheben läßt, gleich dem von der Axt getroffenen Opferstier. Der Laokoon im Marmorbilde kann nicht schreien, denn die Gesetze der Harmonie verbieten es. Nur der unterdrückte Schmerz ist Gegenstand für die antike Plastik, nur ein Seufzen, Aechzen oder Stöhnen ist ihr auszudrücken erlaubt. Sadoletto in seiner poetischen Beschreibung der Gruppe spricht neben Seufzern auch von Thränen. Allein sie hält sich eben so fern vom Schroffen als vom Weichlichen. Alle Endpunkte für die antike Kunst liegen in einem Kreise, der dem Mittelpunkt der Darstellung nahe bleibt, und dieser Mittelpunkt ist die Vergeistigung des sinnlich Schönen.

### N a c h t r a g.

Zu Seite 388.

#### **Plinii Hist. nat. XXXVI, 11:**

Nec multo plurium fama est, quorumdam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domos Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis: et Caryatides in columnis templi eius probantur inter pauca operum.

#### **In Platner's Beschreibung der Stadt Rom I, 291. Roms antike Bildwerke von Gerhard:**

Laokoon, ein Kunstwerk, dessen hohe Vortrefflichkeit wenig Beschränkung erleidet, wenn man es, statt mit Winckelmann der Kunstschule des Lyffippus, nun nach allbekannterer aber allzulange vernachlässigter Autorität des Plinius dem Zeitalter des Titus beischreibt. „Durch die Mehrzahl

der Künstler“, sagt jener Schriftsteller, „ist der Ruhm des Laokoon verdunkelt, einer von drei Künstlern plangemäß verfertigten Gruppe im Hause des Titus: \*) nicht anders als andere Künstlervereine und der einzelne Aphrodisius die Kaiserpaläste mit Kunstwerken angefüllt haben“ die Hinzufügung eines einzelnen Künstlers vollendet den Beweis, daß Plinius nach Erwähnung des Laokoon zur Erwähnung von Künstlerpaaren nicht durch die Besonderheit ihrer gemeinschaftlichen Künstlermehrheit, \*\*) sondern durch des Laokoon Ausführung für den Palast des Titus veranlaßt ward.

Zu Seite 392. 396. 398.

### Virgilli Aen. II. 201—224.

Laocoon ductus Neptuno sorte sacerdos,  
 Sollemnes taurum ingentem mactabat ad aras.  
 Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta  
 (Horresco referens) immensis orbibus angues  
 Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:  
 Pectora quorum inter fluctus arrecta, iubaeque  
 Sanguineae exsuperant undas: pars cetera pontum  
 Pone legit, sinuantque immensa volumine terga  
 Fit sonitus spumante salo: iamque arva tenebant,  
 Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni,  
 Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.  
 Diffugimus visu exsanguis. Illi agmine certo  
 Laocoonta petunt: et primum parva duorum  
 Corpora natorum serpens amplexus uterque  
 Implicat, et miseros morsu depascitur artus.  
 Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,  
 Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et iam  
 Bis medium amplexi, bis collo squamea circum  
 Terga dati, superant capite et cervicibus altis.  
 Ille simul manibus tendit divellere nodos,  
 Perfusus sanie vittas atroque veneno:  
 Clamores simul horrendos ad sidera tollit;  
 Quales mugitus, fugit quum saucius aram  
 Taurus et incertam excussit cervicē securim.

\*) Wahrscheinlich ist hier „die“ ausgefallen.

\*\*) Müller, Handb. d. Archäologie, sagt S. 137: Similiter, nämlich auch de consilii sententia.

**Nach Voss:**

Priester gezogen durch Loos war Laokoon dort dem Neptunus,  
 Dem den gewaltigen Stier an den Festaltären er weihte.  
 Siehe von Tenedos her, zwiefach durch stille Gewässer  
 Nah'n (ich erzähle mit Graun!) unermesslich kreisende Schlangen,  
 Ueber das Meer sich dehnend und streben zugleich an das Ufer;  
 Denen die Brust in den Wellen emporgebäumt, und die Mähne  
 Blutroth aus dem Gewog' aufragt; ihr übriger Leib streift  
 Hinten die Flut, und sie rollen unendliche Rücken in Wölbung.  
 Laut mit Geräusch her schäumt das Salz; jetzt drohn sie gelandet  
 Und, die entflammten Augen mit Blut durchströmet und Feuer,  
 Zischen sie beid' und umlecken mit regerer Zunge die Mäuler.  
 Alle zerfliehn vor der Schau blutlos. Doch sicheres Zuges  
 Behn sie Laokoon an; und zuerst zweien kindlichen Söhnlein  
 Dreht um den Leib ringsher sich das Paar anringelnder Schlangen,  
 Schnüret sie ein und, o Jammer zernagt mit dem Bisse die Glieder.  
 Drauf ihn selbst, der ein Helfer sich naht und Geschosse daherträgt,  
 Fassen sie schnell und knüpfen die gräßlichen Bindungen: und schon  
 Zweimal mitten umher, zweimal um den Hals die beschuppten  
 Rücken geschmiegt, stehn hoch sie mit Haupt und Nacken gerichtet.  
 Jener ringt mit den Händen, hinweg die Umknötungen drängend, \*)  
 Ganz von Eiter die Bind' und schwärzlichem Gifte besudelt;  
 Und graunvolles Geschrei hochauf zu den Sternen erhebt er:  
 So wie Gebrüll auftrönt, wann blutend der Stier vom Altare  
 Floh und die wankende Art dem verwundeten Nacken entschüttelt.

Zu Seite 388. 390.

**Ueber die Laokoon-Statue. Gedicht von Jacob  
 Sadoletto.** (Das Original ist in Lessings Laokoon ab-  
 gedruckt.)

Sieh' aus dem tiefen Geröll der Erd' und der endlosen Trümmer  
 Eingeweiden, auf's Neu' ihn begrüßend, führte der späte  
 Tag den Laokoon heim: in den königlichen Gemächern

\*) Genauer:

Jener ringt mit den Händen die Knoten alsbald zu zerreißen,  
 Merkwürdig ist es, wie ein Mißverständnis sich an das andere  
 knüpft. Der Ergänzer des Laokoon glaubte die Virgilische Schilderung

Stand er bereinst und verherrlichte Titus deine Penaten.  
 Bild der göttlichen Kunst, nicht schaute die Weisheit der Alten  
 Je ein erhab'neres Werk, nun besucht es wieder die hohen  
 Mauern des auferstandenen Roms, aus dem Dunkel erlöset.  
 Was besing' ich zuerst als das Höchste? Den duldbenden Vater  
 Und der Erzeugten Paar? Die in Knoten gewundenen Schlangen,  
 Fürchterlich anzuschauen? Das Umringeln und Wüthen der Drachen,  
 Wunden und, weil wir den Stein vergessen, wahrhaftige Schmerzen?  
 Drob erhebet der Sinn und erregt von dem schweigenden Bildniß  
 Schlägt an den Busen, vereint mit nicht kleinem Erschrecken, das Mitleid.  
 Wie sie umher sich drehn knäuelartig in mächtigem Kreise  
 Beide Mattern voll Bier und gewundene Wege sich bahnen  
 Und die drei Leiber mit vielgeschlungenem Bande verflechten!  
 Raum das Auge vermag zu ertragen des graufigen Ausgangs  
 Anblick und den entsetzlichen Fall: vorschießend die eine  
 Draut dem Laokoon selbst, umwickelt ihn unten und oben  
 Ganz und mit wüthendem Biß verwundet sie endlich die Weichen.  
 Eingeschnüret entflieht der Leib; die sich windenden Glieder  
 Nimmst du wahr und die Seite, zurückgekrümmt von der Wunde.  
 Jener von heftigem Schmerz und getrieben vom schrecklichen Nagen  
 Seufzt mit gewaltigem Laut und, wegzureißen die grausen  
 Zähne bemüht, packt sonder Geduld er die Rücken der Otter  
 Mit der Linken. Es spannt sich der Nerv', ankämpft des ganzen  
 Leibes gesammelte Kraft vergebens im äußersten Andrang.  
 Nicht erträgt er die Wuth: dumpf Ueherzen entspringt aus der Wunde.  
 Häufig erneuend den Lauf kömmt still die schlüpfrige Schlange  
 Wieder hervor und verschlingt mit dem Knoten unten die Kniee.  
 Sieh', es schwindet die Wad' und umstrickt von den pressenden Ringen  
 Schwillt das Bein, es erhöh'n beim verhaltenen Puls sich die Adern,  
 Silbend dehnen sie aus mit dem schwarzen Blute die Venen.  
 Und nicht gelinder stürmt die Schreckensgewalt auf die Söhne,  
 Aengstet im jähen Umfahn und zerreißt die bejammerungswerthen

---

aufnehmen zu müssen, ohne die Möglichkeit abzusehn, sie deutlich wiederzugeben. Aus dem Zerreißen wurde ein Hinwegdrängen. Der Uebersetzer des Virgil gab die Genauigkeit auf, um dem vermeintlichen Sinn der Antike zu genügen.

Glieder und schon zernagte sie Blut vergießend des Einen  
 Brust, der mit letzter Stimm' anfleht den Erzeuger um Hülfe,  
 Durch die Umringelung hält sie sich fest und die kräftige Masse.  
 Noch ist durch keinen Biß verletzt an dem Körper der Andre:  
 Da vom erhobenen Fuß er das Schlangeneude sich abreißt,  
 Sieht er des Vaters Weh' und erschauert und hänget an jenem,  
 Endloses Weinen sofort und die fallenden Thränen in Zweifel  
 Hält verdoppelte Furcht zurück. — Drum glänzet ihr wahrlich,  
 Die ihr ein solches Werk aufstelltet, von ewigem Lobpreis,  
 Große Künstler (wenn auch durch der Vorwürf' edlerer Auswahl  
 Mancher Unsterblichkeit sucht und auch dem Wirken es freistand,  
 In viel heiterem Geist sich dem kommenden Ruf zu vererben)  
 Doch ist es herrlich, wohin die verliehene Gabe nur leite,  
 Ruhm zu erringen durch sie und die stralendsten Höh'n zu ersteigen.  
 Meister ihr, um den starrenden Sein zu lebendigen Wesen  
 Zu beseelen und Geist und Leben dem athmenden Marmor  
 Einzupflanzen, wir sehn die Erregung, den Zorn und den Jammer  
 Und wir vernehmen beinah' ihr Seufzen. Euch pries das berühmte  
 Rhodus dereinst. Es lag der Ruhm, was ihr wirket, begraben  
 Von unermesslicher Zeit, den wieder in günstigem Lichte  
 Roma erblickt, schaulustig verherrlichtet. Neu ist des alten  
 Kunstwerks Segen gewährt. Wie viel verdienstlicher wahrlich  
 Ist es, die Zeit zu erweitern durch Kunst und jegliches Schaffen,  
 Als Festfreuden und Pracht zu erweitern und nutzlosen Aufwand.

## Polnische Literatur.

Jana Urnta i. c.; 6 Książ o Prawdę. Chrześcijaństwo i. c. Na nowo drukowano. W Brzegu (Brieg) w drukarni J. A. Klockau. 1844. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Poln. Provinzen unseres lieben Vaterlandes entbehren mehr oder weniger eines Hauptmittels zur Hebung der geistigen Bildung ihrer Bewohner — einer Volksliteratur. Wie sehr die Volksschulen in neuester Zeit gehoben, wie einflußreich sie auch auf die formale Geistesbildung wurden, daß damit genug geschehen sei, wird Niemand behaupten wollen, der die Schule und das Leben in ihrem gegenseitigen Verhältnisse betrachtet und den Einfluß der ersteren auf das letztere ins Auge faßt. Mit dem Schulstaube wird auch die Schulweisheit abgeschüttelt; ins Leben überzugehen und da neue, bessere Gestaltungen hervorzurufen, hat sie keine Kraft, und so bleibt's beim Alten. In der Schule wird der Geist mannigfach angeregt und bearbeitet; jede Dorfschule hat jetzt schon eine kleine Schulbibliothek — das Material zur Erweckung, Belehrung, Bildung aufzuweisen. Mit dem Austritt aus derselben hört der Einfluß dieses Mittels auf, das Auge blickt nur auf Pflug und Spaten, das Ohr vernimmt das Gemeine, was eben den Landmann in seiner niedern Sphäre so fest hält und gegen alles Neuere, Bessere vorurtheilsvoll macht. Die Schulzeit war eine nur gar zu kurze Zeit, um ihren segnenden Einfluß auf Herz und Geist dauernd üben zu können. Da thut es denn doch wohl Noth, dem Volke eine solche Literatur zu schaffen, welche, was die Schule begonnen, fürs Leben fortsetze, was die Schule kaum angeregt, begründe, zum Klarern, bleibendern Bewußtsein führe. Wie ganz anders würden sich doch alsdann unsere Mäßigkeits- und Enthaltensvereine gestalten! Sie würden gewiß nicht als etwas dem Volksgeiste Heterogenes, demselben Aufgedrungenes sich gestalten, sondern aus demselben als schöne Frucht volksthümlicher Bildung hervorgehen, worauf auch schon unser liebe Freund Jablonowski hingewiesen hat.

Ein würdiger Anfang für diesen Zweck in religiöser Beziehung ist mit dem neuen Abdruck des oben genannten Werks gemacht. Eine neue Ausgabe desselben wird auch in Königsberg in der Hartung'schen Hofbuchdruckerei besorgt, und ist also für eine allge-

meine Verbreitung dieses höchst lehrreichen Werks satzsam gesorgt\*). Die Briegsche Ausgabe liegt uns vor, und können wir nicht umhin, einige Bemerkungen über dieselbe hier einzureihen. Das Hauptforderniß eines literar. Erzeugnisses fürs Volk ist, daß dasselbe in einer demselben verständlichen Sprache abgefaßt werde, ja soll es ein auch sprachlich bildendes Volksbuch werden, so muß dieselbe frei von allen Fehlern, Fremdwörtern u. s. w. sein. Schade, daß unser Urndt in seiner alten Ausgabe, so schön die Sprache im Ganzen auch ist, dennoch an den berührten Gebrechen leidet. Und dieß sollte doch ein Hauptumstand sein, welcher jeden Verleger bei einem neuen Abdruck eines solchen Werks leiten müßte. Zu bedauern ist's daher, daß von dem Herrn Verleger der Briegschen Ausgabe hierauf kein Bedacht genommen wurde, und er das Werk ganz so abdruckte, wie es vor 100 Jahren gedruckt ist, und somit der Verbreitung desselben Bedenklichkeiten erweckte. Wir berühren nur beiläufig den unrichtigen Gebrauch der Akute, müssen aber vor Allen das hervorheben, was das Werk an sich dem Landmann namentlich unlesbar und somit ungenießbar macht. Es sind vorzüglich die Menge Fremdwörter, die dem minder Vorgebildeten, welcher eigentlich im Auge zu behalten war, ganz unverständlich sind. Pag. 253: personalnie; 255: passywe; an vielen Stellen: argumentowac, argument; substancya; 534: influencya; corpora; 535: immediate; 537: natywiteta; 549: kurs; 559: monstrum; an vielen Stellen: konkludowac, konkluzya; 629: korrupcyi; 577: fantaszóm. 585: talamus; 635: ekspanzhi; 637: signatura u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß diese und die vielen übrigen Fremdwörter in die entsprechenden rein polnischen umgesezt werden mußten, bevor an einen neuen Abdruck des Werks gegangen werden durfte. Fügen wir noch hinzu, daß das so oft wiederkehrende: item, das ale postpositum und das unedle: wey beibehalten ist, daß die citirten Bibelstellen nicht mit gesperrten Lettern gedruckt sind, daß selbst die Krone des Werks — das Paradiesgärtlein ausgelassen ist (statt dessen aber die Augsburg. Confession beige druckt ist); so müssen wir es wirklich bedauern, daß wir dem Herrn Verleger nicht so warm danken können für seine übrigens schön ausgestattete Ausgabe. R.

---

\*) Zu wünschen wäre sehr, wenn nun auch recht bald Chr. Langhansens Postille für die christl. Jugend neu aufgelegt würde, ein Werk zu kirchlichen Katechisationen besonders geeignet.

## G i n g e s e n d e t.

Am gestrigen Tage, dem 20. October 1844, feierte der Königl. Oberlandesgerichts-Ingrossator Wilhelm Heinrich Lebrecht Krüger hieselbst sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Der Jubilar war am 20. October 1794 bei dem Königl. Stadtgericht zu Berlin als Kanzelist vereidigt, dann, einige Jahre später, an die damalige Neustpreuß. Regierung zu Bialystock, in gleicher Eigenschaft, versetzt, hierauf, nachdem die Provinz Neustpreußen, durch den Frieden zu Tilsit, an Rußland abgetreten war, hieher nach Königsberg gekommen und im Jahre 1809, in seiner gegenwärtigen Eigenschaft, bei dem Königl. Oberlandesgerichte hieselbst angestellt worden. Da seine erste Anstellung nicht hier erfolgt war, der Tag derselben sich also aus seinen Bestallungsakten nicht entnehmen ließ, der Jubilar aber, aus Bescheidenheit, denselben nicht veröffentlichte, so blieb derselbe seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern, bis wenige Wochen vor seinem Erscheinen, unbekannt. Zwar wurde sogleich, nachdem es gelungen war, über diesen Tag amtliche Gewisheit sich zu verschaffen, von dem Königl. Oberlandesgerichts-Präsidio an des Herrn Justiz-Ministers Excellenz Bericht erstattet und auf die Gewährung einer Auszeichnung für den Jubilar angetragen, indessen konnte die Verfügung darauf bis zum Tage der Jubelfeier nicht eingehn und es steht daher zu erwarten, was die Königl. Gnade dem Jubilar in dieser Beziehung zu gewähren geruhen wird. An dem vorgedachten, durch das schönste Wetter begünstigten, Tage empfing der Jubilar in seiner Behausung die Glückwünsche seiner Familie und Amtsgenossen, ingleichen die des Herrn Chespräsidenten des Oberlandesgerichts Dr. v. Zander, welcher bei dieser Gelegenheit zugleich, im Namen seiner und des zweiten Präsidenten, der durch eine Reise in dringenden Familien-Angelegenheiten an dem Feste Theil zu nehmen behindert war, sein Bedauern aussprach, daß der erwartete Beweis der Königl. Gnade noch nicht habe eintreffen können. Am Abende dieses Tages, den der Jubilar im Kreise seiner Familie zubrachte, hatten sich die Beamten des Königl.

Oberlandesgerichts und der übrigen hier am Orte befindlichen Gerichtshöfe, zu einer einfachen aber frohen Abendgesellschaft im Lokale des Herrn Schönenberg vereinigt, zu welchem der Jubilar durch eine Deputation der Festordner abgeholt, durch den Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts empfangen und zur Tafel geführt wurde, zu welcher auch zwei seiner Söhne, der eine bereits als Referendar bei dem hiesigen Königlichen Oberlandesgerichte angestellt, der andere noch auf der Universität, eingeladen waren. Nachdem hier zuvörderst auf das Wohl des allverehrten Königes und des Königlichen Hauses getrunken war, wurde, nach einem von der Gesellschaft unter Musikbegleitung gesungenen einleitenden Liede, von dem Herrn Oberlandesgerichts-Chefpräsidenten Dr. v. Zander die Gesundheit des Jubilars ausgebracht, worauf der Gesang eines andern, von einem Theilnehmer des Festes gedichteten, humoristischen Liedes auf den Jubilar folgte. Nach einem dritten Toaste auf das Wohl der Vorgesetzten folgte ein zweites zu diesem Feste gedichtetes Lied, welches in scherzhafter Weise die Leiden und Freuden des Beamtenstandes behandelte, worauf die Tafel aufgehoben wurde, während die Gesellschaft, an welcher auch der Jubilar in der heitersten Stimmung Theil nahm, mit Beseitigung aller Unterschiede des Ranges und der Verhältnisse, durch Musik, Gesang und muntere Unterhaltung sich ergözend, noch bis 1 Uhr zusammen blieb.

Eine Deputation der Festordner begleitete sodann den Jubilar nach seiner Wohnung zurück, womit dieses Fest beschlossen wurde. Möge der Jubilar, welcher sich einer für sein Alter seltenen Gesundheit und Rüstigkeit erfreut, noch viele Jahre im Kreise seiner Familie und seiner Freunde verleben und, wie bisher, mit Eifer und Pflichttreue in seinem Amte wirken.

Königsberg, den 21. October 1844.

## Verzeichniß der für Studirende in Ostpreußen gestifteten Stipendien.

(Fortsetzung.)

### XLVI. Hippelianum Stipendium.

Der Geheimerath und Präsident Theodor Gottlieb v. Hippel hat dieß Stipendium in seinem zu Königsberg am 23. April 1796 errichteten Testament fundirt.

Die Verlassenschafts-Curatoren haben folgende Vermächtnisse baar zu bezahlen, an den hiesigen Magistrat 16,000 Thaler, über welches Capital ich folgendes disponire.

Es soll dasselbe zu einer beständigen Familienstiftung gewidmet und auf gesetzliche Hypothek zinsbar untergebracht werden. Die Zinsen dieses Capitals werden in 4 gleiche Portionen getheilt. Drei dieser Portionen werden als eine Beihülfe dreier junger Leute männlichen Geschlechts aus einer Familie, die mir väterlicher Seits am nächsten verwandt sind, meinen Namen führen, das 12te Lebensjahr bereits zurückgelegt haben, entweder studiren oder sich dem Militärstand gewidmet haben, und zwar jedem auf 3 Jahre zu Theil. Keiner dieser Percipienten muß 250 Thaler oder mehr an jährlichen Revenüen haben, weil ich ihn sonst vom Genuß der Stiftung zum Besten minder bemittelten Verwandten ausschliesse. Sind keine percipientionsfähige Mitglieder der Familie, welche das Alter von 12 Jahren zurückgelegt haben, vorhanden, so kann der Genuß dieser Beihülfe auch jüngern Personen, wenn sie nur schon die Schule frequentiren, zu Theil werden. Wenn gar keine percipientionsfähige Verwandte da sind, so werden die Revenüen gesammelt, welches auch von dem Fall zu verstehen ist, wenn nur 1 oder 2 Percipienten sind, daher diesen Percipienten der für den dritten bestimmte Antheil nicht zu wachsen soll. Die auf solche Weise gesammelten Zinsen werden dem zur Beihülfe bestimmten Fond zugeschlagen. Jeder Percipient muß jährlich durch ein Zeugniß seiner Lehrer oder Vorgesetzten seinen Fleiß und sein sittliches

Betragen nachweisen. Das letzte Viertel der Revenüen des Stiftsfonds erhalten jährlich 2 weibliche Familienglieder, welche dem Grad nach am nächsten mit mir verwandt sind. Ist keine oder nur eine solche Competentin vorhanden, so werden die Revenüen der vakanten Portion dem Capitalfond hinzugerechnet. In jedem Fall, wenn eine Vermehrung des Fonds durch vacante Portionen geschieht, wird die vermehrende Summe aus denjenigen Fonds zugeschlagen, aus welchen sie entstanden ist, so daß durch vacante Portionen der für die 3 männlichen Mitglieder bestimmten ersten  $\frac{3}{4}$  nur diesen, und ebenso durch vacante Portionen des für die 2 weiblichen Perzipienten gewidmeten letzten Viertels nur diesem letzten ein Zuwachs geschieht. Sollte die ganze Familie für welche zunächst diese Stiftung angeordnet ist, aussterben, so verbleiben beide Fonds zur Disposition des Königsbergischen Magistrates, welcher von den jährlichen Revenüen 4 gleiche Stipendia an 4 vorzüglich fähige zum Studiren bestimmte Kinder vergiebt. Ein jedes dieser 4 Kinder soll dieses Stipendium 12 Jahre lang: vom zurückgelegten 7ten bis 18ten Lebensjahre genießen, es wäre denn, daß es sich einer andern Lebensart widmete. Während der Perzeptionszeit muß jeder Perzipient jährlich ein Zeugniß seines Fleißes und Wohlverhaltens dem Magistrat einreichen. Für die Administration dieser Stiftung werden dem Magistrate jährlich 100 Fl.

Das Stiftungskapital beträgt 18,955 Thaler, wovon 770 Thaler jährliche Zinsen fallen, davon bekommen drei männliche Perzipienten, Jeder 195 Thaler, zehn Silbergroschen, zwei weibliche Perzipienten, jede 83 Thaler 24 Sgr.

#### XLVII. Jesterianum Stipendium.

Dies Stipendium hat der Sachheimische Pfarrer Erhard Christian Jester in seinem zu Königsberg am 13. Mai 1751 errichteten Testamente fundirt.

Ich legire zu einem immerwährenden Familienstipendio vor die auf der Akademie studirende Jugend 6000 Floren, welches Capital auf den dreien meiner Häuser und Gründe haften soll. — Die Conferirung dieses Stipendii trage ich hiemit in gehorsamster Submission Amplissimo Senatui Academiae auf, in Hoffnung, es werde derselbe die Sorge vor das Aufnehmen der

Studien willig übernehmen, nur daß in solcher Conferirung dieses Stipendii folgende Ordnung beständig observirt werde.

1) Kommen vor andern zur Perzeption meine Enkel und männliche Descendenten in *linea recta*, und zwar dergestalt, daß sobald einer derselben zu den Studiis academicis tüchtig, er das ganze Quantum der 300 Floren jährlich genießet, kommt aber noch einer von meinen Enkeln dazu, so bekommt ein Jeder die Hälfte: 150 Floren, kommt der Dritte dazu, so genießt ein Jeder 100 Floren, der Vierte schließt den Ersten aus, wenn er schon 3 Jahr das Stipendium genossen. So lang nun Jemand von meinen Descendenten auf der hiesigen oder fremden Akademie studirt oder nach absolvirten Studiis noch nicht zu einem anständigen Etablissement gelanget, so behält er dieses Stipendium entweder ganz, so lang kein anderer in gleichem Gradu neben ihm studirt, oder einen Theil davon, wenn 2 oder 3 zugleich vorhanden.

2) Nach meinen Enkeln und Descendenten in *linea recta* kommen zur Perzeption dieses Stipendii meiner Brüder und Schwester Enkel und Descendenten.

3) Diesen folgen meiner Frauen Schwester oder Brüder Nachkommen. Wenn denn keine Akademici von meiner Posterität oder Anverwandten vorhanden, so wird ein Amplissimus Senatus dafür sorgen, daß allewege 3 Subjecta, die außer den guten Naturgaben von ungeheuchelter Gottseligkeit und aufrichtiger Neigung zum Studio Theologico sind, erwählt werden, deren ein Jeder 3 Jahr nach einander 100 Floren genießen soll. Wobei doch vor andern auf die Söhne der Prediger bei der Sackheimschen Kirchen, dann der Prediger vom Lande, und auf die Söhne der zur Sackheimschen Kirchen eingewidmeten Bürgern, wofern sie anders die nöthige Gaben zu den Stipendiis haben, reflectirt werden muß.

Dies Stipendium wird von der Königsberger Universität verwaltet. Das gegenwärtige Kapital der Stiftung beträgt 2075 Thlr., wovon die Stipendiaten jährlich 100 Thlr. erhalten.

### XLVIII. Joswickianum Stipendium.

Dies Stipendium hat der Schoß-Einnahmer in Sehesten Johann Joswick in seinem eben da am 1. Mai 1721 errichteten Testamente fundirt.

1000 Fl. polnisch vermache ich hierdurch als ein stehendes Kapital aufs Kräftigste zum ewigen Andenken meiner und meiner seligen Frau Eheliebste Elisabeth Joszwickin, geb. Westphalin als ein immerwährendes Stipendium vor die arme Jugend, weil ich solches bei Lebzeiten meiner seligen Frauen mit derselben also verabredt, daß wenn der Letzte von uns ohne Erben verbleibt, er hiezu die 1000 Fl. anwenden sollte; zu dem Ende wird desfalls ein Ehrbarer Rath zu Rastenburg ersuchet, auf meinen Todesfall solches ins Protokollbuch einzutragen, und da ich dies Stipendium dem allerhöchsten Gott zu Ehren und der armen Jugend zur Aufnahme und zum ewigen Gedächtniß gestiftet, hierauf gute Aufsicht haben . . . . von den Interessen die arme studirende Jugend je 2 Jahr um 2 Jahr unterhalten werde. Von 100 Fl. die Interessen alle Jahr zu einer Ergößlichkeit als ein Accidenz genießen, und soll dadurch außer obigem Kapital diese 100 Fl. als ein besonderes Kapital besonders ausgethan werden. Wie aber und an welche die Interessen von den 1000 Fl. Kapital gegeben werden sollen, verordne ich hiemit daß

- 1) des Herrn Amts-Commissarii Michael Judnockowski aus Rhein sein Sohn, wenn er in Königsberg oder sonst wo seine Studia prosequiren wird, 6 Jahr die Interessen zu genießen haben.
- 2) Des Herrn Diaconus Forzick.
- 3) Wenn von des seligen Christoph Friedrich Frölich Pfarrers aus Reyden \*) Söhne vorhanden wären.
- 4) Rectoris Horchen aus Rastenburg sein Sohn, mein Pathe.

Nach Expirirung obiger Zeit der Jahre sollen die Rastenburgischen und Sensburgschen armen Kinder alle 2 Jahre hierin wechseln und sich bei einem ehrbaren Rath zu Rastenburg desfalls angeben, und ist mein besonderer Wille, daß hierin auf der Fröhlich's und Horchen Geschlecht, wenn sie aus Rastenburg und arm sind, voraus reflectiret und ihnen der Vorzug gegönnt werden möge.

---

\*) Reyden oder Kadden ist ein adliches Gut und Dorf (nicht Kirchdorf) im Gerbauer Kreise.

Dies Stipendium, welches der Rastenburgerische Magistrat unter Oberaufsicht der Regierung zu Königsberg verwaltet, beträgt jährlich 40 Thaler, das Kapital 1083 Thaler 10 Sgr.

### XLIX. Isingianum Stipendium.

Dies Stipendium hat der Magister Johann Christian Ising, Diaconus an der Kneiphöfischen Kirche, in seinem am 16. Februar 1684 abgefaßten Testament errichtet.

Sollen zu meinem rühmlichen Gedächtniß an einen sichern Ort zu einem unveränderlichen Stipendium gegen landesübliche Interessen gegeben werden 1500 Mark, davon die jährlichen Interessen als 90 Mark polnisch allezeit einen von den Söhnen sowohl der bei hiesiger Kneiphöfischer Thumkirche schon verstorbenen als auch jetzt lebender und noch künftig folgender Herrn Diaconorum, welche jederzeit der reinen und unverfälschten lutherischen Religion zugethan gewesen, auch durch Gottes Gnade bis an ihr Ende dabei also verblieben sind, der auch bereits ein Academicus ist, und das Studium philosophiae et theologiae nach der reinen unverfälschten Lehre seligen Herrn Lutheri beständig tractirt, drei Jahre lang nacheinander empfangen und genießen soll. Würde aber nach Verlauf solcher dreier Jahre von vorher gedachten Herrn Diaconorum Söhnen kein Stud. phil. et theol. sein, soll der letztere Participant solche Interessen zu weiterer Beförderung seiner Studiorum solange bis wieder ein Anderer ihm in eadem qualitate succediren kann, annoch genießen. Möchte aber der letztere Participant ohne dergleichen tüchtige Successores entweder sterben oder inzwischen ad officium gefördert werden, sollen solche Interessen zum Kapital geschlagen und alsdann dem nächstfolgenden Participanten völlig, wie vorher gemeldet, gereicht werden.

Die Verwaltung dieses Stipendii hat der Königsbergische Magistrat. Das Kapital desselben beträgt 3727 Thaler, die Zinsen 148 Thaler. Die Portion des Stipendii 126 Thaler.

### L. Kalasches Stipendium.

Dieses Stipendium ist von dem Königlichen Rath und Obersekretär Daniel Kalau in dessen Testament, Königsberg den 30. October 1705, gestiftet, wie folgt:

Endlich habe ich auch den Meinigen und den Studis zum Besten diese Stiftung zu hinterlassen dienlich gefunden, daß noch 1000 Thlr. auf Interessen sicher ausgethan und die Interessen 60 Thlr. als ein immerwährendes beständiges Stipendium meinen studirenden Söhnen, wie auch meinen Nachkömmlingen und Kinder söhnen, welche beim Studiren bleiben, und es soweit gebracht, daß sie bei dem **Rectore Academiae** immatrikulirt werden, zwei (2) Jahre nach einander richtig ausgezahlt und darin die Ordnung also wie sie nach dem Alter einander folgen, in Acht genommen, wenn auch meine Söhne und Kinder söhne dessen 2 Jahre genossen aber noch keine Beförderung erlangt, selbige in vorbesagter Ordnung wieder zur Perception admittirt, wenn aber keine **Descendentes** hingegen dürftige Wittiben und Waisen unter meinen Freunden vorhanden wären, denselben dieses Stipendium in gleiche partes zu vertheilen zugewandt. Wenn aber auch solche Personen nicht vorhanden, nach Gutbefinden Eines Stadtmagistrates im Kneiphoff einem oder zweien Studiosis von guter Hoffnung dieses Stipendium conferirt werden soll.

Dies Stipendium wird von dem Königlich Stadtgericht zu Königsberg verwaltet; es besteht aus den Zinsen eines Pfandbrief:Kapitals von 3650 Thalern. Die Collation des Stipendii steht, sobald sich Stipendiaten aus der Familie finden, dem Stadtgerichte hieselbst zu. Hinsichts der in Ermangelung von Verwandten eintretenden fremden Stipendiaten wird das Collationsrecht dem hiesigen Magistrate zukommen.

### LI. Kanitzianum Stipendium.

Dieses Stipendium ist am 1. Mai 1688 durch die verwittwete Helene Barbara von Kanitz, geborne von Kreyßen zu Königsberg gestiftet mit folgenden Worten:

Folgendes legire ich auch aus gutem Herzen, hiesiger Königsberger Universtät 2000 Floren polnisch nebst den Interessen, so bei der Frau Ober:Marshallin Kreyzin von Domnaü stehn, dergestalt, daß sie vorerwähntes Capital und Interessen beitreiben, selbes an einen sichern Ort, auf genügliche Versicherung auf Interessen 6 Prozent geben und von denen jährlichen Interessen jährlich auf Johann den Herrn **Magnifico Rectori** 5 Thaler und einem Studioso wenn es der **Primarius Professor**

iuris zuwenden will, gleichfalls 5 Thaler reichen, das übrige denen 3 ordinariis membris in Facultate iuridica auf vorbenannte Zeit langen, und unter dieselbe zu gleichen Theil austheilen soll. Gestalt denn der zu jeder Zeit seiende Professor primarius iuris von mir sehr fleißig ersucht wird, gute Achtung auf dies Stipendium zu haben und darob zu sein, daß ein Jeder zu rechter Zeit das Seinige, wie verordnet, bekomme, und mit diesem Stipendio bei Vermeidung des Fluchs wohl umgegangen werden möge.

Dies Stipendium vergiebt der Senior der Juristen; Fakultät an der Königsberger Universität. Der Stipendiat bekommt von dem gegenwärtig nur 230 Thaler betragenden Stipendienkapital ein Stipendium von nur 3 Thalern, um den Fond zu vermehren.

### III. Keyserling; Kautenbergsches Majorat.

In dem zu Königsberg am 6. Februar 1787 von Heinrich Christian Reichsgraf von Keyserling errichteten Instrument des Kautenbergschen Majorats heißt es in den §§. 18 und 21:

So lange aber als keine Majoratswitwe vorhanden sein sollte, sollen von den übrigen 1200 Thalern 400 Thaler bestimmt werden für einen aus der von Keyserlingschen Familie, der studiren will, und diese soll ein Studirender 5 Jahre genießen.

Ein jeder Majorats;Erbe soll zum wenigsten 5 Jahre dem Könige oder dem Staat entweder im Militär oder Civil gedient haben, worunter aber ich den bloßen Titel eines Kammerherrn oder Legationsrathes oder andere Titel nicht rechne; sondern er muß entweder als Soldat oder als Hofmann oder als Civilist in denen Justiz-, Finanzen; oder andern Departements wirklich gedient oder gearbeitet haben. Sollte es sich aber treffen, daß ein Majorats;Erbe das Majorat antrete, ohne in Diensten zu sein oder gewesen zu sein, oder zu einem oder andern Fach sich noch widmen zu wollen, so soll er 5 Jahr nach einander jedes Jahr 1000 Thaler an das Königl. Etats;Ministerium in Königsberg abgeben, davon jährlich 600 Thaler für einen oder mehre Arme von Adel aus Preußen zum Studiren bestimmt sein sollen, und zwar für solche, die das Etats;Ministerium nach beigebrachtem Zeugniß für würdig dazu erkennen wird. 400 Tha;

ler wird das Etats-Ministerium dem jedesmaligen Inspecteur und commandirenden General in Ostpreußen abgeben, der solche zu Anschaffung der Offizierequipage für arme junge Edelleute aus Preußen zu verwenden hat, die im Militair-Dienste stehen. Und wenn Einer die vorbestimmten 5 Jahre nicht ganz ausgedient haben sollte, so soll er für so viel Jahre, als an den 5 vorgeschriebenen fehlen, jedes Jahr die vorerwähnten 1000 Thaler jährlich abgeben.

Für diese Schuld von 5000 Thalern haftet nicht bloß das Gut, sondern auch das sonstige Vermögen des Majoratsbesizers. Die Stiftung steht unter der Oberaufsicht des Oberlandesgerichts zu Königsberg, dem auch nach vorher gegangener Präsentation von Seiten des Majorats-Besizers die Collation dieser Stipendien zusteht.

### LIII. Knobelsdorfianum Stipendium.

Der 1795 zu Hirschfeldbau (bei Sagan in Niederschlesien) verstorbene Christoph Balthaser von Knobelsdorf auf Cunzendorf und Hirschfeldbau hat folgendes Codizill hinterlassen, das von seinen Erben für gültig anerkannt ist:

Zehn Monate nach meinem Tode sollen funfzig Thaler der Universität Königsberg franko eingeschickt werden, mit der Bitte, solche als ein Andenken von einem redlichen Schlesier anzunehmen, und als ein Capital sicher auszuleihen, die Interessen davon jährlich zu erheben, und den Ertrag davon an einen frommen Studiosum jährlich gegen Quittung auszuführen. Der Empfänger soll aber ein Königlich Preussischer Unterthan sein; ein allda studirender Schlesier, welcher arm ist, soll jedoch den Vorzug haben. Der Tag sothaner Auszahlung soll jährlich der 13. August sein, als an welchem ich in Königsberg angekommen bin.

Das Stipendientkapital ist auf 75 Thaler erhöht, und trägt 3 Thaler Zinsen, die Verwaltung hat der akademische Senat.

### LIV. Königliche Stipendien.

Das Reglement über dieselben vom 26. Februar 1817 lautet dahin:

Die Königlichen Stipendien auf der Universität zu Königsberg sollen aus dem von Sr. Majestät dem Könige dieser Uni-

verstät zur Unterstützung dürftiger Studirenden huldreichst bewilligten jährlichen Zuschuß von 3000 Thaler gebildet werden. Der Zweck dieser Königlich Wohlthat ist, daß durch dieselbe eine Anzahl Studirender in eine solche Lage gesetzt werde, daß sie sich mit den nöthigen Büchern und literarischen Hilfsmitteln versehen, und ihre Zeit ungetheilt dem Studiren widmen können. Demnach sollen zum Genuß derselben nur gelangen Dürftige, aber durch Fähigkeiten, Fleiß und Sittlichkeit ausgezeichnete Studirende christlicher Religion, übrigens aber ohne Rücksicht auf die Fakultät, zu der sie gehören, auf ihre Confession, und auf ihre künftige Bestimmung. Aus der bewilligten Summe von 3000 Thaler werden, nach Maßgabe des Bedürfnisses und der Würdigkeit der Bewerber, Stipendien von 100, 150 und 200 Thaler jährlich ertheilt, welche von den Stipendiaten auch stufenweise erlangt werden können, so daß bei erforderlicher Qualifikation ein Hinaufrücken von den Stipendien unterster Klasse zu denen der zweiten, und von dieser zu denen der obersten Statt findet. Die Stipendien von 100 Thaler sollen auch Studirenden sogleich bei ihrer Ankunft auf der Universität conferirt werden können, die andern beiden aber nur solchen die schon  $\frac{1}{2}$  bis 1 Jahr auf der Universität studirt haben. Auch diejenigen Studirenden, welche schon als Mitglieder von Seminarien Stipendien genießen, so wie diejenigen, welche Freitische haben, sollen an den Königlich Stipendien Theil nehmen können. Die Vorschläge zu Stipendien: Collationen sollen durch den Senat der Universität dem Königlich Universitäts: Curatorium gemacht werden, letzteres soll conferiren, aber dem Königlich Ministerio Bericht über die geschene Collation abstaten. Vorgeschlagen kann Keiner werden, der nicht, wenn er neu zur Universität kommt, das Zeugniß der Tüchtigkeit von einer Abiturienten: Prüfungs: Commission beibringt, oder wenn er schon auf der Universität studirt hat, eine auf die Zeugnisse sämtlicher Professoren seiner Fakultät, und des Professors desjenigen allgemein wissenschaftlichen Fachs in der philosophischen Fakultät, dessen er sich außer seinen Brodstudien noch befließigt hat, gestützte Empfehlung der Fakultät. Die Dauer des Genusses soll sich in der Regel von der Zeit der Collation an, bis zu beendigten akademischen Studien, das triennium academicum für diese im Ganzen gerechnet,

erstrecken. Zu längerem Genuß soll besondere Bewilligung des Königl. Ministerii erforderlich seyn, welches diese vornehmlich Solchen ertheilen wird, die sich dem Lehramte, und vorzugsweise, die sich dem akademischen Lehramte widmen. Den Letztern ist vergönnt zu ihrer zweckmäßigen Vorbereitung auch auf andern Universitäten das Stipendium zu genießen, jedoch unter der Bedingung, daß sie nachher der Universität Königsberg zuerst als Privatdozenten sich widmen, widrigenfalls aber das Stipendium zurückzahlen. Diejenigen, welche an diesen Benefizien Theil genommen haben, sollen, wie die Perzipienten anderer Stipendien in Königsberg, gehalten sein, bei einer Disputation einmal als Respondenten oder Opponenten aufzutreten, oder bei einer feierlichen Gelegenheit eine lateinische Rede zu halten, oder wenn sich zu dem Allen während ihrer akademischen Studienzeit keine Veranlassung gefunden hat, am Schlusse derselben dem akademischen Senate eine von ihnen lateinisch geschriebene wissenschaftliche Abhandlung einzureichen. Unfleiß, unsittliches Betragen und jeder Exceß, der akademische Strafen zur Folge gehabt hat, soll den Verlust des Stipendii nach sich ziehn.

Der jährliche Zuschuß von 3000 Thalern ist jetzt auf 2000 Thaler herabgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Fest der Laima.

(Nach einer litthauischen Volksfage.)

---

Seit ab vom alten Opfersteine  
Dort auf der Höhe des Kombin  
Hob eine Lind' im dichten Haine  
Ihr Haupt empor im frischen Grün.  
In ihrer Zweige tiefem Dunkel  
Blinkt wundersam so lieblich mild,  
Gleich eines Demants Strahlgefunkel,  
Der holden Laima freundlich Bild.  
Im Frühling' gleich zum grünen Throne  
Versammelt' sich der Vöglein Schar;  
Auf allen Nestlein in der Krone  
Erschallten Klänge hell und klar.  
Die buntgefiederten Gestalten  
Wie lustig hüpfen sie daher!  
Es war der Laima Liebeswalten,  
Nur Freude schuf sie um sich her.  
Zu Boten doch vor allen dienten  
Der Kuckuck und die Nachtigall;  
Und wo die Gärten freundlich grüntem  
Sandt' Laima beide überall.  
„Ihr wißt“, sprach sie, „in jedem Jahre  
„Bereite ich den Menschen gern  
„Ein Fest; so wählt zwölf Liebespaare  
„Hier aus den Dörfern nah und fern.

„Denn eh' noch kehrt zur Mutter Erde  
 „Erutis, die Blumenspenderin,  
 „Muß jedes Paar am eignen Heerde  
 „Bereint schon sein in treuer Minn'.“  
 Und als sie den Bescheid erhalten,  
 So flogen sie gleich her und hin;  
 Sie sangen, daß die Gärten hallten,  
 Und prüften Aller Herz und Sinn.  
 Es fühlst ein süßes Wonnebängen  
 Die Maid bei solcher Klänge Lust,  
 Ein minnefreudiges Verlangen  
 Durchwallte auch des Jünglings Brust.  
 „Ihr Frühlingsboten seid willkommen!“  
 So grüßte man der Säng'er Schaar;  
 „Was ihr aus Laima's Mund vernommen,  
 „Ihr kündet's lieblich wunderbar.“  
 „Es bringen wonnig deine Lieder,  
 „O Nachtigall in unser Herz;  
 „So viele Federn Dein Gefieder,  
 „So viele Traum' voll Lust und Schmerz.“  
 „Dein Wunderruf sind Laima's Worte,  
 „Getriebter Kuckuck, Dank sei Dir!  
 „So viele Blümlein hier am Orte,  
 „So viele Grüsse bringst du mir.“  
 Als Laima's Auftrag war vollendet,  
 Die Treu' geprüft war überall;  
 Da schwiegen, jüngst zur Freud' gesendet,  
 Der Kuckuck und die Nachtigall.  
 Nun wanden Mägdlein Blumensträuße  
 Sie wanden Nautenkränze fein;  
 Sie sangen dann in schlichter Weise,  
 Wie's ihnen wohl um's Herz mocht sein.  
 „Du Kränzlein, hast du erst die Welthe,  
 „Reicht mir dich bald des Liebsten Hand;  
 „Dich Sträuslein geb' ich ohne Neue.  
 „Gleich dem, den Laima mir gesandt.“

Und als die Sonn' den größten Bogen  
 In ihrer Feuerpracht beschrieb,  
 Da sah man: Freudig zogen  
 Zur Linde Jungfrau hold und lieb.

Sie bringen unter Festgefängen  
 Die Kränze und die Sträuße dar,  
 Die sie an Stamm und Nester hängen,  
 Eh' noch die Sonn' geschieden war.

Und bei des Mondes Silberglanze  
 Legt Laima, die die Herzen kannt',  
 Wohl jeden Strauß zu solchem Kranze,  
 Den sie für recht und passend fand.

Doch mit dem ersten Strahl der Sonne  
 Erschien gemischt und bunt die Schaar,  
 Die bald in Freud' und Liebeswonne  
 Sich ordnen sollt' je Paar und Paar.

Es tritt in banger Lust zur Linde  
 Die Menge hin und jauchzt: sie sieht  
 Geordnet jedes Angebinde;  
 Aus voller Brust ertönt's im Lied:

„Du Spenderin holdseel'ger Triebe,  
 „Wie ist beglückend Deine Näh'!  
 „So gieb, daß Jeder treue Liebe  
 „Und Deinen Segen sich erfleh'!“

Drauf greift der Jüngling nach dem Kranze,  
 Der Jungfrau'n jede nach dem Strauß;  
 So fand sich schon zum Feste Stanze  
 Der Liebste und die Braut heraus.

Und Laima stieg vom Lindenthronen,  
 Hielt Strauß und Kranz in ihrer Hand;  
 Es prangt auf ihrem Haupt die Krone,  
 Ein Gürtel schürzte das Gewand.

Ihr Fuß berührte kaum die Erde,  
 Entstiegen auch dem Boden gleich  
 Zwölf Pärlein, freundlich von Geberde,  
 Ihr Antlitz schön, der Laima gleich.

Mit Strauß und Kranz, im Festeskleide  
 Je Knäblein und ein Mägdelein zart,  
 So standen, feltne Augenweide!  
 Verkuck; und Laumchen hold gepaart.  
 Ein ander haltend an den Händchen,  
 Umschwebten sie die Königin;  
 Hell blinken ihre Goldgewändchen;  
 Und Alles sieht mit Staunen hin.  
 Und als sie Tanz und Sang beendet,  
 So reihen sie sich zwei und zwei,  
 Zu Laima ihren Blick gewendet,  
 Die sich nun stellt zu Haupt der Reih'.  
 Dann gab zum Aufbruch sie das Zeichen,  
 Und schritt dem Zuge selbst voran;  
 Man sah das Volk in Ehrfurcht weichen,  
 Doch bald schloß sich's der Wallfahrt an.  
 Die ganze Schaar folgt' nun dem Reige  
 Der Liebste seine Braut zur Seit';  
 Geschmückt mit Blumen, grünen Zweigen  
 Gab Jung und Alt froh das Geleit.  
 So ging der Zug durch viele Orte,  
 Und kehrte dann bei Fackelschein  
 Durch jenes Waldes grüne Pforte  
 Zum franzum schmückten Opferstein.  
 Hier bracht' man Gaben und Geschenke  
 Und ordnete sie Stück für Stück,  
 Und betete: „O Laima lenke  
 „Den neuen Bund zu unserm Glück!“  
 Da trat nun Laima zu dem Steine,  
 Um den die Laumchen sich gestellt;  
 Sie stand umstrahlt von lichtem Scheine,  
 Und sprach, ihr Aug' von Freud' erhellt:  
 „So wechselt nun das Angebinde,  
 „Und bis zur Hochzeit tragt's als Zier;  
 „Das Guseu-Band wall' in dem Winde  
 „An Hut und Rifas nach Gebühr.“

„Die Braut erhalt' zum Pfand' der Treue  
 „Den Kranz, und reich' dafür den Strauß.  
 „So geb ich denn dem Bund' die Weihe,  
 „Und Guf' leit' Euch beglückt nach Haus'.  
 „Ihr bleibt fortan in Lieb' hienieden  
 „Vereint bis zu Pikollo's Ruf;  
 „Das beste Loos sei Euch beschieden;  
 „Nichts stör' das Glück, das ich Euch schuf!“

Und als sie so zum Volk gesprochen,  
 Erfüllte lauter Ruf die Luft;  
 „Nie wird die Treu von uns gebrochen,  
 „Uns trennt einst nur Pikollo's Gruft!“

Nun loderten bald Freudenfeuer  
 Auf dem Kombin und jeder Höh';  
 Der Sonn' und Laima galt die Feier,  
 Die Segen spenden, nimmer Weh'.

So endete das Fest der Herzen,  
 Und Laimas Lob ertönt' durchs Land.  
 Sie heilte ja der Sehnsucht Schmerzen,  
 Sieht Pärlein glücklich Hand in Hand.  
 Doch prangt' die Lind' in voller Blüthe,  
 Ertönt' auß' Neu' der Jubelsang.  
 Es kam, eh' kaum die Sonn' erglühete,  
 Das Volk, bracht' Laima, opfernd Dank.

Kielauninkas.

## Volksbildung.

Für die Bildung der niederen Volksklassen ist vielleicht zu keiner Zeit mit regerem Eifer gearbeitet worden, als in der unserigen. Und insbesondere gebührt den Geistlichen der Ruhm, diese unsere Zeitfrage in ihrer hochwichtigen Bedeutung verstanden und zu ihrer segensreichen Beantwortung nach Kräften gewirkt zu haben. Denn wenn wir es auch nicht verkennen mögen, welch' große Verdienste um die fortschreitende Cultur des Volkes andere Menschenfreunde, z. B. der unermüdbliche Rentamtmanu Preussker zu Großenhain, sich erworben haben: so sind es doch vorzugsweise die Geistlichen, die, ihrem schönen Berufe zufolge, an dem hehren Tempel zeitgemäßer Volksbildung in Stadt und Dorf mit rüstigem Eifer bauen. Sie lassen nicht bloß von der Kanzel aus ihr Licht leuchten vor den Leuten, sie sind es auch, die bald durch Wort und bald durch Schrift die Blicke des schlichtesten Landmannes über die Scholle, die er bebaut, zu erheben wissen, die hier eine Volksbibliothek oder eine Fortbildungs- und Industrieschule in das Leben rufen, da in abendlichen Versammlungen ihre Weichkinder unterhaltend belehren und belehrend unterhalten, dort die erwachende Lese lust des Volkes in engeren oder weiteren Kreisen mit sorglicher Auswahl befriedigen und die in Sonntagschulen und gemeinnützigen Anstalten thätig sind. Und wer, dem Gott ein Seelsorgeramt vertrauet hat, wer da heutiges Tages noch meinen könnte, er habe sich und seiner Gemeinde genug gethan, wenn er allsonntäglich auf die Kanzel trete und ihr das Evangelium verkündige, oder wenn er ihre Kinder und ihre Ehebündnisse und ihre Todten segne, dann aber seine Decimation einnehme und seinem Ucker nachgehe und auf den Wolstern seiner Pfründe raste; wahrlich, „der ist ein Miethling“ und hat weder den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse unseres Volkes, noch die Forderungen seines Berufes verstanden — oder auch verstehen wollen. Denn das Volk will nicht bloß in der Kirche, es will auch außerhalb derselben belehrt und geistig gefördert sein; es will sich nicht mehr auf die keines-

weges ganz richtige Uebersetzung Luthers stützen: „Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen!“ es will auch seinen Gesichtskreis erweitern, und begrüßt darum das Morgenroth der Aufklärung fast überall mit staunender Freude. Wer aber nun, obwohl dazu berufen, in unverzeihlicher Trägheit seinem noch strauchelnden Fuße die leitende Hand versagt, wer das Wort des Dichters zu seinem Wahlspruche erkohren: „Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne leuchten!“ dem gilt ein Wort des Herrn: „Ihr seid das Salz der Erde; so nun das Salz dumpf wird, womit soll man salzen?“ oder: „Ihr seid das Licht der Welt, man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es Allen, die im Hause sind.“

Nun aber bietet unsere Zeit der Hülfsmittel zur Fortbildung des Volkes mannichfache und viele, und es gilt nicht sowohl, eine neue Idee in das Leben zu rufen und neue Wege zu bahnen, als vielmehr die schon gebahnten rüstig zu betreten und die hie und da gegebenen Beispiele nachzuahmen. Schreckt ihr, christliche Amtsbrüder! vor der Mühe zurück? Fürchtet ihr euch vor dem Mißlingen? Freilich: aller Anfang ist schwer! Und ohne Kampf kein Sieg! — Aber jedes gute Werk, ernstlich gewollt, gedeihet, wenn auch langsam, doch sicher, und der gesegnete Fortgang lohnt das schwere Beginnen.

Fortbildungsschulen der Jugend und Abendunterhaltungen mit den Erwachsenen bahnen zuvörderst einem besseren Geiste den Weg. Mit diesen Anstalten gehe die Verbreitung nützlicher Volksschriften Hand in Hand; denn sie ist — wie der wackere Preusker sagt — eine Heidenbekehrung neuerer Zeit. Ihre Zahl ist Legion geworden, und die rechten zu wählen, nicht leicht. Insbesondere kann man sich mit den bis jetzt erschienenen religiösen Volksschriften nicht recht befreunden. Die Auswahl derselben ist, in Vergleich mit anderen Branchen der Volksliteratur nur gering, und was sie bieten, ist entweder eine trockene Kanzelbelehrung oder pietistischer Klingklang. „Die Blätter der protestantischen Freunde“ sind zwar in vielen Kreisen gern gelesen und ermangeln durchaus nicht eines wahrhaft erbaulichen Elements; aber sie reichen nicht aus und werden mit der Zeit zu monoton, während die Schriften des christlichen Vereins im

nördlichen Deutschlands wegen ihres mystischen Anstriches nur theilweise behagen wollen. Sogenannte Tractätchen aber — welcher gewissenhafte Geistliche mag sie dem Volke, das er fortbilden will, in die Hände geben? Wer sich aber berufen fühlt, für die religiöse Aufklärung des Volkes in weiteren Kreisen zu wirken, der lasse sein Licht leuchten vor den Leuten! Ja, wer nur wahrhaft erbauliche Volksschriften zu nennen weiß, der gebe in diesen Blättern Kunde davon. Viele werden ihm dafür dankbar sein.

In dem Insterburger Kreise ist mit einer solchen Volksbibliothek ein guter Anfang im Kirchspiel Puschdorf geschehen und der dortige Geistliche ist sehr mit der wachsenden Leselust seiner Gemeindeglieder zufrieden. Auch in der \*) Strafanstalt Insterburg ist von den Geistlichen daselbst der Anfang zur Begründung einer Volksbibliothek gemacht. Mögen doch mehre Geistliche ein Gleiches thun. „Das allgemeine Volksblatt der Deutschen“ herausgegeben von Heinrich Schwerdt und Pfaffenroth bei Meinhardt in Arnstadt 1844 ist ein guter Wegweiser im Labyrinth der Volksliteratur.

---

\*) Wie sehr groß die Liebe zum Lesen unter den Gefangenen namentlich den Einsamsitzenden ist, geht daraus hervor, daß Viele von ihnen sich Lese- und Erbauungsbücher bis für 2 Thlr. aus ihrem Ueberverdienstgelde angeschafft haben.

---

## Gewerbliches.

(Fortsetzung.)

### 1) Künstliche Zubereitung der Hefe.

Man nehme auf sechs Quart Wasser zwei Hände voll geschroteten Gersten; oder Weizenmalzes, lasse es langsam ins Kochen bringen und auf zwei Quart einkochen, dann lasse man es abkühlen, bis es lauwarm geworden, und vermenge es mit einem Löffel voll cremor tart. und einem etwas größern voll einer clavell. opt. — Auf diese Art erhält man eine sichere, kräftige, für Bierbrauer, Branntweimbrenner und Kuchenbäcker sehr brauchbare Hefe; nur muß der Bäcker die Quantität, welche er braucht, verdünnen und durch einen Sieb reinigen lassen. Diese Hefe setzt freilich schon die Anwendung vorhandener Hefe voraus, indessen wird diese nur zum erstenmale und nur in kleiner Quantität erfordert. Hat man einmal die Fermentation einer gährungsfähigen Masse veranstaltet, so bildet sich dann die erforderliche Quantität Hefe immer von selbst, und man bedarf nun keiner neuen Anfertigung mehr, wodurch immer eine bedeutende Ersparniß gemacht wird.

(Jahrbuch d. prakt. Pharmacie, 1841, S. 225.)

### 2) Vortheilhafteste Art, die Butter einzufalzen.

Man nimmt zwei Theile Kochsalz, einen Theil Zucker und einen Theil Salpeter, mischt dies wohl durch einander, knetet auf ein Pfund Butter zwei Loth dieser Mischung tüchtig durch und schlägt sie zum Gebrauche ein. Man kann sich nicht vorstellen, was für ein Unterschied zwischen dieser und der auf gewöhnliche Art eingefalzenen Butter ist. Man soll sie aber wenigstens drei bis vier Wochen stehen lassen bevor man sie anbricht.

(v. Babo's Landw. Ver.)

### 3) Mittel gegen Ratten.

Die Ratten sollen gegen ein Kraut, Hundszunge genannt (*Cynoglossum officinale*), von Natur einen solchen Abscheu haben, daß sie die Gebäude, in denen die genannte Pflanze

ausgestreut wird, sogleich verlassen und nicht wieder dorthin zurückkehren, solange dieselbe dort liegen bleibt. Diese Pflanzen wachsen an Wiesen und an Grabenrändern. Sie müssen im Anfange des Sommers, d. h. kurz vor oder nach Johannis, gesammelt werden, weil sie da in der stärksten Kraft sind. Die Stengel werden zerquetscht und man streut sie an die Orte, von welchen man die Ratten vertilgen will.

(Hessische Zeitschrift.)

#### 4) Fixirung von Pastell- und Crayonzeichnungen.

Herr Marquis von Varennes hat ein einfaches Verfahren erfunden, durch welches den Pastell- und Crayonzeichnungen die Dauer von Gemälden gegeben wird; man firnigt sie nämlich auf der Rückseite, d. h. man breitet eine alkoholische Lösung von Gummilack auf der hinteren Seite des Papiers aus. Diese Lösung durchdringt das Papier und gelangt vermöge der Capillarität desselben bis an die Theilchen der Zeichnung auf der anderen Seite; der sehr leichte Staub des Pastells und des Crayons adhärirt dann augenblicklich so an dem Papier, daß man die Zeichnung bewegen, rollen, reiben kann, ohne sie im mindesten zu verderben.

(Echo du monde savant 1841, № 641.)

#### 5) Englische Maschinenschmiere.

Man verreise einen Theil Quecksilber mit zehn Theilen Schweineschmalz, setze dann unter stetem Reiben zehn Theile Bleiglanz oder Graphit zu, und endlich zehn Theile frische Seife.

#### 6) Döwe's wohlfeiler Ueberzug um verschiedene Gegenstände vor der Einwirkung der Feuchtigkeit zu schützen.

Man löst drei Pfund krystallisirten Bleizucker in neun Pfund destillirtem Wasser durch Erwärmen auf. Sobald die Flüssigkeit ins Kochen gekommen ist, wirft man nach und nach zwei Pfund gepulverte Bleiglätte hinein und rührt beständig mit einem hölzernen Spatel um, indem man immer erst dann neue Portionen Bleiglätte hinzusetzt, wenn die Flüssigkeit im vollen Sieden ist.

Die Operation wird so lange fortgesetzt, bis die Flüssigkeit siedendheiß ist.

Auf zwei Pfund des brenzlichen Oehles, welches man durch trockene Destillation von Kolophonium erhält, setzt man sechs Loth von dem auf angegebene Weise bereiteten basisch; essigsauern Blei zu; das Gemisch wird mehrmals stark umgerührt und diese Operation unterbrochen, sobald man bemerkt, daß die Verbindung anfängt konsistent zu werden; nach vierundzwanzig Stunden kann der Firniß angewandt werden.

### 7) Wasserdichte Stiefelwiche ohne Kautschuck.

Man nimmt zu dieser Wiche drei Theile Karrensalbe, einen Theil Schweinefett und einen halben Theil Wallwurzel, welche überall wild wächst. Die letztere wird ganz klein zerhackt, mit Wasser zu einem dicken Brei eingekocht und dann durchgepreßt, damit die faserigen Theile zurückbleiben. Sollte das Leder, welches man damit einzureiben gedenkt, gar zu hart und ungeschmeidig sein, so muß mehr Wallwurzel (*Symphytum officinale*) dazu genommen werden.

Diese Composition macht das Leder wasserdicht, geschmeidig und giebt ihm eine unglaubliche Dauer. Die Stiefel werden zuerst mit warmem Wasser geneßt, so daß sie weich sind, und nun schmirt man sie ganz, besonders aber die Sohlen und Nähte, mit dieser Wiche ein und läßt sie entweder an der Sonne oder an einem warmen Ofen langsam trocknen. Dies wird wenigstens alle vierzehn Tage wiederholt, obschon es dann hinlänglich ist, die ganzen Sohlen und die Nähte zu nezen und einzuschmieren. So eingeschmierte Stiefel nehmen nachher die gewöhnliche Wiche wieder an.

(Nieke's Wochenblatt **N** 13.)

### 8) Farbloser Firniß zum Ueberziehen von Gemälden, Landkarten, Musterblättern u. dergl.

Um ein Wassergemälde zu firnissen, braucht man, je nach der Größe desselben, vorerst ein gutes und reines Leimwasser. Hierzu nimmt man eine Schnitte besten, möglichst hellen oder weißen Kölner Leimes, weicht diese unter Anwendung eines reinen, irdenen Gefäßes, in einem Schoppen warmen Wassers ein und läßt es dann verfochen. Nachher wird das Leimwasser durch

reine Leinwand geseiht und mit zwei Loth feingestoßenen Alauns in ein anderes Gefäß gethan. Ist dieser aufgelöst, so wird das Gemälde zuerst mit dem Leimwasser mittelst eines feinen Haarpinsel, noch besser aber mit einem feinen, ganz reinen Schwämmchen nach und nach mehrere Male bestrichen, und wenn der Leim ganz trocken ist, so geht man mit gutem, weißem Mastixfirniß ganz leicht darüber.

(Jahrbuch der prakt. Pharmazie 1841, S. 225.)

- 9) Verfahren dem Gyps zum Gießen von Ornamenten u. s. w. eine größere Härte zu geben.

Um dem Gyps die Eigenschaft zu ertheilen, daß er beim Formen oder bei der Anwendung als Ueberzug sehr hart werde, brennt man ihn zuerst, damit er sein Krystallisationswasser verliert; er wird dann sogleich in eine gesättigte Alaunauflösung gebracht, worin man ihn beiläufig sechs Stunden liegen läßt. Hierauf breitet man ihn an der Luft aus, um ihn zu trocknen, und bringt ihn dann wieder in den Ofen, um ihn zum zweitenmale zu brennen, wobei er bis zum braunrothen Glühen erhitzt werden muß. Nun kommt er unter die Mühlsteine um ihn zu pulverisiren, sodann in den Beutelfasten und wird endlich in Fässer zur Versendung verpackt. Der so zugerichtete Gyps muß dick eingerührt werden, so daß er die Konsistenz von Rahmkäse erhält; die Oberflächen, worauf man ihn auftragen will, müssen überdies hinreichend befeuchtet sein, um eine zu rasche Absorption zu vermeiden. Er läßt sich mit denselben Werkzeugen wie der gewöhnliche Gyps und noch leichter bearbeiten. Es scheint, daß sich dieser Gyps selbst im Freien unverändert konservirt. Mit Wasser angerührt wird er beim Austrocknen ungemein hart; er geseiht langsam; seine Ausdehnung und sein Schwinden sind unmerklich; Holz, Stein, Eisen und gewöhnlichem Gyps adhärirt er ungemein stark. Die Anwendungen dieser Entdeckung sind zahlreich und ungemein wichtig. Bei Bauten benützt man solchen Gyps zu Ueberzügen oder Bewürfen, Verzierungen, um Marmor und andere Steine nachzuahmen, zum Platten von Gängen, zum Eisengießen u. s. w. Man kann damit auch wie mit gewöhnlichem Gyps Kunstgegenstände formen, welche aber viel fester werden. (Ueber die vielfachen Anwendungen, welche

dies Produkt gestattet, vergleiche man die Patentbeschreibung im polytechnischen Journal B. 70. S. 383.)

### 10) Pferdehaarne Bürsten für die Pferde.

In Frankreich kommen jetzt die arabischen pferdehaarne Bürsten für Pferde (*brosses arabes en crin*) in Gebrauch, welche die gewöhnlichen Bürsten, den Striegel und den Reibwisch mit Vortheil ersetzen und dem Haare einen Glanz geben, den man mit den alten Stallrequisiten nicht erreichen konnte. Mit Recht hat man ihnen auch den Beinamen „hygeische“ gegeben, weil sie auch zu den der Gesundheit so wohlthätigen Reibungen dienen, die bei unserer Pferderace manchmal so nöthig sind. Es können durch dieselben die den Pferden, wenn sie mit Schweiß bedeckt sind, so schädlichen Erkältungen verhütet werden; wenn man das Thier mit einer solchen Pferdehaarbürste reibt, erhält man ihm seine ganze Wärme und trocknet ihm dennoch dabei das Haar. (Echo du monde savant, 1841, *N* 649.)

### 11) Henry Scott's patentirtes Verfahren zur Fabrikation von Schreibtinte.

Man lasse achtundvierzig Pfund Kampechholzspäne zwei Tage in weichem Wasser weichen, bringe das Ganze dann in einen eisernen Kessel und setze vierhundert Maaß (= 800 Pfd.) weiches Wasser hinzu, lasse  $1\frac{1}{2}$  Stunden kochen, worauf dann das Holz herausgenommen, der Flüssigkeit aber 48 Pfd. der besten grobgepulverten Alleppo-Galläpfel zugesetzt werden. Mit diesen wird die Flüssigkeit noch eine halbe Stunde lang gekocht, dann wird sie vom Feuer genommen und vierundzwanzig Stunden lang im Kessel stehen gelassen, während welcher Zeit man sie fleißig umrührt. Wenn die Galläpfel genugsam ausgezogen sind, wird die Flüssigkeit in eine Rufe klar abgezogen und darin mit vierzig Pfund gestoßenem Eisenvitriol versetzt. Dieses Gemisch lasse man nun eine Woche lang stehen, rühre täglich um und setze dann zwanzig Maaß Essig hinzu. Man löse hierauf  $7\frac{1}{2}$  Pfd. auferlesenen arabischen Gummi in soviel Wasser auf, daß ein dicker Schleim entsteht, welchen man durch ein Tuch seigt und dann der Flüssigkeit nach und nach zusetzt. Das Ganze lasse man dann noch ein Paar Tage stehen, gieße dann zwanzig Un-

zen einer konzentrirten Auflösung von salpetersaurem Eisen hinein und lasse es wieder stehen, bis es den höchsten Grad der Schwärze erreicht hat, gieße hierauf die helle Flüssigkeit vom Saß ab und setze ihr folgende Substanzen zu, deren jede für sich präparirt und zerrieben werden muß.

Man nehme zuerst ein halbes Pfund Indigo, reibe denselben mit dem Läufer auf dem Stein unter zeitweisem Zusatz von der Tinte ab, bis ein dünner Teig daraus geworden ist; dann präparire man neun Pfund gut ausgewaschenes und reines Berlinerblau ebenso, nur daß man es statt mit der Tinte mit destillirtem Wasser reibt, bis ebenfalls ein dünner Teig daraus geworden ist; hierauf werden vier Unzen Lampenschwarz mit einer Unze salpetersaurem Eisen zusammengerieben. Wenn jedes Ingrediens fein genug ist, läßt man sie ein Paar Stunden unvermischt, worauf sie dann der Flüssigkeit einverleibt und eine Woche lang täglich wohl umgerührt werden muß. Das Helle wird zum Gebrauche abgeschüttet. Mit den angegebenen Quantitäten erhält man vierhundert Maasß Tinte.

(Aus dem *Repertory of Patent-Inventions* Aug. 1841, S. 109.)

## 12) Benutzung des Lerchenschwammes zu Nützen.

Der Graf Adolph von Montureux berichtet, daß man in einigen Gegenden der Sevennen den Lerchenschwamm beinahe wie zur Bereitung des Zündschwammes trocknet und klopft; statt sich aber desselben zum Anzünden der Pfeife zu bedienen, macht man leichte, warme und bequeme Rämpchen daraus. Das nothwendige Werkzeug hiezu ist ein eiserner Hammer oder ein hölzerner Schlegel und der Kopf eines Herdfeuerbocks. Diese Arbeit ist Berg- und Waldbewohnern in Ermanglung jeder anderen Beschäftigung im Winter sehr zu empfehlen und diese Rämpchen dürften bald ihren Verfertigern einen schönen Erlös schaffen. (*Echo du monde savant*, 1841, № 653.). — Solche Rämpchen sind in Deutschland nicht mehr neu und verdienen vorzüglich aus Gesundheitsrückichten eine Empfehlung, da sie gegen rheumatische Kopfleiden und dergleichen gute Dienste thun.

## 13) Neue Legirung zum Verzinnen der Metalle.

Die Erfindung besteht in der Verbindung von Nickel und Eisen mit dem Zinn, wodurch eine festere, weniger schmelzbare, mehr anhängende Verzinnung und eine weißere Oberfläche als die gewöhnliche Verzinnung darbietet, erreicht wird. Das Verhältniß der anzuwendenden Metalle ist: 10 Unzen besten Nickels und 7 Unzen Eisenblech auf 10 Pfund Zinn. Da das Nickel eine höhere Temperatur zum Schmelzen bedarf als das Zinn, so muß verhütet werden, daß das schmelzende Zinn sich verflüchtigt; man setzt daher auf zehn Pfund der Metalle beiläufig eine Unze Borax und drei Unzen gestoßenen Glases hinzu. Der Borax bildet mit dem Glase in der Hitze an der Oberfläche des Tiegels eine Kruste, welche den Zutritt der Luft zu den Metallen verhindert, deren Schmelzung unter dem Einflusse einer verstärkten Hitze vorwärts schreitet. Diese Kruste begegnet demnach einerseits der Verflüchtigung des Zinns durch die zum Schmelzen des Nickels erforderliche hohe Temperatur und verhindert andererseits die Einwirkung der Luft auf die schmelzenden Metalle. Die Schmelzung der drei Metalle und ihre vollständige Vermischung ist ungefähr in einer halben Stunde vollbracht, wo man dann nur ein Loch in die vom Borax und dem Glase gebildete Kruste zu stoßen hat, um die Legirung auszugießen.

Hinsichtlich der Anwendung und Auftragung derselben wird wie bei dem gewöhnlichen Verzinnen verfahren; dasselbe läßt sich eben so leicht vollführen, und jeder Arbeiter, welcher mit diesem umzugehen weiß, kann es ohne weiteres auch mit obiger Legirung.

## 14) Neue, einfache Methode, Kupfer und Messing auf sogenanntem nassen Wege mit Platin zu überziehen.

Um auf nassem Wege Kupfer oder Messing mit einer fest haftenden, hell glänzenden Platinschicht zu überziehen, verfährt man nach Herrn Dr. Wöttger folgendermaßen. Man löst einen Theil festes Chlorplatin in ungefähr hundert Theilen Wasser auf und setzt zu dieser Lösung acht Theile reines Kochsalz (wobei ein kleiner Ueberschuß an letzterem nichts schadet)

oder man nimmt (und zwar dürfte dies Verfahren jenem noch vorzuziehen sein) einen Theil Ammoniumplatinchlorid (sogenannten Platinsalmiak) und acht Theile gewöhnlichen Salmiak, überschüttet beides in einer Porzellanschale mit zwei und dreißig bis vierzig Theilen destillirten Wassers, erhitzt das Gemenge zum Sieden, und legt dann die mit verdünnter Salzsäure und Sand blank geschuerten, kupfernen oder messingenen Gegenstände hinein. In wenig Sekunden schon sieht man dann letztere mit einem fest haftenden Platinüberzuge sich bekleiden. Die so behandelten Gegenstände werden hierauf mit geschlemmter Kreide gepulvt, mit Wasser abgewaschen und getrocknet. Auf diese Weise ließen sich vielleicht aus Kupfer oder Messing gefertigte physikalische Instrumente, ferner die zur Akupunktur dienenden Kupfernadeln und andere Gegenstände sehr einfach und dauernd vor Drydation schützen.

(Annalen der Chemie und Pharmacie, Aug. 1841.)

### 15) Ueber Verzinnung und Verzinkung des Kupfers und Messings auf nassem Wege.

Bereitet man sich durch Kochen von sogenannter Zinnasche und Neskallilauge eine Lösung von Zinnoxydkali und wirft dann in diese geraspelte Zinnspäne und blankgebeizte Kupfer- oder Messingplatten, so sieht man letztere, bei fortgesetztem Kochen und vollständiger Berührung mit den Zinnspänen, in wenig Minuten sich mit einer festhaftenden spiegelblanken Zinnschicht überziehen; eine Methode, die sich wegen ihrer Einfachheit und schnellen Ausführung sehr empfiehlt.

Uberschüttet man granulirtes Zink mit einer Auflösung von Chlorzink (salzsaurem Zinkoxyd) und kocht damit kupferne oder messingene Gegenstände, jedoch mit der Vorsicht, daß diese fortwährend beim Kochen mit dem granulirten Zinke in Berührung bleiben, so sieht man innerhalb weniger Minuten, in Folge der stattfindenden galvanischen Zersetzung des Chlorzinks die kupfernen Gegenstände sich mit einer fest haftenden Zinkschicht belegen.

(Dr. Böttger in den Annalen der Chemie und Pharmacie, Aug. 1841.)

## 16) Schutz des Getreides vor dem Kornwurm.

Herr Leon Dufoure theilte der Société centrale d'agriculture ein Mittel mit, das Getreide vor dem Kornwurm zu sch zen, welches Nutzen verspricht. Er bringt nämlich sein Getreide in aufrechtstehende Fässer; ein jedes kann drei bis vier Hektoliter Getreide enthalten. Diese Fässer werden mit einem beweglichen Deckel verschlossen, welcher mit Gewichten oder Steinen beladen wird; sie stehen aufrecht, in einer Reihe, am dunkelsten Theile des Kornbodens, den man überdies noch sorgfältig verschließt, damit er weniger hell und von der äußern Luft weniger erwärmt wird. — Seit fünf Jahren bewahrt Herr D. so sein Getreide und sch tzt es zugleich vor den Ratten und vor Staub; um es vor Ratten noch mehr zu sichern, kann man den Boden des Fasses und einen Theil seines unteren, äußeren Randes mit Zinkblech belegen.

(Echo du monde savant 1841, N  668.)

## 17) Vertilgung und Abhaltung des Kornwurmes.

Man vermischt ein halbes Pfund Salzsäure von 18  Baume mit zwei Pfund Wasser und begie t mit dem Ganzen gleichm sig ein Hektoliter vom Kornwurm befallenes Getreide; wendet es, wie das Saatkorn mit Kalk, mit der Schaufel recht tüchtig um, und die Kornw rmer sind getödtet. Dasselbe Verfahren auf gesundes Getreide angewendet, sch tzt es gegen dieselben. Im Jahre 1820 so behandeltes Getreide mit und ohne Kornwurm erhielt sich bis jetzt aufs beste. Im Jahre 1838 stellte ich, in Anbetracht, daß die Landleute sich nicht immer Salzsäure verschaffen können, denselben Versuch mit Kochsalz an, wovon ich ein Pfund in ein Pfund Wasser aufgelöst auf einen Hektoliter Getreide angewendete. Da ich ferner die Einwirkung der Wärme bei diesem Versuche kennen lernen wollte, so brachte ich in einen täglich auf 20—24  R. erwärmten Raum: 1) einen kleinen Sack mit Salzsäure (wie oben) besprengten Saatkornes; dieser Haufen, ringsum von mit dem Kornwurm behafteten Getreide umgeben, blieb unangetastet. 2) Einen Haufen vom Kornwurm befreiten Getreides, welcher mit solchem, worin er war, umgeben wurde; das Insekt verschonte das so behandelte Ge-

treide. 3) Ein Haufen mittelst Kochsalz vom Kornwurm befreiten Getreides wurde mitten in einen Kreis von durchaus damit behaftetem gebracht, und blieb gesund. 4) Ein Haufen mit Salz behandelten Saatkorns mitten in einen Kreis von durchaus vom Kornwurm heimgesuchten Getreides gebracht, erhielt sich vollkommen gut. — Es muß hier bemerkt werden, daß zwischen den verschiedenen Getreiden nur ein oder zwei Zoll weit Raum gelassen wurde; an manchen Stellen fand sogar Berührung zwischen dem so behandelten und dem nicht behandelten statt, ohne daß der Wurm das präparirte ergriffen hätte, obgleich die Wärme die Vermehrung des Insekts im verdorbenen Getreide begünstigte. — Die Salzsäure soll aber, so viel möglich dem Kochsalz vorgezogen werden, da letzteres das Getreide etwas unscheinbarer, jene aber es schöner macht; sie theilt zwar anfangs demselben etwas Geruch mit, welcher aber in einigen Tagen sich wieder verliert. Man kann ohne nachtheilige Folgen die angegebenen Dosen auch vergrößern, indem die Kleie des auf die eine oder die andere Weise präparirten Getreides dem Vieh nur um so besser schmecken wird.

(Moniteur industriel. 3. Oktober 1841.)

### 18) Bemerkungen über die bayerischen Sommerbierkeller.

Ueber die Konstruktion und die Einrichtung der bayerischen Sommerbierkeller sind der Direktion des Gewerbevereins in Hannover, auf mehrere Anfragen, durch die Gefälligkeit des Centralverwaltungs-Ausschusses des polytechnischen Vereins für Bayern folgende Notizen zugegangen, deren Mittheilung bei den neuerdings sehr lebhaft gewordenen Bemühungen für die Erzeugung eines guten Bieres nicht ohne Interesse sein wird. — Im Wesentlichen und Allgemeinen lassen sich die gestellten Fragen auf folgende Sätze reduzieren.

Der Boden, in den alle Sommerbierkeller hier gebaut werden, ist grobes Kiesgerölle, stellenweise mehr oder minder mit feinem Flußsande untermischt. Er scheint somit zu fraglichem Zwecke nicht der vortheilhafteste, indem die Sommerhitze leicht hindurchdringt, und die Mäße ohne Hinderniß durchsickern kann, was über jedem Keller einen Ueberbau nothwendig macht, in

Folge dessen er aber auch, wenn er anders von den Seiten her gehörig geschützt ist, trocken wird und bleibt, und dadurch schon eine Hauptbedingung der Güte erfüllt ist.

Da man auf den Anhöhen um München die Keller dreißig bis vierzig Fuß tief unter die Oberfläche des Bodens legen kann, ohne auf Wasser zu kommen, so ist von dem Durchdringen der Sommerhitze durch das Erdreich weniger zu befürchten, als vielmehr von der Mittheilung der natürlichen Erdwärme und dem Eindringen der äußeren Luft durch Ritzen, Spalten in den Thüren u. s. w., und besonders durch das nothwendige Oeffnen der Thüren bei Abgabe des Bieres. Da wo sich ein Keller nicht in genannter Tiefe anlegen läßt, behilft man sich in der Art, daß man ringsum einen künstlichen Berg aufführt, so daß der Keller hiedurch hinlänglich mit Erdreich bedeckt und umgeben wird.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Lage und der Boden bei München nicht ungeeignet zur Anlage guter Keller sei, wenn gleich sie auch mit ziemlichem Kostenaufwande verbunden ist.

Es läßt sich übrigens nichts finden, was vorzugsweise für das Graben oder Miniren der Keller spräche, und wenn man auch zuweilen die Behauptung hört, die gegrabenen Keller seien besser als die minirten, so möchte dies mehr von der ungeeigneten Anlage der letzteren herrühren, obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß Riesgerölle zu diesem Zwecke minder passend ist, als fester Sand, Lehm u. s. w., besonders wegen des Eindringens der Nässe von den Seiten her. Die Art, wie der Keller gebaut wird, hat keinen Einfluß auf die Güte desselben, wenn anders die allgemein bekannten Regeln zur Anlage eines guten Sommerbierkellers beobachtet werden.

Unstreitbar von vortheilhafter Wirkung auf die Keller aber ist die Sorgfalt, mit der von den Münchener Brauern die Kälte während der Wintermonate, besonders aber im Frühjahr in den Kellerräumen gesammelt, beim Eintritt der warmen Witterung durch ängstliches Verschließen und Vermauern der Thüren und sonstigen Oeffnungen eingeschlossen und für den Sommer bewahrt wird; denn es ist einleuchtend, daß wenn die Mauern und Gewölbe des Kellers und vielleicht auch das zunächst liegende Erd-

reich ausgefroren, oder doch wenigstens auf eine sehr niedrige Temperatur gebracht sind, wenn ferner die Masse des gelagerten Biers, das beinahe den größten Theil des Raumes eines Kellers einnimmt, auf dem Eispunkte oder wenig wärmer, und die in dem Kellerraum befindliche Luft von derselben Temperatur und dies alles gut zusammen eingeschlossen ist, daß diese Kälte der Mittheilung der natürlichen Wärme vom Erdreiche her (der Zutritt der äußeren Luft ist soviel als möglich abgesperrt) lange widerstehen muß.

Die Anwendung des Eises zur Erhaltung niederer Temperatur in den Kellern fand zu München noch keine allgemeine Anwendung, obwohl es in einigen größeren Brauereien schon mit Vortheil geschieht. Man hat die Erfahrung gemacht, daß nur gute Keller durch Anwendung des Eises verbessert werden, schlechte dagegen eher noch schlechter werden, weil durch das schnelle Schmelzen des Eises im Keller Feuchtigkeit entsteht.

Hinsichtlich der gestellten Fragen im einzelnen ist Folgendes zu bemerken:

1) Auf welche Art wird der Eiskeller mit dem Bierkeller in Verbindung gebracht, damit er dem Bierkeller die größtmögliche Kälte mittheile?

Es ist nicht der Fall, daß eigene Eiskeller neben oder in Verbindung mit den Bierkellern angebracht sind, sondern das Eis befindet sich in einem einfach aus Brettern gefertigten Kasten, der, um Raum zu sparen in einer Ecke oder einem Ende des Kellers steht, jedoch so, daß er ringsum frei ist, theils um seine Kälte nach allen Seiten hin absetzen zu können, theils um das schnellere Schmelzen des Eises zu verhindern, das gewiß stattfinden würde, wenn der sogenannte Eiskasten mit einer Mauer, und diese vielleicht wieder mit dem Erdreich in Verbindung stände.

2) Auf wie viel Grad Wärme erhält man dadurch den Bierkeller während der heißesten Sommerzeit?

Während der Monate Mai und Juni auf drei bis vier Grad Reaum., später auf fünf Grad und im Oktober kommt er selten über sechs Grad Wärme.

3) Wie viele zweispännige Fuder Eis hält man für einen gegebenen Kellerraum erforderlich, um diese Kälte zu behalten?

Das Gewöhnliche ist, daß man auf einen Keller von circa 800 Quadratfuß Flächenraum einen Eiskasten hat, der acht bis zehn zweispännige Fuder Eis faßt. Wer Raum und Unkosten nicht spart, wird besser thun, die Eiskasten größer zu machen. Doch ist das oben angegebene Verhältniß für einen guten Keller hinreichend.

4) Wie viel Kubikinhalte giebt man dem Kasten im Verhältniß zum Bierkeller?

In einem Kellerraum von 9000 Kubikfuß ist ein Eiskasten von 350 Kubikfuß nothwendig.

5) Wie viel Erde muß nach gemachter Erfahrung über dem Bier- und Eiskellergewölbe lagern?

Hier kann man wieder sagen, je mehr Schutt auf den Kellergewölben oder mit anderen Worten je tiefer der Keller ist, desto besser. Die Höhe des Schuttlagers vom höchsten Punkte des Gewölbes bis an die Oberfläche des Bodens ist von 15—20 Fuß hinlänglich. Das Maximum ist fünfundzwanzig Fuß.

6) Weßhalb hält man es nicht für zweckmäßig, den Keller zu miniren, da doch der Boden, und wenn er reiner Sandboden wäre, eine größere Festigkeit behält, als er nach dem Ausgraben und Auswerfen wieder bekommt?

Im Allgemeinen und überall ist anzunehmen, daß die Keller zu graben zweckmäßiger sei, als sie zu miniren, möchte ein Irrthum auch durch Lage und Beschaffenheit des Bodens bedingt sein. Wenig in Betracht zu ziehen käme hiebei, daß beim Miniren das Erdreich eine größere Festigkeit behält, weil wie schon gesagt, man weniger das Eindringen der Sonnenhitze durch das Erdreich, als die Mittheilung der natürlichen Erdwärme und den Zutritt der äußeren Luft befürchtet.

7) Werden auch an der Isar die Keller nicht mehr minirt? Weßhalb?

Es giebt hier nur einige minirte Keller; die Mehrzahl und die in neuester Zeit gebauten sind gegraben. Ursache davon mag wohl sein, daß das Miniren im Riesgerölle etwas mehr Schwierigkeiten bietet und der Ueberbau wegen Einsickern des Wassers von den Seiten her ausgedehnter sein muß, als die Grundmauern des Kellers sind, also dadurch mehr Kosten erwachsen.

8) Wie hoch ist das steile Isarufer, an welchem sonst die meisten Keller angelegt wurden, über dem höchsten Wasserstande?

Der Platz auf der Anhöhe des Isarufers, auf dem die meisten Sommerbierkeller von München gebaut sind, ist ungefähr 40—45 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande der Brunnen.

9) Hält man es für zweckmäßiger die Keller auf freiem Felde anzulegen, als an der Isar und weshalb?

Es mag einerlei sein, ob man die Keller auf freiem Felde, an einem Berge, oder sonst wo immer anlegt, wenn man nur bei erforderlicher Tiefe nicht auf Wasser kommt, oder solches durch das Steigen des unterirdischen Wassers zu befürchten hat.

10) Was hält man von den Kellern im Sande, von denen im Lehmboden; welchen giebt man den Vorzug?

Jedenfalls wären Keller im Lehmboden vorzuziehen, weil Lehm eine dichte Masse ist, zugleich auch guten Schutz gegen Feuchtigkeit gewährt, so daß unter günstigen Umständen ein solcher Keller nicht einmal eines Daches bedarf.

11) Es ist vorhin bemerkt, Hauptbedingung eines guten Bierkellers sei — Verhinderung des Zutrittes äußerer wärmerer Luft, mit Gestattung des nöthigen Luftzuges zur erforderlichen Reinigung und Wiederherstellung gesunder Kellerluft.

12) Wie ist diese letztere im Sommer zu erreichen?

Wie schon mehrmals gesagt ist, bleibt es Hauptsache, den Zutritt der äußeren wärmeren Luft in die Keller abzuhalten, und das Wechseln der Luft kann nur immer auf Unkosten der niederen Temperatur stattfinden. Noch ist dies fast allgemeine Praxis, geschieht jedoch jedesmal in sehr kleinem Maaßstabe, indem man ganz kleine Oeffnungen nur während kühler Nächte aufmacht.

Aus Erfahrung kann bestätigt werden, daß das Reinigen oder Wechseln der Luft in guten trockenen Kellern gar nicht nothwendig ist und deswegen auch in einigen Brauereien hier seit längerer Zeit nicht mehr geübt wird.

(Mittheilungen des hannöver'schen Gewerbevereines  
1841, № 24.)

### 19) Ueber Steinbrechen.

Wenn es sich darum handelt, große Steinblöcke von der sie umgebenden Masse zu trennen, wendet man in Nordamerika

folgendes Verfahren an. Man macht mit dem Meißel ein mehrere Zoll tiefes Loch in der erforderlichen Richtung und füllt es dann mit Brennmaterial, welches man so lange brennend erhält, bis sich das Gestein stark erhitzt hat. Das Gestein dehnt sich durch die Hitze aus; man beseitigt nun das Brennmaterial und gießt sogleich kaltes Wasser in das Loch; die plötzliche Zusammenziehung des Gesteins verursacht dann, daß es sich augenblicklich zerspaltet. Auf diese Weise lassen sich achtzig Fuß lange und sechs Fuß dicke Blöcke leicht ausbrechen. — Auf eine analoge Weise umgeht man in Frankreich die Anwendung mechanischer Kraft beim Abspalten der Mühlsteine. Dieselben sind bekanntlich Zylinder von sehr kleiner Höhe im Vergleich mit ihrem Durchmesser, und das Gestein, woraus sie verfertigt werden, ist ungemein hart. Man verschafft sich dazu eine sehr hohe runde Steinsäule von dem erforderlichen Durchmesser. Es wäre eine ungeheure Arbeit, einzelne Abschnitte derselben mittelst der gewöhnlichen Steinsäge loszutrennen. Man meißelt daher in regelmäßig aufeinanderfolgenden Entfernungen rings um die Säule herum Löcher aus, in welche man des Abends trockene Holzkeile eintreibt. Der während der Nacht fallende Thau wird vom Holz absorbiert und dehnt es mit einer so unwiderstehlichen Kraft aus, daß man am Morgen alle Steine gehörig abgespalten findet.

(Dr. Lardner: Lectures in the United States.)

20) Verfahren den stinkenden Fischthranen ihren übeln Geruch zu nehmen.

Die gemeinen Fischthrane wären längst schon zum Brennen in Lampen und anderen Zwecken benutzt worden, wenn sie nicht einen so widrigen Geruch hätten, welcher häufig nicht im Verhältnisse zu ihren Eigenschaften steht. Sie von diesem Fehler zu befreien bedient man sich des nachstehend beschriebenen Verfahrens. Man nimmt ein Pfund Chlorkalk und ungefähr zwölfmal soviel Wasser. Der Chlorkalk wird in einem Mörser oder in einem Apparate ähnlicher Art unter Zusetzen von einem Theile Wasser zerrieben, so daß die Masse zuerst einen schlüpfrigen und weichen Teig bildet, und dann das übrige Wasser zugefügt, welches dem Ganzen die Konsistenz von Rahm giebt. Der Zweck dieses sorgfältigen Zerreibens ist, jedes Theilchen des Pulvers zu

zermalmen, so daß es einer innigen Verbindung mit dem Thranen fähig ist. Diese Masse vermische man gehörig mit dem Thranen durch häufiges und sorgfältiges Umrühren. Man läßt dann beide Körper einige Stunden beisammen, setzt darauf ein Pfund Schwefelsäure hinzu, welche zuvor mit zwanzig oder dreißig Theilen Wasser verdünnt wurde, und kocht das Ganze bei gelinder Hitze unter beständigem Umrühren, bis die Thranentropfen von dem Ende des Rührholzes abträufeln. Nach beendetem Kochen läßt man den Thran einige Stunden sich setzen und nimmt ihn von dem angesäuerten Wasser ab. Ein gewöhnlicher, gußeiserner mit Blei ausgelegter Kessel eignet sich am besten dazu. Es kann aber auch ein kupfernes oder eisernes Gefäß gebraucht werden, wenn die Menge Säure nicht zu groß ist. Zum Zerreiben des Chlorkalks darf man jedoch keinen kupfernen oder eisernen Mörser nehmen. Auf diese Weise behandelte Fischthran scheint ebensogut als der Thran zu brennen, welcher diesem Verfahren nicht unterworfen wurde.

Die erforderliche Menge Chlorkalk ist nach der Fäulniß des Thrans verschieden, im Allgemeinen aber ist ein Pfund davon auf einhundertundzwanzig Pfund Thran hinreichend. Ist aber der Thran außerordentlich faul, so können auch wohl ein und ein halbes oder zwei Pfund davon erforderlich sein.

(S. Edinburgh new philosophical Journal,  
April 1840, S. 258.)

---

## Etwas über den Liberalismus in der Provinz.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine freiere Richtung im Denken und im Leben überhaupt, welche besonders mit dem Regierungsantritt Sr. Maj. des jetzigen Königs sich zu regen begann, auch in Ostpreußen einen allgemeinen Anklang fand, ja gerade hier vielleicht am kräftigsten gefördert zu werden schien. Wie das geschah, das näher zu beschreiben gehört nicht hierher. Allein so viel steht fest, daß man gegenwärtig über jene Richtung, die schlechtweg der Liberalismus genannt wird und noch mehr über die Träger derselben im Allgemeinen ganz anders denkt, als dies am Anfange der Fall war. Ja hätte die Regierung nicht so viel Beachtung der liberalen Thätigkeit geschenkt, so hätte sich leicht schon früher das wahre Sachverhältniß herausgestellt gehabt. Und trotz dem sind heutzutage viele von denjenigen, welche mit Wärme und Vertrauen auf die Wirksamkeit der Liberalen hingeblickt hatten, ganz anderer Meinung. Und gerade diese, die so ihre Meinung ändern und ihre Erwartungen herabstimmen mußten, gehören zu den unbefangenen und redlichsten Freunden der Wahrheit und der Freiheit. Wie aber, was durchaus nicht geleugnet werden kann, viele und recht warme Anhänger der liberalen Richtung bei uns dahin gekommen sind einzusehen, daß wie die Sachen stehen, freier und wahrhafter Fortschritt wenigstens nicht bei denjenigen zu suchen ist, welche man sich schon eine Zeit lang angewöhnt hatte für die Träger der Anfänge jener neuen Regungen zu halten, so hat das hauptsächlich seinen Grund darin, daß man sich je länger je mehr überzeugt, daß es noch nicht genug sei liberale Redensarten im Munde zu führen, um schon auf den Namen eines für politische Freiheit Begeisterten und auf die Fähigkeit zur Realisirung dieser Freiheit beizutragen Anspruch machen zu können. Ja es giebt sogar Redewendungen, die wenn man nicht mit steter Wachsamkeit ihren und ihre Bedeutung nach allen Beziehungen des Lebens hin gründlich prüft und abwägt oft gerade das Gegentheil von dem, was man eigentlich erstreben will, leicht bezeichnen können. Dies gilt auch von

den heutzutage viel gebrauchten Ausdrücken liberal und Liberalismus. Viele gebrauchen dieselben zu nichts Anderem als zur Bezeichnung ihrer Lieblingsneigungen, die allerdings oft in Gestalt wirklicher Ansichten und Meinungen auftreten, welche aber so willkürlich und subjektiv sind, daß, sollten sie allgemein geltend und herrschend werden, sie die größte Tyrannei ausüben müßten. Was das religiöse Gebiet betrifft, so hat Herr Professor Dr. C. A. Leckow in dem Aufsatz: „An die protestantischen Freunde“ im Juniheft des Propheten dies deutlich genug nachgewiesen. Um nun freilich mit aller nöthigen Besonnenheit nach allen Seiten des Lebens hin die Gegensätze zu erwägen, was doch diejenigen, die sich dazu hergeben einer neuen Lebensgestaltung vorzubauen, thun müssen, ist eine tüchtige und gründliche Bildung des Geistes durchaus nothwendig. Fehlt diese, so wird zwar Einzelnes und Vieles von dem Alten als unbrauchbar abgeschafft, aber an die Stelle dessen wiederum auch nur Einzelnes, vielleicht in seinen Konsequenzen nicht minder oder noch mehr Verderbliches aufgepflanzt. So wird zwar der alte Dogmatismus im Politischen wie im Religiösen vernichtet, aber an die Stelle desselben tritt ein neuer noch nicht in der Wirklichkeit erprobter und darum vielleicht noch gefährlicherer. Solche Wachsamkeit auf sich selbst und seine Gedanken wird aber nur da stattfinden können, wo eine tüchtige, zum vernünftigen Denken erhobene Bildung vorhanden ist. Wo aber diese ist, da wird man auch bald inne, daß derjenige, welcher das Heil der Welt politischen Verfassungen abhängig macht, noch wenig dazu beiträgt die Gebrechen der Zeit zu mildern. Wer wirklich der Zeit helfen will, muß mit Selbstverleugnung und mit Aufopferung manches persönlichen Genusses in seinen nächsten Lebenskreisen thätig wirken und der sittlichen wie der materiellen Verwahrlosung entgegenarbeiten. Mit politischen Kannegießereien, weil zu etwas Anderem, trotz aller der entlehnten schön klingenden Partheiausdrücke, es bei uns doch nicht gekommen ist, fühlt jeder Vernünftige, hilft man nichts. Worte wie „konservativ“, „liberal“, „loyal“ u. s. w. sind hier auch nie etwas Anderes gewesen als bloße Redensarten. Kein Mensch empfindet bei ihnen etwas oder fühlt auch nur den allgeringsten Zusammenhang des Ausdrucks mit irgend einer bestimmten Lebensrichtung.

Betrachten wir die Liberalen näher, so werden sich nur sehr wenige darunter finden, die wirklich Anspruch auf wahre, organische, lebendige Geistesbildung machen können. Die aber eben im Besitze einer solchen sind, sind in der Regel auch besonnen und bescheiden, nämlich bescheiden in dem Sinne, als sie wohl wissen, daß die Geschichte sich nothwendigerweise Zeit nehmen muß, um sich durch alle Gegensätze des Alten und des Neuen fortzubewegen und auch die einzelnen Widersprüche in den Ansätzen zum neuen Leben vollständig und organisch zu verarbeiten. Dessen eingedenk werden solche Liberale, so viel an ihnen ist, für das Besserwerden wirken, und zwar so, daß sie diese Arbeit an sich selbst und ihren nächsten Umgebungen und Kreisen zuerst beginnen. Diese praktische Realisirung der Grundsätze von Unten auf aber vermißt man bei den Liberalen. Ihre Ansichten stehen im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Handlungen. Sie wollen Alles durch das Volk für das Volk, allein in der Praxis gestaltet sich die Sache so, daß es in der That nichts anders heißt, als durch uns d. h. uns Liberale. Auf solche Widersprüche stößt man überall, und dies deshalb, weil den Meisten von ihnen das klare Bewußtsein von dem was sie eigentlich wollen und auch die nöthige Bildung um etwas Gescheites zu wollen fehlt. Denn einzelne Ansichten über Einzelnes besitzen, wie sie namentlich heutzutage die sehr leicht zu erwerbende und wohlfeile Journal- und Brochüren-Literatur bietet, ist noch nicht Bildung, wie man sie nöthig hat, wenn man Staat, Kirche und das ganze Leben neugestalten und sittlich dauernden Einfluß üben will. Nun aber ist es natürlich, daß je weniger Arbeit und Mühe etwas erfordert, man es auch damit desto leichter zu nehmen pflegt. Dies gilt vorzüglich von dem Besitze einer Wahrheit. Wie wenig kennt derjenige, dem sie fertig entgegengebracht wird, doch ihr Wesen und wie leicht begnügt er sich mit der Oberfläche derselben? Dies gilt nun von der größten Zahl der Liberalen. So wie sie ihren Liberalismus fix und fertig von Andern angenommen haben, so ruht er auch nicht tiefer bei ihnen als auf der Zunge und sein ganzes Wesen sind einige kurrente Redensarten. Auf diese natürlich muß nun ein um so größerer Nachdruck gelegt werden, als sie eben bloß Worte sind. Und dies ist auch wirklich geschehen und geschieht noch immer, so lange und

wo es keine Unbequemlichkeiten macht, denn ebenso bequem, wie man zu seinem Liberalismus gekommen ist, will man ihn auch ausüben. Es giebt auf diese Weise recht viel liberale Rittergutsbesitzer, so lange ihnen ihr Liberalismus nichts kostet und das Getreide gut im Preise steht, sogar liberale Beamte giebt es, versteht sich so lange ihnen ihr Liberalismus keine Unbequemlichkeiten verursacht. Aber alle diese journalgelehrten und bequemen Liberalen schlagen in die illiberalsten Menschen von der Welt um, sobald ihre persönlichen Interessen nur im Geringsten berührt werden. Weil übrigens ihr Liberalismus auch nur rein zufällig ist, so sind sie auch die besten Freunde der Regierung, wo diese ihre Interessen begünstigt, und nur das haben sie zu tadeln, daß es nicht in allen übrigen Fällen nach ihren Wünschen geht. Dergleichen Maaßregeln werden, wie sich von selbst versteht, sehr liberal besprochen und getadelt. Ob nun aber solche Maaßregeln die ihnen nicht gefallen, Anderen zum Nutzen da sind, wird nicht gefragt; und dies deshalb weil eben die Bildung, welche fähig macht sich auf einen höheren, alle Lebensinteressen umfassenden Standpunkt zu erheben, mangelt. Die Erfahrung hat auch ebenso gelehrt, daß wie schon die geringste Drohung die kühnen Liberalen zur Besinnung führte, dies noch in einem höheren Grade selbst eine kleine Gunstbezeugung der Regierung zu thun vermocht hätte. Ein solcher Wechsel in der Ansicht ist aber deshalb so leicht herbeizuführen, weil es sich bei den Meisten nur um einen Tausch der Redensarten handelt, welche als solche keinen sittlichen Werth für sie weiter haben.

Außer diesen oberflächlichen und sich selbst täuschenden Liberalen giebt es auch noch sehr Viele, welche namentlich beim Glase Wein und bei mannichfachen Zweckessen gern ein freies und lautes Wort führen. So hat unlängst in einer Stadt Litthauens ein Rittergutsbesitzer in erhöhter Stimmung in einer Kneipe, wo man bairisch Bier trinkt, unter Anderen auch stark auf den Adel losgezogen. Plötzlich wird ihm gerathen, doch sich zu mäßigen, da ja auch ein Adliger und zwar ein Graf zugegen wäre. Dies konsternirt den Rittergutsbesitzer so, daß er in seinen Neußerungen innehält und sich sofort mit sehr vielen Entschuldigungen, als hätte er es gar nicht böse gemeint und als sollte man nach seinen eben gemachten Neußerungen gar nicht

auf seine Gesinnung schließen, denn gerade er sei es, welcher in seinem Kreise stets für den Adel gestimmt u. s. w., (zu welchem Beweise er sogar Briefe produzirt), an den vermeintlichen Grafen wendet, und ihn sogar zum längeren Besuche zu sich einladet. Es ergiebt sich jedoch bald, daß der Rittergutsbesitzer mystificirt ist, denn der Graf erklärt dem devoten Rittersmann, daß er ein bloßer Gerichtsschreiber am Orte und kein Graf, jedoch schon öfter wegen seiner Aehnlichkeit, dafür gehalten sei. Den Rittergutsbesitzer überrascht das so, daß er ganz nüchtern wird. Zu guter Letzt aber muß er nun die Gesellschaft, die nur aus Bürgerlichen aber nicht Besitzern adliger Rittergüter bestand und gegen welche er sich im Uebermaaß seiner Entschuldigungen gegen den Grafen vergangen, abbitten und erhält von ihnen die Lehre: „sich zu befeißigen zuerst human \*) und verständig zu werden, ehe er es unternehme liberal zu sein.“ Diese Geschichte, die übrigens ganz wahr ist, hat sich im Monat April d. J. in der erwähnten Stadt zugetragen. Hier nur im kurzen Auszuge erzählt, charakterisirt sie am besten den Liberalismus solcher Herren.

Lüchtige und lebendige Geistesbildung, freilich keinesweges im Sinne der abstrakten Gelehrtenbildung, welche in der Regel unvermittelt zum wirklichen Leben, ja nicht selten diesem gegenüber übersteht, verleiht aber nicht allein die Fähigkeit sich ein begründetes Urtheil zu bilden, sondern sie gewährt auch hohen sittlichen Werth und erfüllt mit edlem Gemeinfinn.

Daß aber die meisten Liberalen nur Scheinliberale sind, geht auch daraus hervor, daß nur wenige voll jenes Gemeinfinnes sind, welcher fähig macht für allgemeine Interessen und zum allgemeinen Besten thätig zu wirken und wirklich beizutragen, ja nöthigenfalls auch Opfer, wenn sie selbst Entsamg fordern sollten, zu bringen. In dieser Beziehung sind die Meisten unserer Liberalen nur polemisch, d. h. sie tadeln die Maaßregeln der Regierung einesrheils, warten aber doch, daß jede Kleinigkeit

---

\*) In der That muß man mit Verwunderung sehen, wie inhuman so sehr Viele der Liberalen gegen ihre Untergebenen u. s. w. verfahren. Und doch steht Humanität, sagt Sue, höher als Wissenschaft und Politik. Dggleich allerdings Wissenschaftlichkeit die Humanität erzeugt.

die Regierung besorgen möchte. Statt z. B. selbst für Ordnung und Sitte in ihren Umgebungen mit den ihnen zu Gebote stehenden geistigen und materiellen Mitteln zu wirken, fordern sie, was allerdings bequemer ist, mehr Gensdarmen, obgleich bei anderer Gelegenheit dieselben, die diese Forderung thun, die entschiedensten Gegner \*) des Polizeistaates und der Polizei sind. Nicht minder gilt dies von anderen gemeinsamen Unternehmungen. Ueberall zeigt sich oft der niedrigste Eigennuz. So trägt der Eine zum Chausseebau nicht gern bei, weil die Chaussee nicht gerade vor seiner Thür vorbeigeht, mag sie übrigens für das Ganze noch so nützlich sein, ein Anderer der sonst, wo es ihn persönlich nicht weiter inkommodirt, höchst liberal ist, wird höchst ungehalten und dies aus lauter Liberalismus und mit sehr liberalen Redensarten, wenn von ihm verlangt wird, daß er etwa eine Schule zur Bildung der heranwachsenden Jugend bauen oder sonst für die Versittlichung seiner Leute oder zur Steuerung der Verwahrlosung und des immer mehr eindringenden sittlichen Verderbens etwas thun solle. Und so giebt es unzählige Fälle, wo der Liberalismus sich in seiner Unwahrheit offenbart und trotz seiner biederben Biederkeit, die übrigens nichts weiter als eine Art Pseudobiederkeit ist, sich als der reine, engherzige oft ordinäre

---

\*) Vor solchen offenkaren Widersprüchen und solcher Taktlosigkeit müssen sich diejenigen, die sich berufen fühlen das Wort zu führen, hüten, wenn auch allerdings parlamentarische Sicherheit und politischen Takt Niemand vernünftigerweise von ihnen fordern kann. Frankreich hat schon längere Zeit auf eignen politischen Füßen zu stehen versucht, und doch vermißt man noch jene umsichtige Ruhe und Festigkeit, wie sie z. B. die Engländer besitzen. Gewiß wäre es aber auch übereilt dasjenige nach zehnjähriger Arbeit von Frankreich zu verlangen, was in England Frucht mehrhundertjähriger Mühen und Kämpfe ist. Ueberdies hat Frankreich noch eine Voraufgabe zu lösen, nämlich ob es möglich ist, daß sich politische Freiheit mit religiösem und kirchlichem unbedingten Autoritätsglauben und absoluter Kirchengewalt, wie die katholische Kirche doch beides für sich in Anspruch nimmt, vereinigen lasse, oder ob nicht, wo man Beides zu behaupten meine, eines nothwendigerweise eine Lüge sei. Es ist in der That viel eher politischer Autoritätsglaube mit religiöser Freiheit, wie sie die evangelische Kirche gewährt, vereinbar, als das Umgekehrte. Die Erfahrung lehrt auch, daß alle Staatsverfassungen viel reiner, selbstständiger und ungetrübter, ja man könnte sagen, ungenirtter da stehen, wo die Kirche evangelisch ist.

und rohe, nur mit liberalen Redensarten umfleidete Egoismus zeigt. Denn wenn in Zeiten der Feudalwirthschaften, denen wir eben entgegenarbeiten, auch der Egoismus herrschte, so war er doch erträglicher, weil er einestheils in der Zeitvorstellung als rechtmäßig begründet war und dann durch die Pietät vielfach verdeckt wurde. An die Stelle der Pietät ist aber heutzutage die Humanität als die schönste Frucht voller, persönlicher Freiheit getreten. Fehlt darum jene, so ist diese eine Lüge und der Egoismus steht in seiner ganzen Häßlichkeit und Niedrigkeit da, tritt aber an einem Liberalen um so widerlicher auf.

Mit der eigennützigen hängt auf das Genauste zusammen auch eine kleinliche Gesinnung, welche sich namentlich darin zeigt, daß man nicht sowohl immer gegen die entgegengesetzte Ansicht, als vielmehr gegen die Personen und zwar oft auf eine der Sache ganz unwürdige und schülerhafte Weise streitet. Während man einestheils für seine Ansicht das Recht freier Entwicklung fordert, ist man andererseits darüber ungehalten, wenn unser Gegner die seinige gleichfalls mit aller Kraft vertritt. Daß dieser Vorwurf auch die Liberalen trifft ist unbezweifel, daß aber eben in den ganzen Kampf sich so viel Egoistisches und Persönliches mischt, ist der größte Fehler unserer Zeit; darum kann sie es auch zu nichts recht Tüchtigem und Ganzem bringen. Denn während man vorgiebt für Ideen zu streiten, streitet man doch nur für sich und seine endlichen Beziehungen, man will von sich sprechen machen und Ruhm erwerben. Darin aber eben, daß man nicht den Muth und die Kraft besitzt sich hinzuopfern für die Wahrheit, daß man dieser und sich gern dienen möchte, liegt die Unwahrheit und Unredlichkeit fast aller Bestrebungen der Gegenwart. Der Vorwurf der Unehrllichkeit trifft auch die meisten unserer Liberalen. Daß aber wo man nicht ehrlich ist, nichts Dauerndes geschafft werden könne, ist klar, denn nur „ehrllich währt am längsten.“ Was hilft alle Klugheit, ohne ehrlichen und redlichen Willen das Gute nur zu thun um des Guten willen. Das zween Herrn dienen und Laviren muß doch in seiner Lüge über kurz oder lang offenbar werden. Das Ende davon aber ist der Tod. Ueberhaupt ist unsere Zeit an Klugheit und Schlaueit nicht arm, wohl aber fehlt ihr Redlichkeit und

Ehrlichkeit. Das Louisphilippisiren und schlaue Berechnen, kann der Zeit nicht helfen, denn das eben ist leider ihr Fehler, daß sie zu klug, aber zu wenig ehrlich ist. Auch der listigste Verstand ist nicht im Stande Gutes und Heiliges zu schaffen und wahrhaft dauernd zu begründen und zu fördern. Dies vermag nur ein ehrlicher, aufrichtiger Sinn und ein für Gutes begeisterter, heiliger kräftiger Wille, geleitet durch klare Einsicht und ruhend auf tiefer Ueberzeugung. Leider aber ist unsere Zeit an Louisphilippisirenden auf beiden Seiten sehr reich, aber Ehrlichkeit, Selbstverleugnung und Demuth fehlt. Darum vor allen Dingen seid ehrlich Alle, insbesondere aber Ihr die Ihr euch Liberale nennt, sonst hilft alle Klugheit nichts. Denn wenn sie auch Zeitlang blendet, auf die Länge der Zeit durchschaut man sie doch in ihrer Nichtigkeit und wendet sich mit um so größerem Abscheu davon, je Größeres man erwartet und je mehr man sich nun getäuscht sieht. Das Volk aber im Allgemeinen, wenn es auch nicht die Kombinationen der Verstandesberechnung so gleich zu begreifen vermag, empfindet die Ehrlichkeit und die Wahrheit unserer Handlungen und Maafregeln bald heraus. Der\*) gesunde Menschenverstand und der natürliche Takt des Volksgeföhls hat noch immer in solchen Fällen richtig geurtheilt und oft noch richtiger als diejenigen es vermögen, die sich im Besitze besserer Bildung dünken. In dem Mangel aber an Redlichkeit ist auch allein der Grund zu suchen, warum man schon so bald inne geworden ist, daß von denjenigen Liberalen wenigstens, die sich dafür ausgeben, kein Heil zu erwarten ist.

---

\*) Unser Landmann und auch der Bürger besitzt keine politische Bildung. Zeitungen sind ihm kaum dem Namen nach bekannt. Selbst schon der kleine Gutsbesitzer bei uns kennt die Tagesblätter nur vom Ansehen. Der bemittelte Bürger und der größere Gutsbesitzer lesen wenig mehr, als das Lokalblatt, das Intelligenzblatt von Litthauen und Ostpreußen und allenfalls noch die Königsberger Zeitung, welche mehre zugleich halten. Nur der Kaufmann und der große Gutsbesitzer giebt sich bei uns mit Lektüre ab und hie und da findet man bei ihnen sogar eine Bibliothek. Allein auch hier ist wirklicher Sinn für dergleichen geistige Beschäftigung auch nicht eben allzuhäufig. An öffentlichen Zusammenkünften der Bürger in kleinen Städten wird man sich vergebens nach Zeitungen oder sonstigen Tagesblättern umsehen, ob schon es an

Es ist darum jedenfalls nöthig, daß diejenigen, welche an der Gegenwart arbeiten wollen nicht unterlassen zunächst nach tüchtiger und gründlicher Geistesbildung zu streben. Im Besitze derselben ist es dann leicht sich eine tüchtige Gesinnung und einen edlen, der Aufopferung und Entfagung fähigen Sinn anzueignen. In Gemeinschaft Beider aber werden die Worte, die sie reden und die Werke, die sie thun, Wahrheit sein und gewiß desto lauter und eindringlicher zu den Herzen der Menschen sprechen, als selbst das lauteste Schreien und Umsichwerfen mit liberalen Redensarten, die man jetzt so oft und schon zum Ueberdruß zu hören bekommt.

Die Regierung aber, wenn sie in dem Streben jener Richtung wahren auf durchgebildeter Einsicht begründeten und organischen Zusammenhang wahrnehmen wird, wenn sie sehen wird, daß wirklicher Patriotismus und eine ächte liberale und würdige Gesinnung, ohne alle selbstsüchtige Nebenrücksichten oder gar eitle Ostentationen, aus Allem, was gesagt und gethan wird, spricht und sich des gegenseitigen Vertrauens der Tüchtigsten und Besten im Volke erfreut, wird gewiß pflegend und fördernd verfahren. So lange sie aber so viel Zufall und Selbstsüchtiges, ja nicht selten Uebernes in dem ganzen Thun und Treiben des Liberalismus erblickt, kann sie nicht anders als kräftig demselben entgegentreten, da ihr die Pflicht obliegt alle Interessen des Staates und seiner Bürger gleichmäßig zu fördern.

leiblichen Erquickungsmitteln nicht fehlt. Nur in den Casinos, an welchen jedoch meistens nur die Beamten und die Kaufleute theilnehmen, liegen Blätter vor, allein die Zahl solcher, die sie wirklich mit Verständniß, Bewußtsein und Interesse lesen ist auch nicht groß. Man macht sich jedenfalls eine unrichtige Vorstellung, wenn man meint, politische Bildung sei schon unter uns allgemein verbreitet.

Geistliche haben hie und da mit geringen Mitteln recht nützliche Lese-Volks-Bibliotheken in ihren Kirchspielen begründet. Wie gut thäten doch Viele, denen oft eine halbe Stunde so viel kostet, als nöthig ist um solche Bildungsmittel ihren Leuten zu gewähren, wenn sie statt in unnützem Liberalisiren Kraft und Zeit zu verschwenden, lieber Hand an das Werk tüchtiger und gesunder Volksbildung legen möchten. Jedenfalls ist der Weg von der Humanität zum Liberalismus viel sicherer, weit naturgemäßer, als umgekehrt.

Möge es darum je länger, je mehr dahin kommen, daß auf beiden Seiten nur die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Beweggrund zu allen Schritten sein möchte. Nur dann allein wird es möglich, daß Vertrauen und Achtung, die jetzt so schmerzlich vermißt werden, zurückkehren und jenes Band der Liebe, welches Einsicht und Redlichkeit knüpfen, sich je länger je fester um Regierende und Regierte schlingt, ohne welches es kein Gedeihen und keine Harmonie geben kann, da Mißtrauen zuletzt den Tod bringt.

---

## Verzeichniß der um Memel wildwachsenden Pflanzen.

Ein Beitrag zur Preussischen Flora von J. Kremp, Lehrer in Königl. Witte bei Memel.

Aufgefordert durch den Vorgang des Herrn v. Duisburg, der die um Kapkeim wildwachsenden Pflanzen in 2 Hefen dieser Blätter (November: Hest 1840 und August: Hest 1843) verzeichnet hat, und seinem dort ausgesprochenen Wunsche, daß auch andere Pflanzenfreunde der Provinz die in ihrer Gegend wild vorkommenden Pflanzen durch diese Zeitschrift veröffentlichen möchten, folgend, erlaube ich mir, die um Memel in einem Umkreise von höchstens 2½ Meilen von mir aufgefundenen Pflanzen hier mit den Namen und in der Ordnung aufzuführen, wie Hagen's lateinische Ausgabe der preussischen Pflanzen sie giebt. Obgleich ich mich seit etwa acht Jahren in meinen Mußestunden mit der Botanik beschäftige, so war doch theils meine Zeit zu beschränkt, theils meilenweite Excursionen, die hier gerade die reichste Ausbeute geben, da die nächste Umgebung wenig besonderes darbietet, aus mehreren Gründen zu selten ausführbar, als daß unsere Gegend nicht noch Vieles enthalten sollte, was mir bis jetzt noch nicht zu Gesichte gekommen ist. Daß dem wirklich so sei, ersehe ich nur zu deutlich aus einen von Herrn Oberlehrer List in Tilsit und Apotheker Herrn Kannenberg in Pelpin (früher Provisor in Memel), im J. 1830 entworfenen Verzeichnisse der hier seltneren Pflanzen, nach Standörtern geordnet, welches ersterer mir zur Abschrift mitzutheilen vor einiger Zeit die Güte hatte. In diesem Verzeichnisse zähle ich noch funfzig recht seltene Pflanzen, die ich hier zu sehen noch nie das Glück hatte, und die doch sicher sich hier vorfinden müssen. Die mit einem \* bezeichneten Pflanzen dürften wohl noch nicht als Bürger der Memler Flora zu betrachten sein, da ich sie in frisch aufgeschütteter Erde fand; einige nur in einem Jahre, andere ein paar Jahre hinter einander, dann aber nicht wieder, weil anderer darüber geschütteter Ballast sie erstickt hatte.

## I. Monandria.

1. *Hippuris vulgaris*.
2. *Corispermum intermedium*. Am Moso.
3. *Callitriche intermedia*.

## II. Diandria.

4. *Veronica spicata*. Häufig.
5. *V. longifolia*.
6. *V. serpyllifolia*.
7. *V. officinalis*.
8. *V. Beccabunga*.
9. *V. Anagallis*.
10. *V. Chamaedrys*.
11. *V. agrestis*.
12. *V. arvensis*.
13. *Pinguicula vulgaris*. An verschiedenen Orten, doch gewöhnlich vereinzelt.
14. *Lycopus europaeus*. Häufig.
15. *Anthoxanthum odoratum*.

## III. Triandria.

16. *Valeriana officinalis*.
17. *Gladiolus communis*. Auf einer Wiese nahe beim Torfbruche Jodlenen. Untersucht habe ich die Pflanze damals nicht, doch dürfte sie nach den Bemerkungen des Herrn v. Duisburg (Augustheft 1843) wohl *Gladiolus imbricatus* gewesen sein.
18. *Iris Pseudacorus*. In den sumpfigen Wiesen hinter Louisenhof am Abhange der Hügel daselbst.
19. *Scirpus palustris*.
20. *Sc. caricinus*. Im Thalgrunde hinter Gindeln.
21. *Sc. lacustris*.
22. *Sc. sylvaticus*. Mißzeifen.
23. *Eriophorum vaginatum*. Torfbruch Jodlenen.
24. *E. angustifolium*.
25. *Nardus stricta*. Am Wege zwischen Bommels und Amalienthal. Selten.
26. *Phalaris arundinacea*.
27. *Phleum pratense*.
28. *Ph. alpinum*. Hügel zwischen Bommels und Amalienthal.
29. *Ph. Boehmeri*.
30. *Alopecurus pratensis*.
31. *Al. geniculatus*.
32. *Agrostis Spica venti*.
33. *A. vulgaris*.
34. *A. alba*.
35. *Trichodium caninum*.

36. *Aëra caespitosa*.  
 37. *A. flexuosa*.  
 38. *A. canescens*. Beim Gute Kollaten häufig.  
 39. *Melica nutans*. Mißzeiten. Selten.  
 40. *M. coerulea*. In den Anpflanzungen an der Swiane, im Birkenwäldchen zwischen den Dörfern Thaleiken Paul und Petraschen. Im Ganzen selten.  
 41. *Poa aquatica*.  
 42. *P. fluitans*.  
 43. *P. trivialis*.  
 44. *P. pratensis*.  
 45. *P. fertilis*. Um neuen Ballastplage.  
 46. *P. annua*.  
 47. *P. distans*. Um neuen Ballastplage und am Molo.  
 48. *P. decumbens*. Nur einmal in Friedrichsgnade gefunden.  
 49. *P. compressa*.  
 50. *P. nemoralis*.  
 51. *Briza media*.  
 52. *Dactylis glomerata*.  
 53. *Cynosurus cristatus*. Im Ganzen selten. Beim Kruge Bommels besonders groß und schön.  
 54. *Festuca ovina*.  
 55. *F. villosa*.  
 56. *F. glauca*. Nur an einer Stelle auf dem neuen Ballastplage.  
 57. *F. duriuscula*.  
 58. *F. rubra*.  
 59. *F. elatior*.  
 60. *F. pratensis*.  
 61. *Bromus secalinus*.  
 62. *Br. mollis*.  
 63. *Br. inermis*.  
 64. *Br. tectorum*. Neuer Ballastplatz.  
 65. *Br. arvensis*. Eben da.  
 66. *Avena strigosa*.  
 67. *A. orientalis*. Molo.  
 68. *A. sativa*.  
 69. *A. nuda*. Nur einmal gefunden am Wege nach Lauerlaufen.  
 70. *A. fatua*.  
 71. *A. pubescens*.  
 72. *Arundo Phragmites*.  
 73. *Ar. epigeios*.  
 74. *Ar. sylvatica*.  
 75. *Ar. arenaria*. } Beide am Leuchthurme.  
 76. *Ar. baltica*. }  
 77. *Lolium perenne*.  
 78. *L. temulentum*. Selten.

79. *Elymus arenarius*. Am Strande in großer Menge.  
 80. *Secale cereale*.  
 81. *Triticum vulgare*.  
 82. *Tr. caninum*. Miszeiten.  
 83. *Tr. repens*.  
 84. *Montia fontana*. Kurz vor dem Dorfe Bommels, links vom Wege dahin an einem Bache. Doch nur einmal bis jetzt gefunden.

## IV. Tetrandria.

85. *Scabiosa succisa*.  
 86. *Sc. arvensis*.  
 87. *Asperula odorata*. Friedrichsgnade.  
 88. *Galium palustre*.  
 89. *G. verum*.  
 90. *G. Mollugo*.  
 91. *G. uliginosum*.  
 92. *G. boreale*.  
 93. *G. spurium*. Aeferränder bei Bommels.  
 94. *G. Aparine*.  
 95. *Plantago major*.  
 96. *Pl. media*.  
 97. *Pl. lanceolata*.  
 98. *Sanguisorba officinalis*.  
 99. *Majanthemum Convallaria*.  
 100. *Alchemilla vulgaris*.  
 101. *Elaeagnus angustifolia*. In der Mantage häufig angepflanzt. Dürfte wohl als Bürger der Memler Flora zu betrachten sein.  
 102. *Cuscuta europaea*. Tauerlaufen.  
 103. *Potamogeton natans*.  
 104. *P. perfoliatus*.  
 105. *P. lucens*.  
 106. *P. crispus*.  
 107. *P. compressus*.  
 108. *P. pectinatus*.  
 109. *P. pusillus*.  
 110. *P. rufescens*. Im Flüschen bei Gindeln.  
 111. *Sagina procumbens*. In den Anpflanzungen an der Swiane.

## V. Pentandria.

112. *Myosotis palustris*.  
 113. *M. sylvatica*.  
 114. *M. arvensis*.  
 115. *M. arenaria*.  
 116. *M. Lappula*. Besonders häufig auf dem Festungswalle.

117. *Lithospermum arvense*.  
 118. *Cynoglossum officinale*.  
 119. *Pulmonaria officinalis*. Im Thale bei Großtauerlaufen.  
 120. *Symphytum officinale*. Selten.  
 121. *Asperugo procumbens*. Nur im Bereiche der Stadt an Zäunen.  
 122. *Lycopsis arvensis*.  
 123. *Echium vulgare*. Mehr im Bereiche der Stadt, als auf dem Felde. Seltener.  
 124. *Primula veris*.  
 125. *Pr. farinosa*. In wenigen Exemplaren am Wege nach Tauerlaufen; häufiger am Wege nach Klemmenhof; recht häufig am Wege zwischen Ettitten und Krottingen.  
 126. *Menyanthes trifoliata*.  
 127. *M. nymphoides*. In der Dange.  
 128. *Hottonia palustris*.  
 129. *Lysimachia vulgaris*.  
 130. *L. thyrsiflora*.  
 131. *L. Nummularia*.  
 132. \* *Anagallis phoenicea*. Nur einmal am Molo gefunden.  
 133. *Convolvulus arvensis*.  
 134. *C. sepium*. Dangeufer.  
 135. *Jasione montana*.  
 136. *Campanula rotundifolia*.  
 137. *C. patula*.  
 138. *C. persicifolia*. Sehr schön und groß in der holländischen Rüsse.  
 139. *C. Trachelium*.  
 140. *C. glomerata*.  
 141. *Phyteuma spicatum*.  
 142. *Verbascum nigrum*.  
 143. *Datura Stramonium*. Unfern der Stadt auf Schutthäufen, aber selten.  
 144. *Hyosciamus niger*.  
 145. *Nicotiana rustica*.  
 146. *Solanum Dulcamara*. Immer in der Nähe bewohnter Gegenden.  
 147. *S. tuberosum*.  
 148. *S. nigrum*.  
 149. *Erythraea Centaurium*.  
 150. *E. inaperta*. In der Nähe des Bitteschen Kirchhofes.  
 151. *Rhamnus catharticus*. Selten. Ich habe ihn nur im Thale bei Großtauerlaufen gefunden.  
 152. *Rhamnus Frangula*.  
 153. *Evonymus europaeus*.  
 154. *Ribes rubrum*.  
 155. *R. Grossularia*. } Groß; und Klein; Tauerlaufen.

156. *Ribes nigrum*. Groß- und Klein-Lauerlaufen.  
 157. *Viola palustris*.  
 158. *V. odorata*. In Bachmann.  
 159. *V. canina*.  
 160. *V. tricolor grandiflora*.  
 161. *V. tr. parviflora*.  
 162. *Impatiens nolitangere*. Häufig in Lauerlaufen und Amalienthal.  
 163. *Asclepias Vincetoxicum*. Nicht selbst gefunden, doch wird sie von Landleuten gebracht; die Pflanze muß also in dieser Gegend vorkommen.  
 164. *Herniaria glabra*.  
 165. *Chenopodium rubrum*.  
 166. *Ch. album*.  
 167. *Ch. hybridum*. Nur als Unkraut in Gärten gefunden.  
 168. *Ch. glaucum*. Am neuen Ballastplatze, auch mitunter an Zäunen in der Stadt.  
 169. *Ch. olidum*. Im Bereiche der Stadt häufig an Zäunen.  
 170. *Ch. polyspermum*.  
 171. \* *Ch. Botrys*. Nur in einem Sommer auf Schutthaufen vor dem Libauer Thore.  
 172. \* *Salsola Kali*. Eine Zeit lang an einer Stelle des städtischen Kirchhofes, seit längerer Zeit nicht mehr vorhanden.  
 173. *S. Tragus*. Bei den Mühlen vor dem Libauer Thore. Jetzt dort vermisst.  
 174. *Ulmus campestris*. Sehr vereinzelt.  
 175. *Gentiana Pneumonanthe*. Auf der Trift vor dem Libauer Thore.  
 176. *Eryngium maritimum*. Bei der holländischen Mühle.  
 177. *Caucalis Anthriscus*.  
 178. *Daucus Carota*. Neuer Ballastplatz.  
 179. *Selinum palustre*.  
 180. *S. Carvifolia*. } Selten.  
 181. *Athamanta Oreoselinum*.  
 182. *Heraclea Sphandylum*.  
 183. *Angelica Archangelica*.  
 184. *An. sylvestris*.  
 185. *Sium latifolium*.  
 186. \* *S. Falcaria*. Auf dem Bitteschen Kirchhofe.  
 187. *Cicuta virosa*.  
 188. *Aethusa Cynapium*.  
 189. *Chaerophyllum sylvestre*.  
 190. *Pastinaca sativa*.  
 191. *Carum Carvi*.  
 192. *Pimpinella Saxifraga*.  
 193. *P. magna*. Groß-Lauerlaufen.  
 194. *P. magna dissecta*.

195. *Aegopodium Podagraria*.  
 196. *Viburnum Opulus*.  
 197. *Sambucus nigra*.  
 198. *Alsine media*.  
 199. *Parnassia palustris*.  
 200. *Linum usitatissimum*.  
 201. *L. catharticum*. } Viehtrift vor dem Libauer Thore.  
 202. *L. Radiola*. }  
 203. *Drosera rotundifolia*.  
 204. *Myosurus minimus*.

#### VI. Hexandria.

205. *Allium carinatum*. Sehr selten.  
 206. *A. oleraceum*. Gleichfalls.  
 207. *Ornithogalum sylvaticum*.  
 208. *Or. gracile*.  
 209. *Convallaria majalis*.  
 210. *C. verticillata*. Mißzeifen.  
 211. *C. multiflora*.  
 212. *Acorus Calamus*.  
 213. *Juncus conglomeratus*.  
 214. *J. effusus*.  
 215. *J. balticus*. In den Plantagen.  
 216. *J. filiformis*.  
 217. *J. capitatus*.  
 218. *J. articulatus*.  
 219. *J. lamprocarpus*.  
 220. *J. fusco-ater*.  
 221. *J. bulbosus*.  
 222. *J. bufonius*.  
 223. *J. acutiflorus*.  
 224. *Luzula pilosa*. In Mißzeifen in wenigen Exemplaren.  
 225. *L. campestris*.  
 226. *Rumex Hydrolapathum*.  
 227. *R. crispus*.  
 228. \* *R. maritimus*. Am neuen Ballastplage, doch nur ein Exemplar.  
 229. *R. obtusifolius*.  
 230. *R. Acetosella*.  
 231. *R. Acetosa*.  
 232. *Triglochin palustre*.  
 233. *Alisma Plantago*.

#### VII. Heptandria.

234. *Trientalis europaea*. Mißzeifen. Amalienthal.  
 235. *Aesculus Hippocastanum*.  
 236. *Calla palustris*. Lauerlaufen. Seit ein paar Jahren habe ich sie jedoch vermist.

## VIII. Octandria.

237. *Oenothera biennis*. Stets in der Nähe bewohnter Gegenden.
238. *Epilobium angustifolium*.
239. *E. hirsutum*.
240. *E. pubescens*.
241. *E. montanum*.
242. *E. tetragonum*.
243. *E. palustre*.
244. *Vaccinium Myrtillus*.
245. *V. uliginosum*.
246. *V. Vitis idaea*.
247. *Calluna vulgaris*.
248. *Polygonum Bistorta*.
249. *P. amphibium*. Im Swiane-Teiche.
250. *P. minus*.
251. *P. Persicaria*.
252. *P. incanum*.
253. *P. aviculare*.
254. *P. Fagopyrum*.
255. *P. Convolvulus*.
256. *P. dumetorum*.
257. *Paris quadrifolia*. In Szabern häufig. Sonst habe ich die Pflanze noch nicht bemerkt.
258. *Adoxa Moschatellina*.

## IX. Enneandria.

259. *Butomus umbellatus*. Ziemlich häufig.

## X. Decandria.

260. *Ledum palustre*. Im Torfbruche Joblenen.
261. *Andromeda polifolia*.
262. *Pyrola rotundifolia*.
263. *P. minor*. Mißzeifen.
264. *P. uniflora*. Muß in unserer Gegend vorkommen, denn sie wird von Landleuten zu Markte gebracht.
265. *Chrysosplenium alternifolium*.
266. *Saxifraga granulata*.
267. *Scleranthus annuus*.
268. *Sc. perennis*.
269. *Gypsophila muralis*.
270. *Saponaria officinalis*. In Gebüsch am Dangeufer.
271. *Dianthus deltoides*.
272. *Cucubalus Behen*.
273. *Silene nutans*.
274. *Stellaria nemorum*.
275. *St. Holostea*.

276. *Stellaria graminea*.  
 277. *Arenaria peploides*. Häufig in den Mantagen.  
 278. *Arenaria trinervia*. Thal bei Großtauerlaufen.  
 279. *Ar. serpillifolia*. Selten.  
 280. *Ar. rubra*. Gemein.  
 281. *Sedum Telephium*. Nicht gar häufig.  
 282. *S. acre*.  
 283. *Oxalis Acetosella*.  
 284. *Agrostemma Githago*.  
 285. *Lychnis Flos Cuculi*.  
 286. *L. Viscaria*.  
 287. *L. dioica*.  
 288. *L. sylvestris*.  
 289. *Cerastium vulgatum*.  
 290. *C. arvense*.  
 291. *C. aquaticum*. Auf dem städtischen Kirchhofe.  
 292. *Spergula arvensis*.  
 293. *Sp. nodosa*.

### XI. Dodecandria.

294. *Asarum europaeum*. Pflanzmohren.  
 295. *Lythrum Salicaria*.  
 296. *Reseda Luteola*.  
 297. *R. lutea*. Diese viel häufiger, als jene. Beide am neuen Ballastplatze.  
 298. *Euphorbia Peplus*.  
 299. *E. helioscopia*.  
 300. \* *E. Esula*. In einem hiesigen Holzgarten. Ob vielleicht durch Ballast hergebracht?

### XII. Icosandria.

301. *Prunus Padus*.  
 302. *Pr. Cerasus*.  
 303. *Pr. insititia*.  
 304. *Pr. spinosa*.  
 305. *Agrimonia Eupatorium*.  
 306. *Sorbus aucuparia*.  
 307. *Mespilus monogyna*. Bei Memel scheint die andere Art ganz zu fehlen.  
 308. *Pyrus communis*.  
 309. *P. Malus*.  
 310. *Spiraea Filipendula*.  
 311. *Sp. Ulmaria*.  
 312. *Rosa villosa*. Seltener.  
 313. *R. canina*.  
 314. *Rubus idaeus*.  
 315. *R. caesius*.

316. *Rubus corylifolius*.  
 317. *R. saxatilis*. Im Torfbruche Jodlenen.  
 318. *Fragaria vesca*.  
 319. *Potentilla Anserina*.  
 320. *P. argentea*.  
 321. *P. verna*.  
 322. *P. reptans*. Festungswall.  
 323. \* *P. subacaulis*. Dafür wurde mir vom Herrn Oberlehrer List eine *Potentilla* bestimmt, die ich vor einigen Jahren am Dangeufer bei Lauerlauken im Herbste in wenigen Exemplaren sammelte. Sie ist mir später nie wieder vorgekommen.  
 324. *Tormentilla erecta*.  
 325. *Geum urbanum*.  
 326. *G. rivale*.  
 327. *Comarum palustre*.

### XIII. Polyandria.

328. *Chelidonium majus*. Auf allen Schutthäufen.  
 329. \* *Glaucium luteum*. Zeigte sich etwa 4 Jahre hindurch am neuen Ballastplage, später wurde es verschüttet.  
 330. *Papaver Rhoeas*.  
 331. *P. dubium*. Am Molo.  
 332. *Nymphaea lutea*.  
 333. *N. alba*. Dange.  
 334. *Tilia europaea*.  
 335. *T. microphylla*.  
 336. *Helianthemum vulgare*. Findet sich in einzelnen Exemplaren an der Dange, in der Nähe von Louisenhof, doch sehr sparsam.  
 337. *Delphinium Consolida*. Selten.  
 338. *Hepatica triloba*. Szabern.  
 339. *Pulsatilla pratensis*.  
 340. *Anemone nemorosa*.  
 341. *A. ranunculoides*.  
 342. *Thalictrum angustifolium*.  
 343. *Th. flavum*.  
 344. *Th. galioides*. } Selten.  
 345. *Ranunculus Flammula*.  
 346. *R. reptans*.  
 347. *R. auricomus*. Bachmann.  
 348. *R. sceleratus*.  
 349. *R. bulbosus*.  
 350. *R. repens*.  
 351. *R. polyanthemos*.  
 352. *R. acris*.  
 353. *R. aquatilis*.  
 354. *R. fluviatilis*.

355. *Ficaria ranunculoides*.  
 356. *Trollius europaeus*.  
 357. *Caltha palustris*.

#### XIV. Didynamia.

358. *Mentha arvensis*. Nur diese Art habe ich hier bemerkt.  
 359. *Glechoma hederacea*.  
 360. *Lamium maculatum*.  
 361. *L. album*.  
 362. *L. purpureum*.  
 363. *L. amplexicaule*. Seltener.  
 364. *Galeopsis Ladanum*.  
 365. *G. Tetrahit*.  
 366. *G. pubescens*.  
 367. *G. cannabina*.  
 368. *Galeobdolon luteum*. Amalienthal.  
 369. *Betonica officinalis*.  
 370. *Stachys sylvatica*.  
 371. *St. palustris*.  
 372. *Ballota nigra*. Sehr gemein im Bereiche der Stadt.  
 373. *Leonurus Cardiaca*.  
 374. *Clinopodium vulgare*. Lauerlaufen.  
 375. *Thymus Serpyllum*.  
 376. *Th. Acinos*. Seltener.  
 377. *Scutellaria galericulata*.  
 378. *Prunella vulgaris*.  
 379. *Rhinantus Crista galli*.  
 380. *Euphrasia officinalis*.  
 381. *E. Odontites*.  
 382. *Melampyrum nemorosum*.  
 383. *M. sylvaticum*.  
 384. *Lathraea Squamaria*.  
 385. *Pedicularis palustris*.  
 386. \* *Linaria repens*. Fand sich zwei Jahre hindurch am neuen Ballastplazze, wurde dann aber verschüttet.  
 387. *L. vulgaris*.  
 388. *L. Loeselii*.  
 389. \* *Antirrhinum Orontium*. In einem Exemplare nur am neuen Ballastplazze gefunden.  
 390. *Scrophularia nodosa*.

#### XV. Tetrodynamia.

391. *Cakile maritima*.  
 392. *Draba verna*.  
 393. *Lepidium ruderales*.  
 394. *Thlaspi arvense*.  
 395. *Th. Bursa pastoris*.

396. *Alyssum incanum*.  
 397. *A. sativum*.  
 398. *A. paniculatum*.  
 399. *Cardamine pratensis*.  
 400. *C. amara*.  
 401. *Sisymbrium sylvestri*.  
 402. *S. palustre*.  
 403. *S. tenuifolium*.  
 404. *S. arenosum*. Holländische Rübe.  
 405. *S. pannonicum*. Neuer Ballastplatz.  
 406. *S. Sophia*.  
 407. *Erysimum officinale*.  
 408. *E. Barbaraea*.  
 409. *E. Alliaria*. Friedrichsgnade.  
 410. *E. cheiranthoides*.  
 411. *Turritis glabra*.  
 412. *T. hirsuta*.  
 413. *Brassica Napus*.  
 414. *B. oleracea*.  
 415. *Sinapis arvensis*.  
 416. *S. alba*. Selten.  
 417. *S. nigra*.  
 418. *Raphanus Raphanistrum*.

#### XVI. Monadelphia.

419. *Erodium cicutarium*.  
 420. *Geranium sanguineum*.  
 421. *G. sylvaticum*.  
 422. *G. palustre*.  
 423. *G. pratense*.  
 424. *C. pusillum*.  
 425. *G. robertianum*. Seltener.  
 426. *Malva rotundifolia*.  
 427. *M. sylvestris*.  
 428. *M. Alcea*. Thal Großtauerlaufen. Radeilen.

#### XVII. Diadelphia.

429. *Corydalis bulbosa*. Standort ist mir unbekannt, da ich sie von Landleuten unter andern zum Markte gebrachten Blumen mitgekauft habe.  
 430. *C. Halleri*.  
 431. *Fumaria officinalis*.  
 432. *Polygala vulgaris*.  
 433. \* *Ononis repens*. Mehre Jahre in der Nähe des Bittschers Kirchhofes recht üppig, jetzt durch übergeschütteten Ballast erstickt.  
 434. *Anthyllis Vulneraria*.  
 435. *Pisum sativum*.

436. *Orobus vernus*. Szabern.  
 437. *O. tuberosus*. Mißzeifen.  
 438. *O. niger*.  
 439. *Lathyrus pratensis*.  
 440. *L. latifolius*. Pilatischken.  
 441. *Vicia sylvatica*. Friedrichsgnade.  
 442. *V. cassubica*.  
 443. *V. villosa*  
 444. *V. Cracca*.  
 445. *V. sativa*.  
 446. *V. angustifolia*.  
 447. *V. sepium*.  
 448. *V. Faba*.  
 449. *Ervum hirsutum*.  
 450. \* *Ornithopus perpusillus*. Nur im Sommer 1841 am neuen Ballastplatze in frisch aufgeschütteter Erde gefunden.  
 451. *Astragalus glycyphyllos*. Friedrichsgnade.  
 452. *A. arenarius*. Gemein.  
 453. *Melilotus officinalis*.  
 454. *M. vulgaris*.  
 455. *Trifolium hybridum*.  
 456. *Tr. repens*.  
 457. *Tr. pratense*.  
 458. *Tr. alpestre*.  
 459. *Tr. arvense*.  
 460. \* *Tr. fragiferum*. Neuer Ballastplatz, doch nur in einem Jahre beobachtet.  
 461. *Tr. montanum*.  
 462. *Tr. agrarium*.  
 463. *Tr. filiforme*.  
 464. *Lotus corniculatus*.  
 465. *Medicago falcata*.  
 466. *M. lupulina*.

### XVIII. Polyadelphia.

467. *Hypericum perforatum*.  
 468. *H. dubium*.

### XIX. Syngenesia.

469. *Tragopogon pratensis*.  
 470. *Tr. heterospermus*.  
 471. *Scorzonera humilis*.  
 472. *Sonchus palustris*.  
 473. *S. arvensis*.  
 474. *S. oleraceus*.  
 475. *Prenanthes muralis*. Friedrichsgnade.  
 476. *Leontodon Taraxacum*.

477. *Apargia autumnalis*.  
 478. *Ap. hispida*.  
 479. *Hieracium Pilosella*.  
 480. *H. dubium*.  
 481. *H. Auricula*.  
 482. *H. cymosum*.  
 483. *H. paludosum*.  
 484. *H. umbellatum*.  
 485. *Crepis tectorum*.  
 486. *Hypochoeris maculata*.  
 487. *H. radicata*.  
 488. *Lapsana communis*.  
 489. *Cichorium Intybus*.  
 490. *Arctium tomentosum*.  
 491. *A. minus*.  
 492. *A. majus*.  
 493. *Serratula tinctoria*. Seltener.  
 494. *S. Arvensis*.  
 495. *Carduus nutans*. Festungswall. Wolo.  
 496. *C. crispus*.  
 497. *Cnicus lanceolatus*.  
 498. *Cn. oleraceus*.  
 499. *Cn. acaulis*.  
 500. *Onopordon Acanthium*. Gemein.  
 501. *Bidens tripartita*.  
 502. *B. cernua*.  
 503. *Tanacetum vulgare*.  
 504. *Artemisia campestris*.  
 505. *Ar. Absinthium*.  
 506. *Ar. vulgaris*.  
 507. *Gnaphalium arenarium*.  
 508. *Gn. dioicum*.  
 509. *Gn. erectum*.  
 510. *Gn. uliginosum*.  
 511. *Gn. montanum*.  
 512. *Gn. arvense*.  
 513. *Erigeron canadense*.  
 514. *E. acre*.  
 515. *Tussilago Farfara*.  
 516. *T. spuria*. Dangeufer.  
 517. *Senecio vulgaris*.  
 518. *S. viscosus*.  
 519. *S. Jacobaea*.  
 520. \* *Aster Tripolium*. Neuer Ballastplatz, sehr spärlich.  
 Jetzt überschüttet.  
 521. *Solidago Virgaurea*.  
 522. *Inula britannica*.

523. *Inula dysenterica*.  
 524. *I. pulicaria*. Johannishof. Holländ. Müge.  
 525. *I. hirta*.  
 526. *Chrysanthemum Leucanthemum*.  
 527. *Ch. segetum*. Seltener.  
 528. *Pyrethrum inodorum*.  
 529. *Matricaria Chamomilla*.  
 530. *Anthemis arvensis*.  
 531. *A. Cotula*.  
 532. *A. tinctoria*. Molo.  
 533. *Achillea Ptarmica*. Sehr selten. Bei Louisenhof.  
 534. *A. Millefolium*.  
 535. *Centaurea phrygia*. Hinter Louisenhof.  
 536. *C. Cyanus*.  
 537. *C. paniculata*.  
 538. *C. Scabiosa*.  
 539. *C. Jacea*.

## XX. Gynandria.

540. *Orchis bifolia*.  
 541. *O. Morio*.  
 542. *O. mascula*. Mißzeifen.  
 543. *C. latifolia*.  
 544. *O. maculata*.  
 545. *O. conopsea*.  
 546. *Epipactis palustris*. An der Swiane.  
 547. *E. ovata*. Johannishof.  
 548. *Cymbidium Corallorhizon*. An der Swiane.

## XXI. Monoecia.

549. *Lemna trisulca*.  
 550. *L. minor*.  
 551. *Typha latifolia*. Selten in unserer Gegend. Ich habe  
 sie nur im Torfbruche Jodlenen bemerkt.  
 552. *Sparganium simplex*.  
 553. *Carex arenaria*. Sehr häufig in den Plantagen.  
 554. *C. intermedia*.  
 555. *C. ovalis*.  
 556. *C. vulpina*.  
 557. *C. muricata*.  
 558. *C. curta*.  
 559. *C. teretiuscula*.  
 560. *C. ciliata*.  
 561. *C. praecox*.  
 562. *C. panicea*.  
 563. *C. caespitosa*.  
 564. *C. palescens*.

565. *Carex filiformis*.  
 566. *C. acuta*.  
 567. *C. paludosa*.  
 568. *C. ampullacea*.  
 569. *C. vesicaria*.  
 570. *C. hirta*.  
 571. *Alnus glutinosa*.  
 572. *A. incana*.  
 573. *Urtica urens*.  
 574. *U. dioica*.  
 575. *Amaranthus Blitum*.  
 576. *Ceratophyllum demersum*.  
 577. *Sagittaria sagittaeifolia*.  
 578. *S. heterophylla*. In der Dange bei Tauerlaufen.  
 579. *Quercus Robur*.  
 580. *Qu. pedunculata*.  
 581. *Betula alba*.  
 582. *Carpinus Betulus*.  
 583. *Corylus Avellana*.  
 584. *Pinus sylvestris*.  
 585. *P. Larix*.  
 586. *P. Abies*.  
 587. *Myriophyllum spicatum*.

## XXII. Dioecia.

588. *Salix triandra*.  
 589. *S. pentandra*.  
 290. *S. phylicifolia*. Tauerlaufen.  
 591. *S. monandra*.  
 592. *S. fragilis*.  
 593. *S. daphnoides*.  
 594. *S. repens*.  
 595. *S. aurita*.  
 596. *S. caprea*.  
 597. *S. viminalis*.  
 598. *S. mollissima*. Plantage.  
 599. *S. alba*.  
 600. *Empetrum nigrum*. Schäferei.  
 601. *Cannabis sativa*.  
 602. *Humulus Lupulus*.  
 603. *Populus alba*.  
 604. *P. tremula*.  
 605. *P. nigra*.  
 606. *P. dilatata*.  
 607. *P. balsamifera*.  
 608. \* *Mercurialis annua*. Am neuen Ballastplage. nicht mehr da.

609. *Stratiotes Aloides*. Mühlenteich in Etitten.  
 610. *Juniperus communis*.  
 611. *Taxus baccata*. Tauerlaufen.

## XXIII. Polygamia.

612. *Panicum viride*.  
 613. *Holcus lanatus*.  
 614. *Hordeum vulgare*.  
 615. *H. hexastichum*.  
 616. *H. distichum*.  
 617. *Atriplex hortensis*.  
 618. *A. laciniata*.  
 619. *A. hastata*.  
 620. *A. patula*.  
 621. *A. angustifolia*.  
 622. *A. littoralis*.  
 623. *Acer Platanoides*.  
 624. *Fraxinus excelsior*.

## XXIV. Cryptogamia.

625. *Equisetum palustre*.  
 626. *E. arvense*.  
 627. *E. fluviatile*.  
 628. *E. sylvaticum*.  
 629. *E. umbrosum*.  
 630. *Lycopodium clavatum*.  
 631. *Botrychium Lunaria*.  
 632. *R. rutaceum*. s. *matricarioides*.  
 633. *Aspidium Filix mas*.  
 634. *Athyrium fragile*.  
 635. *Pteris aquilina*.  
 636. *Onoclea Struthiopteris*. Friedrichsgnade:  
 637. *Chara hispida*.

Bei Vergleichung der um Kaptein und der hier bei Memel wachsenden Pflanzen stellt sich eine bedeutende Anzahl solcher Pflanzen heraus, die das Binnenland vor unserer Gegend voraus hat, aber auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von solchen Arten, welche unserer Gegend vielleicht ganz eigenthümlich sein, oder die sie dem größern Theile nach höchstens mit andern Strandorten gemein haben dürfte. Dergleichen Arten wären vielleicht folgende:

- I. *Hippuris vulgaris*.  
     *Corispermum intermedium*.  
 II. *Pinguicula vulgaris*.  
 III. *Phleum alpinum*.

- Poa fertilis.**  
**Poa distans.**  
**Poa maritima.** (Nachträglich gefunden.)  
**Festuca villosa.**  
**Bromus tectorum.**  
**Arundo baltica.**  
**Arundo arenaria.**  
**Elymus arenarius.**  
**Triticum caninum.**  
**Triticum junceum.** (Nachträglich aufgefunden.)  
**IV. Potamogeton rufescens.**  
**Eleagnus angustifolia.**  
**V. Primula farinosa.**  
**Erythraea inaperta.**  
**Asperugo procumbens.**  
**Gentiana Pneumonanthe.**  
**Eryngium maritimum.**  
**Linum catharticum.**  
**Linum Radiola.**  
**VI. Convallaria verticillata.**  
**Juncus balticus.**  
**X. Arenaria peploides.**  
**XI. Reseda Luteola.**  
**Reseda lutea.**  
**Euphorbia Esula.**  
**XII. Rosa villosa.**  
**XIV. Ballota nigra.**  
**Linaria Loeselli.**  
**XV. Cakile maritima.**  
**Sisymbrium tenuifolium.**  
**Sisymbrium panonicum.**  
**XVII. Anthyllis vulneraria.**  
**Astragalus arenarius.**  
**XIX. Tragopogon heterospermus.**  
**Carduus nutans.**  
**Cnicus acaulis.**  
**Anthemis tinctoria.**  
**XX. Epipactis palustris.**  
**Cymbidium Corallorhizon.**  
**XXI. Myriophyllum spicatum.**  
**Carex arenaria.**  
**Sagittaria heterophylla.**  
**XXII. Salix mollissima.**  
**Salix daphnoides.**  
**Empetrum nigrum.**  
**XXIV. Botrychium Lunaria.**  
**Botrychium matricarioides.**  
**Onoclea Struthiopteris.**

Da es nun vielen Pflanzenfreunden in der Provinz erwünscht sein dürfte, diese Arten zu besitzen, so beabsichtige ich im Sommer 1845 dieselben auf Bestellung zu sammeln und sie zu dem Preise von 1½ Thaler den Interessenten im Herbst 1845 zuzusenden. Jede Pflanze soll ganz unbefestigt in einem Bogen Schreibepapier liegen und mit dem Namen, dem Standorte hier und dem Datum, an dem sie gesammelt wurde, versehen sein. Bestellungen hierauf erbitte ich mir portofrei bis April a. f. Der bequemste Weg der Bezahlung an mich würde wohl der sein, wenn ich bei Absendung der sicher gepackten Pflanzen mir das Honorar dafür aus der hiesigen Postkasse als Vorschuss zahlen ließe.

Da ich aber bisher nie in der Flora des Binnenlandes mich umzusehen Gelegenheit hatte, so ist es nur zu wahrscheinlich, daß obige Zusammenstellung dort gar nicht seltene Pflanzen aufgenommen und andere seltene übergangen haben wird, und darum gar nicht das Interesse finden dürfte, das ich ihr wünsche. Es sollte mich deshalb sehr freuen, wenn einer der dortigen Herrn Botaniker die Güte hätte, nach meinem Pflanzenkataloge eine für ein recht großes Publikum interessante Zusammenstellung von 50 bis 60 Arten zu machen, (mehr dürften sich wohl nicht leicht zusammenfinden,) und mir dieselbe entweder durch diese Blätter oder auf brieflichem Wege mitzutheilen, wobei ich nur bitten müßte, diejenigen Arten zu übergehen, die ich als wieder aus der Nemler Flora verschwunden bezeichnet habe, oder von denen ich angedeutet, daß ich bisher nur eine sehr geringe Anzahl von Exemplaren aufzubringen im Stande war. Sollte dieser mein Wunsch in Erfüllung gehen, so würde ich jedenfalls spätestens im Februarhefte 1845 dieser Blätter noch eine Anzeige darüber machen.

Auch bin ich nicht abgeneigt, Pflanzen ganz nach eigener Auswahl des Bestellenden zu sammeln, doch dürfte dann der Preis der halben Centurie etwas höher als 1½ Thaler zu stehen kommen, was von der größern oder geringern Mühe abhängen würde, die mit dem Herbeischaffen der Pflanzen verbunden wäre. Eine ganze Centurie jedoch nach des Käufers eigener Auswahl will ich für 3 Thlr. stellen. Daß ich natürlich nur mit dem dienen kann, was meine Gegend bietet, habe ich oben schon bemerkt.

**Pädagogische Blätter. Zeitschrift für das gebildete Publikum.** Herausgeber und Verleger Rudolf Fatschek. Königsberg. In Commission bei den Gebr. Bornträger. 1842—44.

Wir können der Gegenwart nicht leicht wesentlichere Dienste leisten, als wenn wir der Nachwelt leben. Diese eigensüchtigen Sinn weit übersteigende Ansicht giebt jeder Lebensthätigkeit eine erquickende Aussicht auf Förderung der Humanität. Wird nun zwar der Mangel solcher ideellen Berufsauffassung nicht überall in gleichem Grade fühlbar, so fühlt man ihn doch; Niemand aber kann derselben weniger entbehren als der, welcher seinen Blick entschieden auf die Nachwelt zu richten hat, ich meine — den Erzieher. Dieser ist berufen, dem aufblühenden Geschlechte die edelsten Güter, die der Mensch besitzt, zuzutragen, den jugendlichen, leicht empfänglichen Seelen so weit möglich gründliches Wissen einzupflanzen und reinen Sinn einzuhauchen. Die Herrlichkeit dieses Berufes geht unfehlbar in der Brust des mit völliger Hingebung wirkenden Erziehers nicht selten wie ein Stern erster Größe auf; und Begeisterung für diese rein menschliche darum heilige Angelegenheit füllt seine Seele mit dem Muth, der nie wankt, noch weicht, sondern unerschütterlich glaubt und immer und ewig das Beste hofft.

Wer aber erzieht? Denken wir bei dieser Frage nur an eine bestimmte Klasse von Menschen, welche sich Menschenbildung zu ihrer Lebensaufgabe gestellt haben, so fassen wir nur die kleinste Zahl in's Auge. Dagegen im weitesten Sinne giebt es wohl Niemand, der nicht eben so wohl erzieht als erzogen wird. So weit wollen wir aber auch nicht greifen, und der Kreis der Erzieher ist doch sehr groß, d. h. der Kreis derer, welche auf die sittliche und geistige Entwicklung des jungen Geschlechts ihren unmittelbaren Einfluß ausüben. Die Erziehung ist also mindestens eine sehr allgemeine Angelegenheit und von den Weisen, welche jene annimmt oder anwendet, werden zarte Interessen vieler Betheiligter berührt. Zunächst kommen wir darauf, daß

die Jugend vorzugsweise in zweien Lebenskreisen empornwächst, aus denen sie ihren Nahrungstoff einzieht. Wir bezeichnen sie einfach durch Haus und Schule. Während jenes wesentlich und überwiegend erziehen soll, hat diese den Unterricht und durch diesen die Erziehung zum Zweck. Nichts erscheint daher hier nothwendiger als eine innige Verbindung zwischen Haus und Schule zu gleichen Grundsätzen, Ansichten, Bestrebungen in Bezug auf Unterricht und Erziehung. Im Conflict beider Bildungsstätten geht der Zögling nicht selten verloren, wie er dagegen in ihrer zweckmäßig basirten Harmonie zusichtlich gedeiht. Daher sehnen sich Eltern, welche ihre Kinder nicht minder zärtlich als vernünftig lieben, nach einer Gelegenheit, mit den Lehrern der Schule in Verbindung zu treten; wogegen Lehrer, welche für ihren Beruf begeistert sind, so treu liebenden Eltern Thür und Herz mit Freuden öffnen. Allein die Schwierigkeiten dieses heilsamen lebendigen Wechselverkehrs sind im praktischen Leben sehr groß, worüber ich hier die Erörterung bei Seite stelle.

So viel scheint mir indeß gewiß, daß ein Unternehmen, welches darauf ausgeht, ein Bindungsmittel zwischen Haus und Schule, deren es wenige giebt, ins Leben zu rufen, einem sehr fühlbaren Bedürfnisse entgegen kommt, und daher freundlich begrüßt, ermuntert und unterstützt zu werden verdient. Den oben genannten Zweck verfolgen aber wesentlich die Pädagogischen Blätter, welche der Gymnasial-Oberlehrer Fatscheck in Königsberg herausgiebt. Vom ersten Bande (6 Hefte im Preise von 2 Thlr.) — sind 1842 die beiden ersten, 1843 das dritte und vierte, 1844 das fünfte Hest erschienen, was freilich noch nicht für die allgemeine Begünstigung der Zeitschrift spricht. Der Herausgeber gedenkt von Neujahr 1845 die Päd. Blätter als Vierteljahrs-Schrift, vier Hefte zu dem mäßigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr., erscheinen zu lassen.

Da mir nun die Idee des Bundes zwischen Haus und Schule zu gemeinsamer Zucht lange in ihrer ganzen Nothwendigkeit vorgeschwebt und sich die Ueberzeugung mir festgestellt hat, daß eine theilweise Erziehung, wie jede Halbheit, fast nutzlose Mühe sei und den treuen Erzieher mit tiefem Schmerz erfülle, so fühle ich mich bei lebhaftem Interesse an der Bildung der Jugend bewogen, auf eine Zeitschrift aufmerksam zu machen, die

zur Realisirung der bezeichneten Idee wesentlich förderlich sein will. Ich nehme an: Haus und Schule wollen zu gemeinschaftlicher Erziehung einen Bund schließen. Daraus folgt? Sie müssen sich am verabredeten Orte sprechen. Ihr rendez-vous sei in den Päd. Blättern.

Unstreitig ist es lehrreich, lebensvolle Bilder von unsern Werkstätten der Erziehung in diesen Blättern zu finden oder die Stimmen tüchtiger Pädagogen über Angelegenheiten des Unterrichts; und Erziehungs; Wesens zu vernehmen. Gleichwohl ist alles Ernstes festzuhalten, daß dieses Pädagog. Blatt weder von Fachgelehrten allein, noch für Gelehrte geschrieben sein will, sondern von Sachkundigen für Gebildete, und daß es dringender Wunsch der Redaktion sein muß, daß sich nicht nur Schulmänner, sondern Juristen, Mediziner u. bei diesem Blatte betheiligen und von ihrem Standpunkte aus unser Erziehungs;wesen beleuchten. Denn auf diesem Wege kann allein eine vielseitige Auffassung gewonnen werden.

In gleicher Weise muß es wünschenswerth erscheinen, daß diese Zeitschrift in den Familienkreisen freundliche Aufnahme finde. Zu diesem Zweck wird ihr Streben vorzugsweise dahin gehen, in materieller Hinsicht sich als möglichst praktischen Rath;geber zu bewähren, nahe liegende aus dem Leben gegriffene Gegenstände allgemeinen Interesses gemeinnützlich zu behandeln cf. Heft 1. p. 67—72., und in Betreff der Form in einer edel populären Sprache, die nicht minder gern gehört als leicht verstanden wird, sich zu bewegen. Wer für Schul; und Erziehungs; Wesen Sinn und Herz hat, wird die bis dahin erschienenen 5 Hefte der Pädagog. Blätter nicht ohne lebhafteste Anregung lesen können.

In Bezug auf das praktische Interesse erlaube ich mir noch eine Schlußbemerkung. Zur Weihnachtszeit, an Geburtstagen, und bei anderen Gelegenheiten fühlen Eltern oft das Bedürfnis, ihre Kinder durch ein hübsches Buch zu erfreuen. Ich bin weder der erste noch der letzte, welcher Eltern über die Schwierigkeit aus der vor ihren Augen auf der Bücherlade aufgeschichteten Menge von Jugendschriften ein geeignetes Buch herauszuwählen, die Achseln zucken gesehen und fragen und klagen und seufzen gehört hat. Es wird gewählt und gewählt, oft we:

der zur Freude noch zum Gewinn. Die Pädagog. Blätter könnten hier helfen und ein eben so wesentliches als allgemeines Bedürfnis befriedigen. Direktoren und Lehrer lesen ja für ihre Schülerbibliotheken so manche Jugendschrift durch; diese an sich nicht eben sehr erbauliche Lektüre gewönne neuen Reiz durch die Hoffnung, mit der Ausbeute derselben in weiteren Kreisen dienen zu können. Demgemäß würden sie durch Charakterisirung vorzüglicher Jugendschriften nach Inhalt und Ton, mit Rücksicht auf Alter und Geschlecht, in Ertheilung etwa noch erspriesslicher Winke nicht nur für die Verbreitung der besprochenen Zeitschrift wirksam werden, sondern auch unstreitig den gerechten Dank sowohl der Jugendschriftsteller selbst als vieler sorgsamen Eltern, wie auch das Lob der lieben Väter; und wißbegierigen kindlichen und jugendlichen Seelen sich erwerben. —

Prediger Merguet.

---

## Friedrich der Große und Napoleon als Feldherren gegenübergestellt.

Von F. Gottschalk in Preussisch-Eilau. \*)

Ein Jahrhundert ist vorübergegangen seit ein Fürst den Thron seiner Väter bestieg, den seine Zeitgenossen mit vollem Rechte als den größten und ausgezeichnetsten Feldherren bewunderten und ein Jahrzehend nach seinem Tode ist noch nicht einmal geschlossen, da tritt ein Feldherr seine unsterbliche Laufbahn an, der durch seinen ersten Feldzug, unerreicht durch die Größe und Kraft des Geistes, der ihn führte, durch die Einfachheit, Kühnheit und das Ueberraschende aller strategischen Kombinationen und in seinen politischen Resultaten, Zeugniß giebt, daß ihm unter den Feldherren, die die Geschichte zu den größten zählt, die erste Stelle werde zugesprochen werden müssen; seine späteren Feldzüge haben mehr als hinreichend diesen Ausspruch zur Wahrheit gemacht. Die beiden Männer sind: Friedrich der Große und Napoleon. Nicht ein volles Jahrhundert war Zeuge ihrer Größe und welcher gleiche Zeitraum der Weltgeschichte, kann man fragen, bietet hier einen Vergleich dar? Zwei Männer reißen durch ihre gewaltigen, militairischen Talente, durch das Wundervolle ihrer Feldzüge, durch ihre großen geistigen Eigenschaften Alle mit sich fort und bis in die geringste Hütte staunen die Bewohner und sprechen mit Bewunderung über das, was sie vollführten.

Viele Männer, die die Welt in ihren Kriegen durchstürmten, kennt die Geschichte, wenige von diesen aber haben durch ihre geistige Ueberlegenheit wesentlich dazu beigetragen, die Kunst, Kriege zu führen und Schlachten zu leiten, geistig zu vervollkommen und zu fördern. Wie selten diese Männer sind, zeigt der Ausspruch des competentesten Richters über seine Genossen, Napoleon; er zählt deren nur sieben. Sie sind ihm die Vor-

---

\*) Der Verfasser ist nicht Militair, er beschäftigt sich aber gern mit kriegsgeschichtlichen Studien.

bilder aller Feldherren; das Studium ihrer Kriege soll ihren Geist bilden und beleben, in ihrem Sinne sollen die Heere geleitet und zum Siege geführt werden. Diese sieben, Napoleon nennt sie die Feldherren der Weltgeschichte, sind: Alexander der Macedonier, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Eugen von Savoyen und Friedrich der Große; zu diesen kommt nun der achte — Napoleon selbst und der Mann schließt die Reihe, der die größten Talente und das bewunderungswürdigste Genie unter Allen entfaltet hat und der größte Feldherr der Weltgeschichte genannt werden muß. In der glänzenden Reihe dieser Namen sind Friedrich und Napoleon die jüngsten, sie beschäftigen auch die Mitwelt mehr, als ihre Vorgänger, denn die Nachkommen der Männer, die den Ersteren als Zeitgenossen bewundert haben, erstaunen über die Erzählungen, die seinen Thaten und seinem Ruhme gewidmet werden; der letztere hat fast alle Länder Europas durchzogen, die Heere seiner Gegner geschlagen und ihre Reiche gestürzt, die Völker gleichsam aus dem Schlummer gerüttelt, viele Gefährten seiner Siegesbahn, viele, die den gewaltigen Mann bestegen halfen, leben noch und gedenken der schweren Zeiten und Kämpfe. Was ist nun wohl natürlicher, als daß oft genug die Frage aufgeworfen und die Antwort gesucht wird, wer von diesen Beiden die schönsten und glänzendsten Lorbeeren um die kriegerische Stirne winden kann und höher als Feldherr steht? Wie viele unzählige Male ist wohl diese Frage in Gesprächen über die Erlebnisse der Zeit verneint, bejaht oder vertheidigt worden gegen die Einwendungen des Gegners. Sie findet auch in diesen Zeilen eine Besprechung und Beantwortung, denn der Gegenstand wird immer seinen besondern Reiz haben und die Menschen beschäftigen, da Friedrich und Napoleon mit vollem Rechte als die Ideale genannt werden, mit deren Namen das Höchste bezeichnet werden kann, was die Menschen in Ehrfurcht und Erstaunen zu setzen im Stande ist!

Seit der Anwendung des Pulvers im Kriege wurde nach und nach die Bewaffnung und Ausrüstung der Soldaten leichter und damit ging auch ihre taktische Ausbildung gleichen Schritt. Gustav Adolf erkannte ihre ganze Wichtigkeit, sie machte unter ihm große Fortschritte, seine Siege sind die Früchte seines Nach-

denkens. Die späteren großen Feldherren traten in seine Fußstapfen; jeder trug wesentlich zu ihrem Fortschreiten bei. Mit der Ausbildung der Truppen in ihren kleineren Abtheilungen und in den verschiedenen Waffen gewann auch die Kunst, Heere zu leiten, ihre Fortschritte, beide müssen sich gegenseitig in der Aufgabe des Krieges — Schlagen und Vernichten des Feindes — die Hand bieten. Die Strategie oder die Lehre von den Verbindungen und die Taktik oder die Lehre vom Schlagen in wechselseitiger Ergänzung führen diese große Aufgabe zum Ziele. Napoleon hat hierin Außerordentliches geleistet, er ist gleichsam der Schöpfer des Zusammenwirkens beider — der Strategie und der Taktik — zu einem Ziele und die großen Resultate seiner Siege sind darin allein zu suchen. Wenn nun die Frage beantwortet werden soll, wer von diesen beiden großen Männern, Friedrich oder Napoleon, die Meisterschaft als Feldherr errungen hat, so ist es ganz natürlich, daß diese Meisterschaft nur in dem Eigenthümlichen, dem Belebenden der Durchführung des Strategischen und Taktischen zu einem gemeinschaftlichen Ziele nachgewiesen werden darf, in ihren großen Umrissen charakterisiren sie das Urtheil — und dann kann dieses durchaus nicht täuschen. Nothwendig bleibt es daher, die Hauptzüge des großen Krieges in den Feldzügen beider Männer darzustellen, sie geben dem aufmerksamen Leser die nöthigen Fingerzeige und helfen ihm das Urtheil bilden. Diesem wären dann noch kurze Schilderungen der Ergänzung, Erhaltung und des innern Werths der Heere und der Grundzüge der Kriegskunst für die Zeiten, die diesen Männern angehören, vorauszuschicken, sie ergänzen nicht allein die Kenntniß des Eigenthümlichen der jedesmaligen Kriegzeiten, sondern tragen auch wesentlich dazu bei, ihre Auffassung zu erweitern.

Wir wenden uns nun zu Friedrichs des Großen Feldzügen und lassen diesen die nöthigen Erläuterungen für die Zeit vorausgehen, als Friedrich den elenden Zustand der österreichischen Monarchie nach dem Tode Karl VI. zu benutzen sich berechtigt hielt, um Preußen aus einer Macht untergeordneten Ranges zu einer der Hauptmächte Europas zu erheben, wobei wir bemerken, daß die militairischen Verhältnisse dieser Zeiten bis in die ersten Jahre der französischen Revolution bei deren Bekämpfern, in Preußen sogar bis zum Kriege 1806/7, sich so ziemlich gleich geblieben sind.

Die Heere wurden mit Ausnahme des russischen und eines Theils des preussischen nur allein durch Werbungen gegen Handgeld zusammengebracht, in Preußen hätte Friedrich Wilhelm I. zwar ein Kantonsystem errichtet, wodurch der Ersatz seines Heeres theilweise durch Landeskinder unentgeltlich geliefert wurde <sup>1)</sup>, aber durch die vielen Ausnahmen und Befreiungen von der Verpflichtung zum Dienste auch nur die niedrigsten Klassen des Landes und in diesen größtentheils wieder die Schlechtesten in Anspruch nahm, daher auch der charakteristische und wahre Spruch bis in unsere Zeiten galt: „wer nicht will Vater und Mutter gehorchen, muß der Trommel folgen.“ Deutschland lieferte damals und noch lange nachher Soldaten in Menge, die vorzugsweise bei dem Rauffinn seiner Bewohner für Geld dahin zu haben waren, wo es nur etwas zu fechten gab; ja seine Fürsten verkaufte ihre kriegslustigen Unterthanen für englisches, französisches und holländisches Geld überall hin. Natürlich war es daher auch, daß die Heere, wo alle Vagabunden ein Unterkommen fanden, größtentheils die schlechtesten Individuen der Völker enthielten, die bei ihrer Rohheit tapfer genug waren, so daß es großen Feldherren gelang, sich das Vertrauen solcher Heere zu erwerben, ja sie sogar zu begeistern. Die Disciplin mußte daher hart und grausam sein, der Korporalstock spielte, besonders in den deutschen und preussischen Heeren seine große Rolle, wie konnte es aber auch anders sein, da selbst der große König bei starken Desertionen, wie im bayerischen Erbfolgekrieg, die Zuchthäuser Schlesiens (aufräumen ließ, um sein Heer zu ergänzen. <sup>2)</sup> In den Winterquartieren wurden nun die Mannschaften ausgebildet, denn damals konnte man ein regelmäßiges und unausgesetztes Ausbilden und Nachschicken des Ersatzes nicht; mit der Ergänzung der Heere begann dann ein neuer Feldzug. Diesen führte und setzte die Regierung auf eigene Rechnung fort, gleichsam mit den Zinsen des Staatskapitals, denn die Beisteuern der Völker, denen der Krieg so ziemlich gleichgültig blieb, waren auch nur

1) Nach dem Reglement von 1743 mußte das Fußvolk zu Zweidritteln aus Ausländern bestehen.

2) Friedrich der Große von Preuß. Bd. 4. im Urkundenbuche. Die Briefe 34 und 41 auf den Seiten 223 und 225.

mäßig; der Feind mußte zwar größere Summen zahlen, allein damit waren die Kosten des Krieges doch nicht gedeckt, Friedrich hatte daher auch mit seiner Behauptung recht, daß Der Sieger bleibt, der den letzten Thaler in der Tasche behält.

Zur Erhaltung der Heere und ihrer Disciplin war nun eine regelmäßige Verpflegung im Felde höchst nothwendig, jeder Deserteur fand willige Aufnahme beim Gegner, so wie er die eigene Fahne verließ; hier sahe er sein Vaterland wieder, welches ihn nur so lange, als der Sold und die Verpflegung ihn vor Mangel schützten, behielt. Die zur Verpflegung nöthigen Vorräthe wurden angekauft oder ausgeschrieben und in Magazinen gesammelt; die anderen Bedürfnisse mußte sich der Soldat von der Löhnung anschaffen, er erhielt sie durch die Märkte, die in den Lägern abgehalten wurden, wohin die Landleute alle Gegenstände zum Verkauf brachten, besonders waren diese Märkte reichlich versorgt, wenn eine strenge Disciplin gehandhabt wurde. Zur Weiterschaffung des Mehls aus den Magazinen für die Bäckereien und des Brodts nach den Lägern diente ein Mehl- und Brodtfuhrwesen, welches bei dem preussischen Heere so eingerichtet war, daß es einen fünf- bis siebentägigen Vorrath weiter schaffen konnte. Die Reiterei wurde im Felde, gleichviel ob in eigenem oder im feindlichen Lande, wenn die Vorräthe in den Magazinen nicht ausreichten, durch grüne oder trockene Fouragierungen erhalten. Von ein oder zwei Hauptmagazinen begannen nun die Operationen, die nach fünf bis sieben Marschen endeten; neue Magazine wurden angelegt, Brodt wurde gebacken und die Operationen eine eben so weite Strecke fortgesetzt, so begleiteten denn das Füllen von Magazinen und das Verbacken des Mehls den ganzen Feldzug. Bedenkt man nun, welche Massen Mehl, Brodt, Heu und Hafer für ein Heer, selbst von nicht beträchtlicher Stärke, nachgeschleppt werden mußten, welche Menge von Pferden, Wagen und Knechten dazu verwendet wurden und oft die Schwierigkeiten bei der Anlegung von Magazinen, so begreift man leicht die Schwerfälligkeit der damaligen Operationen, die Hindernisse, die sie dem Feldherrn bereiteten und wie er seine Kombinationen darnach abmessen mußte. Eine Kriegsführung mit kurzen Operationslinien war die natürliche Folge davon und so wenig wie diese Magazinalverpflegung daher

umfassende und weite Operationen erlaubte, konnte auch der geschlagene Gegner weder ausdauernd noch bis zur Vernichtung verfolgt werden; überall legte sich der Hemmschuh — Brod aus Magazine — vor. Es spielen auch die Zerstörungen feindlicher Magazine oder der Transporte von diesen zum Heere in den damaligen Kriegen eine sehr wichtige Rolle. Doch muß man sagen, daß die Länder, die Schaupläze der Kriege wurden, durch diese Verpflegung mehr geschont blieben und nicht so liteten, wie beim heutigen Requisitions-Systeme; wie hätten bei letzterem wohl Schlessen und Sachsen die kriegsführenden Heere sieben Jahre lang ernähren können.

Die Kriege selbst wurden noch in den ersten Feldzügen der französischen Revolution nur zu oft zeit- und zwecklos geführt. Kleinere politische Interessen, die bloß der Persönlichkeit eines Fürsten oder den elenden Rabalen einer Maitressenwirthschaft oder eines begünstigten Ministers am Herzen lagen und durchgeführt werden sollten, waren oft die Triebfedern der Kriege und lähmten noch oft gute Generale an entscheidenden Schritten; gab es Koalitions-Kriege, so dachte jeder Verbündete nur an sich, an sein Interesse und maß und rechnete, was er gethan hatte und was sein Verbündeter nun auch thun mußte. In der Stärke der Heere überschritt man selten die Geldkräfte, die aufgebracht werden konnten, und nach der Stärke der Fehenden wurde dann auch das Kriegstheater zugeschnitten, gleichviel ob die politischen Zwecke damit erreicht wurden oder einer stärkern militairischen Macht zu ihrer Durchführung erforderten. Alles bewegte sich noch in kleinlichen Verhältnissen; das Großartige, welches eine höhere Politik, die die Völker mitbestimmen, forderte, war damals eine ganz unbekante Größe. Nun drehte sich oft der ganze Feldzug eines Jahres um die Verdrängung des Gegners aus einer Position, die sein Land und seine Magazine deckte, oder man operirte, als wolle man die eine oder die andere, dem Feinde wichtige Festung belagern; gelang es auch den Gegner zu entfernen, so war damit wenig gewonnen, eine andere Position nahm den Weichenden auf, aus der er wieder wegmännövirt werden mußte, wenn er es nicht vorzog, gegen die Verbindungen seines Gegners sich aufzustellen, seine Magazine zu bedrohen und ihn so in der Offensive zu paralyisiren. Durch

eine Schlacht den Feind aus seiner Position zu schlagen und ihn noch obenein taktisch zu schwächen, gehörte vermöge der taktischen Verhältnisse zu den schwierigsten Aufgaben, alle Terrainhindernisse stellten sich dem entgegen. Daher befand sich der Vertheidiger immer im großen Vortheile, der Verlust einer Schlacht selbst hatte keine bedeutenden Folgen, der Sieger konnte sich nicht weit von seinen Magazinen entfernen, die Verfolgung, wenn sie auch einmal lebhaft betrieben werden sollte, mußte bald stocken, die wenigen Monate des Jahres, in denen der Krieg geführt wurde, waren bald verflossen und wenig war gewonnen. Im nächsten Jahre fing man dann wieder an, oft von da, wo der erste Feldzug begonnen hatte, man verlegte die Winterquartiere, um gegen seinen Gegner sicher zu sein, weit zurück. Die Niederwerfung eines Staates blieb daher bei allem Talente und bei allen Erfolgen, die erreicht wurden, doch eine unthunliche Sache.

Das Nöthigste über die Schlachten der damaligen Zeiten werden wir nach den Feldzügen des großen Königs bei der Schilderung derer, die Friedrich lieferte, im Zusammenhänge geben.

Die Feldzüge des 1. und 2. schlesischen Krieges können wir fast ganz übergehen, da sie für die Strategie nichts Außerordentliches darbieten; sie richtete sich ganz nach den politischen Verhältnissen, die Friedrich mehr oder weniger besorgt für die Erhaltung Schlesiens machten. Der König hatte sich die Aufgabe gestellt, seinen wichtigsten Verbündeten, Frankreich (Bayern, Spanien und theilweise Sachsen kamen wenig in Betracht), nicht gänzlich schwächen zu lassen, sondern wenn der Wechsel des Krieges dort den Oesterreichern das Uebergewicht gab, einzuschreiten und Hülfe zu bringen; eben so wenig wollte er aber auch Oesterreich gänzlich niederdrücken lassen, es konnte leicht durch Opfer Frankreich sich versöhnen und seine ganze Macht gegen ihn richten. So entstanden die Diversionen 1742 nach Mähren und 1744 nach Böhmen. Friedrich ging daher haushälterisch mit seinen Kräften um, verbrauchte sie nicht und wandte nur soviel davon an, als für seine Zwecke hinreichten. Welches damals die Strategie Friedrichs war, lehrt unter andern der Feldzug 1741. Das preussische Heer stand von Jägerndorf bis Frankenstein in Quartieren, Graf Neipperg durchbricht

diese über Meife und bringt über Grottkau gegen Brieg vor. Friedrichs Heer ist getrennt, es ist von Niederschlesien und von seinen Verbindungen abgeschnitten, auch sein Park in Ohlau kommt in Gefahr, er muß es wieder vereinigen, er marschirt mit den Abtheilungen südlich der Meife diesen Fluß abwärts und überschreitet ihn bei Michelau. Auf dem Marsche nach Ohlau findet er unerwartet die Oesterreicher in Mollwitz vor sich; sie werden geschlagen und der gerade Rückzug ist ihnen abgeschnitten. So weit ist Alles gut, aber Friedrich, als wäre kein Sieg erfolgt, belagert Brieg und Neipperg kann ungestört, obgleich er seine Verbindung mit Mähren verloren hat, dahin zurückgehen. Von einem kühnen Benutzen der gewonnenen Schlachten, eingeleitet durch Bewegungen, die die Abdrängung des Geschlagenen von seinen Verbindungen und seinen Mitteln zur Reorganisation bezwecken oder von einem strategischen Verfolgen war damals nicht die Rede, so etwas fiel auch Friedrich in allen seinen Feldzügen nicht ein, denn die Strategie jener Zeit war ängstlich und bewegte sich in viel zu engen Räumen. Nichts hätte Friedrich abgehalten nach einem Siege, wie der von Hohenfriedberg war, bis Wien zu dringen und dort den Frieden für sich und seine Verbündeten zu dictiren. Die damalige Zusammensetzung der Heere und ihre Verpflegungsverhältnisse erlaubten wohl solche kühne Operationen nicht, behauptet man immer, aber Friedrichs Beispiel selbst zeigt, daß Abweichungen von dem Herkömmlichen stattgefunden haben, wenn die Nothwendigkeit und die Gefahr dazu zwang. Friedrich verpflegte z. B. sein Heer in engen Quartieren bei seinem Einmarsche in Sachsen 1756, dann auf dem Marsche von Leipzig bis Parchwitz im November 1757; Zeitgenossen wissen, daß sich das Heer sehr wohl dabei befunden habe. Es war in den zwei schlesischen Kriegen klein und wohl disciplinirt, ein solches findet überall von Schlesiens Grenzen bis an die Donau Vorräthe genug in engen Marschquartieren, sie hätten es ernährt und nicht darben lassen. Man muß aber aufrichtig sein und sich gestehen, daß bei den geschilderten militairischen Verhältnissen ein Herausgehen aus dem Geleise, in welchem sie so lange ihren Weg verfolgt haben, immer schwierig ist, besonders wenn die politischen Verhältnisse, wie hier bei Friedrich, wesentlich miteinwirken. Erst mit der größeren

Theilnahme der Völker an den politischen Bewegungen, die andere Kräfte in Bewegung setzten, als Werbungen und Geld sie schaffen konnten, trat auch eine Strategie ins Leben, die sich nicht als eine erhaltende und vertheidigende zeigte, sondern erobierend im großen Zuschnitte auftrat. Doch von einem großen Geiste fordert man nur zu oft, wenn es auch unbillig ist, daß er in Allem den gewöhnlichen Weg verlassen könne und einen andern einschlagen, den später ein größerer gewandelt. Diese Bemerkungen mögen auch für den siebenjährigen Krieg ihre Geltung behalten, denn was Friedrich in den ersten Feldzügen dieses Krieges offensiv bei voller Kraft nicht zu erreichen suchte, dazu hatte er in den folgenden nicht mehr die Mittel.

Der denkwürdige siebenjährige Krieg begann. Im ersten Feldzuge 1756 galt es Sachsen und Oesterreich, beide Staaten waren noch in ihren Rüstungen begriffen und ließen daher einen kräftigen Widerstand nicht erwarten; gelang es noch, das sächsische Heer in seinen Quartieren zu überfallen oder zog es nach Böhmen ab, so versprachen beide Fälle die Verlegung des Krieges dahin. Es bezog aber am 1. September ein Lager bei Pirna und um dieses zur Kapitulation zu zwingen, mußte jeder Entschluß, zu dem nur Oesterreich seine Hand bieten konnte, verhindert werden. Friedrich ging Browne in Böhmen entgegen, doch sein Sieg bei Lowositz am 1. October war gar nicht entscheidend und Browens Marsch zur Befreiung des sächsischen Heeres schlug nur fehl durch die geringen Mittel, die er dazu verwendete, und durch die wenige Energie Kutowskis bei der Mitwirkung. Friedrich lebte in den Winterquartieren größtentheils vom feindlichen Lande. Am Anfange des nächsten Feldzugs hatte Friedrich die Oesterreicher allein zu bekämpfen, sie hatten ihre Streitkräfte an den Grenzen Böhmens bei Eger, Budin, Reichenberg und Königgrätz vertheilt, um von hier aus in Sachsen und Schlessen einzudringen. Friedrich vereinigte sein Heer ihnen gegenüber bei Zwickau, Dresden, Zittau und Landshut, er beschließt seinen Gegnern zuvorzukommen, sie zu überfallen, die Vortheile, die er dabei erringen kann, zu benutzen und seine Abtheilungen vor Prag zu einer Hauptschlacht, von deren Gewinn er sich viel verspricht, zu vereinigen. Der Ueberfall gelingt vollkommen, am 6. Mai liefert Friedrich dem Prinzen Karl von Lothringen die

Schlacht von Prag, der sich nach ihrem Verluste mit dem größten Theil seines Heeres in die Stadt wirft. Nichts konnte dem Könige erwünschter kommen, durch eine glänzende Katastrophe war er vielleicht im Stande, Oesterreich zu entwaffnen; ein Theil seines Heeres hielt ja auch die Westseite Prags eingeschlossen. Obgleich Friedrichs Anordnungen bis dahin den glücklichsten Erfolg hatten, so konnte sein Verfahren, in vier Kolonnen, diese auf einer Strecke von mehr als vierzig Meilen auseinander und dem feindlichen Heere gegenüber, vorzudringen, doch nur nach der Strategie der damaligen Zeiten sein Gelingen finden, seine Gegner wollten eben so handeln; wollte ein Feldherr seine Operationen heute nach diesem Zuschnitte durchführen, schwerlich würde er seine Zwecke erreichen, sie würden gewiß gänzlich mit großem Verluste scheitern. Jetzt galt es, das österreichische Heer in Prag festzuhalten und jeden Versuch zum Entsaß abzuweisen; Friedrichs Verfahren hiebei kann man meisterhaft nennen. Mit dem einen Theile seines Heeres hält er Karl eingeschlossen und mit dem andern geht er dem Entsaß entgegen, das kräftigste und sicherste Mittel, seine Aufgabe zu erreichen. Friedrich wird aber am 18. Juni bei Kolin von Daun geschlagen, er muß die Belagerung von Prag aufheben und Karl ist befreit. Ließ Friedrich Daun einige Märsche näher an Prag kommen, so konnte er leicht 15000 Mann gegen ihn mehr verwenden, ohne das Belagerungskorps sehr zu schwächen und dann blieb ihm gewiß der Sieg. Mit diesem kam dann Prag mit dem feindlichen Heere in seine Hände und Maria Theresia war entwaffnet. Friedrich verläßt in zwei Kolonnen, die die Elbe zwischen sich haben, langsam Böhmen, solchen Gegnern wie Prinz Karl und Daun gegenüber, leicht ausführbar, um mit heiler Haut davonzukommen. In dieser Zeit rücken die Franzosen mit den Reichstruppen vereinigt näher, sie sind in Thüringen und mit dem Marsche des Königs gegen sie beginnt die wichtigste Epoche in seinem Leben. Nach einem geregelten Plane zu operiren ist Friedrich nicht mehr im Stande, ihm bleibt nur die Kraft seines geistigen Uebergewichts, er wendet sie an, er faßt scharf und richtig seine Verhältnisse auf und ist rasch im Handeln. Den Franzosen, den Nächsten, geht er entgegen, vor seinem Abmarsche sucht er noch am 17. und 18. August das österreichische Hauptheer, welches in einer

festen Stellung bei Jitzau hält, nach Böhmen zurückzudrängen; es gelingt nicht, Bevern beobachtet es und muß zugleich Schlesien decken. Die Verbündeten werden am 5. November bei Roszbach geschlagen, aber Schlesien ist in der Zeit verloren gegangen. Bevern und das österreichische Heer hatten sich dahin gezogen, ersterer wird bei Breslau geschlagen, dieses und Schweidniß kapituliren und der Rest des Bevernschen Korps steht entmuthigt bei Glogau. Die Noth Friedrichs ist groß, nur ein Sieg kann ihn retten, er geht nach Schlesien mit dem festen Entschlusse, seine Feinde anzugreifen, wo er sie findet, für ihn giebt es keinen andern Ausweg. Eine kräftige Operation, des Königs Thätigkeit ist außerordentlich und der herrlichste Sieg am 5. December bei Leuthen, vier Wochen nach dem Siege bei Roszbach, rettet ihn und Schlesien. Doch der Sieg wird nicht bis zur gänzlichen Niederwerfung des feindlichen Heeres benutzt, welches in einem Bogen über Breslau, Bohrau, Reichenbach, Schweidniß und Landshut wieder Böhmen erreicht. Mit einer Diverfion eröffnet Friedrich den dritten Feldzug 1758, er will die Zeit nutzen, die Oesterreicher sind allein im Felde und die Russen ziehen sehr langsam heran. Er dringt Ende April in Mähren ein, um Olmütz zu belagern, das österreichische Heer ist nicht geschlagen, es steht in Böhmen, eilt aber sogleich nach Mähren. Ist Olmütz in Friedrichs Händen, so soll eine starke Besatzung die Oesterreicher lange mit dessen Wiedereroberung beschäftigen, indessen Friedrich freie Hand gegen seine andern Feinde behalten will. Allein Olmütz vertheidigt sich tapfer und obgleich Daun die Zersplitterung des feindlichen Heeres in der Deckung der Belagerung zu glücklichen Angriffen nicht benutzt, ist seine Thätigkeit doch dahin gerichtet, der Verbindungen Friedrichs mit Reife sich zu bemächtigen. Es gelingt und der Verlust dieser Straße zwingt Friedrich, die Belagerung am 2. Juli aufzuheben. Rasch ist sein Entschluß gefaßt, die Straße nach Schlesien durch Böhmen zu gewinnen; allein ein ungeheurer Train, 4000 Wagen, ist beim Heere und dieser soll gerettet werden. Friedrichs Anordnungen sind wunderbar, er selbst eröffnet mit der einen Hälfte des Heeres den Marsch, dann folgt der Rest mit dem Train, der Meilen weit die Wege bedeckt; Friedrich hat aber vor sich sehr wenige Feinde, hinter dem Train das ungeschlagene Heer Dauns. Trotz

der Langsamkeit, mit dem sich der Train in den unwegsamen Gegenden zwischen der obern Morawa und der obern Elbe bewegen kann, erreicht Alles glücklich Schlesien. Daun folgt in abgemessenen Abständen und nur eine Langsamkeit und Taktlosigkeit ohne Gleichen, die alles von der Zeit und den Verbündeten erwartet, läßt eine solche Operation gelingen. Erst am 10. August verläßt Friedrich Böhmen, die Russen rufen ihn ab; des Königs langes Verweilen in Böhmen hatte zur Absicht, die dortigen Gegenden an den Grenzen ganz auszufouragiren, um dadurch seine eigenen mit zu decken, damals ein sehr beliebtes und praktisch bewährtes Mittel. Friedrich eilte nun einem Feinde entgegen, den er noch nicht kannte, gegen den er aber mit Recht eine seltene Erbitterung zeigte, er verwüsthete ihm seine Länder, er sollte gänzlich vernichtet werden. Der Plan zur Schlacht war ganz darauf berechnet; allein eine seltene Tapferkeit, gegen die alle taktische Ueberlegenheit nichts ausrichtete, machte ihn scheitern; am 25. August bei Zorndorf Sieger, schaffte er sie sich durch diese Schlacht zwar vom Halse, er war aber so geschwächt, daß er sie ruhig abziehen lassen mußte, obgleich alle Vortheile, die den Rückzug der Russen zum verderblichsten machen konnten, in seinen Händen waren. Daun ist durch die Lausitz nach Sachsen gedrungen, welches Prinz Heinrich in einer Stellung bei Dresden gegen das Reichsheer vertheidigte, Friedrich muß seinem Bruder zu Hülfe eilen, ehe er durch die vereinigten Kräfte beider erdrückt werden kann, auch kann der König Sachsen nicht in feindlichen Händen lassen, es ist ihm höchst nothwendig, es liefert Getreide, Geld, Pferde und Mannschaften. Am 2. September bricht Friedrich aus der Nähe Küstrins auf und steht am 10. vereinigt mit dem Korps, welches so lange Schlesien gedeckt hatte, Daun gegenüber, der am 5. ein festes Lager bei Stolpen bezogen hatte. Die Aufgabe des Königs ist, Daun nach Böhmen zurückzudrängen und dann nach Schlesien zu eilen, wo Neisse in Gefahr kommt, es liegt nicht mehr in seinen Kräften durch eine Schlacht seine Operation durchzusetzen; er durfte sie nur wagen, wenn sie das letzte und äußerste Mittel blieb, eine Entscheidung herbeizuführen. Fortan fangen die Raßbalgereien des Postenkrieges an, sie machen den Inhalt ganzer Feldzüge aus und in den Operationen nimmt das Manöveriren die

erste Stelle ein. Was das Marschiren für die Strategie, das ist das Manövriren für die Taktik; die schwachen Punkte feindlicher Aufstellungen oder ihrer Verbindungen sollen mit Schnelligkeit, Präcision, verborgenem Anmarsche oder durch falsche Angriffe oder Demonstrationen erreicht oder bedroht werden, der Gegner soll dadurch seine Stellungen verlassen und zum Rückzuge gezwungen werden. Das Manövriren kann seiner Natur nach auch nur langsam seine vorgesezten Zwecke fördern, höchstens den Gegner weiterschieben und fern bleiben dadurch alle großen Entscheidungen des Krieges. Friedrich wurde aufs trefflichste darin durch die überlegene Marschfertigkeit seines Heeres unterstützt, er marschirte dann ohne Vortrab, um dicht auf dem Halbe des Gegners zu bleiben, denn Nichts soll seinen Blicken entgehen. Fast fünf Wochen, vom 12. September bis zum 14. October manövrirt Friedrich um Daun nach Böhmen zu zwingen, erst gegen dessen rechten Flügel, der durch ein besonderes Korps unter Loudon gedeckt ist, was Daun immer für die Sicherung seiner Flügel beobachtete, dann um die Straße nach Görlitz oder Zittau zu gewinnen, nach dem Gewinne letzterer verläßt Daun die Stellung bei Stolpen. Zu dreist in der Nähe Dauns lagernd, wird der König am 14. bei Hochkirch überfallen, er bleibt nur eine Meile vom Schlachtfelde stehen, gewinnt dann am 28. durch die Besetzung von Görlitz Daun die Straße nach Schlesien ab, um das hart bedrängte Reize zu entsetzen. Die Oesterreicher ziehen hier ab, Friedrich wendet sich rasch wieder nach Sachsen zurück, wo Daun Dresden bedrohte, aber nun bei der vorgerückten Jahreszeit und der Annäherung des Königs nach Böhmen in die Winterquartiere geht. Friedrich hatte Alles erreicht und blieb im Besitze Sachsens, Dauns Feldzug war ganz verfehlt, er wollte ja auch nur verhindern, daß der König thätig sein sollte, er schien sich keine andere Aufgabe gestellt zu haben. In den vier folgenden Feldzügen giebt Friedrichs reicher Geist ihm trotz seiner militairischen Schwäche die Kräfte, sich in einer solchen Lage zu erhalten, daß seine Gegner sich keine Hoffnung zu seinem völligen Unterliegen machen können. Friedrichs Streitkräfte nehmen immer mehr ab, er stellte 1759 höchstens den über 200,000 Mann starken Gegnern 120,000 Mann entgegen; auch ist in demselben Jahre sein Kriegsschauplatz sehr be-

schränkt, er hatte seine Grenzen zwischen Frankfurt a. d. Oder und Freiberg, die Oesterreicher und die Russen wollen einmal in Uebereinstimmung operiren. Des Königs Aufgabe war nun, seine Bewegungen so einzurichten, daß er die Schritte seiner Gegner abwarten konnte, daß er nichts übereilte, und in defensiver Haltung zur gelegenen Zeit zum Angriff übergehen konnte. Friedrich bezog, als die Russen der Oder sich näherten und Daun gegen die Lausitz aufbrach, am 10. Juli das Lager bei Schmotseiffen, es bildete gegen Dauns Vorrücken durch die Lausitz eine Flankenstellung. Nachdem Dohna die Russen nicht aufhalten konnte, wird General Wedell ihm zur Hülfe geschickt, er wird aber am 23. bei Kay geschlagen, die Marken stehen den Russen offen, mit denen sich am 3. August bei Frankfurt Luudon, durch die Lausitz kommend, vereinigte. Hier ist Hülfe nöthig, Friedrich geht ihnen entgegen, verliert aber am 12. die Schlacht von Runersdorf und wird so geschlagen, daß es, wie er es selbst gesteht, nur vom Feinde abgehangen habe, den Krieg zu beendigen. Die Russen sind in der Mark, die Oesterreicher in der Ober-Lausitz, Friedrich muß es nicht dahin kommen lassen, daß sie ihre Hauptkräfte vereinigen; geschickte Manöver und der Feinde Uneinigkeit verhindern es glücklich. Daun ist nach dem Runersdorfer Siege bis Priebus, Soltikow bis Müllrose vorgegangen; hier bleiben sie bis zum 28. stehen. Sie unterhandeln nun über die weiteren Schritte, der jeder von ihnen thun soll, einigen sich aber nicht. Daun, der sich immer für zu schwach hält, will die Russen gern nach der Ober-Lausitz mitnehmen. Unterdessen hatte Prinz Heinrich, den Friedrich nach seinem Abmarsche gegen die Russen im Lager bei Schmotseiffen stehen ließ, den Versuch gemacht, über Sagan sich mit dem Könige in Verbindung zu setzen, allein Daun verhindert es. Daun mußte entfernt werden. Prinz Heinrich machte ihm nun durch einen Marsch über Lauban nach Görlitz am 12. September für seine Verbindungen mit Böhmen besorgt, sogleich geht der immer ängstliche und besorgte Daun zurück und nimmt bei Baugen Stellung. Soltikow, unzufrieden, sich von Daun verlassen zu sehen, bricht am 15. nach Schlessien auf, Friedrich begleitet ihn über Rottbus, Sorau nach der Gegend von Glogau. Die Russen gehen am 1. October über die Oder und endlich in den letzten Tagen des Monats nach Polen

in die Winterquartiere. Dresden ist am 4. September für Friedrich verloren gegangen und die Reichstruppen machen in Sachsen Fortschritte, General Finck ist gegen sie zu schwach, ihm will Prinz Heinrich zu Hülfe ziehen, der damit zugleich die Absicht verbindet, Daun nachzuziehen und ihn von den Grenzen Schlesiens zu entfernen. Durch einen raschen und geschickten Marsch am 24. und 25. September über Hoyerswerda um die linke Flanke Dauns erreicht der Prinz Torgau, Daun folgt und am 13. November vereinigt sich, von Schlesien kommend, der König mit seinem Bruder Heinrich. Daun wird nun von Torgau hinter den Plauenschent Grund manövrirt, er will aber Sachsen nicht verlassen, er hält hier Stand, Finck muß nun über Dipoldiswalde und Maxen seine Verbindungen und seinen Rücken bedrohen. Allein Daun benützt die Isolirung Fincks, er greift ihn an und überwältigt ihn am 21. gänzlich. Die Verachtung und Geringschätzung, die Friedrich seinem Gegner bewies, und Fincks buchstäbliche Befolgung der königlichen Befehle sind die Ursachen dieses harten Verlustes. Daun hält seine Winterquartiere in der Nähe Dresdens. Friedrich sagt selbst von dem Heere, mit dem er den Feldzug von 1760 eröffnete: „es waren nur Soldaten zur Schau. Denn was ist mit einem Haufen Leute anzufangen, der halb aus sächsischen Bauern, halb aus Ueberläufern besteht, und von Officieren geführt wird, die man nur aus Mangel besserer oder aus Noth in den Dienst genommen hat.“ Diesem Heere, nicht über 100,000 Mann stark, standen über 220,000 Feinde gegenüber. Friedrich muß sich wieder ganz auf die Defensiv beschränken, er überläßt seinem Bruder Heinrich mit 30,000 Mann die Beobachtung der Russen, Fouqué soll mit 15,000 Mann Schlesien decken und er selbst bleibt mit 50,000 Mann in Sachsen; so werden die Bewegungen der Gegner abgewartet.

(Fortsetzung folgt.)

## Verzeichniß der für Studirende in Ostpreußen gestifteten Stipendien.

(Fortsetzung.)

### LV. Knolleisenianum Stipendium.

In einem Schreiben des Rathes der Stadt Leipzig vom 13. Februar 1841 heißt es:

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat ein aus der Stadt Allenstein gebürtiger Mann, dessen Geschlechtsnamen wahrscheinlich Knolleisen gewesen, und von ihm nach der Sitte jener Zeit in: Allenstein oder: von Allenstein verwandelt worden ist, wie die verschiedentlich gebrauchten Namen Joannes Allenstein auch de Allenstein, alias: auch Knolleisen beweisen, aus Dankbarkeit wegen der günstigen Leitung seines Geschickes, indem er Doktor der Theologie und wahrscheinlich auch Professor auf hiesiger Universität und Domherr in Merseburg geworden war, so wie aus Unhänglichkeit gegen sein Geburtsland Preußen 700 Rheinische Gulden, und zwar 100 Gulden im Jahre 1502, 600 im Jahre 1504 gegen fünf Prozent jährliche Zinsen bei dem Rathe zu Leipzig niedergelegt, und in seinem am 29. Junius 1511 errichteten Testamente, wie aus dem Extrakte \*) hervorgeht, Folgendes verordnet:

---

\*) Anno Christi 1511 die Scti Pauli ego Joannes de Allenstein Ecclesiae Merseburgensis Canonicus sanus Dei Gratia et bene deliberatus manu propria subscriptum feci testamentum. Primo DC. flor. Rhenens in auro sub annuo censu apud Venerandum Senatam Lipsiaes exstantes de quibus annuatim ministrent triginta Flor. Rh. do pauperibus scholaribus de patria mea existentibus duobus, ita quod unus habeat annuatim XV Flor. Rhen. pro studio et gradu Baccalaureatus usque ad Magisterium inclusive, sic tamen quod ultra sex annos unus eorum non habeat Stipendium supradictum, sed post sextum annum alii pauperes Scholares studiosi et disciplinati recipiantur de Dioecesi Varmiensi, et si in illa Dioecesi haberi non poterint pauperes Scholares,

- a) daß von den 600 Rheinischen Gulden die jährlichen Zinsen von dreißig Gulden zwei arme aus seinem Vaterlande gebürtige Studierende zum Studiren, wie zur Erlangung des Baccalaureats bis zum Magisterio, jedoch nicht länger als sechs Jahre zu gleichen Theilen genießen, nach dem sechsten Jahre aber andere arme Studierende aus der Ermländischen und aus andern Preussischen Diözesen dazu berufen werden sollten;
- b) daß von den drei ältesten Preussischen Doctoren und Magistrern in Leipzig diese Stipendiaten ernannt, und im Falle sie sich der Unterstützung unwürdig machen würden, removirt, und andere dazu berufen werden sollten;
- c) daß, wenn diese zu Collatoren bestimmten Doctoren und Magister aus Preußen zu nachsichtig gegen diese Stipendiaten sein möchten, der Rath zu Leipzig alsdann berechtigt

recipiantur et de aliis Dioecesis Prussiae et isti Scholares qui educati sunt perfratres de Congregatione in Merseburg in bonis moribus aliis praeferantur cum vacantia fuerit; auctoritatem vero recipiendi hujusmodi Scholares ad Studium Lipsiense habere debent tres majores et Seniores Doctores aut magistri de Prussia existentes et in studio residentes, qui et plenam Facultatem habeant hujusmodi scholares, si fuerint discoli, negligentis, in studio otiosi et rebelles remove a studio et a stipendio praefato, aliosque scholares disciplinatos et studiosos in eorum locum ordinando. Eandem auctoritatem habeant praefati Domini Magistri et Doctores in Merseburg apud fratres de congregatione Scholares de patria nostra existentes, cum inobedientes fuerint et rebelles, ita tamen quod fratres isti continuo et perpetuo unum teneant Scholarem de Prussia studiosum, qui, cum habuerit fundamentum bonum, mittatur in studium Lipsiense et alius in locum illius in Merseburg apud praedictos fratres instituatur, videlicet ex litera fratrum desuper mihi data et praesentata. Si autem antedicti Domini Doctores et Magistri de patria mea in studio Lipsiensi existentes fuerint negligentis, hujusmodi Scholares vagos et otiosos a studio non remove, tunc venerandus Senatus Lipsiensis plenam habeat facultatem hujusmodi discolos remove a loco et nullum eis censum ministrare, sed pauperibus et hospitalibus hujusmodi censum ministrando quousque studiosi disciplinati et pauperes scholares in eorum locum mittantur.

sein sollte, solche unwürdige Percipienten zu entfernen, und die dreißig Gulden Zinsen den Armen und Hospitaliten so lange zu reichen, bis wieder gesittete und arme Studierende geschickt sein würden;

- d) daß endlich die fünf Gulden Zinsen von hundert Gulden jährlich einem aus Preußen gebürtigen Magister in Leipzig, *qui debet resumere (?) generaliter studenti in philosophia morali*, für diese seine Arbeit erhalten, und in Ermangelung eines dazu tüchtigen Mannes aus Preußen von der philosophischen Fakultät, so lange bis wieder ein geborner Preuße eintreten kann, ein anderer Magister von jeder andern Nation dazu ernannt werden solle.

Dieser Vorgang scheint der Anlaß gewesen zu sein, daß die bei hiesiger Universität als Lehrer angestellten Preußen von Geburt in nähere Verbindung mit einander getreten sind, und die ursprünglich aus 700 Gulden bestehende Allensteinsche Stiftung nach und nach aus eigenen Mitteln vermehrt haben. So findet sich, daß ein gewisser Doctor oder Magister Burghardt Harhardt, in den Jahren 1581, 1586, 1596, 1597, 1603, 1610 und 1613, 2400 Gulden, und ein gewisser Magister Caspar Schumann, Collegiat des großen Fürsten-Collegii und *nationis prutenicae Senior*, im Jahre 1623, 1000 Gulden zur Allensteinschen Stiftung zugelegt habe. In dessen Folge haben auch die *Herrn Seniores nationis Prutenicae* vordem in Betreff der fraglichen Stiftung verschiedene Dispositionen getroffen.

Das Stiftungskapital beträgt dermalen 2462 Thlr. 12 gr., und es werden von den Zinsen desselben jährlich 80 Thlr. (Sächsisch Courant) an zwei, und abwechselnd an einen hiesigen Studirenden aus Allenstein, oder in dessen Ermangelung an andere Ermländer, oder wenn auch diese nicht vorhanden, an andere hier studirende Preußen ausgezahlt. Das *ius praesentandi et conferendi* übt aber der Rath zu Allenstein seit undenklichen Zeiten aus, wie die uns von demselben im Jahre 1837 mitgetheilte Relation vom 25. Juni 1777 ausweist, welche mit unsern Akten im Wesentlichen übereinstimmt.“

### LVI. Koesianum Stipendium.

Dieses Stipendium ist von der am 21. März 1621 verstorbenen Frau Christine Köße, Wittwe des Hans Köße in ihrem kurz vor ihrem Tode errichteten Testamente dahin gestiftet:

Ich legire 200 Floren polnisch der studirenden Jugend zu Gute, so gleichfalls meine Schwester Regine dem Herrn **Rectori** und **Senatui Academico** dieser löblichen Universität erlegen soll, daß sie dieselben auf ein jährliches Interesse austhun sollen, die einem oder zweien Studenten zu desto besserer Aufenthaltung jährlich auf den Tag, da ich von dieser Welt abgeschieden ausgegeben und zustellen sollen, so soll alle Jahr der Herr Rector und **Senatus Academicus** das **beneficium** einem oder zwei Studenten zu conferiren und extradiren schuldig sein, welches gleichfalls ungeändert ewig verbleiben soll.

Das gegenwärtige Kapital dieses Stipendii ist 75 Thaler, die Zinsen geben jährlich 3 Thaler Stipendium.

Das Stipendium wird von dem akademischen Senate zu Königsberg verwaltet.

### LVII. Kospothianum Legatum.

Dieses Stipendium ist von der Luise Charlotte geborne von Kospoth, verwittwete von Kreyßen, welche am 1. April 1698 starb, fundirt.

6000 Floren sollen der hiesigen Königsberger Academie als ein **legatum** zur Administration zugestellt werden und soll dies Legat hinfüro jederzeit ein **legatum Kospothianum** genannt sein, davon jährlich die Interessen: 360 Floren drei arme gottesfürchtige Studenten, die ihre Geschicklichkeit im Studiren und gute **Specimina academica** werden aufzeigen können, zu genießen haben sollen und zwar dergestalt, daß dazu allezeit ein Adlicher und zwei bürgerliche sein und dazu gelassen werden sollen, und ist die Eintheilung dergestalt verfaßt: Weil der alle halbe Jahr neu erwählte Herr **Rector Magnificus** diese Administration dieses Legates und Auszahlung der Interessen nebst Zuziehung der Academie auf sich hat, also soll derselbe alle halbe Jahr vor seine Mühe und Arbeit 30 Floren von diesen Interessen vorausnehmen facit das Jahr 60 den Rest der 300 Floren belangend, davon nimmt

der **Abliche Stipendiarius** die Hälfte jährlich, nämlich 150 Floren, die andere Hälfte davon theilen sich die beiden bürgerlichen **Stipendiarii**, kommt jedem auf sein Halbpant 75 Floren welches sie zu ihrem Behuf der Studien und eines ehrlichen Unterhalts gebrauchen sollen. Damit aber diese meine Wohlthat erkenntlich von den **Stipendiariis** möge gemacht werden, so soll jährlich einer von den **Stipendiariis** zu meines in Gott ruhenden Herrn Vatern, Herrn Johann von Kospothen Preussischen Canzlern als auch meiner im Besten zu gedenken, auf Verordnung der Hochlöblichen Academie den Tag vor Johann als an meines Herrn Vatern Namenstage, einer nach dem Andern, wie sie folgen werden, eine **Oratio** im **Auditorio Maiori** zu halten, und dadurch seine Geschicklichkeit anzudeuten verbunden sein. Würden sich aber die **Stipendiaten** hierin absäumig erzeugen, und die **Stipendia** nicht gut anwenden, so wird alsdann dem neu erwählten Herrn **Magnifico Rectori** auf seine Seele gebunden gute Achtung zu haben, damit diese **Stipendia** gut angewendet und die gottlosen **Stipendiaten** nicht dessen, sondern Gottesfürchtige arme **Studioli** mögen fähig werden. Da das Geschlecht der Kospothen allhie in Preußen versterben sollte, so will ich es verordnen, daß alsdann die aus der Fremde kommenden die von Kospothen und ihre Nachkömmlinge zu ewigen Zeiten, so lang selbiges Geschlecht blühen wird, an diejenigen, welche studiren werden, dieses **legatum** als **Stipendiaten** kommen soll. Der andre **Stipendiarius** soll sein meines Pfarrers von Quedenau Johann Storbeck ältester Sohn Johann Storbeck, alle seine andre Brüder, die alle meine Pather sind, in der Succession und Hebung dieses **legati** folgen und selbiges auch auf ihre Nachkommen und dem ganzen Storbeck'schen Hause, welche allhie in Königsberg und Preußen geboren und von der Linie des Herrn Pfarrer herrühren, gerichtet und verstanden werden. Der dritte **Stipendiarius** soll sein einer von meines getreuen **Medici** Herrn Dr. Lepners Söhnen, der auch jährlich die 75 Floren genießen soll, nach seiner Beförderung aber sollen seine übrigen Söhne, und deren Nachkommen, und so lange allhie in Preußen von seinem Herkommen Jemand übrig bleiben wird, dazu gelangen. Wenn diese oben benannten Namen der **Stipendiaten** in Abnahme gerathen wollten und Keine mehr von denselben am Leben, so

wird die Hochlöbliche Academie und der alsdann erwählte Herr **Magnificus Rector** hiemit von mir bittlich ersuchet, sie geruhen alsdann sich sowohl wegen eines guten ablichen ehrlichen und dürftigen Geblüts, welches seine **Studia** fleißig dem Vaterland zum Besten anwendet, als auch wegen der andern 2 bürgerlichen Stipendiaten, daß sie aus einem guten ehrlichen Stamme herühren, und notorie arm sind, treulich anzunehmen, und selbige, wie vorbenannt mit diesen Stipendien zu beschenken, dabei die Aufsicht zu haben, damit selbige nicht zum debounganten Leben, sondern zur Ehre Gottes und dem Vaterland zum Besten angewendet werden, und sie die **Stipendiarii** die geforderten **Specimina** abzulegen gehalten sein mögen. Und weil es üblich und gebräuchlich, daß solche Festivitäten im großen Auditorio durch eine Musik vergrößert werden, so werden sich die Stipendiaten darum bemühen, damit alsdann eine wohl angestellte Musik mit allerhand Instrumenten bei der gehaltenen Oration gemachet werde, wofür der Cantor im Kneiphof auf Johanniſtag aus meinem Gut Sudau zu ewigen Zeiten 2 Tonnen gut Bier zu empfangen haben wird.

Dieses Stipendium verwaltet der akademische Senat zu Königsberg. Sein gegenwärtiges Kapital beträgt 2021 Thaler, an Stipendiengeldern werden jährlich 89 Thaler verausgabt.

### LVIII. Kowalewskianum Stipendium.

Die unverheirathet verstorbene Tochter des weiland **Dr. iuris, Professor primarius, Kanzler und Direktor** der Universität, so wie **Vicekonsistorialpräsidenten Cölestin Kowalewski** hat in ihrem am 26. Dezember 1771 errichteten letzten Willen dieß Stipendium fundirt.

Die Demoiselle **Christine Catharine Kowalewski** sezet zu diesem **Stipendio Kowalewskiano** 1000 Thaler aus und ersuchet hiesigen hochlöblichen **Senatum Academicum**, an den die 1000 Thaler ausgezahlt werden sollen für die Administration dieses zum beständigen Stipendio bestimmten Capitals und unveränderter Observanz dieser Foundation geneigteste Sorge zu tragen. Die 60 Thaler jährliche Interessen dieses Capitals a 6 pEt. sollen dergestalt angewendet werden, daß 40 Thaler an einen **Studiosus** aus denen in dieser Foundation benannten Familien, falls

aber kein **Studiosus** vorhanden wäre, und die Schüler aus diesen Familien, wie unten näher bestimmt werden soll, zur **Perception** gelangen würden, so soll wenn mehr als einer die **paritatem graduum** vor sich haben, sich dazu melden, an zweien **Stipendiaten** die Hälfte a 20 Thaler jährlich den 23. **Januarii** als am Sterbetage des wohlseiligen Herrn **Vice-Präsidenten Cölestin Kowalewski** prompt und richtig ausgezahlt werden. 2 Thaler werden auf die Hälfte dem **Rectori Academico** jeden **Semestris** 1 Thaler und 4 Thaler jährlich dem Herrn **Curator Stipendiorum** zugewandt, 9 Thaler zu dem **Actu oratorio** reserviret, der alle 3 Jahr zum Andenken des Wohlseiligen Stifters und zwar wo irgend möglich an dessen Sterbetage den 23. **Jenner**, oder im Falle da dieser Tag vorjeho nicht füglich gewählt werden könnte, dennoch an dessen Geburtstag den 11. März im **Auditorio Maximo** gehalten werden soll, bei welchem der Herr **Professor Eloquentiae** entweder einen auf der **Academie** befindlichen **Stipendiaten** dieses **Stipendium Kowalewskianum** auf dem **Catheder** zuführen, oder im Fall kein **Stipendiat** auf der **Academie** studirt, selbst zu peroriren hat, weßhalb von denen in 3 Jahren reservirten 27 Thaler empfangen 10 Thaler Herr **Professor Eloquentiae**, 8 die **Musici** so aufwarten, 3 die **Ministeriales inclusive** des blauen Lakens, 1 Thaler der **Pulsator**, 5 das **Programm** zu drucken und zu binden **Summa** 27 Thaler. 5 Thaler sollen jährlich diesem 60 Thaler **Stipendio** zu Gute gesammelt und jedesmal nach etwa 7 oder 10 Jahren auf **Interessen** ausgethan werden, um im Fall das **Capital** der 1000 Thaler zu 5 pCt. künftig ausgethan werden müßte das 6te **Procent** dem **Stipendiaten** zu ersetzen, oder auch demselben mit der Zeit ein größeres **Quantum** etwa 45 oder 50 Thaler zuzuwenden. Dieß **Stipendium** wird hauptsächlich für die männlichen **Nachkommen** des **Cölestin Kowalewski**, des **Christoph Gazali**, **Pfarrer** in **Rhein**, des **Christoph Martin Gazali**, **Amtmanns** in **Riauten** und im größten **Nothfalle** für des **Dr. Theodor Pauli** und **Bürgermeister Johann Thamm**, und endlich für die **Lepnerschen** männlichen **Nachkommen** gestiftet, dergestalt, daß der nächste aus obgedachten Familien, wenn er ein ungescholtenes und ordentliches Leben führt, gute **Zeugnisse** von der **Fakultät** beibringen kann, **lutherischer Religion** ist, und auf der hiesigen **Universität** entweder die **Theologie**, **Jura**

und Medicin studirt, zur Perception dieses Stipendii auf 3 Jahr gelassen werden soll. Dieß Stipendium soll zwar nach der Naheheit, mithin jederzeit denjenigen, der von obigen Stammvätern und keinem andern, wenn sie gleich mit dem Fundatore gleichen Namen führen sollten, in der angeführten Ordnung der nächste ist, conferirt werden. Wenn sich aber 2 oder mehrere Competenten, die **paritatem Graduum** für sich allegiren könnten, melden sollten, so muß vorzüglich auf den Dürftigsten, wenn nur seine Führung rechtschaffen ist, reflectirt werden. Sollte sich aber Niemand aus obgedachten Familien auf der hiesigen Academie befinden, so sollen die unverheiratheten Frauenspersonen aus obbemeldeten Familien, wenn sie ein anständiges und frommes Leben führen, und in gänzlicher Ermangelung oberwähnter Studirenden und fräulichen Stipendiaten, die Schüler aus besagten Familien, wenn sie auf den 2 obern Klassen einer lateinischen Schule sitzen, zur Perception dieses Stipendii admittirt werden, jedoch soll es beiden letzten, da sie intuitu das Stipendii keine Ausgaben treiben dürfen, nur auf 2 Jahr, und wenn sich 2 von gleichem Grad melden, jedem 20 Thaler conferirt, die Interessen des dritten Jahres aber diesem Stipendio eigen bleiben, und mit denselben das Capital zu gleichem Gebrauch wie mit den jährlich zurückbehaltenen 5 Thalern oben gezeigt worden, vermehrt werden, so wie auch in dem Fall, wenn keine vorbeschriebnermaßen qualifizierte Stipendiaten aus denen namhaft gemachten Familien vorhanden wären, man aber zuverlässig hoffen könnte, daß sich dergleichen noch finden würden, die Interessen so lang zum Capital geschlagen werden sollen, bis ein Familienstipendiat vorhanden und sich dazu qualifizirt. Sollten aber die genannten Familien gänzlich aussterben, so soll alsdann dieß Stipendium auf 3 Jahr einem wohlgefiteteten und auf der Academie fleißig studirendem Sohne eines Professoris oder auch eines Schullehrers bei einer der Königsbergischen Schulen conferirt werden. So wie ein jeder auf der Akademie studirende Stipendiat, er sei aus den vorhin benannten Familien oder auch ein Fremder, verbunden ist, im zweiten seiner 3 Perceptionsjahre die vorhingedachte Rede zum Andenken des wohlseligen Stifters dieses Stipendii zu halten, so soll er im dritten Jahr bei einer öffentlichen Disputation entweder als **Respondens**, daferne solches ohne seine eigne Kosten geschehn kann, oder als **Opponens** seine Geschicklichkeit zeigen.

Dieß Stipendium vergibt der akademische Senat zu Königsberg. Das gegenwärtige Kapital der Stiftung beträgt 1710 Thaler, es werden 47 Thaler an Stipendiaten jährlich gezahlt.

(Fortsetzung folgt.)



Fig. XXVII.

Orlando di Lasso.

1. Ky ri e e le i son!

2. Ky ri e e le i son!

3. Ky ri e e le i son!

4. Ky ri e e le i son!

5. Ky ri e e le i son!

6. Ky ri e e le i son!

7. Ky ri e e le i son!

8. Ky ri e e le i son!

9. Ky ri e e le i son!

10. Ky ri e e le i son!

11. Ky ri e e le i son!

12. Ky ri e e le i son!

13. Ky ri e e le i son!

14. Ky ri e e le i son!

15. Ky ri e e le i son!

16. Ky ri e e le i son!

17. Ky ri e e le i son!

18. Ky ri e e le i son!

19. Ky ri e e le i son!

20. Ky ri e e le i son!

21. Ky ri e e le i son!

22. Ky ri e e le i son!

23. Ky ri e e le i son!

24. Ky ri e e le i son!

25. Ky ri e e le i son!

26. Ky ri e e le i son!

27. Ky ri e e le i son!

28. Ky ri e e le i son!

29. Ky ri e e le i son!

30. Ky ri e e le i son!

31. Ky ri e e le i son!

32. Ky ri e e le i son!

33. Ky ri e e le i son!

34. Ky ri e e le i son!

35. Ky ri e e le i son!

36 37 38 39 40 41

*i s. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son.*

son. Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son!

Detailed description: This block contains the first line of musical notation, measures 36 through 41. The music is written on a single staff with a bass clef and a key signature of one flat (B-flat). The melody consists of quarter and eighth notes, with some rests. The lyrics are written below the staff, with some words like 'i s.' and 'Ky-ri-e' appearing above the notes. The lyrics are: 'son. Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son.'

42 43 44 45 46 47

*le i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son.*

ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son!

Detailed description: This block contains the second line of musical notation, measures 42 through 47. The music continues on the same staff with a bass clef and one flat. The melody features more complex rhythmic patterns, including sixteenth notes and eighth notes. The lyrics are: 'ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son!'. Measure 45 has a 'Ky' written above the note.

48 49 50 51 52 53 54

*Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son. Ky-ri-e e-le-i-son.*

-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son!

Detailed description: This block contains the third line of musical notation, measures 48 through 54. The music is written on a single staff with a treble clef and a key signature of one flat. The melody continues with quarter and eighth notes. The lyrics are: '-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son! Ky-ri-e e-le-i-son!'. The piece concludes with a double bar line and repeat signs.

Fig. XXVIII.

Allegro.

Homilius.

1

2

3

4

5

Denn bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te, daß man dich fürch- te. Denn bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te, daß man dich fürch- te.

6

7

8

9

10

ge- bung, daß man dich fürch- te, daß man dich fürch- te. Denn bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te, daß man dich fürch- te. Bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te. Bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te.

11

12

13

14

15

ge- bung, daß man dich fürch- te. Denn bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te. Bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te. Denn bei dir ist die Ver- ge- bung, daß man dich fürch- te.







ROTANOX  
oczyszczanie  
XII 2015



**CZ.R.33.40**  
**43009**

ELBLĄG